JLLUSTRIRTE CULTUR-GESCHICHTE

VON

KARL FAULMANN.

ILLUSTRIRTE

CULTURGESCHICHTE.

ILLUSTRIRTE

CULTURGESCHICHTE

FÜR

LESER ALLER STÄNDE

VON

KARL FAULMANN

PROFESSOR DER STENOGRAPHIE, RITTER DES KGL. BAYER. VERDIENSTORDENS VOM H. MICHAEL,

BESITZER ZWEIER VERDIENST-MEDAILLEN DER WIENER WELTAUSSTELLUNG.

MIT 14 TAFELN IN FARBENDRUCK,

4 FACSIMILE-BEILAGEN

UND 279 IN DEN TEXT GEDRUCKTEN ILLUSTRATIONEN.

WIEN. PEST. LEIPZIG.

A. HARTLEBEN'S VERLAG.

1881.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Vorrede.

Die vorliegende Arbeit besitzt Eigenarten, welche einer vorläufigen Erörterung bedürfen. Der Fachmann wird im ersten Theile die üblichen Berichte über die Resultate der prähistorischen Forschungen vermissen, welche den Stolz der europäischen Gelehrten bilden. Ohne dieselben gering zu schätzen, kann doch darauf hingewiesen werden, dass diese Funde wenig anderes zu Tage gefördert haben, als aus der Geschichte des Alterthums bekannt und bei minder cultivirten Völkern noch vorhanden ist, aber die prähistorischen Forschungen haben uns eine bessere Würdigung der Sitten und Gebräuche minder cultivirter Völker gegeben, und indem wir diese mit jenen verbinden, flössen wir den ausgegrabenen Schädeln, Waffen und Geräthschaften der Vorzeit das fehlende Leben ein und sind erst so in der Lage, uns ein richtiges Bild von der Culturentwicklung zu verschaffen. In diesem Sinne hat der Verfasser es unternommen, die Resultate der vergleichenden Anthropologie, insbesondere gestützt auf Prof. Dr. Friedrich Müller's Ethnographie, für die Culturgeschichte nutzbringend zu verwerthen.

Eine zweite Bereicherung der Culturgeschichte hat der Verfasser in den Sagen, Bildern und Symbolen der Vorzeit zu finden geglaubt. Er ging dabei von der Annahme aus, dass die Phantasie nur auf concreter Grundlage aufbaut. Concrete Gegenstände können durch die Einbildungskraft verschönert, verzerrt und zu nebelhaften Schatten aufgelöst werden, aber stets steckt in der phantastischen Hülle ein concreter Kern. Von diesem Standpunkte aus wird man die Mythen weder blindgläubig als historische Wahrheiten verehren, noch sie als leere Phantasiegebilde verachten, sondern der denkende Forscher wird streben, auf dem Wege der Vergleichung den historischen Kern zu finden, der in ihnen verborgen ist.

Die Capitel, welche die Geschichte Aegyptens, Indiens, Babylons und Griechenlands behandeln, dürften beweisen, dass auf diesem Wege das Dunkel gelichtet werden kann, welches auf der ältesten Geschichte der Culturvölker ruht. Treten hierbei Thatsachen hervor, welche vermuthen lassen, dass die Cultur, ob sie nun am Nil, am Hoañ-ho, am Euphrat, Ganges oder Mississippi

zur Blüthe gedieh, einheitlichen Ursprungs ist, so wird das Denjenigen nicht befremden, der der Meinung ist, dass alles Bestehende auf einfachen Elementen beruht, und nur Jene werden sich dagegen sträuben, welche die grosse Regelmässigkeit des Weltalls fortwährend durch willkürliche Eingriffe gestört wissen wollen.

War aber die Einheit der menschlichen Cultur das Ergebniss dieser Forschungen, so musste auch die Bedeutung des Juden- und Griechenthums, welche Jahrhunderte hindurch überschätzt wurden, weil die Ueberlieferungen anderer Culturvölker in Europa unbekannt waren, auf ein richtiges Mass zurückgeführt werden. Darum nimmt im vorliegenden Werke die Culturgeschichte Europas nur den vierten Theil ein, während in anderen Geschichtswerken das umgekehrte Verhältniss besteht. Dabei mussten Einzelheiten übergangen werden, welche der Verfasser für minder wesentlich hielt und die er gerne der Harmonie seines Werkes opferte, indem er darauf verzichtete, breitspurig dort zu sein, wo die Fülle der Nachrichten die Arbeit des Geschichtsschreibers erleichtert, aber auch die Geduld der Leser auf eine harte Probe stellt.

Text und Illustrationen dürften Zeugniss geben, dass der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes ein ernstes Studium vorausgegangen ist und der Verfasser aus den besten deutschen, französischen und englischen Quellen geschöpft hat. Ein Anhang von Citaten musste unterbleiben, weil das sorgfältig ausgearbeitete Register einen grossen Umfang angenommen hat und dieses für Leser, welche Vergleichungen anstellen wollen, eine willkommnere Beigabe sein dürfte.

Was die Tendenz des Werkes anbelangt, so gesteht der Verfasser, dass er nur seine subjective Meinung hier niedergelegt hat; es ist ihm von jeher unerfindlich gewesen, wie sich Jemand seines Ichs entäussern könne, und die sich als objectiv ausgebenden Geschichtswerke waren nicht geeignet, ihn zur Nachahmung zu verlocken; er überlässt es Anderen, Verirrungen des Menschengeistes zu beschönigen, welche der Rechtssinn verdammt. Andererseits hat eine reiche Lebenserfahrung ihn abgehalten, vordringlich mit seinem Urtheil zu sein, er hat sich lieber begnügt, Thatsachen zu constatiren und es dem Leser überlassen, Folgerungen daraus zu ziehen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Theil.

Die Entwicklung der Cultur im Allgemeinen.

Zweiter Theil.

Culturgeschichte der einzelnen Länder.

Einschaltung der Tafeln und Facsimiles.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 98 Fig. 62 muss es heissen: Monbuttu-König Munsa.
Seite 502 Fig. 249 muss es heissen: Harfe, Kithara und Lyra.

Einleitung.

Culturgeschichte ist die Geschichte der Erfindungen des Menschengeschlechtes, die Untersuchung der Mittel, deren sich der Mensch im Kampfe um das Dasein bediente, und welche ihm ermöglichten, die furchtbaren Erdrevolutionen, in denen viel stärkere Thiere der Vorwelt den Untergang fanden, zu überdauern, sich über die ganze Erde auszubreiten, ebenso den Fieberdünsten der heissen Länder wie der dünnen Luft der Gebirge zu widerstehen und in den cultivirtesten Ländern sich in einer Kopfzahl zu vermehren, für welche nur die sorgsamste Ausbeutung aller Naturschätze und Naturkräfte die Lebensbedingung bietet.

Was der Mensch ist, ist er durch sich selbst geworden, die Natur hat ihn nicht bevorzugt; nur gezwungen ward diese dem Menschen dienstbar, der die Wälder ausrodete, die Sümpfe austrocknete und in fruchtbares Ackerland verwandelte, aus unbedeutenden Gräsern wohlschmeckende Nahrung zu bereiten, Früchte zu veredeln, Thiere zu zähmen wusste und tief in den Erdboden eindrang, um ihm seine Schätze zu entreissen. Die Natur bot dem Menschen dürftige Schlupfwinkel, die Cultur machte ihn zum Herrn der Erde.

Im Grunde genommen, ist die Culturgeschichte eine Naturgeschichte. Die Anpassung an die sich ändernden Bedingungen des Lebens, welche bei den Thieren durch körperliche Veränderungen stattfand und dadurch die Verschiedenheiten der Arten erzeugte, äusserte sich zwar in solcher Weise bei dem Menschen nur einmal, als er von der Pflanzennahrung zur Fleischnahrung überging und aus dem Anthropoides der Mensch wurde, dessen körperliche Eigenschaften unter allen Zonen und unter den verschiedensten Culturverhältnissen nie die gemeinsame Abstammung verleugnen; aber die Verschiedenheit der Lebensweise, welche der Mensch mit Hilfe der von ihm

erfundenen Werkzeuge führt, ist nicht geringer als die, welche Wasser- und Landthiere durch ihre Körperveränderungen sich aneigneten, und der Unterschied zwischen Thieren und Menschen besteht insbesondere darin, dass der Mensch als Gattung alle Kräfte der Natur sich dienstbar macht, während die Thiere nur einzelne Fähigkeiten sich aneigneten und ausbildeten, weshalb auch der Naturforscher, wenn er den Körperbau eines Thieres beschrieben hat, nur Weniges über dessen Lebensweise hinzuzufügen braucht.

Bei Menschen auf niedriger Culturstufe, welche in einer Stammesgemeinschaft leben, die sich von dem Heerdenleben der Thiere wenig unterscheidet, ist die Naturbeschreibung des Menschen nicht viel reichhaltiger als bei den Thieren, es tritt dann die Beschreibung der Bewaffnung, der Wohnung, der Hausgeräthe und der wenigen geistigen Ideen hinzu; aber bei den höchsten Culturstufen, wo Menschen der verschiedensten Beschäftigung sich im Staatenleben vereinigen, umfasst die Beschreibung der Lebensweise die ganze Natur, denn die persönliche Intelligenz des Menschen, die ihn über jedes Thier erhebt, vertausendfacht sich mittelst der von dem Menschen erfundenen Sprache und Schrift und der gemeinsamen Arbeit von Millionen.

Die Segnungen der Cultur, welche im Laufe von ungezählten Jahrtausenden die Generationen der Menschen aufgehäuft haben, sind zu gross, als dass der einzelne Mensch sie zu verwerthen vermöchte, er begnügt sich daher nur mit einzelnen Stückchen dieses Erbtheiles, und allerdings muss man gestehen, dass er selbst diese nicht immer nützlich verwendet, sehr oft sogar zum Schaden seines Körpers und Geistes missbraucht, so dass viele Bewohner der culturreichsten Länder ein unglücklicheres Dasein führen, als die Wilden, welche das magere Erbtheil ihrer Väter besser verwenden.

Es wäre jedoch nichts unrichtiger, als die Cultur deshalb gering zu achten, weil sie nicht nützlich verwendet wird. Der Arme und Kranke ist in Culturländern besser situirt als der Arme und Kranke bei den Wilden, denn die Menschenliebe, welche die schönste Blüthe der Cultur ist, lässt den Armen nicht verhungern und pflegt in Kranken- und Siechenhäusern die Gebrechlichen, während der abergläubische Wilde den Kranken flieht und seinem Schicksale überlässt. Der Wilde vertrinkt an einem Tage oft das Erträgniss eines Jahres, um dann die übrige Zeit mit den Seinen die bitterste Noth zu leiden, und was das Hungern betrifft, so übertrifft der Wilde den europäischen Proletarier durch die Uebung, welche die grössere Noth

erzeugte. Selbst der Stachel des Neides ist dem Wilden nicht erspart, und die fetten Heerden des Kaffern werden von dem' Buschmann mit denselben Gefühlen betrachtet wie das Haus des Millionärs von dem europäischen Armen, nur wird der Letztere, wenn er stiehlt oder raubt, mit Gefängniss, der Buschmann aber mit dem Tode bestraft.

Ferne von jener prahlerischen Ueberhebung, welche Goethe dem beschränkten Geiste des Wagner zuschreibt:

Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht,

und welche uns so oft in den Berichten einseitig urtheilender Missionäre entgegentreten, die den Wilden statt der Civilisation unverstandene religiöse Lehren bringen, können wir uns umsomehr des materiellen und geistigen Erbes unserer Vorfahren von ganzem Herzen freuen, je mehr wir die Geschichte der Cultur verfolgen und den Unterschied kennen, der zwischen Uncultur und Cultur besteht.

„Das Erstaunen, welches ich empfand, als ich zuerst eine Truppe Feuerländer an einer wilden zerklüfteten Küste sah, werde ich niemals vergessen, denn der Gedanke schoss mir sofort durch den Sinn: so waren unsere Vorfahren. Diese Menschen waren absolut nackt und mit Farbe bedeckt, ihr langes Haar war verschlungen, ihr Mund vor Aufregung begeifert und ihr Ausdruck wild, verwundert und misstrauisch. Sie besassen kaum irgend welche Kunstfertigkeit und lebten wie wilde Thiere von dem, was sie fangen konnten. Sie hatten keine Regierung und waren gegen Jeden, der nicht von ihrem Stamme war, ohne Erbarmen." (Darwin.)

Die Entwicklung der Cultur zu schildern, die historischen Thatsachen festzustellen, welche den Uebergang von der Rohheit dieser wilden Völker zur jetzigen Gesittung bilden, ist keine leichte Aufgabe, und die bisherigen Culturgeschichten haben sich begnügt, nur leichte Streiflichter in die sogenannte prähistorische Zeit zu werfen; selbst Werke, welche sich speciell mit den „Anfängen der Cultur" beschäftigen, geben nur unvollkommene Auskunft. Auch der Verfasser des vorliegenden Werkes kann sich nicht rühmen, das Dunkel der grauen Vorzeit lichten zu können; so weit jedoch sein redliches Bemühen, die Entwicklung der Cultur aus den Lebensbedingungen der Menschen in verschiedenen Zeitepochen, aus den in den Mythen erhaltenen geistigen Anschauungen oder aus der Uebereinstimmung in Sitten, Gebräuchen und Werkzeugen der in gleichen Verhältnissen lebenden, räumlich oft

geschiedenen Völker pragmatisch zu verfolgen, Resultate geliefert hat, welche eine klarere Einsicht in den Entwicklungsgang der Menschheit gewähren, glaubte er sich berechtigt, an der grossen Arbeit der Aufklärung theilzunehmen, indem er die Früchte seiner Studien veröffentlicht, zumal ihm die Verlagshandlung die ausgiebigste Verwendung eines Lehrmittels gestattete, welches den bisherigen Culturgeschichten meist fehlt, nämlich die Illustration.

Das einzige Mittel, die Verhältnisse der grauen Vorzeit uns lebendig vor das Auge zu führen, ist die Vergleichung. So wie jene Wilden, welche Darwin schildert, waren unsere Vorfahren; das beweisen die Waffen und Geräthschaften der Menschen aus der Steinzeit, welche die Geologen aus ihren vieltausendjährigen Gräbern zutage gefördert haben, denn es sind dieselben Steinwaffen, deren sich noch gegenwärtig die Menschen der niedersten Culturstufe bedienen, dieselben Knochensplitter, die sie zu Pfeilen verwenden, dieselben rohen Geschirre, welche sie ohne Töpferscheibe mit der Hand anfertigen. Stimmen aber Geräthschaften und Waffen der Vorzeit mit denen der jetzigen Wilden überein, so lässt sich auch schliessen, dass die Sitten und Gebräuche dieselben geblieben sind. Wenn wir in den Berichten der Geologen von riesigen Thieren der Vorzeit lesen, welche Zeitgenossen und Feinde oder Jagdbeute der Menschen waren, und dagegen die plumpen Steinwaffen und die primitiven Pfeile betrachten, welche die Menschen der Steinzeit besassen, so könnten wir uns keine Vorstellung machen, wie der Mensch siegreich aus dem Kampfe mit diesen Bestien hervorgehen konnte, wenn nicht die Jagdweise der jetzigen wilden Völker dieses Räthsel lösen würde.

In Gegenden, wo die Lebensbedingungen sich nicht oder nur wenig verändert haben, ist der Mensch auf der früheren Stufe der Cultur stehen geblieben oder nur wenig fortgeschritten, in anderen Gegenden, wo er nicht nur mit der Natur, sondern auch mit Menschen um die Existenz kämpfen musste, ist der Fortschritt im grössten Umfange eingetreten; zwischen diesen beiden Extremen finden sich eine grosse Menge Uebergangsstufen. Von der untersten Culturstufe bis zur höchsten durchzieht das Menschengeschlecht weniger das Streben nach Fortschritt als das natürliche Gefühl der Trägheit, welches nur durch Naturereignisse, durch das Drängen anderer Menschen oder durch eigene Leidenschaften erschüttert wird, und welches am stärksten bei Jenen hervortritt, die sich in angenehmen Lebensverhältnissen befinden und von einer Veränderung keinen besonderen Vortheil zu erwarten haben.

Diese Stetigkeit inmitten des Wechsels liefert vieles und wichtiges Material für die Culturforschung, denn wie erratische Blöcke sind in unserem Culturleben eine Menge Sitten, Anschauungen und Ausdrücke übrig geblieben, welche an eine frühere andere Cultur erinnern.

Selbst in den Werkzeugen hat sich diese Stabilität erhalten, obgleich gerade auf diesem Felde der Scharfsinn industrieller Kreise in der Verbesserung schöne Triumphe gefeiert hat; man hat die Zahl der Werkzeuge vermehrt, aber die alten nicht beseitigt, höchstens das Material verändert. Unser Beil hat dieselbe Form wie das der Wilden und wie sie die Bilder der alten Pharaonengräber zeigen, nur verwendet man statt des Steines das leichter zu bearbeitende und billigere Eisen; dass aber dieses Werkzeug sich so lange in gleicher Form erhalten konnte, beweist die Zweckmässigkeit seiner Form. Dieselbe ist nicht von der Natur geschaffen, und mit Recht bemerkt Lenormant: „Aus Feuerstein jene schwerfälligen Aexte anzufertigen, die uns jetzt die Sandschichten aus den Fluthenanschwellungen wieder zustellen, war zu Anfang der Menschheit weit mehr Scharfsinn erforderlich, als wir heutzutage zur Anfertigung der künstlichsten und sinnreichsten Maschinen anwenden müssen."

Man kann noch weiter gehen und behaupten, dass manche unserer sinnreichen Maschinen nicht bestehen würden, wenn nicht die einfachen Instrumente erfunden worden wären, deren Verbesserung sie sind. Alle Erfindungen beruhen zwar auf Nachahmung, aber diese beruht auf der Beobachtung, und es giebt viele Vorgänge im Naturleben, an denen wir täglich achtlos vorübergehen.

Man nimmt gewöhnlich an, das Bedürfniss führe den Menschen von selbst zur Erfindung; aber der Affe fühlt ebenso den Hunger als der Mensch, und dennoch ist es ihm nie eingefallen, von der Pflanzennahrung zur Fleischnahrung überzugehen, er stirbt vor Hunger, wenn ihm seine gewohnte Nahrung fehlt; es war eine Erfindung des Menschen, sich in Ermanglung von Früchten mit den Leibern der Thiere zu nähren. Ebenso geht der nordamerikanische Jagdindianer eher zugrunde, als dass er sich dem Ackerbau anbequemen würde, welchen der europäische Abkömmling vor seinen Augen mit dem grössten Nutzen betreibt. Fruchtlos verhallten die einsichtsvollen Worte des Häuptlings der Missisars an sein Volk: „Seht ihr nicht, dass die Weissen von Körnern, wir aber vom Fleische leben? dass das Fleisch mehr

als 30 Monde braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist, dass jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? dass das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, es zu haschen? dass die Körner da, wo die weissen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? dass der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, insofern die Jäger sich nicht entschliessen, zu säen.“ Die Fischervölker der asiatischen Nordküste denken nicht daran, das auch ihre Gegenden in Heerden durchziehende Renthier zu züchten wie die nomadischen Lappen und andere Renthier-Nomaden, sie schiessen so viele Thiere, als sie können, nieder, schwelgen einige Zeit im Ueberflusse, um dann wieder zu hungern und im vereisten Winter mit Mühe und Gefahr die Seethiere zu jagen. In Rom machte sich zur Kaiserzeit das Bedürfniss des Buchdruckes viel mehr geltend als zur Zeit Gutenberg's, und doch kam kein Römer auf diese Idee, man wusste die Vervielfältigung von Büchern nicht anders herzustellen als durch Abschreiben mittelst Sklaven.

Alle Erfindungen entspringen daher der schöpferischen Geistesthätigkeit einzelner Menschen, welche mitunter ihren Zeitgenossen so sehr an Einsicht überlegen sind, dass selbst die wohlthätigsten Erfindungen anfangs auf Widerspruch stossen und erst langsam ihren Nutzen zur Geltung bringen können. Statt vieler Beispiele sei nur darauf hingewiesen, dass im Anfange dieses Jahrhunderts die Einführung von Eisenbahnen auf grossen Widerstand stiess und selbst diese höchst realistische Idee verlacht und verspottet wurde, während heutzutage die Eisenbahnen unter anderem das Mittel sind, jenen periodischen Hungerjahren vorzubeugen, die in früherer Zeit so viel Elend hervorgerufen haben.

Hat eine Erfindung ihren Nutzen bewiesen, dann freilich geht den Kurzsichtigen ein Licht auf, aber dann urtheilen sie sofort, es sei nichts selbstverständlicher als diese Erfindung gewesen, und so findet man die Erfindung der Sprache, der Schrift, der Waffen, der Kleidung, der Wohnung u. s. w., Alles so selbstverständlich, als seien die Menschen im Schlafe auf

dergleichen verfallen. Es hat aber keiner dieser Ueberweisen je in seinem Leben ein Wort, einen Buchstaben, ein Instrument oder dergleichen erfunden.

Uebrigens sind die alten Erfinder keineswegs so unbekannt, als man gemeinhin glaubt; wir finden sie vielmehr als Götter hochgefeiert, und wenn uns diese Götterbilder auch so dunkel entgegentreten, dass man nicht unterscheiden kann, wo der Mensch aufhört und eine abstracte Idee anfängt, so ist der Kern derselben doch unzweifelhaft menschlich, denn es giebt keine abstracte Idee, welche nicht eine reale Grundlage hat, wir können nur begreifen, was wir mit Händen fassen. Die Götterbilder der Alten sind Hieroglyphen, welche noch keineswegs völlig ergründet sind, und ihre Mythen sind Räthsel, welche meist noch der richtigen Lösung harren; auch in dieser Beziehung liebt es die moderne Wissenschaft, vornehm darüber hinwegzuschreiten, obgleich die Frage nahe liegt, ob sie nicht Edelsteine für bunte Kiesel hält.

Noch in einer andern Beziehung bieten diese Mythen und Bilder Interesse. In der grossen Rumpelkammer, welche wir das Heidenthum nennen, liegt in wüstem Durcheinander eine Menge von Religionen, von denen jede einzelne einst blühte und herrschte. Wie aus den Trümmern der alten Tempel die Menschen ihre Häuser bauten, so haben auch jüngere Generationen alte Ueberlieferungen zu Bausteinen ihrer Theogonien verwendet; aber wenn man dabei die alten Götter so deutete, wie sie eben in das neue System passten, wenn dabei manches Missverständniss unterlief, so hat auf der andern Seite die oben erwähnte Stetigkeit der Nachahmung die äussere Erscheinung getreu erhalten, und so erzählen noch heute diese Bilder und Mythen von Völkern und Culturstufen, welche weit hinter denjenigen liegen, aus welchen sie überliefert sind. In dieser Hinsicht bieten sie ein werthvolles Material für die vergleichende Culturgeschichte, wenn sie ohne Rücksicht auf die mystische Deutung der Priester als reale Gegenstände aufgefasst und mit Culturerscheinungen verglichen werden.

Der Natur des Gegenstandes entsprechend, zerfällt dieses Werk in zwei Theile. Der erste behandelt die Entwicklung der Cultur im allgemeinen, die Entstehung der Jagd, des Fischfanges, des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, sowie die damit verbundenen Erfindungen und geistigen Anschauungen; er umfasst die sociale Entwicklung vom Einzelleben bis zur Staatenbildung, die Entstehung der Volksschichten, aus denen die moderne Gesell-

schaft besteht, und das Leben jener Völker, für welche es keine Geschichte giebt, deren Generationen leben und sterben, ohne auch nur eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen.

Der zweite Theil behandelt die Entwicklung der Cultur bei den Völkern, welche Spuren ihrer Arbeit und ihres Strebens hinterlassen haben, welche somit eine Specialgeschichte besitzen. Die Verfolgung dieser Spuren führt uns durch alle Theile der Erde; wir sehen die Cultur bis zu einem gewissen Grade aufblühen und absterben, wie die Menschen emporwachsen und sterben. So blühte die Cultur in Amerika bei den Mexikanern und in Peru, in Afrika bei den Aegyptern, in Asien bei den Chinesen, Babyloniern, Persern, Indern, Arabern, in Europa bei den Griechen und Römern, deren Erbtheil die germanischen Völker angetreten und so hoch entwickelt haben, dass ihre Cultur den Erdkreis beherrscht.

Der von vornherein festgesetzte Umfang gestattet dem Verfasser dieses Werkes nicht, den Gegenstand in gleicher Ausführlichkeit wie frühere Werke zu behandeln; indem er sich aber deshalb auf die Hauptmomente der Cultur beschränken musste, glaubt er darin nicht einen Nachtheil, sondern einen Vortheil seines Werkes zu finden, denn für den Nutzen eines Werkes entscheidet nicht die Fülle des Materials, sondern das Bleibende, welches es im Gedächtnisse des Lesers zurücklässt, und in dieser Beziehung wirken Kürze und Uebersichtlichkeit mehr als die minutiöse Breite.

ERSTER THEIL.

DIE ENTWICKLUNG DER CULTUR IM ALLGEMEINEN.

Im Garten Eden.

Im Anfange, erzählt die Bibel, lebten die Menschen friedlich von den Früchten der Bäume im Garten Eden, welches Wort auf deutsch „Annehmlichkeit, Wonne“ bedeutet und später durch den persischen Namen Paradies ersetzt wurde, welches einen Baumgarten oder Thiergarten bedeutet.

Noch gegenwärtig leben auf den Inseln der südlichen Meere die Menschen fast ausschliesslich von der Kokosnuss, der Brodbaumfrucht und anderen Früchten, welche die Natur von selbst hervorbringt, und welche in Fülle zu geniessen, nur die Nachpflanzung solcher Fruchtbäume genügt. Diese Menschen sind unbelästigt von den wilden Thieren, welche das tropische Festland bewohnen, und in Folge ihres ruhigen Lebens sanfter und friedlicher Natur.

Angesichts dieser Thatsachen drängt sich die Frage auf, ob die biblische Sage wirklich auf realen Verhältnissen beruht, ob die Menschen der Urzeit ein friedliches Völkchen waren, welches durch äussere oder innere Ursachen verwilderte? In dieser Beziehung ist die Thatsache von Wichtigkeit, dass die Menschen in keinem Theile der Erde ohne den Besitz von Waffen vorgefunden wurden, dass aber der Waffen niemals Menschen bedurften, welche von jeher sich von Pflanzenkost nährten. Gesetzt den Fall, dass es jemals Menschen gegeben habe, welche sich in der paradiesischen Weise der Bibel nährten, so dürfte doch irgend eine Insel, welche fern von dem Völkerverkehre liegt, ihnen einen Schutzwinkel für ihre Existenz gewährt haben, wie wir thatsächlich Völker der untersten Culturstufe mit den primitivsten Waffen, welche die älteste Steinzeit aufweist, vorfinden. Aber so wie die ältesten Spuren der Menschen, welche sich in den Erdschichten der tertiären Periode vorfinden, auf Fleischfresser hinweisen, so deuten auch die Waffen der Südsee-Insulaner darauf hin, dass sie früher die Fleischnahrung hatten, und wir sind daher zu dem Schlusse berechtigt, dass wohl die thierischen Vorfahren der Menschen.

wie gegenwärtig noch die Affen, sich von Pflanzenkost nährten, dass aber der Mensch vom Anfange an ein Raubthier war.

Wir dürfen demnach annehmen, dass die biblische Sage keine reale Grundlage hat, woferne sie nicht in dem bekannten Sündenfall auf die Menschwerdung anspielt. Im letzteren Falle wäre sie nur eine Wiederholung der bei wilden Völkern häufigen Anschauung, dass Affen Menschen seien, welche nicht sprechen, um nicht arbeiten zu müssen, wie denn auch der Fluch, welcher über Adam ausgesprochen wird, sich auf die Arbeit bezieht: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brod essen!“ Zu der Zeit, als die Adam-Sage der Bibel entstand, lebten die Philosophen des Ackerbaues, welche darüber nachgrübelten, wie es komme, dass die Nässe die Frucht schädige, die Dürre die Pflanzen vor der Reife welke, ein Hagelschlag die beste Ernte vernichte u. s. w., und sie kamen zu dem Schlusse, dass ein Fluch auf dem Ackerbaue liege, weil der Mensch die Erde entblösst und sie gezwungen habe, Früchte zu tragen. Der Ackerbauer beneidete den Hirten auf dem Felde, den Jäger im Walde, er kannte nicht die versöhnenden Worte Gellert's:

Geniesse, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Auf den Ackerbauer weist auch die Idee hin, dass Gott den Menschen aus Lehm geformt habe, eine Idee, welche auch in Aegypten vorkommt, wo Ptah die Glieder des Osiris auf der Töpferscheibe formt, und in Griechenland, wo Prometheus die Menschen aus Thon und Wasser geformt haben soll.

Dagegen passt trefflich die Schilderung des Urzustandes der Menschen: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämeten sich nicht.“ Noch gegenwärtig giebt es Völker, welche nackt gehen, wie die Botokuden Brasiliens, von denen Figur 1 eine Abbildung liefert, wie sie einen Fluss an einem aus Lianen gedrehten Strick durchschreiten, wobei das Wasser verhüllt, was sonst das Feigenblatt zu bedecken berufen ist; ferner sind die Australneger nackend, in Afrika die Schilluk, Denka, Bari und noch manche Stämme des Innern, während die Berta nicht das Geschlecht, sondern nur das Hintertheil mit Leder oder Pelz bedecken, andere nacktgehende Schwarze sowie Australneger ein Fellstück über die Schultern hängen, denn das Charakteristische ist nicht die Nacktheit, sondern der Mangel an Scham.

Zu der Zeit, wo die Adam-Sage entstand, war die Nacktheit noch mehr verbreitet; auf den ägyptischen Bildern der Pharaonengräber sehen wir nackte

Fig. 1. Botokuden (nach Schlobach).

Sklaven beim Ackerbau, beim Fischfang und bei der Viehzucht, ebenso liefert eine altgriechische Vase des Töpfers Nikosthenes mehrere Darstellungen alt-

Fig. 2. Aeltester Ackerbau in Griechenland.

griechischer Lebensweise, wobei die Ackerknechte ebenfalls nackt dargestellt werden, wie Figur 2 zeigt. Diese Darstellung ist insoferne gleichen Styls mit den altägyptischen Bildern, als aus mangelnder Kenntniss der Perspective Figuren übereinander gestellt wurden, die sich in Wirklichkeit nebeneinander befanden, wie das genäschige Reh, welches den ausgestreuten Samen fressen will, und der andere, Thiere abwehrende Knecht. Daraus, dass hier nackte Knechte den Ackerbau treiben, folgt nicht, dass Ackerbauer nackt gingen, der Ackerbau wurde von bekleideten Männern eingeführt, deren einer hier die Knechte beaufsichtigt. Diese hatten die nackten Ureinwohner unterworfen und zu Sklaven gemacht, sie mussten also, wenn sie auch nicht mehr selbst ackerten, doch die dieser Arbeit ungewohnten Sklaven beaufsichtigen, damit dieselben die Arbeit richtig ausführten. Man kann als Grundsatz aufstellen, dass nackte Völker sich nicht freiwillig mit Ackerbau beschäftigen; die nackten Australneger wie die nackten Botokuden sind Jäger und letztere unterscheiden sich wesentlich von den ackerbautreibenden Indianern. Freilich könnte die Nacktheit der Sklaven auf obigem Bilde auch dem alten Gebrauche zuzuschreiben sein, die Sklaven ohne Kleider zu lassen, wie es bei Jesaias (20, 3) heisst: „Also wird der König von Assyrien hintreiben das gefangene Aegypten und vertriebene Mohrenland, beides, jung und alt, nackend und barfuss, mit blosser Scham zu Schanden Aegyptens“; aber wenn darin eine Demüthigung lag, so konnte sie doch nur den Sinn haben, dass man Kriegsgefangene, welche oft aus edlen Familien stammten, auch äusserlich den niedrigsten Menschen gleichstellte. Thatsache ist, dass auf den ägyptischen Bildern nicht alle Sklaven unbekleidet sind, manche sich sogar durch Verschiedenheit selbst

der primitivsten Tracht unterscheiden, woraus doch hervorgeht, dass hier wenigstens Nacktheit nicht das Zeichen der Sklaverei, sondern eine nationale Eigenthümlichkeit der betreffenden Sklaven war.

Die Nacktheit ist auch keineswegs Folge des heissen Klimas, im Gegentheile ist eine leichte luftige Kleidung ein guter Schutz gegen die Hitze, und die Berber der Sahara sind nicht nur völlig bekleidet, sondern geradezu vermummt, während ihre Vorfahren nur einen Mantel trugen; wir finden ferner in heissen Ländern von Wilden sogar mehrere Kleider übereinander getragen, um Luxus zu zeigen. Die Nacktheit ist ein Ueberrest eines alten Naturzustandes, jene beharrende Gewohnheit, die selbst den in einem kalten Lande wohnenden Schotten die Beinkleider verschmähen lässt, welche der germanische Stamm der Angelsachsen in England eingeführt hat.

Ebenso ist die Nacktheit der Götter, der wir in alten Bildern und Sculpturen häufig begegnen, in den wenigsten Fällen Hieroglyphe, in den meisten ein Ueberrest des menschlichen Urzustandes. Das Muster der Schamlosigkeit ist der Gott Khem der alten Aegypter, dessen Bild wir in Figur 3 nur so weit geben, als der Anstand zulässt; es war der Gott der Fruchtbarkeit und der Gartengewächse, eigentlich der Gott der wildwachsenden Früchte, in einer jüngeren Form (Fig. 4) der Gott des Ackerbaues, aber als solcher bekleidet mit einem dreieckigen Schurze, den auch ägyptische Könige trugen und der, wie es scheint, den Sonnenaufgang darstellt.

Fig. 3. Khem.

Fig. 4. Khem.

Die Hieroglyphe dieses Gottes ist —•— mit dem Lautwerthe *u* und *χm* und der Bedeutung „das Allerheiligste“. Auf *u* weist auch das Kreuz × (ägyptisch *u*, althebräisch *thau*) hin, welches Figur 3 auf der Brust trägt, es ist der Knoten, das Symbol der Fruchtbarkeit, welches aber auch im feindlichen Sinne die Befruchtung hindern konnte. Hebräisch ist er der Gott חם *Kham*, d. h. „heiss, das Südland“, der Name Aegyptens und der Sohn Noah's, der über die Blösse seines Vaters spottete (יצחק *isχak* oder Isaak „der Spötter“,

die lachende Sonne, ist die zweite Person in der Trilogie: Abraham, Isaak, Jakob). Figur 3 zeigt die Federkrone des Jägers, Figur 4 die kegelförmige Mütze, welche Aehnlichkeit mit einer Getreidegarbe hat; als Gott mit der Federkrone ist er Amon, der Gott des Graswuchses und das unterirdische zeugende Princip, dessen verhüllte Gestalt übrigens nichts Anderes als die rohe Herme war, die in Figur 3 nur mehr Gestalt hat. Auf die übrigen Symbole dieses Gottes werden wir noch zu sprechen kommen, nur so viel sei hier bemerkt, dass er dem Sinne nach der indische Śiwa ist.

In dieser Beziehung entspricht ihm der Gomad-Iśwara, ein absolut nackter Gott in Karnara (Fig. 5); *gomad* heisst „der Kühe besitzende“, *iśwara* bedeutet „der Herrscher, der Eigenthümer, der Herr“, und ist ein Titel des Śiwa. Während aber der Name dieses Gottes arisch ist, deuten sein Kraushaar und die absolute Nacktheit auf nicht-arischen Ursprung hin, es ist also jedenfalls ein Gott und Ebenbild der Ureinwohner Gegenstand der Verehrung der arischen Völker geworden, wie ja auch Indra, Varuna und Agni durch Brahma, Wischnu und Śiwa verdrängt worden sind; der Agni (Feuer) der Vedas ist das hebräische איש *iš* „Mann“, אש *eš* „Feuer“, der Adam der jüdischen Sage; der Stamm *iś* des Namens *Iśwara* bedeutet wie der ganze Name „Herr, Eigenthümer“ und dürfte mit dem hebräischen *iš* „Mann“ verwandt sein.

Fig. 5. Gomad-Iśwara.

Dieser Gomad-Iśwara oder Kühe besitzende Gott ist der Apollon der Griechen (Fig. 7), dem Hermes (Fig. 6) die Rinder stiehlt; beide Götter waren ursprünglich identisch, denn Hermes gilt wie Apollon als Erfinder der Lyra; Hermes aber als der Rinderstehlende ist die reine Personification der Jägervölker, wie z. B. des Buschmannes, der ohne jeglichen Begriff von Eigenthum dem Kaffer die Rinder stiehlt, indem er meint, derselbe bedürfe deren nicht, sonst hätte er sie nach Buschmann-Art selbst gefressen.

Fig. 6. Hermes.

Fig. 7. Apollon.

Charakteristisch ist, dass nach der Sage Hermes als Kind in der Wiege die Lyra erfindet und die Rinder stiehlt, woraus klar hervorgeht, dass beides in die graueste Vorzeit versetzt wurde. Bekanntlich waren auch die Hermen schamlose Symbole in der Art des ägyptischen Khem.

Fig. 8. Mars.

Von den sonstigen nackten Göttern sei noch der römische Mars, griechisch Ares, hervorgehoben, der um den nackten Körper eine Feldbinde trägt; dieselbe ist der Stärkegürtel des nordischen Thor, sie erinnert aber auch an den Riemen, mit welchem der Buschmann seinen Magen zuschnürt, wenn er hungern muss. Diesen selben Gürtel finden wir auch bei den jungfräulichen Göttinnen, wie bei den Hottentoten-Mädchen; die Phantasie mochte ihn mit der Milchstrasse am heitern (nackten) Himmel vergleichen, aber ursprünglich war er sicher ein banales menschliches Werkzeug. Mars, der nur an Kampf, Leichen und Todesröcheln sich ergötzt, dessen Schwester die Zwietracht, dessen Kinder Grauen und Schrecken sind und der darum den olympischen Göttern verhasst war, ist so recht eigentlich das Ideal eines Wilden, und dies erklärt allein, warum die bepanzerten Krieger einen nackten Gott als Schützer verehrten. Dass man diesem Gotte die schöne, aber gleichfalls nackte Aphrodite zum Weibe gab, mahnt unter anderem an die Liebeskämpfe der Thiere, wo das Weibchen dem Sieger im Kampfe zufällt, sowie an die Sitte mancher wilden Völker, wo alte Krieger sich junge und hübsche Mädchen zu Weibern nehmen, während junge Krieger sich mit älteren Weibern begnügen müssen, bis auch sie Ehre und Gut genug erworben haben, um sich an jungen Dirnen erfreuen zu können.

Wir werden auf den Ursprung und die Bedeutung dieser Götterbilder noch zurückkommen, hier sei nur darauf hingewiesen, dass ihre Nacktheit im Gegensatze zu den bekleideten Göttern ihr hohes Alterthum verräth, dass aber ihre Attribute keineswegs auf eine paradiesische Pflanzenkost schliessen lassen.

Erweist sich in Bezug auf die Nacktheit eine Idee der Adam-Sage als zutreffend, so dürfte die Frage entstehen, warum nicht alle Ideen derselben zutreffend seien. Um dieses zu erörtern, ist es nothwendig, einen Blick auf den Ursprung der Sagen überhaupt zu werfen.

Eine der herrlichsten Dichtungen der Neuzeit ist Schiller's „Tell" Schiller dürfte die Schweizer Erzählung von Tell's Apfelschuss, von einem Felsensprunge u. s. w. als wahr angenommen haben; die neueren Forschungen haben aber ergeben, dass die ganze Geschichte von Tell und seinem Knaben eine Sage war, die sich auf ein altes Lied von dem Apfelschuss gründete. Diese Idee reicht zurück in die alte germanische Vorzeit, wo Eigil der Schütz denselben Apfelschuss unternahm. Von diesem Eigil wird erzählt, dass er mit einem Federhemde zu fliegen versucht habe, aber dabei herabgestürzt sei, er lehnt sich daher an den Ikaros der Griechen, wie sein Bruder Wieland (altnordisch Völundr) der Schmied, der das Federkleid erfand, an Dädalos und dadurch an die Hephaistos-Mythe an. Tell, der Schweizer Bauer, ist also durch die Kritik um seine Existenz gekommen; aber eine uralte Sage vom Apfelschuss ist durch Schiller's Schauspiel im deutschen Volke wieder lebendig geworden.

Das Nibelungenlied scheint eine Geschichte aus der Zeit des Hunnenkönigs Etzel zu enthalten; aber der unbesiegbare Held Siegfried, der Sigurd der nordischen Sage, der nur an der Schulter verwundbar ist wie der griechische Achilles an der Ferse, ist unverkennbar der Sonnengott, der als Baldur von dem Mistelzweige getödtet wird.

In allen diesen Sagen werden alte Ideen von Dichtern neu gestaltet, und so liegt auch der Erzählung von Adam und Eva eine alte Sage zu Grunde, welche nichts von ihrem Werthe verliert, wenn einzelne Züge derselben, welche die Bearbeiter eingefügt haben, sich nicht als zutreffend erweisen. Die ganze Genesis ist eine Reihe von Sagen, von denen viele mit einander in gar keinem Zusammenhange standen, ja, sich widersprechen, wie die Erzählung von der Erschaffung des Menschen im ersten und zweiten Capitel. Diese Sagen wurden später redigirt und gewaltsam in einen Zusammenhang gebracht, nicht von einem Betrüger, sondern von einem gelehrten Priester, der im besten Glauben handelte, etwas Nützliches zu leisten.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Sagen, bevor sie das jetzige prosaische Gewand erhielten, Lieder waren, bei denen die Kürze des Ausdrucks der Auslegung den grössten Spielraum bot. Noch gegenwärtig ist ein Spiel mit Worten zu bemerken, welches ein hohes Alterthum verräth, z. B. „Es ging auf (אד *ed*) ein Nebel auf der Erde und feuchtete alles Land (אדמה *adama*). Und Gott der Herr machte den Menschen (אדם *adam*) aus Erdenstaub (עפר *aphar*

Staub) und blies (יפח *yiphaχ*) in seine Nase (אפיו *aphiu*) den lebendigen Odem“ u. s. w. Ferner „Und sie waren beide nackend (ערומים *arummim*) — Und die Schlange war listiger“ (ערום *orum*, denn „nackt“ und „listig“ waren ursprünglich gleichbedeutend, wie der nackte Hermes der Gott der List und der schlaue Jakob glatt von Leibe war). Die Poesie, welche diese Sage schuf, scheint die assonirende gewesen zu sein, jene Epoche der Wortbiegung und Wortbildung, welche mit mächtigem Streben das Knochengerüste der Sprache schuf, die noch ungelenke Zunge im Wohllaute und den Geist in Vergleichungen übte. Da tritt ארץ *ares̱* „die Erde“ neben אדמה *adama* „Erde“ auf, עפר *aphar* „Staub“ schliesst sich an פוח *puaχ* „blasen“, dieses an אף *aph* „Nase“, dieses an נפש *nepheš* „Athem, Leben“, dieses an נשמה *nešma* „Hauch, Seele“, dieses an אדם *adam* „Mensch“ an, אד schloss sich an אדון *adon* „Herr“ in dem Sinne wie der ägyptische Gott Khem aufgefasst wird, daraus entstand עד *eden* „die Wollust“ und עד *ed* „die Fortdauer, die Ewigkeit“, עדו *iddan* „die Zeit“, die unendliche Zeit, in der es keine Unterscheidung gab, auch nicht zwischen Gut und Böse. Wenn wir den Sinn der Sage richtig auffassen, so lehrte sie, dass die Menschen ursprünglich in einem rohen Zustande gelebt hätten, wo sie den Unterschied zwischen Gut und Böse so wenig kannten, als den Unterschied in der Zeit oder überhaupt einen Unterschied. Hieran schliesst sich die Sage von dem Sündenfall, die mit der griechischen Prometheus-Sage zusammenhängt.

In dieser Beziehung bietet eine atheniensische Münze grosses Interesse, weil sie, obgleich den Griechen die Sage von Adam und Eva in biblischer Form nicht bekannt gewesen zu sein scheint, doch, wie die Abbildung (Fig. 9) zeigt, eine vollständige Illustration zur biblischen Sage bietet. Wir sehen in der Mitte der Münze einen Baum, in dessen Zweigen die Eule, das Symbol der Weisheit, sitzt, und der dadurch als Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen symbolisirt ist. Um den Baum schlängelt sich die Schlange wie um den Stab des Hermes. Links steht ein Mann genau in der Haltung des ägyptischen Khem, rechts steht Pallas-Athene, allerdings nicht nackend wie die Eva der Bibel, aber wir wissen, dass das Weib als Artemis nicht nur nackend, sondern, vom Aktäon im Bade überrascht, das sich schämende Weib war. Artemis als Göttin der Jagd war unzweifelhaft ursprünglich

Fig. 9. Griechische Münze.

identisch mit der Pallas-Athene, der Göttin des Krieges, erst später unterschied man letztere als Sonnengöttin von der ersteren als Mondgöttin. Neben Adam, dem Rothen, der Sonne, war Chava (Eva) die aus der Rippe Gebildete, der Mond.

Dass wir es bei der vorliegenden Münze nicht mit einem Einfalle irgend eines Künstlers zu thun haben, dafür sprechen mehrere Sagen, welche mit dieser Darstellung in Verbindung stehen. So stritten sich Poseidon und Athene um den Besitz von Attika; Zeus, als Schiedsrichter erwählt, erklärte das Land Demjenigen als Eigenthum, der das beste Geschenk liefere; Poseidon schenkte den Brunnen und das Ross, Athene den Oelbaum, und dieser wurde Attika zuerkannt. Die obige Münze soll Poseidon und Athene darstellen. Eine andere Sage meldet, ein verbannter Grieche fragte das Orakel, wo er sich niederlassen solle, dasselbe antwortete: dort, wo er einen Mann von einem Weibe geschwängert sehen würde. An der Küste Italiens sah er einen wilden Feigenbaum von einer Rebe umwunden und hielt dies für den Ort. Auch diese Sage deutet auf die obige Darstellung. Aber keine griechische Sage deutet dieselbe vollständiger aus, als die biblische Geschichte von Adam und Eva.

Fig. 10. Abraxas.

Auf einer Abraxas-Gemme finden wir die obigen Figuren in Einer vereint, nur hat die Eule dem Hahnenkopf Platz gemacht, aber die eine Hand trägt den Schild der Athene mit dem Namen IAΩ das ist der hebräische יהוה Jehovah, die andere die Geissel, wie der ägyptische Gott Khem, die Füsse bilden zwei Schlangen. Die Idee des Abraxas ist uralt. sie kommt schon in der Geschichte Josef's vor, der Ab-rek genannt wird. Dieses Wort ist verschieden gedeutet worden, wahrscheinlich war es von Haus aus vieldeutig. Wenn es als gleichbedeutend mit הברך *habrek* „beuget die Knie“ gedeutet wird, so spricht dafür auch die Bedeutung *berek* „Gott anrufen, preisen“ oder ברק *baraq* „der Blitz“. Vor dem Blitze warf man sich auf die Erde, wie vor dem Samum in der Wüste und wie vor dem König oder seinem allmächtigen Minister. Als Schutzmittel gegen Blitzschlag trug man die Abraxas-Gemmen, und dasselbe scheint die griechische Inschrift ΔA IAAM anzudeuten. IAΩ, in der Keilschrift *u*, zugleich die Ziffer 10 ist der Horus der Aegypter, der gleichfalls die Ziffer 10 bedeutet, der die Blitze tragende Adler des Zeus und als „rother Hahn“ das Wildfeuer.

Bei den Griechen war dieser Gott mit den Schlangenfüssen der Erechtheus oder Erichthon, dessen Vater Hephaistos, dessen bedingungsweise Mutter Pallas-Athene war, er war das angeschwemmte Land Attika, denn dieses hiess: *Erechtheos gaia,* und sein Bild stand im Tempel der Athene auf der Akropolis zu Athen. Die Schlangenfüsse sind auch vieldeutig: bei dem Donnergotte sind sie die Blitze, das Feuer, bei dem Baume sind sie die Wurzeln; als letzteres sind sie es, welche bei den Ueberschwemmungen den von den Bergen herabströmenden Schlamm aufhielten und die Grundlage des Ackerbaues bilden, die hebräische *adama,* die Erde. Hephaistos, der Vater des Erechtheus, war identisch mit Prometheus, der, weil er die Keuschheit der Athene antastete, an den Fels Kaukasus angeschmiedet wurde, er zeugte aber nicht nur ohne Pallas den Erechtheus, sondern auch mit der Pallas den Apollon, den Kain der Bibel, oder vielmehr, da Kain die Lanze ist wie Mars, so waren Hephaistos und Pallas so viel wie Zeus und Hera, die Eltern des Mars. Ganz analog schuf Prometheus die Menschen aus Thon und holte ihnen das Feuer vom Himmel, wie Jehovah Elohim den Adam aus Erde formte und ihm den lebendigen Odem einbliess.

Dieselbe Figur finden wir ferner bei Aeon, ursprünglich das Menschenalter, dann der Gott der unendlichen Zeit (Fig. 11); derselbe hat die Eule auf dem Haupte, die Füsse mit Schlangen umwunden, an den Schultern Flügel, wie Hermes an den Füssen, zwischen den Händen den Blitz, zu Füssen den Hermesstab und den Hahn. Dieser Aeon ist der Zeitbaum der nordischen Sage, in dessen Zweigen der Adler nistet, dessen Wurzeln von Schlangen benagt wurden und an welchen das rothe Eichhörnchen wie der Blitz auf und nieder läuft.

Fig. 11. Aeon.

Alle diese Bilder und Sagen weisen auf ein grosses Räthsel hin, welches wohl auch den Ueberlieferern dieser Sagen nicht recht klar war, nämlich auf die Gewinnung des Feuers durch die Menschen. Thatsache ist, dass das Feuer allen Menschen, auch den uncultivirtesten, bekannt ist; der Australneger trägt auf seinen Reisen das brennende Holz mit sich herum und pflanzt es am Abend vor der Thüre seiner Hütte auf; die Buschmänner erzeugen das Feuer durch Reibung. Wir sehen auf Figur 12, wie ein Buschmann ein Stück Holz quirlartig in einem anderen dreht und der daneben sitzende die glimmenden Stückchen sammelt, um sie zu Flammen anzublasen. Das

Fig. 12. Buschmänner, Feuer bereitend.

Gleiche scheinen die Wilden (Priester können diese nackten Menschen kaum sein) auf Figur 13 zu thun, welche Zeichnung einem mexikanischen Manuscripte entnommen ist. Der Aeon (Fig. 11) scheint ebenfalls das Feuer durch Reiben von zwei Hölzern zu entzünden. Aber nach der Sage hat Prometheus das Feuer vom Himmel gestohlen, und hierauf scheint sich die ägyptische Sage zu beziehen, welche Diodor erzählt, dass Hephaistos einen Baum durch den Blitz entzünden und dadurch einen Wald in Brand gerathen sah; Hephaistos habe sich, da es Winter und kalt war, der Wärme des Feuers gefreut, und wenn es nachlassen wollte, durch Hinzuwerfen von Holz die Flammen genährt, auch die Menschen herbeigerufen, damit sie ihren Antheil an dem Nutzen nähmen, der durch ihn gefunden worden sei. Betrachten wir den erhobenen Arm des Adam (Fig. 9), so scheint es wirklich der Arm des Zeus zu sein, der in den Himmel greift, um den Blitz zu holen; dasselbe zeigt die Figur des ägyptischen Khem (Fig. 3), und wenn die Figur über dessen Arme auch eine Geissel darstellt, so muss diese Figur, da man eine Geissel in der Hand und nicht über derselben hält, früher eine andere, nämlich der Blitz gewesen sein. Da die Bäume den Blitz anziehen, so erklärt sich nicht nur die Gestalt des Baumes auf Figur 9, sondern überhaupt die Heiligkeit der Bäume, wie z. B. der Donar-Eiche (hebräisch ist אלה *alah* „verehren, erschrecken", *ala* „schwören", *ela* die Terebinthe, überhaupt ein grosser starker Baum, *elah* aramäisch Gott, der Singular des hebräischen אלהים *elohim*) sämmtliche Figuren deuten auf die Hieroglyphe des [Hieroglyphe] *khem* oder *min* respective *Amon*, des schaffenden Feuergottes.

Fig. 13. Mexikanische Feuerbereitung.

Hatte ein Mensch wirklich den Muth besessen, einen brennenden Baumast davon zu tragen, so hatte er in die Rechte der Gottheit eingegriffen, dem Himmel das Feuer entwendet, aber zugleich den Menschen einen grossen Dienst erwiesen, er hatte das Feuer erfunden. Die Nacht hatte ihre ausschliessliche Herrschaft verloren, auch im Geiste der Menschen, und die Götter konnten sagen „Adam ist geworden wie unser einer“. Dieser Feuerdiebstahl wurde übrigens nicht einmal, sondern öfter begangen. Als die Menschen den Acker zu bebauen angefangen hatten, bedurften sie des Regens; sehnsüchtig sahen sie die Wolken (die Kühe) am Himmel dahinziehen, ohne dass sie ihre Wasser entluden. Da dachten sie an Mittel, den Blitz auf die Erde zu locken und die Gewitterwolken zur Entladung zu bringen; aus Erfahrung wussten sie, dass hohe Gegenstände den Blitz anziehen, und so stellten sie Pallas-Athenen mit hohem Speer auf die Spitze der Akropolis zu Athen, um den Blitz anzulocken. So stahl Hermes mit dem von Schlangen umzüngelten Stabe die Kühe des Apollo. Sonderbar ist es aber, dass wir einen solchen Blitzanzieher in Aegypten finden, in dem regenlosen Lande, von dem es schon im fünften Buche Mosis heisst: „Denn das Land, da du hinkommst, es einzunehmen, ist nicht wie Aegypterland, davon ihr ausgezogen seid, da du deinen Samen säen und selbst tränken musstest, wie einen Kohlgarten, sondern es hat Berge und Auen, die der Regen vom Himmel tränken muss“, es ist dies ein Beweis, dass der Gott Khem nicht in Aegypten entstanden ist, sondern von auswärts importirt wurde, worauf er allerdings etwas von seinem ursprünglichen Charakter verlor und statt des Blitzes die Geissel über die Hand erhielt.

Diese Geissel war ursprünglich die Figur 𐤂 oder Λ *gimel,* der Himmel, und die ausgestreckte Hand die Erde; nach der Ansicht der Alten war das Gewitter die Vereinigung von Himmel und Erde, die sich nach ihrer Ansicht wie Mann und Weib vereinigten, und Khem ist als ᛏ der nordische Tyr, Zios, Zeus, der „einarmige“ Gott, genau wie ihn die nordische Sage schildert. Das ist der Sündenfall Nr. 2, der Verlust der Unschuld.

Die Anfertigung von Waffen muss später andere Methoden der Feuergewinnung zutage gefördert haben, denn die Idee des buschmännischen Holzbohrers finden wir in der nordischen Sage, wo die Götter die Menschen aus den Bäumen schufen, den Mann aus dem harten Holze der Esche und die Frau aus dem weichen Holze der Ulme, denn diese beiden Hölzer gerieben, gaben das Feuer. Nach der persischen Sage erfand Huscheng das Feuer, als

Fig. 14. Hämmernde Aegypter.

er mit einem Steine nach einer Schlange warf, der Stein auf einen andern fiel und Funken entlockte. In noch grösserer Stärke musste das Funkensprühen hervortreten, wenn in der Weise, wie Figur 14 zeigt, mit einfachen Kieselsteinen Waffen aus Feuerstein oder Meteoreisen gehämmert wurden. Dieses taktmässige Schlagen, welches sich bei den Schmieden bis auf den heutigen Tag erhalten hat, erklärt uns die Bearbeitung so harter Stoffe mit den primitivsten Werkzeugen.

Aber diese künstliche Erzeugung des Feuers wäre kaum möglich gewesen, wenn der Mensch nicht früher das Feuer benützen gelernt hätte, und daher bietet die Sage, dass die Menschen das himmlische Feuer des Blitzes entwendet hätten, die grösste Wahrscheinlichkeit. Prometheus, der an den Fels gefesselt ist, Loki, der gleichfalls angeschmiedet ist, sind das Feuer, welches von den Menschen in Höhlen gehütet wurde, dass es nicht den Wald und sie selbst verbrenne; von ihm nahm der Adler täglich nur so viel, als zur Tagesnothdurft diente; auch ist der sich krümmende Loki das unterirdische Erdfeuer, welches die Erdbeben hervorruft und in den Vulkanen sich kund giebt. Um das Feuer fortwährend brennend zu erhalten, bedurfte es aber einer Wachsamkeit, welche mit den Gewohnheiten der Wilden wenig im Einklange steht, und in der tropischen Regenzeit, welche mit ihrer Feuchte selbst in die Höhlen dringt, war die Erhaltung noch schwerer. Der Mensch begrüsste daher jede Wärme, welche durch Reibung erzeugt wurde, jeden Funken, um ihn zur Flamme zu erheben. Die künstliche Feuerbereitung war ein Culturfortschritt, mochte die Bereitung noch so mühsam sein.

Dieses Feuer war dem Menschen der erste Gott, den er als Wetterstrahl fürchtete, als wärmendes Element suchte; dieses Feuer wohnte im

menschlichen Körper, denn Lodhur (das Feuer) gab dem Menschen Leben und blühende Farbe, es wohnte als Lebenselement in jedem Thiere, wie in den Bäumen und in den Steinen, welche deshalb verehrt wurden.

Der Wind hatte den Menschen gelehrt, das Feuer anzufachen; der Mensch blies die glimmenden Stückchen zur Flamme, und hierdurch war er genöthigt, seinem Munde eine Form zu geben, welche derselbe sonst nicht hatte. Die natürliche Form des Mundes sind die weit offen stehenden Lippen, welche bei den Botokuden durch eingeklemmte Holzstücke noch mehr verzerrt werden; der Name des indischen Affengottes Hanuman bedeutet „Grossmaul“; der ägyptische Khem hat den Mund offen, dieser offene Mund konnte ein Gebrüll hervorbringen, die Laute ΙΑΩ, aber nicht die artikulirte Sprache. Die blasenden Lippen waren die erste Uebung des Mundes in Hervorbringung bestimmter Laute, sie bildeten den Laut *fi*, mit welchem die Karenen den Gott bezeichnen, der als Fieber sie überfällt und sie mit der Vermuthung erfüllt, sie hätten eine Schlange in ihrem Körper; der Laut *fe* war die erste nordische Rune, der Laut *f* die ägyptische Schlange 𓆑, der Laut פ bedeutet im Hebräischen den Mund. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mit dem Feuer die zweite grosse Erfindung der Menschen, die Sprache, in Verbindung bringen.

Allerdings geht die biblische Sage zu weit, wenn sie den Adam alle Thiere mit Namen belegen lässt, und offenbar beruht auch diese Stelle auf einem Missverständnisse, denn sie ist zwischen die Schöpfung des Weibes so gewaltsam eingeschoben, dass sie diese Erzählung in ganz unmotivirter Weise auseinander reisst. Wahrscheinlich war ursprünglich gemeint, dass der Mensch sich vom Thiere „unterscheiden“ und geschlechtlich nur mit seinesgleichen verkehren solle, denn sehr bezeichnend heisst es darauf: „aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre“, worauf das Weib geschaffen wurde.

Die Sprache ist nicht so vom Himmel gefallen, dass der erste Mensch ohneweiters den Thieren Namen geben konnte, auch ist die Sprache aus wenigen Wurzeln aufgebaut, und es konnte daher ursprünglich von einer genauen Unterscheidung nicht die Rede sein. In der That zählt die Adam-Sage auch nicht einzelne Thiere auf, sondern nur *bhema* „Vieh“, *χaya* „Thier“ und *oph* „Vogel“, *χaya* ist das Leben der Erde, griechisch *γαια*, der Vogel ist die Luft, und beide einen sich in dem Begriffe des Lebens. Um

die Thiere nennen zu können, musste die Sprache schon sehr ausgebildet sein, denn es ist Thatsache, dass nur die wenigsten Thiere die Namen von ihrer Stimme haben, fast alle Namen sind beschreibend, z. B. heisst im Hebräischen der Adler *nešer* „der Rupfende", die Ameise *nemala* „die Abfressende", der Bär *dob* „der Schleichende", die Biene *debora* „die Regiererin", der Blutegel *ǎluqa* „der sich Anhängende", der Bock *ǎtud* „der Kampflustige", *s̱ephir* „der Hüpfende", *śoir* „der Harige", *thaiš* „das Männchen", *gedi* „der Glückliche", der Büffel *reem* „der Gehörnte", die Fledermaus *ǎṯallek* „die im Finstern Fliegende" oder *tinšemeth* „der Geist", die Eidechse *anaqa* „die Aechzende", *letaa* „die sich Verbergende", *s̱ab* „die Schleichende", *śemamim* „die Giftige", der Esel *athon* „der kurze Schritt Machende", *χamor* „der Röthliche oder Brünstige", *ǎir* „der Hitzige", *pere* „der Schnelle" (was in Bezug auf die orientalischen Esel richtig ist), die Eule *kus* „die sich Verbergende", der Fisch *dag* „der sich Vermehrende", der Floh *parosch* „der Fliehende", der Frosch *s̱epharded* „der Sumpfhüpfer", der Wurm *rimma* „der aus Fäulniss Entstehende" oder *šeres̱* „der Kriechende", der Habicht *nes̱* „der Kriegerische", der Hase *arnebeth* „der Sprossenfresser", die Heuschrecke *arebbe* „die Häufige", *geb* „die aus der Erde Hervorkriechende", der Hirsch *ayyal* „der Voreilende", die Hornisse *s̱irǎ* „die Stechende", der Igel *qippod* „der sich Zusammenziehende", das Kameel *gamal* „das Bucklige", die Kleidermotte *sus* „die sich Anheftende", der Kranich *ǎgur* „der Zurückkehrende" u. s. w.

Auch die Sanskritwurzeln sind meist verbale Formen, die eine vieldeutige Thätigkeit ausdrücken; die Keilschriftzeichen haben meist eine abstracte Grundbedeutung wie die ägyptischen Hieroglyphen, bei welch letzteren mehr die Figuren den Begriff specialisiren, als der Begriff die Figur. Alles dies deutet darauf hin, dass die Sprache sich nicht als Schallnachahmung entwickelte, sondern als Begriffsausdehnung. Was die Hand unterschied, als hart oder weich, hoch oder niedrig, kalt oder warm, dafür gab der Mund den Laut. Ursprünglich gab es nur wenige Laute, wie es wenig Begriffe gab, und hierbei kam es leicht vor, dass bei der Unbestimmtheit der Begriffe Eines für das Andere genommen wurde.

Ich habe in meiner „Illustrirten Geschichte der Schrift" dies eingehend behandelt, hier konnte nur so weit darauf eingegangen werden, als zur Erklärung der Mythen nothwendig ist, und um den Verdacht abzuweisen, als werde

denselben etwas untergelegt, was nicht darin enthalten sei. Namen sind freilich schwer zu erklären, namentlich wenn sie aus fremden Sprachen stammen; so ist z. B. Hekuba, die Gemahlin des Königs Priamus, offenbar הקבה *haqoba* „das Weib“, Priamos (wahrscheinlich פרי־עם *priam* „der Fruchtbare“; er hatte 50 Söhne und פרי bedeutet auch „Nachkommen“) verwandt mit Priapos, dem Gott der Weingärten; Zeus ist die Schlange, ägyptisch *ts,* ausgestreckt der Blitz, zusammengezogen die Ewigkeit; Hera ist der Himmel, ägyptisch und *hr* „der Regen“, auch Horus der Sperber, im Nordischen *har* „hehr“, hoch, erhaben; Hermes oder Hermeias ist der *hor mes* der „bildende“ Gott, ägyptisch *mes* „bilden, gebären, hervorbringen“ (ursprünglich die „Mitte“), daher seine Mutter Maia oder Maias, deshalb ist er aber, wie der nordische Loki, der unter der Erde gebar, weil er der Gott der Wurzelfrüchte ist, ein mehr weibliches als männliches Wesen, und diesen Widerstreit glaubte man am besten zu lösen, indem man ihn zwiegeschlechtig dachte; ähnlich ist auch Mars als Ares die Eris, die Zwietracht, als Eros die Liebe, als Mors der Tod, ganz wie in der Bibel steht: „ihr werdet des Todes sterben“, und die Schlange antwortete: „ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern eure Augen werden aufgethan und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“. Zum grossen Theil ist die Mythologie, sowohl die griechische wie die hebräische, die indische wie die ägyptische, Etymologie; man hatte Namen überkommen, welche man zu erklären suchte, so gut es ging, und diese Erklärungen wurden Erzählungen.

Aber nicht nur Namen, auch Bilder hatte man geerbt, denn die Kunst des Zeichnens ist, wie die Ausgrabungen aus der Steinzeit beweisen, uralt. Lubbock erzählt: „Die frühesten Spuren der Kunst, welche bis jetzt entdeckt wurden, gehören der Steinzeit an, einer so entfernten Zeit, dass das Renthier im Süden Frankreichs zahlreich auftrat, und dass wahrscheinlich, obgleich über diesen Punkt noch einige Zweifel herrschen, selbst das Mammuth noch nicht ganz verschwunden war. Diese Werke der Kunst

Fig. 15. Bild aus der Steinzeit.

sind manchmal Sculpturen, wenn man so sagen darf, und manchmal Zeichnungen und Radirungen auf Knochen oder Hörnern, mittelst der Spitze eines Feuersteines. Sie sind von besonderem Interesse, sowohl als die ältesten bekannten Werke der Kunst, älter als irgend eine ägyptische Statue oder irgend ein assyrisches Monument, und auch, obgleich so alt, zeigen sie wirklich beträchtliche Geschicklichkeit. Es ist z. B. ein gewisser Geist in der beigefügten

Fig. 16. Bild aus der Steinzeit.

Gruppe von Renthieren (Fig. 15); das Mammuth (Fig. 16), obgleich weniger künstlich, ist vielleicht noch interessanter. Es ist auf ein Stück Mammuthknochen eingekratzt, und wurde in der Höhle La Madeleine in der Dordogne gefunden. Es ist bemerkenswerth, dass, während wir in der Steinzeit so schöne Zeichnungen von Thieren finden, in den jüngeren Schichten des Steinalters und während des Bronzealters sie fast gänzlich fehlen."

Es ist dies jedenfalls ein Beweis, dass verschiedene Völker in Europa im Zeitenlaufe auf einander folgten. Die Bronzezeit weist statt der Figuren Schnörkel auf, wie die neuseeländischen Tatuirungen künstlicher sind als die neuholländische Hautbemalung.

Die mexikanischen Manuscripte bestehen, wie Figur 13 zeigt, nur aus Bildern und Namen, jeder Text fehlt; der Mann in der Mitte heisst „Haus", der Mann rechts „Gesicht", das Zeichen bei dem Manne links ist unklar. Aufgabe des Priesters war es, diese Bilder zu erklären, seine Erklärung wurde die Mythe, und so dürften aus Bildern und mündlichen Ueberlieferungen alle Mythen entstanden sein.

Im Urwalde.

Mit Ausnahme der Eskimos, welche das getrocknete Fleisch meist roh verzehren, pflegen alle Menschen, auch die wildesten, das Fleisch der Thiere am Feuer zu braten oder wenigstens zu rösten. Es scheint somit der Ursprung des Fleischessens bei den Menschen mit der Erfindung des Feuers zusammenzuhängen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass bei Gelegenheit eines Waldbrandes verbrannte Thiere vom Menschen gefunden und derselbe, vom Geruch des gebratenen Fleisches angeregt, dasselbe gekostet und wohlschmeckend befunden habe. Mit dem Geschmack kam ihm der Appetit und er wurde Jäger.

Diese Vermuthung beruht nicht etwa auf einer Scheu vor der Annahme, die Menschen hätten wie die Bestien des Waldes die Thiere lebendig zerrissen und gefressen; die Rohheit der Menschen selbst auf höherer Culturstufe hat Schrecklicheres zutage gefördert, als dass man sich vor irgend etwas entsetzen könnte, was die Lebensweise unserer Vorfahren betrifft; wurde doch den Menschen in Mexiko lebendig das Herz aus dem Leibe geschnitten, um daraus zu wahrsagen, und die nordische Sage hat Züge, welche beweisen, dass diese Sitte auch in Skandinavien heimisch war; die obige Vermuthung ist einzig ein Versuch, den Uebergang des Menschen von der Pflanzennahrung zur Fleischnahrung, sowie den Umstand zu erklären, dass sich die Wilden überhaupt die Mühe nehmen, das Fleisch der Thiere zu rösten.

Die Jagd war eine neue Geistesanregung, welche den Menschen auf den Weg der Erfindungen führte. Zur Zeit, wo die Menschen zuerst Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, in der tertiären Periode, war die Temperatur der Erde eine höhere als gegenwärtig; bis zum Polarkreis war das damals wahrscheinlich ausgedehntere Festland mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt, deren frische Vegetation ungefähr der unserer gemässigten Landstriche gleichkam. Aus dieser Periode wurden in den Departements Loiret und Loire-et-Cher in Frankreich einzelne roh und meist in Form von Schabeisen bearbeitete Feuersteine gefunden; in der nächst höheren Ablagerung, in den Sandgruben

von Orléanais wies Bourgeois das Vorhandensein von bearbeiteten Feuersteinen, sowie die wohlerhaltenen Spuren eines Herdes und einiger irdener Scherben nach. In der folgenden Schichte endlich entdeckte der nämliche Gelehrte und sein Freund und Mitarbeiter Abbé Delaunay bei Pouancé das an das Ufer des Falun-Meeres gespülte Skelet einer Cetacee, an welcher die umwohnenden Wilden, gleich den heutigen Eingebornen Australiens, mit Gier sich gesättigt und zahlreiche Spuren von Einschnitten auf den einzelnen Knochen zurückgelassen hatten, die von den steinernen Werkzeugen herrührten, deren sie sich zum Entfleischen des Gerippes bedienten. Als Illustration dieser Schilderung vergleiche man den auf Figur 12 rechts sitzenden Buschmann, welcher beschäftigt ist, einen abgenagten Knochen mit einem Stein zu zerschlagen, theils um das Mark auszusaugen, theils um Knochensplitter zu Pfeilen zu gewinnen. Dergleichen zerschlagene Knochen sind in den Schichten der Steinzeit unverkennbare Spuren des Vorhandenseins von Menschen.

War in der tertiären Periode das Land mit dichtem Urwald bedeckt, so ist anzunehmen, dass derselbe eben so arm an essbaren Früchten war, wie der jetzige Urwald in Südamerika, da die dichten Laubkronen der Bäume den zum Entstehen schmackhafter Früchte nothwendigen Sonnenschein nicht durchlassen. „Ein Hauptschmuck unserer Wälder“, bemerkt Bates über Brasilien, „die Blumen und Blüthen, fehlen dem Urwald. Orchideen kommen hier sehr wenig vor. Die Mehrzahl der Waldbäume hat kleine und unscheinbare Blüthen. Daher sind auch die auf Blüthen lebenden Insecten im Walde selten.“ Tschudi erzählt von seinem einjährigen Leben im Urwalde: „Die Hauptbeschäftigung war die Jagd, denn die essbaren Früchte der Wälder werden vor ihrer vollkommenen Reife von den Affen, Beutelthieren, Papageien und Waldhühnern oder von unzähligen Insecten verzehrt oder ungeniessbar gemacht. Auch die Jagd ist wenig ergiebig, in grösserer Anzahl beisammen findet selbst der geräusch- und lautlos heranschleichende farbige Jäger selten sein Wild. Die Jagd stockt fast ganz in der Regenzeit, während welcher sich die Thiere in ihre sicheren Höhlen, die Vögel in ihre geschützten Nester zurückgezogen haben; hier ersetzen dann die Fische den Ausfall an der Tafel, und gerade die regnerischen und trübsten Nächte sind für den Fischfang die günstigsten. Wo auch diese fehlten, blieb dem Naturforscher nichts übrig als die schwerverdauliche Stachelfrucht des Omero, welche sich gleich über der Wurzel entwickelt und in mehreren Fächern eine gallertartige

unschmackhafte graue Masse enthält, welche, wenn sie erstarrt, sehr hart wird und im Handel unter dem Namen des vegetabilischen Elfenbeines vorkommt."

Freilich besitzt der Wilde etwas mehr Auswahl an Speisen als der Culturmensch, da er alles Thierische bis zum niedrigsten, welches auf der Erde, an den Bäumen oder auf seinem eigenen Körper kriecht, ohne Ekel verzehrt, und doch stimmen die Berichte aller Reisenden überein, dass die Wilden viel Hunger leiden und manchmal eine Woche hungern müssen. War aber die Jagd ergiebig, so vermag der Wilde sich für die Fastenzeit in einer Weise zu entschädigen, welche dem Europäer Erstaunen einflösst; etwas für die Zeit der Noth aufzuheben, daran denkt der Wilde nicht, der nur für die Gegenwart lebt, für den es kein Gestern und kein Morgen giebt.

So wenig aber auch der Wilde zu anhaltender Geistesarbeit fähig ist, so wäre es doch unrichtig, ihn als blöde zu denken; sein Geistesleben umfasst einen sehr kleinen Kreis, aber innerhalb desselben hat sich dasselbe auf das schärfste entwickelt. Mit dem Affen hat er die aufmerksame Beobachtung und die geschickte Nachahmung gemein; die Thiere, welche seine Beute oder seine Feinde sind, kennt er bezüglich ihrer Lebensweise auf das genaueste und weiss sie geschickt nachzuahmen; sein Körper ist durch stete Uebung gelenk und flink, der Buschmann vermag sich in einen Knäuel zusammen zu rollen und in einem kleinen Strauch zu verstecken, wovon er auch den Namen hat; mit den Affen klettern die Wilden um die Wette auf den Bäumen herum, und ein in dieser Weise jagender Aeta-Stamm auf den Philippinen ist von einer Affenschaar kaum zu unterscheiden. Der Buschmann versteht es, die Strausse zu beschleichen und zu täuschen, dass sie den Jäger kaum merken, wenn schon mehrere Stücke getroffen am Boden liegen; in ähnlicher Weise jagt der Australneger das Emu, der nordamerikanische Indianer den Hirsch, der Eskimo den Seehund. Der Buschmann schleicht zum Lager des Löwen und wirft ihm blitzschnell seine Decke, welche er um die Schulter trägt und die ihm Kleid und Bett ist, über den Kopf, während die Genossen den verdutzten König der Thiere mit ihren vergifteten Pfeilen tödten. Fritsch erzählt, dass die Buschmänner den Löwen für den Jäger aufjagen und ihn in dessen Schussbereich zu treiben verstehen. Ebensowenig fürchten dieselben die Schlangen. Sie stacheln dieselben bis zur höchsten Wuth, um sie möglichst viel und wirksam Gift abscheiden zu lassen, und tödten sie dann nach

ihrem Gefallen. „Es liest sich so etwas ganz behaglich," fährt Fritsch fort, „aber wer die Wildheit, Kraft und Behendigkeit vieler der gefährlichen Schlangen in der Nähe kennen gelernt hat, weiss, es ist keine Kleinigkeit, eine beim Schwanze zu ergreifen und den nackten Fuss ihr in den Nacken zu setzen, wie es der Buschmann thut. Ich selbst war Zeuge, dass eine Frau dieses Stammes eine fünf Fuss lange *Cobra capella*, die sie an einem Wasser antraf, beim Schwanze ergriff und unverletzt herbeibrachte, obgleich die Schlange sich mächtig bäumte, um die Frau von der Seite zu fassen."

Fig. 17. Krišna.

Ein gleicher Zug findet sich in der Adam-Sage, wo es im Fluche heisst: „Du wirst ihr (der Schlange) den Kopf zertreten und sie wird dich in die Ferse stechen." Dieselbe Stellung finden wir bei dem indischen Krišna (Fig. 17), dem schwarzen Gotte Altindiens. Bekanntlich war Indien durch seine Schlangenbändiger berühmt.

Diese Todesverachtung kann nicht überraschen; der Mensch gewöhnt sich an die Gefahr, wie der Soldat im Kugelregen nicht weicht. Das Leben des Buschmanns und des Wilden überhaupt wäre nicht möglich, wenn die Furcht seinen Arm zittern machte; er muss stets sein Leben einsetzen, um sich vor dem Verhungern zu schützen; hier ist der Kampf um's Dasein in seiner nacktesten Form.

Betrachten wir nun die Waffen, deren sich die Wilden der untersten Culturstufe und dem entsprechend die ersten Menschen bedienten, so ist eine der einfachsten aber merkwürdigsten der Bumerang der Australneger (Fig. 18). Scherzer erzählt in der Novara-Reise: „Wir forderten die uns umstehenden Eingebornen auf, den Bumerang oder Kilie zu schleudern, und waren nicht wenig erstaunt zu sehen, dass kein einziger der schon ziemlich civilisirten schwarzen Natursöhne dieses berühmte Wurfgeschoss mit sich führte, sondern dasselbe erst aus dem Knieholze eines benachbarten Baumstammes geschnitzt werden musste. Indess war diese halbmondförmige, 15 Zoll lange, 2 Zoll breite, eben so rohe, als durch ihre Flugeigenthümlichkeit merkwürdige Waffe

Fig. 18. Bumerangs.

Vogeljagd und Fischfang der alten Ägypter.

(Wandgemälde aus den Gräbern der XII. Dynastie).

bald angefertigt, und wenn die damit angestellten Schleuderversuche keinen richtigen Begriff von der Furchtbarkeit des Bumerang und der vielgerühmten Gewandtheit der Eingebornen, ihn zu schleudern, gaben, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, dass das platte, rippenähnliche Stück Holz nicht jene parabolische oder hyperbolische Form besass, welche eine Hauptbedingung zu sein scheint, damit dasselbe, unter einem Winkel von mindestens 30 bis 40 Grad geworfen, in drehender Bewegung wieder nach dem Ausgangspunkte zurückkehrte. Wir haben jedoch bei einer anderen Gelegenheit Bumerangs von Eingebornen in grosse Entfernungen mit so bewunderungswürdigem Geschick schleudern sehen, dass dieselben jedesmal wieder in die Nähe jenes Punktes zurückkehrten, von dem aus sie geschleudert wurden."

Wir haben dieser Waffe deshalb eine eingehende Besprechung gewidmet, weil diese Bumerangs auch auf ägyptischen Bildern vorkommen, ja sogar in ägyptischen Gräbern vorgefunden wurden, ein Beweis, dass ihre Anwendung einst eine verbreitetere war. Es ist auch Grund zu der Annahme vorhanden, dass die Geissel über der Hand des Khem (Fig. 3) ursprünglich ein solcher Bumerang war, der in der That in Form wie in Wirkung dem Blitze gleich erachtet werden konnte; endlich dürfte der Umstand, dass Eva aus der Rippe des Adam geschaffen wurde, dieser Idee gleichfalls nicht ferne stehen, möglicherweise war ein Knochen der erste Bumerang. Diese Waffe war besonders für die Jagd auf Vögel geeignet und in dieser Weise scheint sie bei den Aegyptern angewendet worden zu sein. Auf Tafel I sehen wir einen ägyptischen König im Schilfrohr mit dem Bumerang in der Hand Vögel jagen, von Bogen und Pfeil wird keine Anwendung gemacht, unten werden Fische mit dem Netz gefangen, wobei zu beachten ist, dass das Netz nur deshalb in die Höhe gerichtet ist, weil die Aegypter das Nebeneinander im Bilde durch das Uebereinander ersetzten. Aus dem Bumerang entwickelten sich zwei andere Waffen: der Bogen und der oben gekrümmte Wurfstock der Hirten (vergl. auch Fig. 7, sowie den Bischofstab, das alte Hirtenscepter), welcher letztere, den Vierfüsslern nachgeworfen, sich um deren Hinterfüsse legte und dieselben zum Falle brachte. Natürlich war, je primitiver die Waffe war, desto grössere Geschicklichkeit bei der Anwendung nothwendig; aber die von Kindheit auf gepflegte Uebung vermochte auch eine Geschicklichkeit zu erzeugen, die dem Culturmenschen, der die körperliche Ausbildung vernachlässigt, unbegreiflich erscheint.

Weniger Geschicklichkeit, aber desto mehr Körperstärke verlangt die Keule. Sie ist das Attribut des Herakles, während der Bogen Attribut des Liebesgottes Eros und des Musengottes Apollo ist. Dem entsprechend haben die kleinen Buschmänner und Botokuden nur Pfeile, die Aegypter der ältesten Dynastien nur Keule, Speer und Bumerang; offenbar haben wir hier in der Bewaffnung den Unterschied zwischen zwei Rassen, die unter dem Namen der

Fig. 19. Mexikanisches Bild.

Riesen und Zwerge bekannt sind. Aegyptische Bilder sind freilich kein Beweis dafür, weil hier die Könige tendenziös gross gemalt sind, aber das vorstehende mexikanische Bild (Fig. 19) dürfte genau sein, wenn man sich einen sechs Fuss hohen Skandinavier gegenüber den vier Fuss hohen Eskimos denkt. Herakles ist zu bekannt, als dass es nothwendig wäre, eine Abbildung von ihm zu geben, hier sei nur darauf hingewiesen, dass der Gomad-Iśwara der Inder (Fig. 5) mit demselben umsomehr identisch ist, als auf einem Relief in dem Felsentempel zu Madras der Riese Mahishasura mit einem Büffelkopf

Fig. 20. Durga.

und eine Keule tragend dargestellt ist, wie er vor der Amazone Durga und ihrem Bogen flieht. Es scheint hier ebenso ein Völkerkampf wie eine mythologische Idee vorzuliegen; der Löwe, welcher den Stier zerreisst, war das Symbol der Perser und wohl auch der in Indien eingedrungenen Arier; die Keule ist eine beliebte Waffe auf den Inseln der Südsee, deren Bewohner von dem Festlande verdrängt worden sind.

Diesen Waffen gegenüber steht der Speer und der Schild, welcher letztere besonders gegen die Pfeilschützen als Schutz dient. Hartmann nennt die Lanze die eigentliche nationale Hauptwaffe des Afrikaners, und in der That ist die griechische Pallas Athene, deren Waffen Schild und Speer sind, libyscher Herkunft. Der Speer scheint ursprünglich mehr ein Werkzeug der Fischer gewesen zu sein, zur Leitung des Flosses und zum Harpuniren grösserer Fische, wir finden ihn aber auch in Afrika und anderwärts als Jagdspiess. Die Agagirs oder Schwertjäger der Bagara in Afrika erwarten mit einer breitspitzigen Lanze den Elephanten und stossen ihm dieselbe in den zwischen Geschlechtstheil und Afteröffnung befindlichen ziemlich hohen und von weicherer Haut bedeckten Raum. Auch das Wildschwein wurde bis in jüngster Zeit von nordischen Jägern mit dem Spiess erwartet und niedergestochen. Meist wurden Büffel, Elephanten und Nashörner in bedeckten Gruben gefangen, in deren Boden wohl auch spitze Nägel angebracht sind, auf denen sich die herunterfallenden Thiere spiessen. Solche Gruben will man auch in den Schichten der Steinzeit gefunden haben. In den Kimbunda- und anderen Ländern des Innern von Afrika wird in trockenen Monaten das dürre Gras des Waldes in einem Kreise angezündet, der von den Eingebornen umstellt wird, welche dann die vom Feuer geängstigten Löwen und Leoparden niederschiessen, oder es werden klafterhohe Zäune errichtet, in deren Oeffnungen Fallen angebracht sind; letztere sind so eingerichtet, dass an einem gerade stehenden Baume in geneigter Richtung ein grosses schweres Holzstück angelehnt und mittelst eines hölzernen Zapfens befestigt wird, von welchem eine dünne Leine quer über die Oeffnung des Zaunes gezogen ist; geht nun das Thier durch die Oeffnung hindurch, so stösst es an die Leine, zieht diese straff, der Zapfen fällt heraus und der herabfallende Klotz erschlägt das Thier. Flusspferde werden harpunirt; die Spitze der Harpune ist in einen Holzschaft eingefügt und durch einen Strick mit dem langen Leitseile verbunden, an letzterem hängt ein Klotz von leichtschwimmendem Ambatschholze;

man wirft die Harpune von Kähnen oder von Uferklippen und Uferbüschen aus auf das Thier; der Schaft fällt von der Spitze ab, wenn diese in das erschreckt in die Weite eilende Ungeheuer eingedrungen ist. Der Schwimmklotz deutet die Stelle an, wo sich dass Flusspferd in den Fluthen verborgen hält, das Seil wird angezogen, neue Harpunen werden geschleudert, oft kostet es dem wüthend gewordenen Geschöpfe gegenüber einen heissen Kampf, ehe es endlich gelingt, diesem mit einer Lanze das Rückenmark zu durchstechen. Ist aber ein Elephant, ein Nashorn oder ein Flusspferd erlegt worden, so verlässt den sonst so mässigen Bedscha seine Natur; Alt und Jung eilen herbei, um den Cadaver zu zertheilen und dessen Fleisch, oft nur ganz oder halb roh, zu verzehren. Wie hungerige Wölfe schneiden und schinden die Leute an dem Körper herum und lassen nach kürzester Zeit kaum eine Spur von seiner Muskulatur übrig.

Diese Jagdarten haben sich in gleicher Weise viele Jahrtausende hindurch vererbt; in gleicher Weise wie die heutigen Nubier harpunirten die alten Aegypter das Flusspferd, und in der gleichen Weise dürften schon die Menschen in der tertiären Periode den Kampf mit den riesigen Ungeheuern der Vorzeit unternommen haben. Natürlich gehen bei diesen Kämpfen viele Menschenleben zugrunde; oft wird der Jäger die Beute des Thieres, welches er erbeuten wollte; aber wenn schon gegenwärtig, wo die Jagd bei uns nur ein Zeitvertreib vornehmer Herren ist, Jagdunfälle die Lust nicht ertödten, wie viel weniger bei Wilden, welche der Hunger zur Jagd treibt.

Zum Fischfang bediente man sich des Netzes (siehe Tafel I), zu welchem die Spinne die Anleitung gegeben hat, auch die Schleuder spielte im Alterthum eine grosse Rolle, alle Waffen übertrifft jedoch an Gefährlichkeit das Gift, dessen Erfindung einen so nachhaltigen Eindruck auf das Menschengeschlecht geübt hat, dass die Wirkung davon in mehreren Sagen zu bemerken ist.

Bogen und Pfeil wären keine gefährlichen Waffen, wenn das Gift nicht die Wirkung des Pfeiles potenzirte. Diese Giftwaffen finden wir sowohl bei den Buschmännern in Afrika, wie bei den Botokuden in Amerika; Gift wird ferner von manchen Völkern, z. B. in Abyssinien, in's Wasser geworfen, um die Fische zu tödten und so leicht zu fangen. Es ist bereits oben erwähnt worden, dass die Buschmänner die Schlangen reizen, um sich ihres Giftes zu bemächtigen, sie bereiten aber auch, wie andere Neger, Gift aus Euphorbiensaft, und

Fig. 21. Odhin, Thor, Freyr und Loki.

die Südamerikaner gewinnen das Curare gleichfalls aus Pflanzensäften. Des Hermes Schlangenstab scheint auf den Giftpfeil zu deuten, Aesculap und seine Töchter: Hygieia (Gesundheit), Jaso (Heilerin), Panakeia (Allheilerin) scheinen Schlangenbiss-Doctoren zu sein, wie die der Hottentoten, welche durch Verschlucken und Einimpfen von Schlangengift sich giftfest zu machen suchen. Wenn bei steierischen Bauern Arsenikessen vorkommt, um den Leib gesund zu erhalten, so mag dies ebenfalls ein alter Brauch sein, und es wäre nicht unmöglich, dass Hahnemann's Lehre schon in Griechenland bekannt war. Vermöge der den alten Mythen innewohnenden Eigenheit, Identitäten als Gegensätze hinzustellen, ist der gefesselte Loki (Fig. 21) selbst die Giftschlange, die ihr Gift auf ihn ausspritzt und sein Weib Siggyn die griechische Hygieia. Loki ist als Urgott nackt, als Lohe ist er gefesselt, dass er die Welt nicht verbrenne, als geifernder Gott ist er die Schlange, deren Geifer Gift ist, als Verlockender ist er aber auch das Weib, respective sein Weib. Die in Figur 21 über ihm befindliche Götter-Trilogie ist die aus der alten Loki-Religion hervorgegangene neue, die von Schlangen umgebene Sonnenscheibe über Odhin's Haupte ist das Symbol Loki's, der Blitz in Thor's Händen gleichfalls Loki, die Schale, welche Freyr hält, dieselbe Schale, in welcher Loki's Weib das Gift auffängt, ebenso ist Loki der haarige Bock und der Junker mit dem Pferdefuss.

Fig. 22. Wišnu.

So wie sich hier Odhin über Loki erhebt, erhob sich in Indien Brahma über den schwarzen Wišnu; das Weib sitzt hier nicht neben, sondern zu den Füssen ihres Gemahls. Dieses Bild stellt eigentlich die Schifffahrt vor, und die schöne Lakšmi das Hintertheil desselben, wie die Schlangen den Schnabel.

In manchen Darstellungen träufeln auch diese Schlangen ihr Gift auf den Schlafenden, dann sind es die Meereswogen, die mit ihrem Salzwasser den Strand belecken und die Pflanzen verdorren; insofern sich aber Brahma aus Wišnu's Nabel erhebt, ist letzterer der Urschlamm, der Boden, der Buddha, das Meer, in welchem sich der Himmel mit seinen Sternen spiegelt. Aus diesem Meere erhebt sich, umgeben von der Morgenröthe (den Schlangen), die Sonne auf dem Haupte Wišnu's, wie die Aphrodite der Griechen sich aus dem Meeresschaum erhebt.

Wir finden endlich die Schlange im Paradiese, und hier scheint das Gift noch eine andere Rolle zu spielen. Die Früchte des Baumes „in der Mitte des Gartens" erinnern an den Manzanillabaum in Westindien, von Linné *Hippomane mancinella* genannt, weil die Pferde nach dem Genusse desselben wild und brünstig werden sollen. Diese Früchte sind hellgrün, mit lebhaften rothen Backen, also lieblich anzusehen, enthalten aber ein scharfes Gift, welches übrigens mit Erfolg gegen die in den Tropenländern grassirende Elephantiasis angewendet sein soll. Allerdings wächst dieser Baum jetzt nur auf den Bahama-Inseln, aber sicherlich kannten ihn die Juden auch nur vom Hören-Sagen und scheinen ihn für den Feigenbaum zu halten, der in Indien verehrt wird; aus dem ganzen Tenor der Sage geht hervor, dass der Baum in der Mitte des Paradieses erotisch wirkende giftige Früchte trug. Dass im Alterthum liebeerregende Mittel angewendet wurden, beweist die Dudaim, welche Ruben während der Weizenernte auf dem Felde fand und seiner Mutter brachte; diese Dudaim soll die Mandragorapflanze oder Alraune sein, welche auch in der nordischen Sage eine Rolle spielt, aber sie ist kein Baum. Indem die menschliche Neugier sich durch erfolgte Vergiftungen nicht abhalten liess, auf's Neue zu kosten, schuf sie die Wissenschaft, welche die giftigen von den unschädlichen Früchten unterscheiden lernte. Diese Kenntniss reicht hinauf in's höchste Alterthum der Menschheit; wie viele „Opfer der Wissenschaft" mögen diese Versuche mit dem Leben bezahlt haben!

Es ist oben erwähnt worden, dass die Adam-Sage bei den Ackerbauern entstanden sei, und dies gilt speciell von dem Fluche; sonst liefert das praktische Leben aber noch eine andere Erklärung. Der Wilde (Buschmann oder Botokude) ist ein Feind jeder Arbeit, er liebt das ungebundene Landstreichen trotz aller seiner Beschwerden und Entbehrungen, Buschmänner, welche sich als Viehtreiber verdungen hatten, bekamen Heimweh nach der Wildniss;

ihre Nichtachtung jedes Eigenthums macht sie dem Landmanne und besonders dem Viehzüchter verhasst, ihre Giftwaffen machen sie gefürchtet; dazu ist der Buschmann so boshaft, dass er das gestohlene Vieh, wenn er verfolgt wird, eher tödtet als lebend zurückgiebt; so ist er eine Geissel der arbeitenden Bevölkerung, die ihn wie ein wildes Thier todtschlägt, wenn sie ihn findet. Die Arbeitsscheu ist die Uncultur, sie besteht aber nicht nur in Afrika und Südamerika, sie hat selbst im Herzen der cultivirtesten Völker ihren Sitz; hier führen die Diebe und Prostituirten einen ähnlichen Kampf mit der Gesellschaft, hier ist die Arbeitsscheu die nämliche Ursache, und sie wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, diese Hefe der Bevölkerung hält Arbeit für Schande und Diebstahl, Raub und Mord für Heldenthaten, auf welche sie eine Summe von Geistesarbeit und Scharfsinn verwendet, welche, besser angewendet, Grosses schaffen könnte — es sind verfehlte Existenzen; in entlegenen Ländern, im Kampfe mit der Natur könnten sie sich nützlich erweisen, im Schoosse der arbeitenden Gesellschaft sind sie eine eiternde Wunde, welche auch gesunde Theile ansteckt.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Wilden eine Religion haben; man konnte darüber nur streiten, weil der Begriff der Religion ein unklarer ist. Die Furcht vor dem Unbegreiflichen findet man schon bei Thieren. Der Hund, welcher den Ochsen nicht fürchtet, zieht den Schweif ein und verkriecht sich beim Blitz und Donner des Gewitters; das muthige Pferd wird nicht selten vor einem geringfügigen Gegenstande scheu, und Aehnliches tritt uns im „panischen Schrecken“ von der untersten bis zur höchsten Culturstufe entgegen, früher mehr wie jetzt.

Dieser panische Schrecken hat seinen Ursprung im Urwalde. Bates erzählt: „Die brasilianischen Wälder sind uns namentlich durch ihre düstere Stille fremdartig. Wohl ist der Urwald von gefiederten Bewohnern belebt, aber ihre Laute, wie der langgedehnte Ruf des Inambi, einer Art Rebhuhn, haben etwas so schwermüthiges und geheimnissvolles, dass sie mehr das Gefühl der Einsamkeit erhöhen, als das des Lebens und der Munterkeit erwecken. Zuweilen, wenn Alles still ist, wird man durch einen plötzlichen Schrei aufgeschreckt, den irgend ein harmloses pflanzenfressendes Thier ausstösst, das von einer Tigerkatze oder einer schleichenden Boa constrictor überfallen wird. Nur Früh und Abends macht das Geheul der Affen einen fürchterlichen und betäubenden Lärm, bei dem es schwer ist, seine geistige

Spannkraft zu erhalten. Das Gefühl der ungastlichen Einöde, welches der Wald hervorbringt, wird durch dieses fürchterliche Getöse noch erhöht. Oft, selbst in den stillen Stunden des Mittags, hört man ein plötzliches Krachen, das im Walde widerhallt, als ob ein grosser Ast oder ein ganzer Baum zu Boden stürze. Ausserdem aber giebt es noch eine Menge Töne, die man sich gar nicht erklären kann, und die Eingebornen waren dies, wie ich fand, oft noch weniger im Stande, als ich selbst. Zuweilen hört man einen Ton, als ob mit einer eisernen Stange an einem harten hohlen Baum geschlagen würde, oder ein durchdringender Schrei hallt durch die Luft. Das darauffolgende Stillschweigen erhöht den unangenehmen Eindruck, den solche einzelne, nicht wiederholte Töne auf das Gemüth machen. Bei den Eingebornen ist es immer der Curupira, der wilde Mann, der Waldgeist, der diese unerklärlichen Töne hervorbringt.“

Dieses selbe Naturgemälde tritt uns in den griechischen Anschauungen über den Gott Pan (lateinisch *Faunus*) entgegen, sofern nicht spätere, dem Hirtenleben entnommene Züge sich dazwischen drängen. Der Vater des Pan war Hermes, seine Mutter Dryops (das Eichendickicht). Pan war eine Mischgestalt von Bock und Mensch, gehörnt, geschwänzt, dicht behaart und ziegenfüssig. Wie Here sich über die Hässlichkeit des Hephaistos entsetzte, so entwich die erschrockene Mutter des Pan sofort nach seiner Geburt, der Vater dagegen ergötzte sich an der Munterkeit und den seltsamen Sprüngen des hässlichen Knaben, er steckte denselben in ein Hasenfell und trug ihn nach dem Olympos, wo die Götter ihn kaum erblickten, als sie in ein endloses Gelächter ausbrachen. (So brachte auch Loki die finstere Skadhi zum Lachen; es ist aber ein beachtenswerther Zug, dass eine hässliche Gestalt die Götter zum Lachen brachte, dasselbe finden wir bei allen Menschen, denen feine Bildung abgeht, und im Mittelalter noch bei den Fürsten, welche sich hässliche Spassmacher hielten.) Nichtsdestoweniger ward Pan ein mächtiger Gott in seinem Geburtslande Arkadien; er zog nicht blos als ein Herr der Heerden durch Wälder, Bergfluren und Thäler, sondern auch als ein Jäger, der den Fischfang und die Zucht der Bienen pflegte. Wie es scheint, mass ihm eine ältere Epoche sogar prophetische Gabe bei, und die Syrinx seines Vaters blies er so vortrefflich, dass eine Mythe auch von dem Sohne sagte, er habe dieses Instrument erfunden. Fröhlich pfeifend irrte er Morgens und Abends mit seinen Heerden auf und ab; um die heisse Mittagszeit aber suchte er sich in schat-

tigen Waldgrotten einen stillen Ruheplatz, um zu schlafen wie die anderen Hirten. Schweigen musste dann rings um ihn herrschen, denn bei der geringsten Störung gerieth der schlafende Gott, der sonst immer freundlich lachte, in den heftigsten Unmuth. Die Hirten draussen stellten daher ihr Pfeifenspiel während der Zeit seines Schlummers ein; sie kannten aus Erfahrung die Folgen, wenn sie ihn aufweckten. Schrecklich schallte dann seine zornige Stimme aus den Wäldern, dass die sterblichen Hörer in Angst erstarrten; denn das Tosen der Stimme jagte nicht blos harmlose Wanderer und einsame Holzhauer, sondern ganze Heere in die Flucht.

Die figurale Beschreibung dieses Gottes, welcher sich als Teufel bis in die jetzige Zeit erhalten hat, ist den Wilden entnommen, welche sich in Thierfelle hüllten, theilweise ist sie der Hieroglyphe des Knef als Heerdengott entlehnt. Dieser Gott ist ganz derselbe, dessen Stimme Adam hörte, „da der Tag kühle geworden war“. Später beschränkte sich diese Idee auf das Gewitter, die Erscheinung des unbekannten Gottes, dessen Name Šem (Gerücht) war, der auch in der griechischen Mythologie als *šem-el* oder Semele auftritt. Diese wollte Zeus, wie Psyche den Eros, in seiner Herrlichkeit sehen, und so betrat er denn, von Blitzen umleuchtet, ihr Gemach: die Flammen ergriffen die sterbliche Königstochter sammt ihrem Palast. Ihr Sohn war Bacchus.

So erscheint der Engel des Herrn dem Mose „in einer feurigen Flamme aus dem Busch; und er sah, dass der Busch mit Feuer brannte, und ward doch nicht verzehrt;“ ferner: „Als nun der dritte Tag kam und Morgen war, da erhob sich ein Donnern und Blitzen und eine dichte Wolke auf dem Berge, und ein Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak.“ Kein Menschenbild hat die Furchtbarkeit dieser Idee ausdrücken können, Zeus war selbst in seiner erhabensten Gestalt ein Riese und kein Gott von der grossartigen Anschauung des jüdischen; dies mochte auch die Ursache des Verbotes sein, den Gott abzubilden, dessen Darstellungen in Aegypten zur Karikatur geworden waren; hiervon abgesehen aber, war der Monotheismus keine erhabenere Idee, als der aus der Astronomie hervorgegangene Polytheismus, den die 12 Götter der Griechen und die Asen bilden; nicht in der Einheit, sondern in der Wesenheit offenbart sich die höhere Cultur, und indem die Idee des mosaischen Gottes die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen war, übte die mosaische Religion einen sittlichen Einfluss, eine civilisatorische Mission.

Der Gott der Wilden war die List, welche jedes Mittel erlaubt hält, um einen Zweck zu erreichen, und dieser Gott hat noch gegenwärtig unzählige Verehrer selbst in den gebildetsten Kreisen. Die Lehrerin der Menschen in der List war die Schlange. Wie diese aus dem Versteck blitzschnell auf ihre Beute herabfährt, so ist die Kampfweise des Wilden der Ueberfall aus dem Verstecke. Beispiele dafür hat die obige Beschreibung der Jagd und der Waffen genug geliefert.

Eine andere Idee, welche innig mit dem Jägerleben verknüpft ist, ist das Glück. Die ältesten Götter sind sämmtlich Glücksgötter, denn der Jäger irrt oft tagelang im Walde umher, ohne ein Wild zu finden, oder, wenn er es findet, fehlt seine Waffe, während zu anderer Zeit der Erfolg ihn auffallend begünstigt. Unter diesen Umständen achtet er auf Alles, was ihm begegnet, hält es für günstig oder ungünstig, fühlt sich dadurch angeregt oder entmuthigt, und da der Muth zur Hälfte schon den Erfolg verbürgt, so ist es natürlich, dass seine Voraussetzungen zutreffen. Hierin liegt die Grundlage der Omina und der Fetische.

Fig. 23. Fortuna.

Ueber dieselben erhebt sich die Verehrung der Sonne oder vielmehr des Lichtes, welches sich aber in der Sonne am glänzendsten offenbart. Die Verehrung der Sonne ist namentlich im Urwalde begreiflich, wenn die trübe Regenzeit ihr Ende erreicht hat. „Freudig werden wieder die ersten schönen regenfreien Tage begrüsst,“ erzählt Tschudi, „und wie alle Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen und die fast steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen recken, so suchen auch die so lange in der Hütte festgebannten Waldbewohner die wohlbekannten sonnigen Plätzchen auf, um den von Feuchtigkeit schweren Körper zu durchwärmen.“

So ist Fortuna (Fig. 23), die römische Glücksgöttin, verwandt mit *fors* „Zufall“ und *fortis* „stark“, wie die hebräische Aschera, von *ašer* „Glück“, mit *ašar* „gerade, aufrecht“, der nordische Loki mit *logi* „Flamme“ und *lucka* „Glück“, *luki* „der Verführer“, wie sich denn auch Loki rühmen konnte, alle Götter verführt zu haben, da er die Liebe war, welche die Männer und Frauen lockte. Alle Sonnengötter sind nackt, Fortuna hat überdiess die Sonne unter den Füssen, die über den Himmel rollende Kugel, sie hat auch den Liebes-

apfel in der Hand, in anderen Darstellungen ist derselbe durch das Füllhorn vertreten, dessen Grundbedeutung der Phallus ist. Gerade, aufrecht war das Licht, das Leben, die Liebe, das Gegentheil davon war die Finsterniss, die Krankheit, die Unfruchtbarkeit. Zwischen diesen beiden Gegensätzen bewegte sich das ganze Denken der Wilden, namentlich wenn sie, wie die Austral-neger, gleich den Thieren, den Geschlechtstrieb nur zu der Zeit empfanden, wo die Fülle der Natur auch ihnen Fülle der Nahrung gab. Zu dieser Zeit suchten sie auch die ihnen sonst gleichgiltige Gesellschaft des Weibes und pflegten sich in nächtlichen Tänzen zu erregen.

Ein Unterschied scheint in ältester Zeit zwischen Sonne und Mond nicht gemacht worden zu sein, beides war „Licht“, so das chinesische 明 (Sonne und Mond) *min* „Glanz“, das ägyptische ☉ *ra,* auch nur ☉ allein. So ist Artemis, welche im Bade vom Aktäon überrascht wird, sowohl der sich verbergende Mond, welcher durch seine Verfinsterung den Jäger in Gefahr bringt, von den eigenen Hunden zerrissen zu werden, als auch die sich schämende Sonne, die rosenfingerige Eos, das Morgenroth, welches den Hirsch in das Dickicht des Waldes verscheucht, endlich die Quelle, welche im Sommer versiegt, denn Artemis, deren Symbol die Hirschkuh ist, ist zugleich Aktäon, der Hirsch, selbst, und der Hirsch ist Symbol der Sonne und des Mondes. Alle ägyptischen Götter, welche die Kugel zwischen den Mondhörnern tragen, sind Personification dieses zwiefachen Lichtes; die Flügel der Sonnenscheibe, wie die an dem Körper der Fortuna bedeuten den trocknenden Wind, der dem Ackerbau verderblich, aber dem Urwaldmenschen der frohe Gegensatz zur traurigen Regenzeit war.

Es war natürlich, dass der Wilde auf Mittel dachte, das Glück an sich zu fesseln. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, dass alle Schmucksachen der Wilden ursprünglich Amulette waren, welche vor bösen Geistern schützen und Glück bringen sollten. Ringe in den Ohren haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und man legt ihnen günstige Wirkungen bezüglich der Augen bei; bei den Indern tragen die Frauen die Eheringe in der Nase, wenigstens tragen alle verheiratheten Frauen den Nasenring und fürchten sich, denselben auch nur einen Augenblick abzulegen; die Holzstücke in den Lippen der Botokuden dürften jedenfalls eine Beziehung zur Nahrung gehabt haben. Auffallend ist, dass die Völker der niedrigsten Culturstufe, wie die Botokuden in Figur 1 ausser ihren Holzstücken in Lippen und Ohren

keine Anhängsel trugen; diess beweist, dass mit fortschreitender Cultur der Aberglaube gewachsen ist.

Die Bemalung der Haut war, wie die Geschichte von Kain beweist, ebenfalls ein Amulet, doch kann sie auch, wie der oft sehr phantastische Schmuck des Haupthaars, erfolgt sein, um Schrecken einzuflössen, worauf besonders die Bemalung vor dem Auszuge in den Krieg hinzudeuten scheint. Es wäre interessant zu untersuchen, ob nicht die Bemalung des Leibes eine Ursache des haarlosen Körpers ist, da möglicherweise die Farbe die Haare zerstören konnte. Die Haarlosigkeit des menschlichen Körpers, besonders bei den Wilden, ist zu auffallend, als dass sie in der Natur begründet sein könnte. Thatsache ist, dass manche Völker jeden Bartwuchs durch Ausrupfen der Haare sorgfältig unterdrücken.

An ein ewiges Leben konnten Wilde nicht denken, die nur für den Augenblick leben; dagegen ist der Unterschied zwischen Leben und Tod so auffallend, dass er auch dem Stumpfsinnigsten Stoff zum Nachdenken geben musste. Der Tod äussert sich besonders in zwei Momenten, in der Starre des Auges und im Aufhören des Athems; dem entsprechend finden wir das Auge bei den Aegyptern wie beim Baal-Osiris als Zeichen des Lebens, 𓁹 *ar* „machen“, dagegen 𓂋 *r* reduplicirt und lautverwandt im hebräischen ליל *lail* „Nacht“, ferner den Spiegel ☥ *anχ* als Zeichen des Lebens. Dieser Unterschied zwischen Leben und Tod führte zur Annahme einer vom Körper unabhängigen Seele, welche sich in Gestalt eines Vogels aus dem Leichnam erhob. Die Aehnlichkeit zwischen Tod und Schlaf ist auch den Wilden bekannt, sie glauben, durch die Träume verleitet, dass die Seele während des Schlafes den Körper verlassen habe, und kein Wilder wagt einen Schlafenden aufzuwecken, denn er fürchtet, dessen Seele würde sich bei plötzlichem Erwachen nicht in den Körper zurückfinden. Diese Seele war die ägyptische Nišem oder Nekheb (Fig. 24 und 25) hebräisch תנשמת *tinšemeth,* dessen Bedeutung höchstwahrscheinlich Fledermaus ist, der Vogel (Fig. 24) erinnert an die Fledermaus, der Stamm נשמה *nešma*

Fig. 24. Nišem.

Fig. 25. Nišem.

bedeutet „Hauch, Seele“, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die Fledermaus als eine solche betrachtet wurde und den Anlass zu dem Glauben an Vampire gegeben hat; die Griechen glaubten in dem Schmetterling die Seele zu sehen, und der Figur 25 kann auch die Idee des Schmetterlings zugrunde liegen. Auch der ägyptische Name Nekheb findet sich im Hebräischen als נקבה *neqeba* und bedeutet Weibchen; das würde an die nordischen Walküren und an die mohammedanischen Huris erinnern, wie auch die Nekheb in weiblicher Gestalt dargestellt wurde; das hebräische נקב *naqab* hat aber auch die Bedeutung von „verwünschen, verfluchen“, und so wären die Figuren 24 und 25 die griechische Erynnien. Dieselbe Göttin, welche diesen Namen führt, heisst auch *uat*, das ist die griechische Budea oder Pallas Athene, die aus dem Wasser Hervorgegangene, welche auf Brust und Schilde dasselbe Gorgonenhaupt hat, welches die Erynnien trugen. Hieran schliesst sich die ägyptische Göttin *Ma* (Wahrheit, Recht), welche den Spiegel in der Hand trägt und die auf ägyptischen Sargdeckeln dieselbe grüne Todtenfarbe hat, welche in der nordischen Sage die bleiche Hel auszeichnet. Zu dieser, in das Schattenreich kamen die Todten, welche auf dem Strohlager an einer Krankheit gestorben waren, die Helden aber, welche im Kampfe gefallen waren, gelangten in den Himmel. Bei den Gefährlichkeiten der Jagd dürfte es wahrscheinlich sein, dass die meisten Männer von den wilden Thieren gefressen wurden, Diejenigen aber, deren Körper erhalten blieben, wurden in der ältesten Zeit schwerlich begraben, vielmehr scheint die Sitte, wie sie bei den Nordamerikanern herrscht, den Todten auf Gerüste zu legen, die ursprünglichste gewesen zu sein; dort wurden sie, wie noch jetzt bei den Parsen, eine Speise der Vögel, und Figur 24 zeigt deutlich den Kopf des Aasgeiers, der in Aegypten der Todtenbestatter war für Diejenigen, welche nicht in der Erde begraben wurden. Der Glaube an eine Seele war auch die Ursache der Menschenfresserei, welche bei Völkern der untersten Culturstufe, wie z. B. bei den Australnegern, gefunden wird. Durch das Verzehren eines Menschen glauben die Wilden einen Theil seiner Seele in sich aufzunehmen und dadurch die ihrige zu verstärken, weshalb sie am liebsten tapfere Männer essen.

Fig. 26. Ma.

Von jeher haben die Menschen ihre Götter nach ihrem eigenen Bilde gemacht; daher waren die Götter der Wilden selbst Wilde, und zwar gut und hilfreich wie die Frauen, mit denen man sich durch einige Ueberbleibsel der Mahlzeit (Opfer) abfand, oder wild wie die Männer, und diese musste man zwingen, den Menschen zu gehorchen. Solche Götterbändiger waren die Zauberer, auch Aerzte, denn nach der Meinung der Wilden kommt jede Krankheit von einem bösen Geiste her, und die Aufgabe des Zauberers ist es, diesen bösen Geist zu entfernen. Der Zauberer muss, den herrschenden Ansichten entsprechend, viel unnützen Hokuspokus treiben, auch seine eigene Person höchst phantastisch und schreckhaft herausputzen, aber es dürfte wohl zu weit gehen, zu behaupten, dass diese Zauberer nur Betrüger wären; soferne sie den Glauben ihrer Stammesgenossen theilen, sind sie höchstens betrogene Betrüger, aber Thatsache ist, dass sie auch Erfahrungen und Medicamente besitzen. So sollen die Hottentoten-Zauberer wirklich Schlangenbisse durch Aussaugen der Wunden heilen, auch dürfte ihnen manch Kräutlein bekannt sein, um Leiden zu heilen. Die Kinarinde, welche das in tropischen Gegenden besonders heimische Fieber heilt, scheint von den Eingebornen in ihrer heilenden Wirkung zuerst erkannt worden zu sein, und den gefährlichen Saugwurm, welcher stark wuchert und gefährliche Geschwüre erzeugt, verstehen die Eingebornen Brasiliens mittelst kleiner Haspeln selbst aus dem Körper zu entfernen.

Bevor die Menschen das Feuer kannten, werden sie kaum Wohnungen gehabt haben, denn die Höhlen nahmen auch die Thiere in Anspruch, erst, wenn sie Feuerbrände vor die Höhlen legten, konnten sie sich sicher dem Schlummer hingeben; besseren Schutz boten die Kronen der Bäume, und daran erinnert noch der Buschmann, der sich mit emporgezogenen Füssen in einen Klumpen zu-

Fig. 27. Hottentoten-Wohnung.

sammenrollend in einem Strauche versteckt. Auf seinen Wanderungen dient ihm das erste beste von einem Thiere gegrabene Loch oder eine Felsenspalte als Obdach, welches er durch Zusammentragen von Gras, Moos und Baumzweigen wohnlich zu machen sucht. Ist Aussicht auf ergiebige Jagd an einem Orte vorhanden, so führt er eine Art fester Wohnung auf, indem er Pfähle in die Erde treibt und diese mit Gesträuchen, Matten und Fellen behängt. Auch die Hottentoten-Wohnung, aus einem Gestell von krummgebogenen Baumästen bestehend, welches käfigartig zusammengerollt wird und wieder auseinander genommen werden kann, mit Fellen und Matten überspannt, ist eine Nachahmung des Busches oder einer Höhle, umsomehr, da die Oeffnung so klein ist, dass man nur kriechend hinein gelangen kann. Dasselbe gilt von den Hütten der südamerikanischen Indianer. In diesen Hütten kann man nur kauern, und dass diese Wohnungen sehr lange im Gebrauche waren, beweisen die affenartig kauernden Figuren der ägyptischen Hieroglyphen etc., beweist die Gestalt der römischen Laren oder Hausgötter, nackte hockende Gestalten mit dem Hundefell über den Schultern, wie nicht minder die runden dänischen und indischen Grabhügel, sowie die kauernden Gerippe, welche man selbst noch in den Gräbern der Bronzezeit gefunden hat.

Fig. 28. Lare.

So niedrig aber auch der Culturzustand der Buschmänner und Australneger ist, so entwickeln sie bereits einen Kunstsinn. Fritsch erzählt, dass er auf einem Höhenzuge unweit Hope-Town auf Steinen Tausende von verschiedenen Thiergestalten, oft 20 und mehr auf einem Blocke, theils mittelst eines scharfen Steines ausgekratzt, theils farbig auf helle Steine gemalt gesehen habe. „Bei diesen Malereien kamen verschiedene Farben in Anwendung: lebhaftes Roth, braune Ockererde, Weiss, Schwarz, und auch Grün soll vorkommen, diese letztere Farbe habe ich nicht selbst beobachtet." Figur 29 ist eine Copie einer der von Fritsch veröffentlichten Buschmann-Zeichnungen. Scherzer erzählt in der Novara-Reise, dass in verschiedenen Theilen der australischen Colonie, namentlich an den Vorgebirgen und flachen Felsen zahlreiche Sculpturen vorkommen, welche grösstentheils Känguruhs, Emus, fliegende Eichhörnchen, Fische, Schildkröten,

Fig. 29. Buschmann-Zeichnung.

vor allem aber zahlreiche, den Corróbori aufführende Urbewohner darstellen. Der Corróbori ist eine Art Kriegstanz, bei dem sich die Eingebornen den Körper in der Regel mit weissen, skeletähnlichen Figuren bemalen, und dadurch, wenn sie des Nachts bei glimmendem Feuer mit schweren Keulen im Kreise herumhüpfen, tanzenden Todtengerippen ähnlich sehen. Frägt man die dermalige schwarze Generation nach der Bedeutung dieser Felsen-Sculpturen, so antworten sie gemeiniglich in gebrochenem Englisch: „Schwarzer Mann hat sie vor langer Zeit gemacht“, und um einen Begriff von ihrem Alterthum zu geben, erheben sie Hände und Gesicht, schliessen die Augen und sagen: „*Murrey — murrey — murrey — long time ago*“. Ebenso findet man in Amerika vom Norden bis zum Süden zahlreiche Felseninschriften der Indianer, mühsam in harte Felsen eingekratzt.

Wenn dagegen erzählt wird, die Wilden hätten kein Verständniss für Bilder, so mag es allerdings begreiflich sein, dass sie Bilder der illustrirten London News nicht verstehen, da die Perspective einerseits und die Kleinheit der Figuren andererseits ihren Geist beirrt, wenn aber ein grosses bemaltes Bild eines neuholländischen Eingebornen von dem einen für ein Schiff, von dem andern für ein Känguruh u. s. w. erklärt wurde, so liegt die Vermuthung nahe, dass sie den Europäer gefoppt haben.

Am Schlusse dieses Abschnittes möge noch eine Aeusserung des Tacitus über die Finnen eine Stelle finden, welche eine überraschende Aehnlichkeit derselben mit den Buschmännern beweist: „Die Finnen leben in grosser Barbarei und ekelhafter Armuth; keine Schutzwaffen, keine Pferde, keine Wohnstätten. Ihre Nahrung ist Kraut, ihre Kleidung Thierhäute, ihr Lager die Erde; ihr einziger Erwerb durch die Pfeile, denen sie in Ermanglung des Eisens beinerne Spitzen geben. Dieselbe Jagd nährt das Weib wie den Mann; denn sie begleitet ihn überall und spricht ihren Antheil an der Beute an. Und die kleinen Kinder haben vor Thieren und dem Unwetter keine andere Zuflucht, als dass man sie in verschlungenen Baumzweigen verwahrt. Da finden sich auch die Erwachsenen wieder, das ist der Hort der Alten. Aber das halten sie für einen glücklicheren Zustand, als zu keuchen auf dem Pfluglande, sich abzumühen an Bauwerken, fremdes und eigenes Gut unter Furcht und Hoffnung umzutreiben. Sorglos gegenüber der Menschen, sorglos gegenüber den Göttern, haben sie das Schwerste errungen, nicht einmal zu einem Wunsche veranlasst zu sein.

Am Wasser.

Die Entwicklung der Cultur erfolgte zwar nicht in streng methodischer Weise, welche der Geschichtsschreiber hübsch in Capitel abtheilen könnte, im Grossen und Ganzen gruppiren sich aber doch Cultur-Erscheinungen um einen Mittelpunkt, welchen eine bestimmte Lebensweise der Menschen darbietet. Der Jäger bedarf des Wassers zur Nahrung, wie jeder Mensch, ja wie jedes Thier und jede Pflanze, er jagt den Elephanten auf dem Lande wie das Flusspferd im Wasser, er isst den Fisch, den er erlangen kann, wie den Frosch, die Kröte, die Schnecken; aber gewisse Völker haben eine Vorliebe für das Wasser, andere für den Wald; jene springen gern in's Wasser, diese scheuen dasselbe wenigstens insofern, dass sie sich ihr Lebtag nicht waschen oder baden.

Ob die zwei scharf unterschiedenen Menschenrassen der Steinzeit, die grosse langschädelige und die kleine kurzschädelige, sich in dieser Weise unterschieden, ob diese Rassenunterschiede bis auf Mann und Weib zurückgehen, worauf die Kinder theils dem Vater, theils der Mutter nachgeriethen, das zu ergründen, dürfte jetzt nicht mehr möglich sein, obgleich Manches dafür spricht. So spielen in der Sage die Zwerge und Nixen eine grosse Rolle, jene berühmt als kunstfertig, aber boshaft, diese als listig und männerverlockend; Alfen und Nixen scheinen übrigens als Ein Volk betrachtet worden zu sein.

Bei den Wilden beschäftigt sich der Mann nur mit Jagd und Krieg, alles Andere, nicht nur das Kochen, sondern auch das Zeltaufschlagen, das Gerben der Felle, das Stricken der Netze, das Suchen von Wurzeln und endlich der Ackerbau ist das Geschäft der Frauen, welche bienenemsig vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt sind, während der Mann faulenzend in der Hängematte liegt oder mit den Nachbarn die Zeit verplaudert. In der Mythologie treten aber die Frauen auch als Göttinnen des Krieges und der Jagd auf, und Pallas Athene war der Inbegriff aller Wissenschaften und Künste.

Fig. 30. Mahadeva.

Nach der griechischen Sage war Pallas Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus entsprungen. Was darunter zu verstehen ist, zeigt das Bild des indischen Mahadeva oder Śiva (Fig. 30). Dieser Gott hat oben im Haar einen Frauenkopf, von welchem die Ganga entspringt. Er ist also der Berg, der Himalaya, wie Zeus der Olymp ist. Offenbar hatten weder die Inder noch die Griechen den Gipfel ihrer höchsten Berge erstiegen, sonst wären sie nicht zu der Meinung gekommen, dass ein Fluss auf dem Gipfel entspringe, sie sahen den rauschenden stürmenden Bach herunterstürzen und vermutheten, dass er dem Gipfel entspringe. Die Gemahlin des Mahadeva ist die Parvati, d. h. die Berggeborne oder Durga, d. i. die Schwerzugängliche, also dasselbe wie die Kybele, d. i. der Berggipfel, welchen die Griechen identisch mit Rhea, der Mutter des Zeus, erklärten. Es liegen viele Gründe vor, anzunehmen, dass Mahadeva ursprünglich als Weib gedacht wurde, und in diesem Falle war diese Gottheit die griechische Pallas und Artemis in einer Person; das Tigerfell, auf dem sie gewöhnlich sitzt, ist jedenfalls der Tiger, den die Amazone (Fig. 20) reitet.

Fig. 31. Marienbild.

Kybele wird verschieden dargestellt: sitzend mit der Mauerkrone, im Wagen von Leoparden gefahren und auf dem Schiffe, sie war also Städtegründerin, Erfinderin des Wagens und des Schiffes, alles dies als Personification des Flusses, der auf den Bergen entspringt, aber die Mauerkrone verwandelt sich bei der ägyptischen Isis in die Treppe, das ist die Pyramide, die Nachbildung des Berges. Nirgends ist diese Bergähnlichkeit so ausgedrückt wie in den christlichen Marienbildern der an den Bergen gelegenen

Wallfahrtsorte, z. B. Mariazell (Fig. 31). Offenbar haben sich uralte Ideen mit den christlichen vermischt, denn der im Schmucke der Alpenrosen grün und roth leuchtende Berg mit seinem Saum von immergrünen Tannenwäldern ist das herrlichste Brocatkleid, welches die Natur gewoben hat. Dieser Berg mit seinen klaren Quellen, seiner würzigen Luft ist das Heil der Kranken, der Segen des Landes, dessen Fruchtbarkeit von seinen Quellen abhängt, der, hoch in die Lüfte ragend, die Wolken anzieht und veranlasst, dass sie ihren Regen auf die Erde senden, nicht als verheerenden Strom, sondern als fruchtbares Nass, den durstenden Adam erquickend. Dieses Bild ist eine Poesie, welche keiner Verse bedarf. Die Idee, welche hier Maria vorstellt, ist dieselbe, welche bei den Indern als Berg Meru (Fig. 32) vorkommt. Er hat schöne Bäume und klare Bäche, vier grosse Flüsse strömen von ihm nach den vier Himmelsgegenden, und die Götter, Welthüter und Seligen haben dort ihre Paläste. Auf seinem Gipfel erscheint die Yoni (das Dreieck) und in ihr der Lingam. Um ihn kreisen die sieben Surgs oder Sternensphären (woraus die griechische Idee von der Sphärenmusik entstand), sodann die Erde mit ihren Lichtern, Sonne und Mond, endlich die sieben Patals oder unteren Regionen.

Fig. 32. Meru.

Man hat, und nicht mit Unrecht, diesen Meru mit dem Paradies der Bibel verglichen; aber dies beweist auch, dass die Sage vom Paradies mit seinen vier Flüssen eine jüngere Idee ist. Früher unterschied man nur zwei Seiten, Sonne und Mond, Berg und Thal; hieraus entwickelte sich die Vierzahl, an diese schloss sich die Siebenzahl der Woche an, diese theilt sich in der angeführten Meru-Sage in sieben obere und sieben untere Regionen, zwischen denen die Erde mit Sonne und Mond in der Mitte steht; Sonne und Mond galten aber anfangs nur als eine Einheit des Lichtes, und so sehen wir aus der Zwei sich die Dreiheit und die folgenden Zahlenverhältnisse entwickeln.

Ebenso hat Mahadeva vier Hände, entsprechend den vier Weltgegenden, in der einen hält er die Muschel, welche den Anstoss zur Trompete gab und die auch den griechischen Tritonen als Blasinstrument dient, in der anderen die Antilope, das Symbol der Jagd, in den unteren Händen den Affen und das Weib mit dem Elephantenkinde. Ursprünglich hatte Mahadeva wie jeder Mensch nur zwei Arme: Muschel und Affe, Antilope und Weib sind also identisch. Ob der vielköpfige Affe die Polyandrie vorstellt, wollen wir dahingestellt sein lassen, wahrscheinlich ist es, weil bei dem Dravida-Volke der Totas die Frau den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich gehört.

Fig. 33. Bhavani-Parvati.

Dieselbe Idee wie Mahadeva ist in weiblicher Gestalt Bhavani oder Parvati (Fig. 33). Sie sitzt unter einer Palme auf einer Lotosblume, zu ihren Seiten finden wir statt der Muschel des Mahadeva die Schnecke, statt des Affen den Ochsen, statt der Antilope den Storch, statt des Weibes oder des Elephanten die Katze oder den Leopard. Daneben liegt die Schlange an der Quelle, auf der anderen Seite das Steuerruder des Schiffes. Die Schnecke verlässt die Erde in der Regenzeit, der Sumpfvogel stellt sich ein, wenn das abgelaufene Wasser den Schlamm zurücklässt, hierauf folgt die trockene Zeit des Löwen und dann die Zeit der Wolkenkühe oder des Regens.

Aber diese vier Thiere stehen nicht blos mit den Jahreszeiten, sondern auch mit dem Magen des Menschen in innigerem Zusammenhange. Die Schnecken boten eine bequem zu erlangende Speise (die Purpurschnecke lehrte die Menschen färben), der Storch lehrte den Fischfang, der Löwe (und die Schlange) die Jagd auf die Waldthiere, die Kuh die Viehzucht. Beim Mahadeva finden wir den Storch nicht, aber der Elephant ist wegen seines Rüssels mit dem Schweine verwandt, das den Menschen den Ackerbau lehrte. So finden wir auch in Indien die Idee wieder, welche die Pallas Athene zur grossen Erfinderin stempelte, und das Verhältniss der Durga zum Mahadeva ist dasselbe, wie das der Pallas zu ihrem Sohne Apollon, der, wie die weiblichen Haarflechten (Fig. 7) zeigen, ebenfalls anfangs weiblich gedacht wurde. Aus alledem geht hervor, dass die Frauen in der Vorzeit die Trägerinnen der

Cultur waren, wie sie bei wilden Völkern ausschliesslich die Industrie repräsentiren. Hieraus erklärt sich auch, weshalb Männer, welche sich mit der Industrie beschäftigten, als weibisch verachtet wurden.

Untersuchen wir nun, weshalb das im Leben so verachtete Weib in der Religion so verehrt wurde, so bemerken wir zunächst, dass Pallas Athene Jungfrau oder richtiger gesagt, denn sie hatte ja einen Sohn, den Apollon, das unvermählte Weib, die Amazone ist. Im Naturzustande stehen sich Mann und Weib gleichberechtigt gegenüber; es giebt Frauen genug, welche an Körperstärke den Mann übertreffen, selbst bei Völkern, wo auf die Ausbildung des männlichen Körpers die grösste, auf die Ausbildung des weiblichen gar keine Sorgfalt verwendet wird; wenn aber im allgemeinen die Frauen einen schwächeren Körper haben, so ersetzen sie doch diesen Mangel durch Schärfe des Geistes. Wenn in letzterer Zeit mehrfach von Gelehrten das Letztere bestritten worden ist, so haben dieselben wohl nicht an das verschmitzte Lächeln gedacht, welches ihre selbstgefälligen Deductionen bei ihren weiblichen Lesern hervorgerufen haben. Freilich können die besten Naturanlagen bei gänzlicher Vernachlässigung in den Hintergrund treten, aber gerade bei den Wilden, welche ihre Frauen als Hausthiere verachten, vertritt das Weib die Cultur, der Mann den Zustand des Raubthieres.

Was das Weib zur Sklavin des Mannes machte, war nicht dessen körperliche oder geistige Ueberlegenheit, sondern einzig die Liebe der Frau. Wenn wir lesen, dass die Australneger das Mädchen, welches sie sich zum Weibe nehmen, tückisch überfallen, mit der Keule niederschlagen und wie einen leblosen Körper hinter sich her über Stock und Stein zu ihrem Lagerplatz schleifen, so mag dies an jene Zeit erinnern, wo Brunhilde nur Desjenigen Weib wird, der sie im Wettkampfe überwindet; dann aber folgt sie freiwillig dem Sieger wie ein gebändigtes Thier. Das mag in einzelnen Fällen platzgreifen, begründet aber nicht die allgemeine Knechtschaft, denn ein wildes Weib lässt sich nicht leicht überfallen und bewältigen, wenn sie nicht will. Bei den Australnegern ist jener Gewaltakt nicht Natur, sondern Komödie, welche schon von den Kindern eingeübt wird; das Mädchen weiss sehr wohl, was seiner harrt, es macht die Komödie, so schmerzhaft sie ist, mit, stolz, ihre Freiheit nicht verschenkt zu haben. Bei den Aetas muss der Bräutigam seine Braut, nachdem er das Geschäft mit dem Vater abgeschlossen hat, selbst im Walde suchen; findet er sie bis zum Abend nicht, dann hat er seine

Ansprüche aufzugeben. Bei den Kalmücken hat der Bräutigam seine Braut, welche eine Stunde vor ihm wegreitet, einzuholen. Aber weder bei den Aetas noch bei den Kalmücken soll es vorkommen, dass Mädchen gefunden oder eingeholt werden, wenn sie den werbenden Mann nicht wollen. Bei den meisten Völkern ist die Sklaverei des Weibes Folge der väterlichen Gewalt, da der Vater seine Tochter an den Freier verkauft, und bei solchen Völkern wissen es die Mädchen nicht anders, als dass sie als Waare von Hand zu Hand übergehen; aber diese Sitte ist die Folge der Sesshaftigkeit, eines späteren Zustandes, von dem hier noch nicht die Rede sein kann. Thatsache ist, dass das Weib des wilden Buschmanns eine bessere Stellung hat, als das des viehzüchtenden Kaffern, bei dem das Weib nur Waare, wie seine Kühe, ist, und nur deshalb höher im Werthe steht, weil das Weib als Hausthier grösseren Nutzen bietet, als die blos Milch gebende Kuh, denn die Thätigkeit des Weibes gestattet dem Kaffern mehr Kühe zu kaufen, mit den so erworbenen Kühen kauft er sich ein neues Weib, und so weiter, und wird durch Kühe und Weiber ein reicher Mann. Freilich ist beim Rindvieh der Ochse so viel werth als zehn Kühe, und so entwachsen den Lebensformen sociale Verhältnisse.

In der ältesten Zeit tritt uns das Weib in zweierlei Art entgegen: als „männermordend“ und als „männerliebend“, die Personification des ersteren ist die Pallas, die des letzteren die Hera. Die Amazone kämpft zwischen dem Gefühle der Liebe und dem Streben, ihre Freiheit zu erhalten; die erstere lässt sie den Mann aufsuchen, das letztere lässt sie den Mann oder wenigstens das Kind ermorden, welches ihrer Freiheit hinderlich ist. Gesellt sich eine Schaar von Gleichgesinnten zusammen, so entsteht ein Amazonenvolk, ein grausames Geschlecht, dessen Symbol die Biene ist; denn auch bei den Bienen werden die Drohnen umgebracht. Wenn in Aegypten die Biene „König“ bedeutet, so ist dies ein Beweis, dass hier vor Alters ein Amazonengeschlecht herrschte, und nach Herodot erfreuten sich auch die Aegypterinnen grösserer Freiheit denn die Frauen anderer Völker. Gleiches gilt von den Libyern, bei denen selbst die Lehre Muhammed's die Frauen nicht zu der Haremsklaverei bringen konnte wie in den übrigen orientalischen Ländern. Aus Libyen, vom Tritonsee, kam der Cultus der Pallas nach Athen. Herodot erzählt von diesem Cultus Folgendes: „An dem jährlichen Feste der Athene treten ihre Jungfrauen in zwei Haufen und kämpfen gegen einander mit Steinen und Knitteln,

sagend, sie verrichten den Dienst der einheimischen Göttin, die wir Athene nennen, die altväterischen Gebräuche. Und die Jungfrauen, die an den Wunden sterben, nennen sie falsche Jungfrauen. Ehe sie aber auseinander gehen vom Streite, thun sie also: gemeinsam schmücken sie diejenige Jungfrau, die sich jedesmal am rühmlichsten gezeigt, mit einem korinthischen Helm und mit voller hellenischer Waffenrüstung aus, setzen sie auf einen Wagen und führen sie rings um den See her.“ Dieses Fest ist ein Nachhall von alten Bräuchen, denn zu Herodot's Zeiten war Libyen kein Amazonenstaat mehr.

Bei den Juden hat sich eine Amazonen-Sage aus der Richterzeit erhalten, denn der Name der Richterin Deborah bedeutet „Biene“. Wenn das Keilschriftzeichen für „König“, wie Oppert meint, ursprünglich das Bild einer Ameise war, die in den ägyptischen Hieroglyphen identisch mit der Biene ist, so mögen die Amazonen auch in Babylon geherrscht haben; jedenfalls ist kein Grund vorhanden, die griechischen Berichte von Amazonenstaaten am Kaukasus und in Nordasien in das Gebiet der Fabel zu verweisen, denn Ueberreste eines solchen Zustandes bietet die freie Stellung, welche das Weib bei den Kelten, Germanen und Normännern einnahm, die Wagen der Kelten, aus denen die Weiber sich tapfer in den Kampf stürzten, wenn die Reihen der Männer schwankten. Südlich von Libyen hat sich im Negerstaate Dahomey das Amazonenheer in aller Tapferkeit und Grausamkeit bis jetzt erhalten, wie in Siam die Amazonengarde, welche übrigens früher auch in Vorderindien bestand, obgleich sie hier schon im Anfang des jetzigen Jahrhunderts ihren früheren Ruf eingebüsst hatte und seitdem aufgehört hat. Tacitus berichtet von einem Küstenvolke in der Nähe von Schweden, den Sitonen, dass eine Frau über sie herrsche.

Wenn nun auch bei den Töchtern der Pallas Athene wie bei den Priesterinnen der mit ihr engverwandten Hestia die Jungfrauschaft betont wird, so wird doch von den Amazonen erzählt, dass sie nur so lange Jungfrauen bleiben mussten, bis sie mehrere Feinde (man sagt drei) getödtet hatten. Ebenso ist es natürlich, dass sie ihr Geschlecht fortpflanzten, indem sie mit Männern der umgebenden Stämme Umgang pflogen, und glaubwürdig, dass sie die Knaben umbrachten oder zu ihren Vätern zurückschickten und nur die Mädchen auferzogen. Auf das

Fig. 34. Pallas.

Ermorden der Knaben deutet das Bild (Fig. 34), welches Pallas Athene darstellt, wie sie den Giganten Pallas, eigentlich der Figur nach, Erechtheus, besiegt. Nach der Sage war dieses schlangenfüssige Wesen aus dem Samen des Pallas entstanden, der um die Athene vergeblich geworben hatte; sie hatte auch von diesem Pallas den Namen angenommen; wie Creuzer nachgewiesen hat, ist dieser Name nichts Anderes, als der Phallus, den die ägyptische Isis (auch eine Pallas) erfunden hat, um sich über ihren Witwenstand zu trösten; man mag die Athene noch so veredeln, ihr Grundcharakter ist Sinnlichkeit und Grausamkeit.

Fig. 35. Durga.

In Indien heisst diese Göttin Durga, welche wir oben (Fig. 20) im Kampfe mit dem Büffel gesehen haben; auch sie kommt als kindermordende vor (Fig. 35), wenngleich die spätere Erklärung das Kind zu einem Dämon macht. In Aegypten tritt der Sohn der Isis, Horus, in ähnlicher Weise auf, indem er den Apap im Niel ertränkt; aber Horus ist nichts Anderes als die jugendliche Isis und identisch mit der Hathor, denn Horus ist hieroglyphisch, Hathor. Nach der griechischen Sage war Apap oder Epaphus der Sohn der Io (als Kuh die Isis), in Indien ist das Kuhmaul die Bergquelle. Wohl behandelt die Horus-Sage den Apap als Landesfeind, aber diese Sagen beruhen auf dem Versuche, alte Bilder zu erklären, und wenn meine Deutung eine andere ist, so liegt ihr eine

Fig. 36. Horus und Apap.

Thatsache zugrunde, welche bei vielen wilden Völkern vorkommt, und das ist der Kindermord.

Den Gegensatz zur Athene als männermordendem Weibe bilden die knabensäugenden Göttinnen, Isis den Horus säugend (Fig. 37), die indische Yaśoda den Krišna säugend (Fig. 38), Hera den Ares säugend (Fig. 39), endlich eine mexikanische Gottheit (Fig. 40), welch letztere durch die beigeschriebene Hieroglyphe als regenspendende Göttin charakterisirt wird.

Fig. 37. Isis.

Fig. 38. Yaśoda.

Auch bei dieser Gattung Frauen kam Kindermord vor, nur waren es meist Mädchen und Krüppel, welche getödtet wurden; die hervorragendsten Beispiele hierzu lieferten Sparta im Alterthum, China und Indien noch jetzt. Die Ursache der Tödtung der Mädchen ist bei manchen Völkern die Mitgift, welche denselben bei der Verheirathung mitgegeben werden muss, während bei anderen Völkern, welche die Töchter verkaufen, umgekehrt die Geburt einer Tochter eine Vermehrung des Wohlstandes ist. Im allgemeinen ist es jedoch eine Verehrung der Männlichkeit, welche die Pflege der Knaben

Fig. 39. Hera.

Fig. 40. Mexikanisches Bild.

bevorzugt. Sehr klar ist dieses in dem Wiegenliede der Hottentoten ausgedrückt, wo die Mutter singt:

Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst du einst „Spur schneiden“ (Wild aufspüren). —
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schiessen, die Herero berauben,
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen. —
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,
Wie wirst du einst starke Ochsen zwischen deinen Schenkeln bändigen. —
Du, der du einen . . . .
Wie wirst du kräftige und viele Kinder zeugen.

Fig. 41. Mahakali.

Der Name Amazone führt uns aber noch in eine frühere Zeit zurück. Man erklärt das Wort gewöhnlich als *a-mazos* „ohne Brust“, das *a* kann aber Intensivum sein, und dann wäre es „voll-“ oder „starkbrüstig“ und diese Ansicht scheint mir die richtigere. Wir finden auf allen Abbildungen amazonenhafte Göttinnen mit kugeliger Brust, dagegen die Muttergöttin entweder mit verhüllten oder mit herabhängenden Brüsten, eine Form, welche bei den Frauen eintritt, welche Kinder lange säugen, wie dies namentlich Völker thun, welche keinen Ersatz für die Muttermilch haben. Man vergleiche mit der Durga (Fig. 35) das Bild der Mahakali (Fig. 41), welches auch insofern von Interesse ist, als es in seiner grotesken Zeichnung sich an die mexikanischen Bilder anlehnt. Kali war ebenso wie die Durga oder Bhavani eine Gemahlin des Śiwa, letztere die Jugend, die Schönheit, erstere das Alter; die spätere Theologie hat die Kali zu einer furchtbaren Gottheit gestempelt, indem sie sich von der Hässlichkeit leiten liess; im Grunde war Durga die junge Hexe und Kali die

alte Hexe, beider Symbol ist die Schlange, welche bei der Mahakali in doppelter Form, als Ringelnatter und als ägyptische Uräusschlange, auftritt.

Die Frauen würden wohl nicht in solchem Masse Gewicht auf die Schönheit ihres Körpers und die Fülle ihrer Brüste gelegt haben, wenn die Männer dies nicht thäten. Wie noch gegenwärtig bei wilden Völkerstämmen sich die Frauen ihrer Leibesfrucht oft nur deshalb entledigen, weil sie fürchten, „dass ihre Männer ihnen sonst untreu werden“, so war auch die Sklaverei der mit Männern in Gemeinschaft lebenden Frauen für die Amazonen ein Grund, ihre Körperschönheit so viel wie möglich zu bewahren. Das jugendliche Weib wurde von den Männern begehrt und empfing Geschenke für seine Zärtlichkeit, während das eheliche Weib missachtet wurde, weil es durch Kindersäugung und durch die schwere häusliche und Feldarbeit, mit der es sich die Liebe des Mannes zu verdienen glaubte, schnell alterte. Die Griechen gelten als ein hochcultivirtes Volk und doch herrschten bei ihnen ähnliche rohe Sittenzustände: das Weib musste im Frauengemache seine Tage verspinnen und verweben, während die Männer der vornehmsten Kreise um die Wette um die Gunstbezeugungen der Hetären buhlten. Diese wurden freilich in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet und konnten mehr glänzen als die Bürgerstöchter von Athen, welche solcher Erziehung nicht theilhaftig wurden. Auf die Prostitutionsgebräuche einiger Cultusformen werden wir seinerzeit zurückkommen, hier handelte es sich zunächst nur darum, den Ursprung der Sklaverei der Frauen bei wilden Völkern, sowie den Umstand zu erklären, dass die Prostituirten so gefeiert wurden.

Uebrigens bieten auch unsere gegenwärtigen Culturzustände Analogien. In den unteren Volksklassen findet man häufig, dass die Frauen vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten und verdienen, während ihre Männer den Verdienst verprassen; diese Frauen sind stolz darauf, ihre Männer zu erhalten, und sie erziehen Söhne, welche gleichfalls nicht arbeiten, sondern sich von ihrer Mutter ernähren lassen, bis sie eine Frau finden, die sie ernährt. Diese Frauen erhalten keinen Dank, weder von ihren Männern, noch von ihren leichtsinnigen Söhnen, mit Schelten und Drohungen wird ihnen der letzte Kreuzer abgepresst, und wenn das Gericht einen solchen ungerathenen Schlingel bestrafen will, so ist die Mutter noch immer geneigt, das ihr angethane Unrecht zu beschönigen, um die Strafe zu vermeiden oder zu mildern. Und was die höheren Kreise betrifft, so fehlt es nicht an Aspasien und Phrynen,

obgleich die modernen Gattinnen sich von den Griechinnen durch Ausbildung in Künsten und im Wissen unterscheiden.

Fig. 42. Daphne.

Kehren wir nach dieser nothwendigen Abschweifung zum Weibe in der Urzeit zurück, so hatte dasselbe, wenn es durch die Liebschaft in einen Zustand versetzt war, in welchem es nicht mehr das flüchtige Wild jagen konnte, Ursache, in der Nähe des Wassers zu bleiben, obgleich daselbst durch die wilden Thiere, welche Abends zum Wasser kommen, ihren Durst zu löschen, kein ungefährlicher Aufenthalt war. Befanden sich keine Höhlen in der Nähe des Wassers, so mussten hohle Baumstämme oder die Kronen der Bäume den Aufenthaltsort bieten. Von diesem Standpunkte aus dürfte Daphne (d. h. Lorber), welche in einen Lorberbaum verwandelt wird, um den Zumuthungen des Apollon zu entgehen, das sich im hohlen Baume verbergende Weib sein, deren Lieblingsvogel die sich ebenfalls in Bäumen und Höhlen verbergende Eule war, denn gleich und gleich gesellt sich gern. Einen späteren Ruf verdankt der Lorber seinen Blättern, denen die Griechen eine weissagung-gebende Kraft zuschrieben, wie auch die Pythia sich durch Kauen von Lorberblättern zu ihren Prophezeiungen vorbereitete. Vielleicht sollten sie auch die Geburt erleichtern, jedenfalls schrieb man ihnen eine stärkende Kraft zu, und wie die jugendliche Tochter der Athene, die Nike, den Sieg bedeutete, so erhielt auch die Siegerin den Lorberkranz, als Symbol der Stärke, welche das Böse überwindet. In gleicher Weise ziert ein Myrthenkranz das Haupt unserer Mädchen, welche bis zu ihrer Verehelichung sich keusch und ungeschwächt zu erhalten wussten.

Fig. 43. Nut.

Dieselbe Göttin sammt ihrer kleinen Tochter finden wir bei den Aegyptern als Nut oder Hathor, dieselbe, von welcher in anderer Form oben (S. 56) die Rede war. Sie ist hier Symbol des fruchtbaren Baumes, von dem, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, „Milch und Honig fliesst“, der mit seinen Früchten Vögel und Menschen nährt, den strömenden Regen auffängt und, in Bäche vertheilt, dem Ackerlande zuführt. Die Zeichen auf dem Haupte der Göttin bedeuten „Himmel“ und „Wasser“, also gilt der Baum als Regenherbeizieher, wie Khem als Blitzgott. Die ägyptische Nut oder in anderer Form Nubti, ist die Hera der Griechen, welche in einem Weidenbusch gefunden wurde. Mit der Daphne ist sie insoferne verwandt, als den Weidenblättern ebenfalls eine den Geschlechtstrieb hemmende Wirkung zugeschrieben wurde; wir finden aber hier wieder denselben Widerspruch, da aus Weidenzweigen die Hütten gebaut wurden, unter denen die babylonischen Mädchen ihre Jungfrauschaft opferten. Auch von den Juden wurden am Laubhüttenfeste Weidenzweige in den Händen getragen und *Hosiannah Adonai* gerufen, ein Beweis, dass ihr Laubhüttenfest ursprünglich dasselbe war, wie das babylonische. Bei den Aegyptern wurde dieses Fest bei der Eröffnung der Nilschleusen gefeiert, und wahrscheinlich hatte es in Babylon einen gleichen Ursprung.

Der hebräische Name dieser Hütten סכות *sukkoth,* von סכך *sakak* „flechten“ weist auf die Erfindung des Flechtens hin, wozu sich die jungen Triebe der in Saft schiessenden Weiden besonders eignen. Die Lehrerin der Menschen hierbei war die Spinne, deren Abbild das Gorgonenhaupt auf Athenen's Schild und Brust (unbeschadet seiner späteren Bedeutung als Sonne) ist. Dass aber die Kunst des Flechtens nicht zuerst zu Schürzen, wie die Bibel meint, verwendet wurde, zeigt das Bild der Botokuden (Fig. 1), welche das Flechten nur zu Stricken und zu Taschen verwenden.

Fig. 44. Tritonen.

Ausserdem dürfte das Flechten schon in ältester Zeit zu Netzen angewendet worden sein, und unsere Tafel III zeigt ein jetzt nicht mehr vorhandenes amerikanisches Volk, welches sich des Netzes als Kleid bediente. Allerdings war ein Netz weder geeignet zu verhüllen noch zu erwärmen, es scheint nur um den Körper geschlungen zu sein, weil es so

am bequemsten getragen werden konnte. Mit diesem Netzknüpfen entstand die erste Schrift, die Knotenschrift, welche sich in Peru bis zur Ankunft der Spanier erhielt. Wie mit allem, was der Mensch bildete, religiöse Ideen verbunden wurden, so dienten auch die Knoten zum Bezaubern. Die Moiren der Griechen, die Parzen der Römer, wie die Nornen der nordischen Sage flochten das Schicksal der Menschen. Die Dreitheilung derselben gehört einer späteren Zeit an, der ursprüngliche Begriff war nur „theilen, brechen, lösen. Loos“.

Fig. 45. Matsyavatara.

Diese Flussweiber gaben Anlass zu den griechischen Sagen von Nymphen und Tritonen (Fig. 44), zu der nordischen von Nixen und zu der ersten Erscheinung oder Verwandlung (Avatara) des indischen Gottes Wischnu als Matsyavatara oder Fisch (Fig. 45). Aber auch die im Bade von Aktäon überraschte Artemis, demselben Wasser in's Gesicht spritzend und ihn dadurch in einen Hirsch verwandelnd, erinnert an das Treiben der Fischweiber, welche von Männern überrascht, diese mit angespritztem Wasser blendeten und deren Verwirrung benützten, um sich in ihren Schlupfwinkeln zu verbergen.

Es dürfte hieraus hervorgehen, dass den Sagen vom Leben und Treiben der Nixen reale Verhältnisse zugrunde lagen, dass Fischweiber sich lange als Gesellschaft erhalten haben, dass sie sich prostituirten, wohl auch die Männer, welche sich verlocken liessen, darauf ertränkten, dass sie andererseits, von Liebe erfasst, den Dorfbewohnern in ihre Hütten folgten, aber von Heimweh nach dem nassen Elemente ergriffen, dieselben wieder verliessen — Thatsache ist, dass in China sich die Ueberfuhr über die Flüsse, von der auch in Indien die Sage erzählt, dass sie die Tochter des Königs der Dasa ausübte, bis jetzt noch als Geschäft der Weiber erhalten hat, und dass bei den Chinesen auch auf grösseren Flussschiffen Weiber das Steuerruder führen.

Die Zähmung der Thiere dürfte gleichfalls auf Rechnung der scharfsinnigen Frauen zu setzen sein. Noch in Griechenland verstanden alte Frauen die Stiere, welche die Männer kaum bändigen und zur Pforte des Tempels bringen konnten, so zu behandeln, dass sich dieselben ruhig zum Opfertisch

führen liessen; wahrscheinlich betäubten sie das Thier auf irgend eine Weise so, dass es seine Wildheit verlor. Wenn daher Artemis vom Hunde begleitet wird, der Pallas die Zähmung des Rosses, das Joch der Stiere zugeschrieben wird, so dürften diese Sagen darauf hinweisen, dass Frauen diese Thiere zähmten. Auch die Abrichtung der Sumpfvögel zum Fischfang und des Falken zur Jagd dürfte von ihnen erfunden worden sein.

Fig. 46. Harpokrates.

Die wichtigste Erfindung war jedoch die des Getreides. Den Anfang scheint die Verwendung der Früchte der Lotosblume gemacht zu haben. Auf ägyptischen Bildern wird der jugendliche Gott, der Sohn der Isis, auf einer Lotosblume sitzend, mit dem Finger am Munde dargestellt. Wir wissen, dass der Finger am Munde Symbol des Schweigens und der Rede ist, er bedeutete aber auch „essen", und danach wäre dies Bild eine Hieroglyphe, dass der Lotos eine essbare Pflanze oder insbesondere Kindernahrung sei. Ursprünglich wurden die Früchte des Lotos von den Frauen gekaut und dann den Kindern in den Mund gesteckt, später auf Steinen zerrieben und endlich zu Kuchen gebacken.

Dieses Kauen der Fruchtkörner dürfte auch den Anstoss zur Erfindung gegohrener Getränke gegeben haben. Wenigstens wird das Maisbier in Südamerika so bereitet, dass die Maiskörner von der Familie im Kreise sitzend gekaut und der Brei in ein Gefäss gespuckt wird, in welchem man denselben gähren lässt. In einigen Stämmen lässt man das Kauen ausschliesslich von alten Weibern besorgen, welche keine Zähne mehr haben, wodurch die Masse breiiger wird. So unappetitlich dies ist, so muss der Europäer, dem mit diesem Getränk aufgewartet wird, doch seinen Ekel überwinden, da ein Verschmähen desselben als grösste Beleidigung aufgefasst würde.

Es giebt Erfindungen, welche nur der Uncultur möglich waren, und dazu gehört in erster Linie die Verwendung der Gährungs-Producte. Ein Brei, welcher in Gährung geräth, macht einen ähnlichen Eindruck, wie ein Stück Fleisch, welches in Verwesung übergeht; der Gebildete würde einen solchen „verdorbenen" Brei wegschütten (nur der wissenschaftliche Eifer des Naturforschers vermag den Ekel zu unterdrücken), der Wilde aber, der den Ekel nicht kennt, scheute sich vor dem in Gährung gerathenen Brei nicht und machte dabei die Entdeckung, dass das Stärkemehl der Fruchtkörner sich in

Zucker und Alkohol verwandle. Es ergab sich dabei, dass der menschliche Speichel, welcher beim Kauen der Masse unwillkürlich beigemischt worden war, den Gährungsprocess beförderte, da er, wie die Hefe, anregend auf die Gährung wirkt; daher mag sich das grosse Ansehen datiren, welches der Speichel im Alterthum genoss. Welche Ideen diese Entdeckung sonst noch in den Köpfen der Wilden hervorrief, ist schwer festzustellen, die Meinung, dass die schönste Göttin aus dem Schaume des Meeres geboren worden sei, scheint mit der Erfindung des Alkohols zusammenzuhängen.

Die Reben können kaum den ersten Anstoss zur Bereitung von berauschenden Getränken geboten haben, die Chinesen verwenden noch jetzt die Trauben nur zum Essen und bereiten den Wein aus Reis; der Wein hat zu allen Zeiten nur die Rolle des edelsten Gährungs-Productes gespielt und aus diesem Grunde mag er in die biblischen Sagen einbezogen worden sein; dass die Götter Nektar oder Meth, also Honigbier, und keinen Wein tranken, spricht klar gegen die Priorität des Weines; dagegen sehen wir in der altnordischen Sage die Asen und Wanen aus Speichel den Kwasir in ähnlicher Weise bereiten, wie die Peruaner den Tschika oder das Maisbier, Kwasir aber war auch die Knotenschrift, er lehrte das Netz knüpfen, welches wir Seite 62 als Erfindung der Fischweiber kennen gelernt haben.

Jedenfalls scheint die Neigung zu berauschenden Getränken fast so alt wie das Menschengeschlecht zu sein. Die Hottentoten bereiten aus wildem Honig, Wasser und dem gegohrenen Absude der Kriiwurzel das Honigbier, welches drei bis vier Stunden Gährung braucht und dann angenehm und erfrischend schmeckt, auch moussirt. In Ostasien weiss man aus der Bananenfrucht, in Guinea aus Wein- und anderen Palmen alkoholhaltige Getränke zu bereiten. Die Mongolen bereiten Branntwein aus Milch in Retorten. Wo keine berauschenden Getränke existiren, sucht man andere Reizmittel; so hatten die Nordamerikaner vor der Bekanntschaft mit den Weissen keine berauschenden Getränke, aber sie rauchten Tabak, den jetzt auch die Europäer acceptirt haben. Das Betelkauen in Indien scheint gleichfalls zu den aufregenden Mitteln zu gehören, berauschender ist der Haschisch, gefährlicher sind das ostindische Opium und der europäische Branntwein, in welchen Producten die Cultur sich selbst vernichten zu wollen scheint.

Aus dem Alterthum ist der aus Honig bereitete Meth bekannt, den Odhin bei der Gunnlödh holte, eine Andeutung, dass die Erfindung des Meths von

Frauen herrührt; auch der Haoma der Perser oder Saoma der Inder gehört zu den berauschenden Mitteln (er dürfte mit dem Hanf verwandt sein, der den orientalischen Haschisch liefert) und wurde bei den Persern göttlich verehrt. Der von den Griechen als Göttertrank gefeierte Nektar dürfte ein Honigbier gewesen sein, wie der nordische Meth.

Diese berauschenden Mittel haben insoferne eine culturhistorische Bedeutung, als sie wesentlich auf die Poesie eingewirkt haben. Wein, Weib und Gesang sind schon in den Anschauungen der Edda unzertrennlich, die Sänger wurden durch berauschende Getränke angefeuert, und bei den nordamerikanischen Indianern spielt die Tabakspfeife eine religiöse Rolle; durch Fasten, Rauchen und Dampfbäder wurden prophetische Visionen hervorgerufen.

Solchen Visionen verdanken die menschlichen Götter ihr Dasein. Dem aufgeregten Gehirn erschienen einerseits Götter in Menschengestalt, andererseits fühlte der Berauschte oder Verzückte in sich eine solche Gottähnlichkeit, dass er mit den Göttern wie mit seinesgleichen zu verkehren wähnte; wie in Mühler's bekanntem Liede hielt der Betrunkene auch den Mond für betrunken. Auf den nüchternen Menschen machte der Berauschte oder Verzückte theils einen erheiternden, theils einen imponirenden Eindruck; das vernunft- und naturwidrige Benehmen des Letzteren schrieb man einer Gottheit zu, welche in dem Körper des Berauschten sich eingenistet habe, und noch gegenwärtig halten manche Völker die Irrsinnigen als von einer Gottheit besessen.

Wie die Jäger ursprünglich in den Urwäldern der Ebenen lebten, so scheinen auch die Fischweiber zuerst in den Niederungen gewohnt zu haben, wenigstens deutet der Lotos darauf hin; später trat auch hier eine Trennung ein, die einen zogen abwärts zum Meere, die anderen die Berge hinauf zu den Quellen, inzwischen aber trat ein Ereigniss ein, welches einen grossen Einfluss auf die Cultur übte und den Menschen unabhängiger von der Natur machte, das war die Erfindung der Steinwaffe, welche die Lichtung der Wälder und die Bearbeitung des Bodens ermöglichte.

Bevor wir zu dieser Erfindung übergehen, müssen wir noch eines charakteristischen Umstandes gedenken, der mit dem Leben am Wasser zusammenhängt, das ist die Beseitigung der Todten dadurch, dass man sie in's Wasser warf. Die Menschen lebten und starben in demselben Elemente. Wie die Jäger ihre Todten auf die Bäume legten, wie Diejenigen, welche die Thiere erbeuteten, nach ihrem Tode selbst eine Beute der Thiere wurden (Viele schon

bei Lebzeiten), so wurden auch Diejenigen, welche von Fischen lebten, nach ihrem Tode ein Frass der Fische. Die religiösen Begriffe dieser Menschen hingen alle mit dem Wasser zusammen. Wohin fliesst der Fluss? In die Ewigkeit. Dorthin sollte er auch die Menschen führen. Wasser umgab alles Land, jenseits desselben war die Wohnung der Seligen. Das war die Meinung der Odhinsdiener, wenigstens bezüglich Derjenigen, welche nicht im Kampfe gefallen waren, sondern „heil" in's Reich der Hel eingingen, in's „heilige" Land; das war die Meinung der Griechen, bei denen aber auch die Helden in's Schattenreich wandeln; das war die Meinung der Aegypter, die ihre Todten erst begruben, nachdem sie dieselben über's Wasser gefahren hatten. Die Religion, die auf Erden den Boden verloren hatte, ging auf die Unterwelt über, und so finden wir im ägyptischen Todtengerichte das Pantheon der Jäger- und Fischervölker: Osiris, den Schatten und den Gott der Schatten, die Hündin, die Gefährtin des Jägers, den Wolf, den Affen und den Sperber, seine Lehrmeister, den Sumpfvogel Thaud, den Lehrer und Gefährten der Fischervölker und die Frauen mit der Vogelfeder auf dem Haupte, die Ma (Fig. 26) der Aegypter, die Moiren der Griechen.

Fig. 47. Todtengericht der Aegypter.

Der Feldbau.

Auf der vorstehenden Abbildung erblicken wir oben einen Nachen, in welchem ein Affe ein Schwein treibt. Die ägyptischen Priester erklärten, dies sei eine Sau, ein unreines Thier, in welches die Menschen verwandelt würden, die nicht reinen Herzens geblieben seien und daher nicht würdig befunden wurden, in das Paradies einzugehen.

Man könnte diese Erklärung als eine sittliche annehmen, wenn man nicht in dem ägyptischen Paradiese den Hund erblicken würde, ein Thier, das nicht nur unreinlich, sondern auch höchst schamlos ist im Gegensatze z. B. zu den Katzen, welche sehr reinlich sind und nur in der Nacht ihre Liebesfeste feiern. Inwiefern der Hund reinlicher sein soll als das Schwein, ist nicht abzusehen, nicht einmal vom ägyptischen Standpunkte, denn wir finden unter den ägyptischen Gottheiten eine, welche die Merkmale des Hundes und des Schweines vereinigt, nämlich jene, welche die Namen Schepu oder Taur führt und oft die Hieroglyphe ☥ trägt (Fig. 48). Es ist die trächtige Sau, zuweilen auch das schwangere Weib (Fig. 48 *b*), wobei der Thierkopf zwischen Wolf und Krokodil schwankt, endlich, mit Rücksicht auf beigezeichnete Sterne, das Sternbild des grossen Bären, welches im Hebräischen עש *âš* heisst, arabisch نعش *nâš* „Todtenbahre“, verwandt mit عاس *âs* „der Nachtwächter“, weil dieses Gestirn nie untergeht. Dass diese Ansicht nicht unrichtig ist, beweist der ägyptische Sternenhimmel, in welchem dieselbe Figur mit dem Messer in der Hand den Nordpol einnimmt, und dieselbe Idee tritt auch in der Asenlehre hervor, wo es von Heimdall, dem Wächter der Nacht, heisst, das Schwert ist Heimdall's Haupt. Wenn demnach das ägyptische

Fig. 48 *a*
Schepu oder Taur.

Fig. 48 *b*
Schepu oder Taur.

šepu so viel ist wie das hebräische שפט *šaphat*, so ist es nicht nur der verurtheilte Sünder der Figur 47, sondern „der Richter" selbst, und es ist somit das Activum bei den Aegyptern ein Passivum geworden. Als ägyptisch Taur ist es das hebräische תורה *tora* „die Lehre", von תור *tor* „Reihe", was sich recht wohl auf das Sternbild beziehen lässt, welches sieben Sterne hat; als דור *dor* ist es aber das Geschlecht, das Menschenalter, der Zeitkreis, und dies hängt mit Figur 48 *b* zusammen.

Wir stehen hier vor einem jener mythologischen Räthsel, welche statt uns durch ihre Dunkelheit in Verlegenheit zu bringen, vielmehr durch die Fülle ihrer Wortspiele verwirren.

Vom Standpunkte der Adam-Sage repräsentirt sich die Idee der Ausstossung aus dem Paradiese nach dem Verluste der Unschuld, ja, die Inschrift [Hieroglyphen] *taur* „der Erdlecker" bezieht sich geradezu auf den Fluch, der die Schlange trifft „auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Lebenlang"; dagegen weist die Inschrift [Hieroglyphen] „Isis, Mutter der Festlichkeiten" auf einen Gegensatz zwischen דור *dor* als „Zeit" und „Zeitalter" und עדן *iddan* „Zeit", עד *ed* „Ewigkeit" hin, welches Wort wir S. 19 mit dem Garten Eden in Verbindung gebracht haben. Ein solcher Unterschied muss in Aegypten auch zwischen dem Krokodil *sebek* „der unendlichen Zeit" und der Schlange als Jahreskreis bestanden haben, obgleich auch die die Mumie umringelnde Schlange „Ewigkeit" bedeutet. Dass der Adam-Sage der Unterschied zwischen dem Krokodil (oder auch der Eidechse [Hieroglyphen] *aš* „zahlreich") und der Schlange zugrunde liegt, darüber kann kein Zweifel sein; es ist derselbe Unterschied wie im Griechischen zwischen Uranos, Kronos und Zeus, oder vielmehr zwischen den ersten Beiden. Hierzu tritt noch ein anderes ägyptisches Götterbild, nämlich die Sefekh, welche sagt: „ich schreibe dir 100.000 Triakontaetes ([Hieroglyphe] dreissigjährige Periode, d. i. das hebräische דור *dor* Geschlecht, Menschenalter), deine Jahre auf Erden gleich der Sonne immer und ewig". Das ägyptische *sefekh* ist das hebräische שפח *šaphaχ* „Geschlecht, Familie". Behält man die Beziehung zwischen *šepu* und *sefekh* im Auge, so ist die Hieroglyphe über dem Haupte der ägyptischen Schreiberin genau das chinesische Zeichen 家 *kia*

Fig. 49. Sefekh.

„Familie“ (Schwein unter Dach), welches den chinesischen Gelehrten so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Das Schwein war das Symbol der Fruchtbarkeit, es war das erste Hausthier des Ackerbauers, der Anfang des sesshaften Lebens; an Stelle der ungezählten Zeit früherer Tage, bei der man nur Tag und Nacht unterschied, zählten nun die schwangeren Frauen die Zeit bis zu ihrer Niederkunft, das sind zehn Mondeswandlungen, zugleich war an die Stelle des früheren Duals die Dreizahl getreten, die Zahlen drei und zehn bildeten fortan die Rechnung. Das sehen wir genau an den Zahlen der Keilschrift: 𒁹 1 𒈫 2 𒐈 3 𒐉 4 𒐊 5 𒐋 6 𒐌 7 𒐍 8 𒐎 9 𒌋 10, welche immer in Gruppen zu drei getheilt sind. Die Zehn war hier die Zahl der Unendlichkeit, der Gott *Ao*. Später ist die Siebenzahl des Siebengestirnes eingetreten, und man zählte dann Jahrsiebente und Wochen. Dann aber konnten die Mondphasen nicht mehr massgebend sein, dann trat für die Zeitrechnung die Beobachtung der Bewegung der Sterne ein; doch konnte zu dem Zeitpunkte, den wir im Auge haben, von letzterer noch keine Rede sein.

Das Schwein hat nämlich ausser seiner späteren asteridischen Bedeutung noch eine sehr gemeine irdische, aber für die Culturgeschichte sehr wichtige. Es hat nämlich mit dem Hunde den feinen Geruch gemein, der es die wohlschmeckenden Wurzeln finden lässt, und wird deshalb auch zum Trüffelnsuchen verwendet. Das Steinmesser, welches die ägyptischen Bildner ihm in die Klauen gaben, dürfte der Hauer des Ebers, oder dieser dürfte vielmehr das erste menschliche Werkzeug zum Wurzelgraben gewesen sein. Darum spielte der Zahn des Ebers in der Mythologie eine grosse Rolle; wenn man die Wurzeln grub, verdorrten die Pflanzen, und der Zahn des Ebers wurde der Zahn der Zeit, der Tod des Hackelberend, dessen Name an die Rune ᚼ *hagl* und an unsere Hieroglyphe (Fig. 49) erinnert. Damit hatten aber die Menschen frevelhaft in das Walten der Natur eingegriffen, sie hatten die Erde entblösst, ihr ihre Geheimnisse entrissen, die verborgene Zeugungskraft der Natur an's Tageslicht gezerrt, wer weiss, was für Ideen sie noch an die Rüben anknüpften, die sie aus der Erde gruben; soviel scheint gewiss zu sein, dass das Füllhorn ursprünglich eine Rübe war.

Vom Rübengraben bis zum Ackerbau war zwar noch ein weiter Weg, aber in den Wurzelfrüchten hatten die Menschen doch eine werthvolle Bereicherung ihres Tisches. Zwiebeln, Knoblauch und Rettig haben bis jetzt ihre Beliebtheit erhalten, ihr Nutzen war noch grösser in einer Zeit, wo die

Menschen Alles assen; allerdings verursachen sie auch einen stinkenden Athem, was in den Bildern des Alterthums deutlich erkennbar ist, wenn bei den Persern Niedere die Hand vor den Mund halten, wenn sie mit Vornehmen sprechen, um letztere nicht mit ihrem Athem zu verunreinigen.

Das Graben in die Erde dürfte auch jene scharfkantigen Feuersteine zu Tage gefördert haben, welche in der Steinzeit als menschliche Waffen eine grosse Rolle spielten. Bisher hatten die Menschen nur die Kiesel der Bäche und Flüsse kennen gelernt; nachdem sie aber zu graben angefangen, gruben sie überall und machten dabei immer werthvollere Entdeckungen. Unmöglich ist es, dass sie nicht auch auf Metalle stiessen; wenn aber trotzdem die Steinzeit eine so ungeheure Ausdehnung hat, so liegt der Grund wohl darin, dass die Steine wegen ihrer natürlichen Härte bessere Waffen boten als die leicht hämmerbaren Metalle; erst die Erfindung der Bronzemischung ermöglichte Waffen zu liefern, welche den Steinen an Härte und Dauer gleich kamen. In der chinesischen Schrift ist das Zeichen für den Edelstein Jade oder Jaspis fast dasselbe wie König, ursprünglich waren die Begriffe wohl identisch, und dies lässt errathen, welches Uebergewicht die scharfe Waffe verlieh. Bei den Aegyptern war das Steinbild die Hieroglyphe des Gottes Osiris , die Aussprache desselben, *ntr,* deutet auf den indischen Indra, das Steinbeil ist auch Thor's Hammer, mit welchem er die Felsen zerschlug.

Durch das Steinbeil unterscheiden sich die nordamerikanischen Jägervölker von den südamerikanischen, die Neuseeländer von den Australnegern, die tatuirten von den bemalten Wilden, im Ganzen eine höhere Cultur vor der niederen. Von den Neuseeländern erfahren wir auch, wie es möglich war, mit geringen Mitteln diesen harten Stein zu schleifen. Scherzer berichtet: „In früheren Zeiten unternahmen die Maoris lange und beschwerliche Reisen von der Ostküste nach der Westküste der Insel, um diesen so sehr geschätzten Stein aufzusuchen. Derselbe wurde gewöhnlich geformt und polirt, indem sie ihn auf einem flachen Steinblock rieben; diese Arbeit war eine so mühevolle und langwierige, dass die Vollendung einer solchen Waffe oft die Anstrengung von zwei Generationen erforderte, und dies ist wohl die Hauptursache ihres grossen Werthes. Die ausserordentliche Härte des Steines, wodurch derselbe einen sehr scharfen Schliff vertrug, liess denselben gleichzeitig bei der Verfertigung von Hacken und Meisseln als einen sehr vortheilhaften Ersatz für Eisen erscheinen, dessen Gebrauch die Neuseeländer erst durch den Verkehr

mit den Europäern kennen lernten. Die vollendete Form, welche die Maoris bei der Mangelhaftigkeit ihrer Hilfsmittel dem Grünstein trotz seiner Härte, die selbst dem Eisen Widerstand leistet, zu geben verstanden, war Ursache, dass sogar die Ansicht auftauchte, der Stein werde von den Eingebornen in einem weichen Zustande gefunden. Allein Sandstein hat dieselbe Wirkung auf ihn, wie auf Eisen, und die zum Umhängen dieses steinernen Emblems (die Neuseeländer tragen das Steinbeil an einer Schnur, es gilt bei ihnen als Emblem der Häuptlinge und wird von Generation zu Generation vererbt) nöthigen Löcher werden durch einen höchst einfachen Process, nämlich mittelst eines scharf gespitzten Stück Holzes und mit Hilfe von etwas feinkörnigem Sand und von Wasser durch den Stein gebohrt."

In historischer Beziehung gehört die Steinwaffe der quaternären Epoche an, während welcher sich das Menschengeschlecht über den grössten Theil der Erde ausbreitete. Die Funde der Erde geben uns keinen Anhaltspunkt zu einem Urtheil über die Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Zeit, Erwägungen anderer Art lassen uns jedoch praktische Schlüsse fassen.

Wo die Natur in ungeschwächter Kraft schafft, ist wenig Raum für den Menschen. Wo das Wasser sich mit der Erde verbindet, entstehen Pflanzen, und die Steinkohlenzeit beweist, dass sie in einer von Wärme und Feuchtigkeit durchtränkten Atmosphäre sich sofort zu riesigen Bäumen entwickelten. Der Baumwuchs findet seine Grenze nur an dem Eise der Gebirge und an dem Salzwasser des Meeres, hier endigen aber auch mit dem Baumwuchse die Existenzbedingungen des Naturmenschen, nur der Culturmensch konnte den Urwald überschreiten. Wenn die breiten Schaufelhörner mehrerer Hirscharten auf eine theilweise Abwesenheit des Waldes schliessen lassen, so kann hier nur von Sümpfen die Rede sein. Der Mensch konnte daher in der ältesten Zeit nur im Urwalde und an den Ufern der den Urwald durchströmenden Flüsse leben, aber hier sich nur sporadisch ernähren. Nur durch das Umhauen der Bäume konnte er sich Raum verschaffen, um feste Wohnsitze zu gründen, aber von selbst verfiel er nicht auf diese Idee. Wie zu allen seinen Erfindungen brauchte er ein Vorbild, einen Lehrmeister aus der Thierwelt, und dies war der Biber.

Der Biber ist gegenwärtig von der Cultur, die er indirect geschaffen hat, verdrängt worden, in früherer Zeit lebte er in Europa und in Nordasien, in Nordamerika kommt er noch jetzt vor. Die Aegypter müssen ihn gekannt

haben, da ihm sehr ähnliche Bilder in den Pharaonengräbern vorkommen, auch muss er in Indien verbreitet gewesen sein, wo seine Tödtung von der Religion verboten ist. Wenn ich nicht irre, so ist der Biber die angelsächsische Rune ᛡ *jor* (vgl. Fig. 49), von der es im angelsächsischen Runenliede heisst:

Jor ist ein Wasserfisch
Und frisst doch immer
Futters auf Erden,
Hat die schöne Flur
Mit Wasser beworfen,
Wo er in Freude lebt.

Die Biber sind nämlich als Wasserthiere ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, bewegen sich aber am Lande nur ungeschickt; sie leben gesellig an Fluss- und Seeufern und bauen sich kunstreiche Wohnungen, indem sie mit ihren Zähnen Baumstämme bis zu $^2/_3$ Meter Durchmesser durchnagen (und zwar mit so genauer Berechnung, dass sie gerade in's Wasser stürzen müssen), die Stämme sorgfältig entästen und dann durch Sand und Schlamm verbinden, um so theils Dämme zu ziehen, die das Wasser zu $1^1/_2$ — 2 Meter Höhe aufstauen und künstliche Seen bilden, theils 1 — $1^2/_3$ Meter dicke Wände für die bienenkorb- oder backofenartigen Kammern herzustellen, die bei etwa 2 Meter Durchmesser ihnen zur Wohnung dienen und ihre Eingangsöffnung unter dem Wasserspiegel haben. In einer Kammer, deren mehrere durch ein gemeinsames Dach vereinigt sein können, wohnen 4 bis 8 alte Biber mit ihren Jungen, die sich erst im dritten Jahre von den Alten trennen, um sich eigene Wohnungen zu bauen. Ausser diesen Kammern haben sie meist noch Höhlen, die sich ebenfalls unter dem Wasserspiegel öffnen und ihnen im Nothfalle als Zufluchtsort dienen. Als Wasserthiere wurden die Biber von der katholischen Kirche zu den Fastenspeisen gezählt, aber sie fressen keine Fische, sondern blos Wurzeln und Baumrinde, und da sie den Winter nicht verschlafen, sondern nur in stiller Zurückgezogenheit in ihren Wohnungen verbringen, sammeln sie im Herbste die nöthigen Vorräthe.

In Nordamerika, wo sie ungestört von Menschen sich entwickeln konnten, haben die Spuren ihrer Thätigkeit geradezu den landschaftlichen Charakter der Gegend verändert. Einmal sind es die quer durch die Thäler sich ziehenden, sorgfältig gebauten, bis eine halbe Meile langen Biberdämme, die dem Reisenden auffallen müssen, wenn er ihnen monatelange täglich begegnet.

dann die durch das Aufstauen des Wassers gebildeten Teiche, die 20, 50, ja 100 Morgen Landes bedecken und in ihrer Gesammtfläche ein ungeheueres, durch die Thätigkeit dieser Nagethiere unter Wasser gesetztes Areal darstellen. Wo nach Entfernung der Biber die Dämme zum Theile einreissen, verwandeln die Teiche sich in Wiesengrund und bilden die durch üppigen Graswuchs ausgezeichneten Biberwiesen, die oasenartig die einzigen grasbewachsenen Lichtungen im Urwalde und für die Ansiedler von grosser Bedeutung sind. Fanden die Biber in unmittelbarer Nähe ihrer Colonien keine Bäume vor, die sie ohneweiters vom Ufer auf den Biberteich transportiren konnten, so sahen sich die betriebsamen Thiere hie und da genöthigt, Canalbauten anzulegen, und haben in der That auch hierin Grosses geleistet, indem diese Canäle nicht allein Sümpfen als Abfluss dienten, sondern auch zu Nebenflüsschen des einst vom Biber gestauten Flusses wurden, ja, in einzelnen Fällen sogar Wasserscheiden durchbrochen haben. So entspringt der Chokoladenfluss aus dem Ostende des Trout Lake und fliesst in den Oberen See. Nahe dem Westende des erstgenannten Sees und ziemlich in demselben Niveau entspringen die Quellen des Esconaba, welcher dem Michigansee sein Wasser zuführt. Die Biber haben von Trout Lake aus einen Canal nach dem kleinen Quellbache des Esconaba gegraben, so dass dieser See jetzt zwei Ausflüsse, einen in den Chokoladenfluss und durch diesen in den Oberen See, und einen in den Esconaba und durch diesen in den Michigansee hat. Alle diese, im Einzelnen wie in ihrem grossartigen Gesammteffect bewunderungswürdigen Erscheinungen sind das Werk der rastlosen Thätigkeit eines Thieres, dem nach der Sage der Indianer vom grossen Geiste die Aufgabe der Flussregulirung zu Theil geworden ist.

Wenn man diese Thätigkeit des Bibers vergleicht mit der Sage von Menes, der Aegypten canalisirte, mit der von Yü, der die Flüsse in China regulirte, mit der Cultivirung von Babylon und Indien, dessen Reisfelder nur auf Biberteichen gedeihen konnten, so ergiebt sich, dass der Mensch nur die Erbschaft der Biber anzutreten oder deren Vorgehen nachzuahmen brauchte, um den Urwald in cultivirtes Land zu verwandeln; selbst die bienenkorbartigen Menschenwohnungen weisen bezüglich ihres Ursprunges auf den Biberbau hin.

Es ist oben darauf hingewiesen, dass man Bilder des Bibers in Pharaonengräbern gefunden zu haben glaubt; ein solches scheint sich in der Hieroglyphe 𓆋 *sbk* erhalten zu haben, welche allerdings ein Krokodil darstellt,

ursprünglich aber ein Biber gewesen sein mag, wenigstens deutet der herabhängende Schwanz darauf hin, noch mehr der Umstand, dass dieses Thier auf einem Bau sitzend vorkommt, wie der Cerberus vor Osiris in Figur 47. Sebek ist lautverwandt mit Sefekh (Fig. 49), der Göttin der Familie. Im Griechischen heisst der Biber *kastor,* wie einer der beiden Dioskuren. Die Eltern des letzteren sind Tyndareus, König von Sparta, und Leda, eine Lydierin. Die Lydier, hebräisch לודים *ludim,* werden in der Stammtafel der Genesis als Nachkommen der Aegypter bezeichnet, welche sich selbst *retu* = (*letu* = *lutim*) nannten. Wie nun Leda auf Aegypten, so weist ihr Gemahl auf Babylon, denn sein Name ist ohne Zweifel der heilige Name dieser Stadt *tin-tir* d. h. Wurzel der Sprache, ein Name, der auch in Aegypten als Denderah vorkommt, in dessen Tempel sich eine Darstellung des Thierkreises befand. Wenn der Biber den Namen eines der Dioskuren führt, so weist dies jedenfalls auf sein Doppelleben im Wasser und auf dem Lande hin, denn die Dioskuren stellen die Sonne dar, welche am Tage die Erde, in der Nacht die Unterwelt beleuchtet, und *kas-tor* dürfte mit *tin-tir* so nahe verwandt sein, als die „Wurzel“ der Zunge mit der Doppelzunge, denn *kas* heisst „beide“, eine beachtenswerthe Bedeutung für die Zwillingsidee, die den Dioskuren zugrunde liegt. Auch das hebräische Wort für Chaldäer כשדים *kasdim* hängt damit zusammen, wenn man es vom arabischen كشد „einschneiden“ ableitet, einerseits bietet dies den Begriff des „Theilens“, andererseits des „Grabens“, wie das mit dem Namen Chaldäer verwandte syrische *χlad,* wovon חלד *χoled* „der Maulwurf“ abstammt, der wohl früher vom Biber nicht unterschieden wurde. Nach der babylonischen Sage wurde Babylon von Oannes, einem Fischwesen, cultivirt, welches am Tage auf dem Lande lebte, Nachts sich in das Wasser zurückzog; dieses ist die Hieroglyphe *an,* das Symbol des Bel wie des Osiris, das himmlische Auge, die Sonne, zugleich der Fisch im Wasser und als Augapfel sowohl der Höhlenbewohner, als בבתעין *babath ȧin* „das Thor des Auges“ wie Babel „das Thor des Höchsten ist“, worauf auch ein anderer Name Babylons *ka-an-ra* hindeutet, denn dieses ist „das Thor des Gottes Ra“, der nach ägyptischer Analogie der Sonnengott ist und in der Keilschrift die Ueberschwemmung bedeutet, der Sirius der Aegypter. Hiermit stimmt überein, dass Zeus sich in einen Schwan verwandelte, um die Dioskuren mit der Leda zu zeugen, der Schwan war wohl Tyndareus selbst, der Gemahl der Leda. Dieselbe Idee finden wir in Indien in der Vereinigung des

Garudha und Hanuman, des Affenkönigs (Fig. 50). *) Es dürfte dieses Bild nichts Anderes bedeuten, als die Vereinigung der Waldbewohner mit den Wasserbewohnern zu einem sesshaften Leben und der daraus entstehenden Familie, denn bisher sahen wir die Jäger und Fischweiber, wenn auch bisweilen Umgang pflegend, doch allein ihre Wege gehen, der Biber lehrte sie das Fällen der Bäume, das Bauen von Dämmen, das Anlegen von Canälen, das Trockenlegen der Wiesen und das gemeinschaftliche Leben in Wohnungen. In der persischen Sage gilt das Fällen der Bäume als ein Frevel, durch den die Menschen ihre Unschuld verloren. Dem biblischen Sündenfall mag ein gleicher Gedanke zugrunde liegen, unter dem Engel mit dem blossen hauenden Schwerte, der die Pforte des Paradieses bewacht, ist jedenfalls der ägyptische Schepu zu verstehen.

Fig. 50. Garudha und Hanuman.

Versuchen wir es, diesem Entwicklungsgange der Cultur zu folgen. Den ersten Schritt zur Gewinnung von Feldern dürfte der Mensch damit begonnen haben, dass er die Biber erschlug und verzehrte; ihre Dämme wurden dann, da sie ohne Pflege blieben, vom Wasser theilweise zerstört und die mit Wasser bedeckte Fläche trocken gelegt, auf der sich nun sofort und von selbst ein reiches Pflanzenleben entwickelte. Der Mensch grub zunächst nach Wurzeln, verschmähte indess auch die Körnerfrüchte nicht, welche in manchen Gegenden selbst in grünem Zustande verzehrt werden; übrigens, da wir bereits die Früchte der Lotosblume kennen gelernt haben, so dürfte auch dazu gegriffen worden sein, die reifen Körner zu zerquetschen, und die im südlichen Afrika noch jetzt im Gebrauche befindliche steinerne Reibplatte, auf welcher mit einem konischen Reibstein *(Ibn-el-merhaka)* (Fig. 51) das in Wasser geweichte und damit übergossene Korn zerquetscht und zerrieben wird, ist so einfach, dass ihre Erfindung keine Schwie-

Fig. 51. Merhaka.

*) Garudha ist der indische Sonnenvogel und der ägyptische Horus, Hanuman ist wie der ägyptische Thaud der Mondgott, in Babylon waren beide als Nebo und Thasmit verehrt; Nabo ist der Hund, der Wolf, ein Sonnenthier.

rigkeit machen konnte. Viel wichtiger war die Entdeckung, dass aus dem Samen der Pflanzen neue Pflanzen entstehen, was durchaus nicht so nahe liegt, als es scheint. War diese Entdeckung gemacht, so suchte der Mensch diejenigen Pflanzen, welche ihm am besten schmeckten, selbst zu ziehen, indem er mit einem Stock die Erde auflockerte und den Samen hineinlegte. Von da bis zum Ackerbau mittelst des Pflugs, der sich zum Gartenbau, wie die Maschine zur Handarbeit verhält, ist ein weiter Weg, den viele Völker bis jetzt noch nicht zurückgelegt haben, ja, selbst in Europa, bei den Basken ist der schon den Aegyptern und Griechen bekannte Pflug noch gegenwärtig nicht in Gebrauch, sie bedienen sich zur Landarbeit einer Haue und eines eigenthümlichen Werkzeuges, das ungefähr die Form einer Heugabel hat; dennoch verstehen sie den Acker gut zu benützen, was um so beachtenswerther ist, als der Boden unfruchtbar ist und nur durch Kalkdüngung ertragsfähig gemacht werden kann, weshalb sich auch bei jedem Häuschen ein Kalkofen befindet. Auch in China ist der Pflug, obgleich alljährlich der Kaiser selbst damit Furchen zieht, nicht viel im Gebrauche, er dürfte eher mit den Tataren nach China gekommen sein; die heimische Art des Landbaues ist in China wie in Mexiko der Gartenbau, der sogar auf Flössen betrieben wird, indem man auf Flössen Schlamm ausbreitet und darauf Früchte zieht. Dieser Gartenbau ist auch der heimische bei den Aegyptern gewesen, deren ältestes Ackergeräth auch nicht der Pflug, sondern die Haue (Fig. 4) war, welche sich neben dem Pfluge noch im Gebrauche erhielt.

In beachtenswerther Weise unterscheidet die Bibel zwischen der Frucht des Ackers und dem Kraut auf dem Felde: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang, Dornen und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen!“ Damit beschrieb die Bibel genau den Zustand des Ackerbaues bei Völkern, welche den Pflug nicht verwenden und dem Ackerbau nicht solche Sorgfalt zuwenden wie die Basken und Chinesen. Denn, da die Neger sich begnügen, den Boden mit einem spatenförmigen Werkzeuge aus Holz oder hartem Eisen nur einige Zoll tief aufzureissen, der Same somit nicht tief steckt, so kommt es häufig vor, dass die Saat entweder bei längerer Dürre zugrunde geht oder von dem schnell wachsenden Unkraut erstickt wird. Bei den Griechen waren die Schweine gute Gehilfen beim Ackerbau, denn im Frühjahre trieb man dieselben auf die unbebauten Felder, im Sommer auf die Getreidestoppeln, wobei

sie sich durch Ausrottung des Unkrautes, dessen Wurzeln sie aufwühlten, sehr nützlich erwiesen. Dass in Aegypten die Sauhirten am meisten verachtet waren, beweist nur, dass auch hier die Cultur früher in gleicher Weise betrieben wurde, und dass die Sauhirten die Ureinwohner waren.

In der ältesten Zeit wären die Menschen verhungert, hätten sie sich ausschliesslich von den Früchten des Ackers ernähren müssen, wir haben aber gesehen, dass der Ackerbau an den Flüssen entstand, welche noch andere Nahrung boten, so dass das Feld gewissermassen das Gemüse zum Fleische lieferte; auch finden wir bereits einen Gefährten des Menschen im Schweine vor, welches demselben mit seinem Fleische zur Nahrung diente. Im Anfang waren, darauf deuten alle Ueberlieferungen hin, Feldbau und Viehzucht verbunden und das Schwein das erste Zuchtthier und der Hausgenosse, wie z. B. bei den alten Deutschen und noch gegenwärtig bei den galizischen Bauern.

Mit der Bestellung des Ackers begann das persönliche Eigenthum. Nach Manus Gesetze gehörte der Acker Demjenigen, der das Holz ausrodete, das Feld reinigte und bebaute. Ebenso wurde der Ansiedler Herr seiner Frau und seiner Kinder; mit dem Ackerbau begann das geordnete Familienleben (s. S. 68 Sefekh), die Ehe gleichviel mit oder ohne Ceremonien. Mit dem Feldbau kam auch der Begriff der „Grenze“ auf. Der Gott Terminus der Römer, der selbst dem höchsten Jupiter auf dem Capitolium nicht wich, wurde als der heiligste und unverletzlichste betrachtet. Sein ursprüngliches Bild war der einfache unbehauene Grenzstein, später wurde er in möglichst abschreckender Weise dargestellt, seine letzten Ueberreste sind die Vogelscheuchen unserer Felder, welche, nachdem die Feldraine unter gesetzlichem Schutze stehen, nur noch die Huth des Feldes gegen die Thiere besorgen.

Treffend schildert diesen primitiven Ackerbau und die ersten Feldbauer die Edda im Rigsmal; dort wird von Rigr (dem Amor der nordischen Völker) erzählt:

2. Fürder schritt er
Inmitten der Strasse,
Da traf er ein Haus
Mit offener Thür.
Er ging hinein,
Am Estrich glüht' es;

Da sass ein Ehpaar,
Ein altes, am Feuer,
Ai und Edda
In übelm Gewand.

4. Da nahm Edda
Einen Laib aus der Asche,

Schwer und klebricht
Und voll von Kleien.
Mehr noch trug sie
Bald auf den Tisch:
Schlemm in der Schüssel
Ward aufgesetzt,
Und das beste Gericht
War ein Kalb in der Brühe.

7. Edda genas,
Genetzt ward das Kind,
Weil schwarz von Haut
Geheissen Thräl.

8. Es begann zu wachsen
Und wohl zu gedeihen.
Rauh war das Fell
An den Händen dem Rangen,
Die Gelenke knotig
(Von Knorpelgeschwulst),
Die Finger feist,
Das Antlitz fratzig,
Der Rücken krumm,
Vorragend die Hacken.

9. In Kurzem lernt' er
Die Kräfte brauchen,
Mit Bast binden
Und Bürden schnüren.
Heim schleppt er Reiser
Den heilen Tag.

10. Da kam in den Bau
Die Gängelbeinige,
Schwären am Hohlfuss,
Die Arme sonnverbrannt,
Gedrückt die Nase,
Thyr die Dirne.

11. Breit auf die Bretterbank
Sass sie alsbald,
Ihr zur Seite
Des Hauses Sohn.
Redeten, raunten,
Ein Lager bereiteten,
Da der Abend einbrach,
Der Enk und die Dirne.

Von ihren Kindern heisst es:
Sie legten Hecken an,
Misteten Aecker,
Mästeten Schweine,
Hüteten Geissen
Und gruben Torf.

Es kann kein Zweifel sein, dass die Sage hier auf Grund der Autopsie schildert, die Ureinwohner Europas waren so hässliche Wilde, wie man sie kaum elender in Australien und bei den Botokuden findet und Abkömmlinge derselben mögen noch zur der Zeit existirt haben, wo die Edda-Sagen entstanden.

Mit dem Feldbau hängt noch eine andere Erfindung eng zusammen, nämlich die Töpferei, zu welcher der Lehmboden am Ufer der Flüsse den Anstoss gab. Früchte, welcher Art immer, mussten, wenn man sie aufbewahren wollte, vor den Thieren geschützt werden, da Mäuse, Ratten, Käfer, Ameisen, Schaben u. s. w. die Vorräthe an Feldfrüchten angreifen. Hierzu zeigte sich der getrocknete Lehm besonders geeignet. Den Anstoss mögen

Fig. 52. Basutohütte mit Lehmtopf.

wohl die bedeckten Erdgruben mit verschmierter oder mit festgestampfter Auswandung gegeben haben, wie sie z. B. bei den Berbern in Gebrauch sind; um aber die Früchte besser vor der Feuchte zu schützen, baute man aus Lehm hohle Wände, und so entstanden die mächtigen Töpfe, wie sie als Vorrathskammern noch jetzt in Afrika vorkommen. Als Trinkgefässe scheinen wenigstens die porösen Töpfe der ältesten Steinzeit nicht verwendet worden zu sein, dazu konnten sie erst verwendet werden, nachdem die Töpferei Fortschritte gemacht hatte und das Brennen des Thons in Gebrauch gekommen war.

Natürlich wurde auch der Topf ein Gott, und wir finden bei den Aegyptern sogar deren zwei, nämlich Ptah und Khnum. Beide sind indess durch spätere Anschauungen in ihrer ursprünglichen Bedeutung verändert worden: Khnum wird vorzugsweise als Hirtengott mit dem Widderkopfe abgebildet, während Ptah (der indische Buddha) als Hermes dargestellt wird, nur der Nilmesser in Beider Händen erinnert an den Lehmboden, am deutlichsten spricht die Hieroglyphe für Khnum. Eine andere Form des Kruges finden wir bei der Göttin Nut oder Hathor (Fig. 43). Die eigentliche Heimath der Töpferei scheint Babylon und später Phönikien gewesen zu sein, aus welchen Ländern die Aegypter noch in später Zeit kostbare Vasen als Tribut erhielten. Als Vorbilder der Töpfe diente die menschliche Gestalt, insbesondere der Bauch oder der Körper ohne Kopf und Füsse. Die Figur des Ptah (Fig. 53) scheint sogar eine jener Pagoden gewesen zu sein, welche in Indien und China vorkommen, kleine Götterbilder mit beweglichen, bei der leisesten Berührung wackelnden Köpfen, welche ursprünglich wohl als Orakel dienten. Merkwürdig ist eine Osirisfigur (Fig. 54) durch ihren mongolischen Typus. Durch den Thurmaufsatz lehnt sich dieselbe an den Nilmesser an, aber dieser Kopfputz ist auch dieselbe Form, den die Porzellanthürme in China haben. Daher erweist sich Osiris gleichfalls als Töpfergott, andererseits spricht diese Figur deutlich für die schon in ältester Zeit bestandene Verbindung von Aegypten mit den

Fig. 53. Ptah.

nordasiatischen Völkern. Nebenbei bemerkt, sind die chinesischen Porzellanthürme nicht aus Porzellan, sondern aus glasirten Ziegeln aufgebaut, aber so gut gekittet, dass man glaubte, sie beständen aus Einem Stück; auch die Zerstörung hat die gekitteten Fugen nicht zu lösen vermocht.

Der Mensch hatte jedoch vom Biber nicht nur Bäume fällen, sondern auch zu bearbeiten gelernt. Mit geschliffenen Steinen verarbeitete er junge Baumstämme oder grössere Aeste zu Pfählen und Rudern, während die mittelst Feuer und Steinbeil ausgehöhlten Baumstämme die ersten Boote lieferten.

Eines der wichtigsten Werkzeuge war der Pfahl, mochte er nun in welcher Form immer auftreten. Um die Länge des Pfahles erweiterte sich die Kraft des Menschen. Das Bambusrohr dürfte den ersten Anstoss dazu gegeben haben; dieses starke gerade Rohr, welches nur abgeschnitten zu werden brauchte und keiner weiteren Bearbeitung bedurfte, muss allen späteren, aus anderen Holzarten gebildeten Lanzen und Pfählen vorausgegangen sein, erst in Gegenden, wo kein derartiges Rohr wuchs, ahmte man dasselbe nach, indem man junge Stämme von Zweigen befreite. Wir finden daher in der Bibel unmittelbar nach dem Paradiese den ersten Ackerbauer קין *qaïn* „die Lanze, das Rohr", zugleich den ersten Mörder und den ersten Städtebauer. Wir haben oben die Lanze als Waffe und Harpune bereits erwähnt; hier dürfte es am Platze sein, die Wichtigkeit des Pfahls für die Begründung der Niederlassungen in's Auge zu fassen.

Fig. 54. Osiris.

Der Boden, auf dem der erste Feldbau entstand, war ein Schlammboden, der in der Zeit, wo die Flüsse anschwollen, für die Bewohner sehr unsicher war. Die ersten Fischweiber wohnten, wie wir gesehen haben, auf Bäumen, aber die Bäume waren zur Zeit des Feldbaues entfernt

Fig. 55. Pfahlbau im Mohryasee in Afrika.

worden, und den jährlichen Ueberschwemmungen mussten viele Menschenleben zum Opfer fallen, da nur wenige sich gleich Noah in die Boote retteten. Daher schuf man künstliche Bäume, indem man Pfähle in die Erde trieb und die Hütten darauf baute. Das sind die auch aus der Steinzeit bekannten Pfahlbauten, deren Spuren man z. B. in den Schweizer Seen gefunden hat. Ursprünglich wurden dieselben wohl an den Flussufern errichtet, und so finden wir sie noch im ostindischen Archipel, auf Borneo, Celebes, Neu-Guinea, Neu-Seeland, in Afrika (im Moryasee, Fig. 55) und in Südamerika. Sie waren also seinerzeit über die ganze Erde ausgebreitet.

Das Leben und Treiben der jetzigen Pfahlbauern dürfte dasselbe sein, wie in der Steinzeit, da sich Sitten unverändert erhalten, wenn die äusseren Verhältnisse dieselben geblieben sind. Wir lassen daher hier eine Schilderung derselben nach Professor Fr. Müller folgen, der wir nur einige vergleichende Bemerkungen hinzufügen:

„Der Papua auf Neu-Guinea geht in der Regel nackt umher, doch werden von den Männern die Schamtheile nicht offen zur Schau getragen, sondern in einem getrockneten Kürbis, Bambus-Futteral oder unter einer grossen Muschel verborgen, während die Weiber einen Schurz aus Pflanzenfasern oder Muscheln um ihre Hüften legen. Dem Haar wird grosse Sorgfalt zugewendet; dasselbe wird entweder kurz abgeschnitten oder aber in kleine Zöpfe oder einen grossen Knoten geflochten und mit Bambuskämmen, Knochenstücken, Vogelfedern und anderem Zierat aufgeputzt. Manchmal wird eine Mütze aus feinen Bambusfedern oder Thierfellen aufgesetzt. Bei vielen Stämmen wird das Haar mittelst Muschelkalk gebeizt, wodurch es eine rothe flachsige Farbe erhält. (Solche gefärbte Haare findet man auch auf den Bildern der Pharaonengräber.) Nase, Ohren, Hals und Arme werden verziert, und zwar die beiden ersteren mit einem durch den durchbohrten Nasenknorpel oder das durchbohrte Ohrläppchen gezogenen Thierknochen, Bambusstäbchen oder einer Feder, ja, die Nase selbst mit zwei mit einander verbundenen Schweinshauern, deren Spitzen nach oben gerichtet werden, Hals und Arme mit Ringen, Bünden und anderem Zierat. Die Sitte, die Haut aufzuschneiden, um erhabene Narben hervorzubringen und sich Gesicht, Brust oder Arme mit allerlei rothen und schwarzen, mittelst glimmender Kohle eingebrannten und verschiedenen Erdarten eingeriebenen Flecken und Figuren zu bemalen, ist allgemein verbreitet. (Die Bibel erwähnt bei Kain der Hautzeichen.)

Unter den Wohnungen der Papuas sind insbesondere jene charakteristisch, welche am Flussufer sich befinden; es stehen gewöhnlich mehrere derselben zu einem Dorf (Kampong) vereinigt beisammen. Sie sind auf Pfählen errichtet und aus Bambus aufgebaut. Sie gleichen daher vollkommen den an den Seen Mitteleuropas in neuester Zeit zahlreich entdeckten Pfahlbauten. Eine solche Hütte ist etwa fünf Fuss hoch, sechs Fuss breit und nicht weniger als hundert Fuss lang. Doch kommen auch Hütten von etwa siebenzig Fuss Länge und zwanzig Fuss Breite vor. Der Boden besteht aus Bambushölzern, welche ziemlich weit von einander abstehen, wodurch das Gehen auf diesem Lattenwerke, durch das man in das Wasser hinabsehen kann, eine grosse Uebung erfordert. Das bei zwanzig Fuss hohe Dach besteht aus den Blättern der Sagopalme; der höhere Giebel desselben ist dem Wasser zugewendet. Auf dieser Seite werden die Prahus (Kähne) angelegt, und dort wohnen auch die jungen Männer, um bei nahender Gefahr allsogleich bei der Hand zu sein und ihre Massregeln ergreifen zu können. Das Innere der Wohnung zerfällt in zwei durch einen Gang getrennte Hälften, und diese wieder in mehrere kleinere Abtheilungen, deren jede einen besonderen Eingang und Feuerherd hat. Ausser dem letzteren sind ein Haufen Blätter, welcher als Schlafstelle dient, hölzerne, schemelartige Kopfkissen und einige ausgehöhlte Kürbisse, welche zum Trinken, Rauchen und anderen Verrichtungen verwendet werden, sowie Säcke, in manchen Fällen auch Matten aus Bast, die einzigen Hausgeräthe. (Die Schweizer Pfahlbauten zeigen Spuren, dass diese Hütten wiederholt durch Feuer zerstört wurden.)

Die Papuas bauen Kähne aus ausgehöhlten Baumstämmen, welche sie mittelst langer Ruder geschickt fortbewegen. Ein solcher Kahn ist sehr schmal und oft fünfzig bis sechzig Fuss lang. Bei der steten Gefahr des Umschnappens eines solchen Kahnes ist der Papua auf das Schwimmen angewiesen, und ist er in der Fertigkeit, sowie im Tauchen von Jugend auf ein vollendeter Meister.

Von Hausthieren finden sich eine eigene Gattung des Schweines und der Hund. In vielen Gegenden werden Beeren und Früchte eingesammelt und für den späteren Gebrauch aufbewahrt. Ebenso ist dem Papua die Bereitung des Sago nicht unbekannt. An manchen Orten findet man angebaute Stücke Landes, welche mit Tabak, Palmen und anderen Nutzpflanzen besteckt sind. Selbst Hecken findet man um solche Aecker gezogen, was einen gewissen Sinn für Eigenthum verräth.

Die Speisen werden in heisser Asche gebraten, dabei werden aber bei animalischen Nahrungsmitteln keine besonderen Vorbereitungen getroffen. Der Gebrauch des Salzes ist dem Papua unbekannt; an einigen Orten wird es durch Meerwasser ersetzt.

Unter den Waffen sind Pfeil, Bogen, Lanze und ein aus hartem Holz zierlich geschnitzter Streitkolben zu erwähnen. Derselbe ist ungefähr vier Fuss lang, mit einem cylindrischen schmalen Stiel und drei- oder vierkantigem, breitem Ende. Letzteres ist entweder mit verschiedenen Schnitzereien versehen oder mit Steinen ausgelegt. Die Spitze des Pfeiles oder der Lanze besteht entweder aus zugespitzten Casuarknochen oder aus gehärtetem Holze und ist mit einem starken Widerhaken versehen. Der Bogen ist sieben bis acht Fuss lang und aus einer ungemein zähen Holzgattung verfertigt. Auch Messer und Aexte kommen vor, beide aus spitz zugehauenen Kieseln und den bei uns in den Denkmälern der Steinzeit gefundenen Instrumenten ähnlich.

Etwas den Papuas ganz Eigenthümliches sind die Blasrohre aus Bambus von beträchtlicher Länge. Sie dienen als Signalzeichen, indem Staub mittelst derselben in die Höhe geblasen wird, ähnlich den Rauchsäulen bei anderen Völkern.

Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet die Familie. Das Oberhaupt desselben ist der Mann, welcher sich so viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren im Stande ist. Die Braut wird von dem Bräutigam durch Erlegung eines bestimmten Schatzes an Sklaven, Waaren, und Lebensmitteln erkauft und demselben dann feierlich bei einem grossen Festgelage, bei dem wohl nicht berauschende Getränke, aber verschiedene lärmende Instrumente die Hauptrolle spielen, übergeben.

Mehrere Familien wohnen in Dörfern vereinigt beisammen. Ueber ein solches Dorf übt zwar in manchen Gegenden ein Aeltester eine gewisse Autorität; diese ist aber immer sehr prekär, denn es werden ihm weder irgend welche Abgaben entrichtet, noch zeichnet er sich vor den anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder eine schönere Wohnung aus.

Unter den Gebräuchen, welche das öffentliche Leben betreffen, ist die Eidesleistung zu erwähnen, welche darin besteht, dass die beiden Theile ihr eigenes Blut, welches sie durch Ritzen der Hand hervorlocken, mit Wasser vermengen und dann trinken. (Ein gleicher Gebrauch scheint auch bei den Normanen geherrscht zu haben.)

Die Leichen werden in der Regel begraben; nach Ablauf etwa eines oder zweier Jahre gräbt man die Gebeine wieder aus und setzt sie unter Festlichkeiten in einer Felsgrotte bei. Bis dahin müssen die Angehörigen trauern, und die zurückgebliebene Witwe darf sich erst, nachdem dies alles vor sich gegangen, wieder verheirathen.

Ein grosser Fortschritt des Papua gegenüber seinem auf der untersten Culturstufe stehenden Nachbar, dem Australier, ist der Handel. Derselbe beschränkt sich zwar in Neu-Guinea nur auf einzelne Rohproducte, welche von den Bewohnern aus dem Meere geholt und an malayische Kaufleute hintangegeben werden; er trägt aber wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen. In jenen Gegenden, wo der Tauschhandel im grösseren Umfange betrieben wird, bekleiden sich die Einwohner mit Kleidungsstücken aus Kattun und haben, wenn auch ziemlich oberflächlich, den Islam angenommen.

Ein anderer nicht minder wesentlicher Vorzug des Papua gegenüber dem Australier ist ein ziemlich entwickelter Formensinn, welcher sich in der plastischen Nachahmung verschiedener Gegenstände kundgiebt. Wir finden beim Papua eine Reihe von geschnitzten Figuren, welche sowohl Menschen als Thiere repräsentiren. Die Darstellung der ersteren ist allerdings höchst primitiv und sonderbar; überall zeigt sich ein im Verhältnisse zu den Körpertheilen auffallend grosser Kopf, eine dicke grosse Nase, ein unförmlicher grosser Mund und ein riesiger Penis. (Derart scheinen auch die alten Götterbilder der Griechen und Aegypter gewesen zu sein, welche in dem Allerheiligsten aufbewahrt wurden; wenigstens ist es bekannt, dass das im Heiligthum der Athene aufbewahrte Bild eine rohe Holzfigur war; vor dem Bilde des ägyptischen Ptah, der als ein ungebornes Kind mit grossem Kopfe, schwachen Beinen und dem Phallus dargestellt war, brach Kambyses in ein helles Gelächter aus. Zur Veranschaulichung der Formenähnlichkeit geben wir hier ein Papua-Schnitzbild (Fig. 56) und eine Porzellanfigur des Sokar-Osiris (Fig. 57), welche dem oben geschilderten Ptahbilde gleicht.

Fig. 56. Papua-Schnitzbild.

Fig. 57. Sokar-Osiris.

In Betreff der religiösen Anschauungen der Papuas sind wir wenig unterrichtet, doch scheinen dieselben eine bestimmte Form zu besitzen. Wenigstens finden sich grössere Gebäude von eigenthümlicher Form, so das Rumslam d. i. Rum-Islam „Haus des Islam“ bei Dorei, der Tempel im Kampong Tobaddi in der Humboldt-Bai, welche nichts Anderes als Tempel sein können, sowie Figuren verschiedener Art, denen gewiss religiöse Vorstellungen zugrunde liegen. In einigen Theilen von Neu-Guinea begegnet man einer bestimmten Idee von einem höchsten Wesen, das über den Wolken wohnend gedacht wird. Diese Idee ist jedoch ohne praktische Bedeutung, da diesem höchsten Wesen weder Opfer dargebracht werden, noch dasselbe mit Gebeten angerufen wird.

Bei den Papuas des Bezirkes Lobo lässt sich eine geordnete Zeitrechnung nachweisen, welche auf der Wiederkehr des Vollmondes und Monsuns basirt. Die Zeit von einem Vollmond zum andern heisst *Uran-sa* (ein Mond). Der Ost-Monsun enthält sechs, der West-Monsun fünf Monde; ein Mond entfällt auf die grosse Ebbe *(Meti-besar)*. Ein Jahr heisst *Narak-sa*. Die grosse Ebbe tritt im October ein, wo die Papuas auf den Trepangfang aussegeln und wird von ihnen am Ausschlagen des Eisenholzbaumes erkannt.“

Sonst ist über die Papuas noch zu bemerken, dass sie eine tief schwarzbraune Hautfarbe haben, bärtig sind, büschelartigen Haarwuchs wie die Hottentoten und Buschmänner haben, wegen ihrer grossen Nase mehr europäisch als die Malayen aussehen und einen lebhaften Charakter besitzen, der sich im Schreien und Gelächter, im Geheul und ungestümen Springen kundgiebt.

Zwischen der primitiven Landwirthschaft der Papuas und dem Getreidebau der europäischen Pfahldörfer liegt ein weiter Zwischenraum, den die Culturverhältnisse der Neger, der Malayen, der indischen Dravidas, der Mexikaner und Chinesen ausfüllen. Derselbe lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass, wie die Jägervölker die Lebensweise der Thiere genau beobachteten, die Landwirthe die Natur und Verwendung der Pflanzen studirten. Es gab wohl keine Pflanze auf dem Felde, welche von den Menschen nicht in Bezug auf Geschmack und Wirkung untersucht worden ist. Natürlich waren es immer Einzelne, welche neue Versuche machten, während die grosse Menge gedankenlos in den breitgetretenen Geleisen sich fortbewegte. Mit welcher Ausdauer aber von den Entdeckern das Pflanzenleben beobachtet wurde, beweist der unscheinbare Reis, welcher in der europäischen Küche gegenwärtig so im

Gebrauche ist, als ob er eine einheimische Pflanze wäre, und welcher in den tropischen Ländern, seiner Heimath, das unentbehrliche Nahrungsmittel ist. Das Vaterland dieser Pflanze ist Indien und seine Cultur die der Gesundheit nachtheiligste; es dürfte daher am Orte sein, einen Blick auf seine Erzeugung zu werfen.

Sobald in China nach der herbstlichen Ernte die Stoppeln auf dem Felde verbrannt sind, um als Düngerasche über das Land gestreut zu werden, wird der bestimmte Erdraum mit kleinen Erdbänken eingefasst, darauf wird Reis dick ausgesäet und der Grund alsdann mit einem oder zwei Zoll Wasser bedeckt. Im allgemeinen befindet sich die Oberfläche dieses Säegrundes etwas unter dem Wasserstande bei hoher Fluth, so dass zum Zwecke der Bewässerung nur ein Theil der Erdbank geöffnet werden darf; ist die Lage der Fläche aber nicht dazu geeignet, so wird eine Vorrichtung zum Heben des Wassers nöthig; dies geschieht durch Wasserräder. Ausser der Erhöhung der Fruchtbarkeit durch Bewässerung werden alle möglichen Düngmittel, als: Menschenhaare, Vogelfedern, Asche, Russ, Bauschutt, Gips u. s. w. angewendet. Man baut sogar eigene Pflanzen, nur zum Dünger bestimmt, an. Schon am Ende des Maimonats wird die erste Ernte gewonnen, die zweite gegen den Schluss des Octobers. Das Einernten geschieht durch Männer, die im Morast waten und mit kleinen Sicheln die Halme abschneiden. Eine grosse Zahl ärmerer Leute trägt sodann den geschnittenen Reis in den Armen längs der Hauptstrasse hin. Von einigen Theilen der Reisfelder an Stromufern ist es unmöglich, das Wasser bei hoher Fluth abzuhalten, weil deren Oberfläche unter dem Flussbette ist und die schlammige Beschaffenheit der Erde das Aufwerfen von Dammrücken verhindert. In solchen Fällen werden die Arbeiten von schwimmenden Männern verrichtet. Sehr kleine Boote, in welchen die Schnitter sich befinden, werden zwischen das Reisstroh getrieben; diese schneiden die Halm-Enden ab und legen sie in grössere, ihnen nachfolgende Boote, von denen sie zum allgemeinen Sammelplatze gebracht werden. So viele emsig arbeitende Menschen, die aus den kleinen Wasserpfaden hervorkommen und wieder darin verschwinden, die zwischen dem hohen Strohwuchs ganz verborgen dahin rascheln, gewähren den Anblick von Kaninchen, welche das erste Blattgrün der Saat heimlich abnagen. Mit einer Sorgfalt, welche die charakteristische Eigenthümlichkeit des chinesischen Volkes bildet, wird der Reis in Haufen zusammengelegt und das Halmkorn in die Boote an

Landungsplatz getragen. Ist dies geschehen, so erscheint nach Verfluss einer gesetzlich vorgeschriebenen Frist eine Anzahl von Almosen lebender Sammler, die die zurückgebliebenen Aehren emsig auflesen und damit für einige Zeit ihr Dasein fristen. Haben auch sie den letzten Scheideblick auf die nichts mehr versprechenden Stoppeln geworfen, so wird eine andere Classe verzehrender Wesen eingelassen, die auch den letzten Rest der Nahrung daraus zu ziehen wissen. Es sind dies die nirgends in China fehlenden Enten. Chinesische sogenannte Entenboote führen Schwärme davon zu dem verheissenen Lande; die Stufenklappen werden niedergelassen und das mit Schwimmhäuten versehene Völklein zieht heraus, um das Reisfeld gehörig und nach Lust zu säubern.

Der Ackerbau ist die Arbeit im vollsten Sinne des Wortes. Der Ackerbau ist die Minne des Menschen um die Erde und letztere ist eine launische Dame, welche nicht Mass zu halten versteht. Das eine Jahr giebt sie im Ueberflusse, das andere Jahr nichts; das eine Jahr weiss der Mensch nicht, was er mit dem Segen der Ernte anfangen soll, Korn und Obst wächst so im Ueberflusse, dass er es den Thieren vorwerfen muss, damit es nicht verfaule, das andere Jahr sucht er alle Körner zusammen und findet nicht so viel, um seinen Hunger zu stillen. So heisst es schon im Havamal:

Volle Speicher sah ich
Bei Fettlings Söhnen,
Die heut' am Hungertuche nagen.
Ueberfluss währt
Einen Augenblick.

Erst in der jüngsten Zeit hat der Handel in seiner ausgebildetsten Form das Gleichgewicht herzustellen vermocht, indem er mit dem Ueberflusse Amerikas die Missernte in Europa wett macht oder umgekehrt; aber selbst noch im Mittelalter wechselten Hungerjahre, welche Krankheit, Elend und allgemeines Sterben zur Folge hatten, mit Jahren des Ueberflusses, welche sich für die Gesundheit der Menschen, wenn auch aus anderen Gründen, auch nicht zweckmässig erwiesen.

Mit dem Ackerbau kam die Sorge in die Welt, welche Goethe treffend schildert:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,

Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das musst du stets beweinen.

Diese Sorge steht mit dem Landmanne auf und geht mit ihm zu Bette: ist es warm, so fürchtet er, dass das Kraut verwelkt und die Früchte verdorren, er bittet um Regen, und wenn es regnet, so fürchtet er, dass die Früchte verfaulen, und er bittet:

Ach, Herr! lass genug sein des Segens!

Freilich, als der Bauer selbst, nach der beliebten Erzählung, das Wetter machen durfte, hatte er wohl Sonnenschein und Regen hübsch gleichmässig vertheilt, aber er hatte auf den Wind vergessen und die Blüthen hatten sich nicht besamet; daher überlässt er das Wetter Gott, wenn er auch dessen Regiment nicht begreift, und begnügt sich, seine unmassgebliche Meinung in Gebeten und Processionen darzulegen.

Wenn schon der Jäger an Glück und Unglück und demzufolge an gute und böse Geister glaubt, so tritt das religiöse Gefühl noch stärker bei dem Landmanne auf, der sich von Gewalten umgeben sieht, die er nicht begreift. All' sein Fleiss und seine Sorgfalt sind nutzlos, wenn der angeschwollene Strom das Geröll unfruchtbarer Steine über sein Feld treibt, und seinen wohlgepflegten Humusboden mit Schichten Sandes überstreut, oder wenn andauernde Hitze die Pflanzen welkt, die Raupen oder Heuschrecken seine Früchte zerfressen, oder ein Schlossenschauer in wenigen Secunden die versprechendste Fülle der Früchte von den Aesten schlägt, vielleicht der Blitz sogar seine Hütte in Brand steckt und seine Liebsten zu Boden streckt. Ohnmächtig gegenüber dem Aufruhr der Natur, wirft sich der geängstigte Landmann auf die Kniee und murmelt Gebete, um die Gefahr zu beschwören, denn er hält die Natur für ein lebendiges Wesen, das die Menschen liebt oder hasst, dem man schmeicheln, das man beschwichtigen oder erzürnen kann. Manchmal bekommt die Religiösität eine höchst naive Färbung, wie z. B. eine sehr fromme Bäuerin nach einem verheerenden Ungewitter bitter bemerkte: „Na, jetzt wird unser Herrgott doch zufrieden sein, nachdem er alles so verwüstet hat!“ was sie jedoch nicht abhielt, am nächsten Sonntag wieder zur

Messe zu gehen und den „lieben Herrgott“ um Verzeihung für die vermessenen Worte zu bitten.

Diese Religiösität ist jedoch nicht immer so harmlos; im Alterthum hat sie blutig gewüthet; der Mensch, der sein Leben in steter Gefahr sah, sei es, vom Blitz getroffen zu werden (unsere Landleute glauben noch immer wie in der Vorzeit, dass nicht der Blitz, sondern der Donner, der Donnerkeil, die Menschen erschlage), wegen Unfruchtbarkeit zu verhungern oder in Wasserfluthen zu ertrinken, kam auf den Gedanken, sich mit der Gottheit abzufinden, wie mit seinesgleichen, und er opferte sein Kind, um das eigene Leben zu erhalten, er opferte den Erstgebornen, den einzigen Sohn, um sich ein elendes Dasein zu erkaufen. Um das glühende Bild des Moloch, in dessen Armen die Kinder lebendig gebraten wurden, tanzten die Priester, standen die Eltern ohne Mitleid, indessen der Pavian sein Leben einsetzt, um sein Junges zu schützen. Bei vielen Völkern trat wohl eine Milderung ein, indessen waren die Vestalinnen der Römer und die Sonnenjungfrauen der Peruaner, welche einsam in ihren Tempeln ein freudloses Leben führten, nicht viel besser daran, als die gemordeten Opfer, ihnen gähnte statt eines kurzen Todes ein unnützes Leben entgegen, ihr Körper blieb erhalten, aber Geist und Sinne erstarben im Einerlei ihres langweiligen Tempeldienstes.

Es ist schon oben erwähnt worden, dass mit dem Ackerbau sich der Begriff der Dreiheit entwickelte. Wie die Familie sich in Vater, Mutter und Kinder theilte, so fand der Mensch dreifache Nahrung in Wald, Wasser und der Erde. Der Wald lieferte die Jagdthiere, das Wasser die Fische, die Erde das Gemüse. So briet Wölundr am Feuer der Bärin Fleisch, Thor hat einen Korb auf dem Rücken und bietet dem Harbard (Odhin) für das Ueberfahren über den Sund die im Korbe befindlichen Ueberbleibsel seiner Mahlzeit „Häring und Habermus, davon hab' ich noch genug“. Der Mensch hatte keine anderen Götter, als die ihm Nahrung gaben: Odhin, den Gott des Waldes, Loki, den Gott des Wassers, und Thor, den Gott der Erde. Bei den Griechen waren dies Zeus, Poseidon und Demeter; bei den Aegyptern Anubis, der Hund, Thaud, der Ibis, und On, der Affe, denn der Affe, der in der ägyptischen Unterwelt das Schwein hinwegtreibt, ist der Schweinehirt, er sitzt auf der Wage zwischen Hund und Vogel, wie der Ackerbauer zugleich Jäger und Hirt ist. So war auch Thor, obgleich er der Thräle (s. S. 78) Geschlecht hat, doch der oberste Gott in der älteren Zeit. Wenn Thor später ein geringerer Gott wurde,

so beweist dies eine Religionsänderung, auf welche auch in Griechenland der Kampf der jungen Götter mit den alten und die Todtengötter der Aegypter hinweisen. Doch konnte in diesem Kampfe der Gott des Ackerbaues nicht untergehen, weil sich der Ackerbau durch die Verbindung mit den Hirten neu verjüngt emporhob, wie wir dies später nachweisen werden.

Der Uebergang der Götter in einander war um so leichter, als den Gottesideen, so vielfach sie auch getheilt waren, stets die Einheit zugrunde lag; Himmel und Erde vereinigen sich in dem Gotte des Himmels und der Erde, in dem Gotte der Ober- und Unterwelt, der am Tage als Sonne die Erde bestrahlt und Nachts die Unterwelt erleuchtet, der sein Auge dem Mimir verpfändet, wie sich die Sonne im Wasser wiederspiegelt. Der Gott, der theils männlich, theils weiblich war, wurde als Mannweib gedacht; Loki baut als Riese der Asen Burg, betrügt als Ase den Baumeister um den Lohn, hilft dem Baumeister als Ross die Steine herbeischleppen, verwandelt sich in die Stute, um das Ross von der Arbeit abzuhalten, zeugt als Ross mit der Stute sich selbst, das Ross Odhin's, der als Sturmgott und Lichtgott selbst das Ross ist, schwarz als Nacht, licht am Tage, zugleich aber weder das eine oder das andere, sondern die Helle, die uralte Hel,

> Denn ein vollkommener Widerspruch
> Bleibt gleich geheimnissvoll für Kluge wie für Thoren.

In gleicher Weise gestaltete sich der Begriff der Dreieinigkeit. Theilt man eine Linie — in zwei Theile - -, so bilden die beiden Theile zusammen etwas Drittes, nämlich die Einheit. / links und \ rechts geben einen Raum, den unten die gleiche Länge — abschliesst, also das Symbol △ der Dreieinigkeit; fasst man aber links als Halbkreis (und rechts ebenso), so geben sie etwas Drittes, den Kreis. In der koreanischen Schrift bedeuten △ und ○ gleichmässig den Laut *h*. Bei den Indern ist ▽ das Zeichen des Wišnu, das Wasser, △ das Zeichen des Śiwa, das Feuer. In den ägyptischen Hieroglyphen ist 〰 *n* die Welle, 〰〰 *nn* dasselbe und bedeutet ausserdem Gleichheit; 〰〰〰 ist das Wasser oder die Wasserwellen. ⬭ ist die Höhle, · das Korn, 👁 ist das Auge und bedeutet „schaffen, machen", die Zeugung. Bis auf die Gegenwart hat sich diese Hieroglyphe der Dreieinigkeit erhalten.

So bilden Himmel, Wasser und Erde die Welt; der Mensch besteht aus der Seele (Odhin, die Luft), dem Sinne (Hönir, die Erde) und dem Blute (Lodur, das Wasser), letzteres ist auch das Feuer, wornach dann Hönir der Körper

und Odhin das flüssige Element im Körper ist. Die Sonne ist dreifach, aufgehend am Morgen, in der Höhe am Mittag, untergehend am Abend; ebenso ist der Mond dreifach, und ihn stellten die Horen der Griechen dar, welche Arm in Arm geschlungen ihre Rückentheile zeigen. Dreifach war die Jahreszeit bei den Aegyptern: Ueberschwemmung, Blüthezeit, Dürre, dargestellt (Fig. 58) durch Isis, die Göttin der Liebe (die Aphrodite der Griechen), die Frau mit dem Thurm auf dem Kopfe, Horus den Mann, identisch mit seinem Vater Osiris, dessen Symbol das Auge (siehe oben) ist, und Nephthys, als Pallas der Griechen die Jungfrau, als Demeter mit dem Scheffel auf dem Haupte die Ernte.

Fig. 58. Nephthys. Horus, Isis.

Dreifach waren die himmlischen Zonen: die Sonne, welche täglich auf- und untergeht, der Mond, welcher circa dreissig Tage braucht, um neu sich zu gestalten, und die Sonne, welche zwölf Monate braucht, um sich zu verjüngen. Die Idee dieses dreifachen Zeitkreises drückten die Aegypter durch eine sich um sich in dreifacher Gestalt drehende Frau (*Pa* oder *Tpe* „der Himmel", Fig. 59) aus, das scheint wenigstens die ursprüngliche Idee gewesen zu sein, später schufen die Aegypter grössere Zeiträume, wie den Jahreskreis, die Phönix-Periode von 500 Jahren und die Sirius-Periode, welche 1461 Jahre umfasst; es gab noch eine grössere Phönix-Periode, dieselbe scheint jedoch ein Product der Speculation gewesen zu sein, denn sie bestand aus folgenden Zeiträumen: neun Menschenalter der blühenden Männer lebt die geschwätzige Krähe,

Fig. 59. Pa, der Himmel.

der Hirsch viermal so lang als die Krähe, drei Hirschenalter erlebt der Rabe, zehn Rabenalter erlebt der Phönix; diese Zahlen beruhen auf der Neunzahl, denn das Menschenalter zu $3 \times 9 = 27$ Jahren angenommen, giebt die Neunzahl $(2 + 7)$, $27 \times 9 = 243$ $(2 + 4 + 3 = 9)$, $243 \times 4 = 972$ $(9 + 7 + 2 = 18)$, $972 \times 3 = 2916$ $(2 + 9 + 1 + 6 = 18)$, das gleiche Resultat ergiebt sich, wenn man das Menschenalter zu 30 Jahren oder zu 36 (9×4) annimmt, denn das Menschenalter wurde verschieden gerechnet.

Fig. 60. Amon, Isis, Kohns.

Auf diese doppelte Bedeutung der Sonne als Tag und Jahr mögen auch die beiden weiblichen Götter Isis und Nephthys hinweisen, welche die Sonne darstellen, wie die griechische Aphrodite. Figur 60 zeigt dagegen die Sonne männlich und den Mond weiblich, es sind Khons oder Horus als Ueberschwemmung (der griechische Poseidon), Isis als Blüthezeit und Amon (der griechische Zeus) als Reife und Trockenheit, der Moloch der Phönikier. Diese Zusammenstellung kann aber auch als identisch mit der vorigen aufgefasst werden, dann wäre Khons die Blüthe, Isis die Dürre und Amon die Ueberschwemmung, woraus sich, analog wie die griechischen Götter als Mann und

Frau gegenübergestellt werden, Khons als Gemahl der Isis, Isis als Gemahlin des Horus, Amon als Gemahl der Nephthys ergäben. Ein solcher Wechsel im Begriff der Götter musste stattfinden in einem Lande wie Aegypten, wo man sich von der Jahresordnung entbunden hatte und die Monate von 30 Tagen durch alle Jahreszeiten laufen liess, bis zum Ausgange der Sirius-Periode der erste Tag des ersten Monats wieder mit dem ersten Tage des Jahres zusammentraf.

Nach den Inschriften hatten die Aegypter sogar eine dreifache Dreieinigkeit, denn es wird Osiris als Gott der Unterwelt der oberste der neun Götter genannt, deren Symbol das Steinbeil, der Hammer Thor's ist, demnach theilte sich jede der drei Hauptgottheiten wieder in drei Gottheiten; aber diese Idee ist in der späteren Theologie ganz in den Hintergrund getreten, wie auch in der nordischen Lehre die früher so bedeutende Neunzahl in den Hintergrund getreten ist. Wenn Heimdall, der Gott mit dem Schwerte, d. i. der Nordpol, neun Mütter hatte, so ist dies eine gleiche Zeittheilung, als wenn die Woche neun Tage hatte, aber wir sind ausser Stande, diese Neunzahl mit dem Jahresringe in Uebereinstimmung zu bringen.

Fig. 61. Die Trimurti im indischen Felsentempel.

In Indien war der Gott des Ackerbaues Wišnu (Fig. 22), der sich gleichfalls in drei Theile theilte, nämlich in sich, in seine Gemahlin Lakšmi, die zu seinen Füssen sitzt, und in seinen Sohn Brahma, der ihm aus dem Nabel entsteht. Brahma ist vierköpfig und so entstand die 3 × 4, die Zwölftheilung des Jahres. Aber eine ältere Form haben uns die Felsentempel in der Trimurti (Fig. 61) erhalten, denn die buddhistische Religion war eine Reformation des Wišnu-Cultus. Dass auch Thor in Felsenhöhlen angebetet wurde, beweist die Sage, dass er in dem Fausthandschuh des Riesen geschlafen habe und der Vorwurf, der ihm wiederholt zur Asenzeit daraus gemacht wird. Da er aber der Eisenhandschuh selbst ist, so hat er in seinem eigenen Hause gewohnt, oder, von der Räthselform entkleidet, er hatte vor der Asenzeit ebenso wie die Götter Asiens Bilder in Felsenhöhlen.

Daher sind die Thursen oder Frostriesen die älteren Ackerbauer und Thurs der alte Thor; Bergelmir, der in einer Wiege aus der allgemeinen Fluth entkommt, ist der Noah der Bibel, seine Nachkommen sind das in den Bergeshöhlen hausende jüngere Riesengeschlecht, dem ebenso wie dem Esau der Bibel prophezeit wurde, dass es sich an den Unterdrückern rächen werde.

An die Bergeshöhlen, in welchen der geheimnissvolle Schöpfer der Natur verehrt wurde, erinnern die Tempel mit dem dunklen Allerheiligsten, in welches kein Strahl der Sonne drang und in denen das ewige Feuer bewahrt wurde. Hier entstand das Geheimniss, mit welchem sich die Religion umgab, hier auch die geheimen Künste, welche den um Fruchtbarkeit Flehenden Gewährung boten.

Mit diesem Cultus der zeugenden Naturkraft entstand die Scham, die Menschen bedeckten ihr Geschlecht; wahrscheinlich war gelehrt worden, dass wie die nackte Erde durch die Sonne zu unfruchtbarem Gestein verbrannt werde, auch die Menschen unfruchtbar würden, wenn die Sonne ihre Blösse bescheine. Wir sehen die Jägervölker ihren Rücken gegen die Kälte schützen; wenn daher in heissen Ländern die nackten Menschen ihre Schenkel verhüllen, so war diese Verhüllung kein Schutz gegen die Kälte, nur eine religiöse Lehre konnte dazu Anlass gegeben haben. Nach der Bibel erkannten die Menschen ihre Nacktheit, nachdem sie von dem Baume der Erkenntniss des Guten und Bösen gegessen hatten, und alle ackerbautreibende Völker bedecken ihr Geschlecht, der einfachste Lendenschurz ist daher der Beginn der Cultur, der Beginn der Sittsamkeit und der feineren Bildung des Menschengeschlechts.

Viehzucht.

Die Frage, ob Ackerbau oder Viehzucht älter sei, hat schon die Alten viel beschäftigt. Von Adam's Söhnen war Kain, der Erstgeborne, ein Ackersmann und Abel, der zweite, ein Schäfer. Ebenso unterscheiden sich Esau und Jakob, diese galten als Zwillinge: „Zwei Völker sind in deinem Leibe und zweierlei Leute werden sich scheiden aus deinem Leibe, und ein Volk wird dem anderen überlegen sein, und der Grössere wird dem Kleineren dienen." Der Erstgeborne war Esau, der Jäger und Ackersmann, der zweite Jakob, der Schäfer. Der Streit dieser beiden Völker durchzieht die alte Ueberlieferung. Kain erschlägt den Abel und Jakob muss vor Esau fliehen, weil er ihn um das Erstgeburtsrecht gebracht hatte. Der Vater der beiden Letzteren, Isaak, war Ackersmann und Hirt zugleich, denn es heisst von ihm: „Und Isaak säete in dem Lande, und kriegte desselben Jahres hundertfältig, denn der Herr segnete ihn, und er ward ein grosser Mann, ging und nahm zu, bis er fast gross ward, dass er viel Gut hatte an kleinem und grossem Vieh, und ein grosses Gesinde." Trotzdem nun Jakob das Erstgeburtsrecht und den Segen seines Vaters empfangen hatte, scheint er doch die Erbschaft seines Vaters nicht angetreten zu haben, vielmehr ging er nach Mesopotamien, erwarb sich dort ein Vermögen, söhnte sich mit Esau aus und als Isaak starb, begruben ihn beide Söhne, ohne dass einer Erbschaft erwähnt wird. Alle diese Sagen drehen sich also weniger um den Besitz, als um den Streit, wer vornehmer sei, der Bauer oder der Hirt. Dazwischen hinein spielen Andeutungen, dass Hirten die Ackerbauer unterworfen hatten, und dass letztere wieder die Hirten vertrieben, denn Isaak segnet Esau: „Deines Schwertes wirst du dich nähren und deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, dass du auch ein Herr, und sein Joch von deinem Halse reissen wirst." Offenbar beziehen sich die Ueberlieferungen auf die Einfälle der Hirten in Kanaan und Aegypten, also auf historische Begebenheiten. Weit an Alterthum werden sie übertroffen durch die Sage von Kain und Abel, welche darauf hindeutet, dass

Ackerbauer und Hirten anfangs friedlich bei einander lebten, aber in Streit geriethen, wobei es unklar bleibt, wer vertrieben wurde.

Wir haben im vorigen Capitel gesehen, unter welchen ungünstigen Verhältnissen der Ackerbau entstand, dem entsprechend sind auch weder Isaak noch Esau ausschliesslich Ackerbauer, sondern der eine treibt Ackerbau und Viehzucht, der andere Ackerbau und Jagd. Der Fluch über Adam scheint auch auf Kain übergegangen zu sein, denn Gott sah sein Opfer nicht gnädig an; der Ackerbauer opferte aber, um Gedeihen der Frucht zu erlangen, also wiederum ein Hinweis auf Misswachs. Selbst in verhältnissmässig junger Zeit schildert ein ägyptischer Papyrus das Leben der Ackerbauer in folgenden düsteren Farben: „Hast du dir noch nicht klar gemacht, welches das Loos des Landmannes ist, der den Acker bebauen muss? Ehe er noch gemäht hat, vernichten die Insecten einen Theil seiner Ernte . . . . Schaaren von Ratten hausen in den Feldern; dann kommen die Alles verheerenden Heuschrecken, jene Thiere, welche die Ernte vernichten, ferner die Sperlinge, die zu Haufen auf die Garben niederschiessen. Wenn er es versäumt, das Gemähte schnell genug unter Dach und Fach zu bringen, kommen die Diebe und stehlen es ihm. . . .“ Wir unterlassen die folgende Schilderung, wie der Steuereinnehmer den Landmann schindet, da ersterer in jener Zeit noch nicht vorhanden war, wo noch kein Staat bestand und der Landmann ein freier Herr auf seinem Erbe war; aber das Vorstehende wird genügen, um klarzustellen, warum der Landbau von Vielen verlassen wurde, um zur ausschliesslichen Viehzucht überzugehen.

Wir haben gesehen, wie sich neben dem Jägerleben die Fischerei entwickeln konnte, wie letztere zum Ackerbau führte und wie der Jäger bewogen werden konnte, sich ansässig zu machen; aber wie aus einem Jäger ein Hirt werden konnte, ist schwer zu begreifen, da der herumschweifende Jäger das Wild wohl erlegt, aber sich nicht die Mühe nimmt, es zu züchten. Dagegen musste der Ackerbau zur Viehzucht führen, erstens weil die Fülle der Gewächse die grasfressenden Thiere anzog, zweitens weil in Gegenden, wo keine Ueberschwemmung den Boden düngte, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft wurde. In ältester Zeit scheint in diesem Falle eine weitere Ausrodung der Wälder stattgefunden zu haben, während der früher bebaute Boden noch Futter genug für das Vieh gab. So folgte der Hirt dem Ackerbauer auf dem Fusse, dieser die Wälder lichtend und die Erde aufreissend, jener mit

dem vorlieb nehmend, was die Natur freiwillig bot. Hieraus erklärt sich die von der Bibel oft betonte Gottwohlgefälligkeit des Hirtenlebens: „Jakob aber war ein frommer Mann und blieb in den Hütten."

Wie sich zwischen Jägern und Fischern kein scharfer Unterschied machen lässt, so auch nicht zwischen Ackerbauern und Hirten. An einem der Hauptsitze der Funje in Afrika hausen die Bewohner, Ackerbau und etwas Viehzucht treibend, in Dörfern. Selten und fast nur bei den Häuptlingen dieser Funje sieht man ein Kameel. Desto reichlicher an letzteren Hausthieren, aber auch an Rindern, Schafen u.s.w. ist der grosse in der Nachbarschaft campirende Bedschastamm der Abu-Rof. Auf Hartmann's Frage, warum denn die Funje nicht zahlreichere Kameele und noch zahlreichere Rinder züchteten, erwiderte man, hierzu seien die Abu-Rof da, bei denen könne man dergleichen Thiere jederzeit miethen oder kaufen; der Funje habe mit der Ackerbestellung und mit der Industrie genug zu thun. Ebenso müssen wohl auch die alten Aegypter gedacht haben, bei denen man gleichfalls keine Kameele findet. Die Bedschas sind auch nicht ausschliesslich Hirten, an den Flussniederungen wurden sie sesshafte Ackerbauer, in der Wüste und Steppe aber Nomaden und zugleich Jäger; im letzteren Falle betrieben sie zwar auch manchmal etwas Ackerbau, aber doch nur nebenher und nur so lange, als die ihnen feindliche Jahreszeit, die Regenzeit, ihrem ruhelosen Wandern mit den Viehheerden ein jeweiliges Ziel gebot. Bei den Kaffern ist die Viehzucht und die Milchwirthschaft das Geschäft der Männer, der Ackerbau das Geschäft der Weiber.

Auch das Hirtenleben beruht auf einer Erfindung. Kühe, Eselinnen, Ziegen, Stuten haben von Natur aus nur so viel Milch, als sie zum Säugen ihrer Jungen brauchen. Selbst gegenwärtig liefern die Kühe der südafrikanischen Rassen nur spärlich Milch, und diese meist nur zu jener Zeit, wo sie das Kalb säugen; die Hottentoten nöthigen daher die Kühe durch eingeblasene Luft bei gleichzeitigem Melken, die im Euter vorhandene Milch von sich zu geben. Nur durch unausgesetztes Melken konnte man die oben genannten Thiere gewöhnen, jederzeit Milch zu liefern. Das Melken war somit eine Erfindung und die Bibel nennt sogar den Namen Desjenigen, der das Melken erfunden haben soll, als er Esel in der Wüste hütete (Anan). Dass diese Erfindung in der Wüste gemacht wurde, deutet darauf hin, dass auch hier die Noth die Mutter der Erfindung war. Es dürfte aber wohl kaum das Rind das erste Thier gewesen sein, welches gezüchtet wurde, denn die nordamerikani-

schen Büffeljäger sind nie Rinderhirten geworden, eher dürften die Schafe oder die Ziegen die ersten von Menschen gehüteten Viehheerden gewesen sein, da ihre sanfte Natur sich am meisten dazu eignete; erst später fing man andere Thiere ein.

Das Product, welches die Schafzucht vorzugsweise lieferte, war die Wolle zur Kleidung. Die Spuren der Kleidung lassen sich eigentlich schon im Fischerleben erkennen. Das sich im Baume verbergende Weib (Fig. 42) wählte wohl auch Baumrinde zu ihrer Kleidung, wie noch jetzt im Monbuttureiche längere oder kürzere Mäntel und Lendentücher aus der geklopften Rinde einer Feigenbaumart verfertigt werden (Fig. 62), aus Baumrinde waren die ersten Schilde gemacht, mit denen man sich vor den Pfeilen schützte (vergl. Pallas-Athene). Später zog man den feinen, weichen Bast der Bäume vor. In Loango und in anderen Gegenden Westafrikas flechtet man sehr zarte biegsame und elastische Zeugstücke, sowie hübsch gemusterte Mützen aus den Blattfasern des Pandanus und der Weinpalme. Die faserigen Stoffe der Papyrusstaude konnten demgemäss auch nicht verborgen bleiben, und wenn man sich in ältester Zeit damit begnügte, Schürzen von Blättern zu tragen, so ging man nach und nach dazu über, die Fasern zu verwenden, welche zuerst nur geflochten wurden, bis man das Weben erfand. Obgleich auf den Bildern in den Pharaonengräbern die Fischer meist noch ganz nackt sind, treten doch zugleich schon die Bewohner der Nil-Katarakte mit einem Halbschurz auf, der entweder aus Blättern oder aus Lederstücken besteht, und denselben Halbschurz trägt auch der Gott Heka (Fig. 63), dessen Name mit dem der Hirten und mit der Bedeutung „Zauberei“ verwandt ist (d. h. wenn *heka* gleich *heq* ist). Da die Papyrusstaude später „Norden“ bedeutete, zweifellos aber das Symbol der Nil-Katarakte ist, so dürfte Heka eine der Urbevölkerungen von Aegypten darstellen, welche in dem ursprünglich nur sumpfigen Nilthale lebte. Die weissen Schurze aus Pflanzen-

Fig. 62. Monbutta, König Munsu.

stoff, welchen die späteren Aegypter tragen, sind ein ungeheurer Fortschritt, denn sie setzen die Weberei voraus, welche niemals bei einem Volke entstehen konnte, welches Material zum Flechten besass; nur die Noth ist die Mutter der Erfindungen, die Weberei konnten nur Hirten erfinden, weil die Schafwolle sich nicht flechten liess.

Fig. 63. Heka.

Ein Fortschritt in der Kleidung geschah dadurch, dass man sich in Thierhäute hüllte. Diese wurden, wie oben bemerkt, anfangs nur um den Rücken geschlungen und vorn geknüpft. Von diesen Thierhäuten stammt unser Wort „Hemd", isländisch *hams* „die Haut, die äussere Gestalt", *hamr* „die abgezogene Haut", *himna* „die feine Haut", fränkisch *cham*, französisch *chemise*. Wenn daher in der nordischen Sage von Falkenhemden die Rede ist, in welche sich die Götter kleideten, um zu fliegen, wenn man die Nixen damit fängt, dass man ihnen die Hemden wegnimmt, die sie am Ufer abgelegt haben, so weist dies darauf hin, dass man sich in der Vorzeit auch in Vogelbälge kleidete, wie noch jetzt die Eskimos. Auch die nordamerikanischen Indianer besitzen Ledermäntel, welche von den Weibern in kunstvoller Weise mit Vogelfedern besetzt sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man in die Häute der Seethiere kroch, um leichter schwimmen zu können, und dass man vergeblich versuchte, mit Vogelbälgen zu fliegen, wie die Sagen von Ikarus und Eigil beweisen. Der Erfinder dieser Kleidung ist Apollo, der den Marsyas schund, und da Apollo ursprünglich ein Weib war, so war die Erfindung dieser Kleider ein Werk der Frauen. Auch die ägyptische Sefekh (Fig. 49) trägt ein eng anliegendes Thierfell.

Um aber das Leder geschmeidig zu machen, musste man es gerben. Die Entdeckung des Gerbstoffes scheint das gleichzeitige Tragen von Baumrinde und Fellen verursacht zu haben. Durch das Gerben wurden die Haare von den Fellen beseitigt, aber sie selbst lieferten wieder ein Kunstproduct, den Filz, zu welchem das menschliche Haar selbst die Anleitung gab; denn indem man bemerkte, dass durch Unreinlichkeit die Haare zu einer dichten Masse sich verwirrten, so lag es nicht ferne, auch die thierischen Haare künstlich zu dichten Stoffen zu verarbeiten.

Die Hottentoten bedecken ihre Hütten (Fig. 27) mit Matten und Fellen. Zu den Matten nehmen sie die innere Rinde einer Mimosenart, welche in

grosser Menge eingesammelt und getrocknet wird. Will man aus derselben die Matten bereiten, so wird sie zuerst in heisses Wasser gelegt und biegsam gemacht. Alle Mitglieder der Familie schicken sich an, sie zum Flechten herzurichten, welches dadurch geschieht, dass sie dieselben im Munde kauen und auf den nackten Schenkeln zu Fäden drehen. (In solcher Weise mochte auch die Wolle anfangs zu Fäden verarbeitet worden sein.) Die Fäden werden dann auf dem Boden in parallelen Reihen ausgebreitet und durch Querfäden, welche mittelst zugespitzter Knochen oder Dornen durchzogen werden, zu einem lockeren Gewebe verbunden.

Die Felle werden bei den Hottentoten frisch abgezogen zusammengerollt und durch mehrere Tage einer gelinden Gährung überlassen. Darauf wird das Haar abgezogen, die Haut hingebreitet und mit den fein zerstossenen Blättern einer Feigenart bedeckt. Auf diese Weise werden die noch übrig gebliebenen Haare locker und können ohne Mühe weggekratzt werden. Zum Schlusse wird die Haut mit Schaffett eingerieben und weichgeklopft, wodurch sie an Biegsamkeit unserem Tuche nicht nachsteht. Die Eigenschaft des Fettes, die Haut weich zu machen, dürften die Menschen an ihrem eigenen Körper zuerst erfahren haben, indem sie sich, statt wie früher mit Erdfarbe, mit Fett einrieben. Dieses Einreiben bot zugleich einen Schutz gegen das namentlich bei Hirtenvölkern stark auftretende Ungeziefer und wird so reichlich geübt, dass manche Völker von Fett triefen.

Die Kalmücken bedecken ihre Zelte mit dichten Filzen, welche gegenüber den Matten einen Fortschritt darstellen. Auch hier hat die Noth erfinderisch gemacht und die rauhere Gegend zu einer grösseren Ausbildung der Weberei geführt. Zugleich ging man dazu über, in die Stoffe auch verschiedene Farben zu bringen.

Die Genesis erzählt uns, wie man künstlich die Wolle der Schafe änderte: „Jakob aber nahm Stäbe von grünen Pappelbäumen, Haseln und Kastanien und schälte weisse Streifen davon, dass an den Stäben das Weisse bloss ward; und legte die Stäbe, die er geschält hatte, in die Tränkrinnen vor die Heerden, die da kommen mussten zu trinken, dass sie empfangen sollten, wenn sie zu trinken kämen. Also empfingen die Heerden über den Stäben und brachten sprenglichte, fleckige und bunte.“ Natürlich färbte man auch die fertige Wolle, und so sehen wir sowohl auf Tafel V die Aamu wie die Amoriter auf Tafel II mit schönen bunten Kleidern aus Wollstoffen

zu einer Zeit, wo sich die Aegypter noch mit den weissen Byssuskleidern begnügten. Babylonien war berühmt durch seine Gewebe, und Indien ist es noch heutzutage, und doch werden die kostbarsten Shawls in elenden Hütten gefertigt.

Eine weitere Bereicherung des menschlichen Haushaltes war die Züchtung von Zug- und Reitthieren. Bei den Völkern, welche keine Hausthiere besitzen, sind es die Weiber, welche die Geräthschaften tragen müssen, und von ihnen rührt auch die Erfindung her, die Lasten auf die Thiere zu übertragen, denn der Pallas Athene wird sowohl der Zügel der Rosse wie das Joch der Stiere und der Wagen zugeschrieben. Der Wagen selbst lehnt sich seiner Construction nach an das Boot. Verhältnissmässig ist der Wagen mehr in den Nordländern als in den Südländern zu Hause, und fast möchte man glauben, es sei die durch die Geologie bekannt gewordene Eiszeit in Europa und wahrscheinlich auch im nördlichen Asien nicht ohne Einfluss auf diese Erfindung geblieben, denn der mit Hunden bespannte Eskimoschlitten hat eine grosse Aehnlichkeit mit einem Kanoe. Auf gleicher Construction beruht der Renthierschlitten, und mit dieser Schlittenform mag es wohl zusammenhängen, dass bei den Babylonern und Aegyptern das Pferd nicht zum Reiten verwendet, sondern vor den Kriegswagen gespannt wurde. Vorbild des Rades war die Sonnenscheibe, und dem entsprechend wurde die Sonne später als Wagen gedacht, der, von Rossen gezogen, den Himmelsraum durchrollt. In unserem Worte „Fahrzeug“, welches auch für Schiffe dient, ist die Einheit des Begriffes für Kahn und Wagen noch erhalten, ebenso in „Wasserfahrt“. Das hebräische Wort für „reiten“ und „fahren“, רכב *rakab,* stammt von רך *rak* „klein, zart, schwach“, sowie unsere „Wiege“ und unser „Wagen“ nicht nur laut-, sondern auch begriffsverwandt sind. Einen Begriff von einer nordischen Nomadenfamilie geben die Zigeuner. Im Süden treten Esel oder Kameele als Lastthiere an die Stelle der Wagen. Durch die Bändigung und Zähmung der Rosse gewannen die Hirten einen bedeutenden Vortheil über die Fussgänger, welcher sich namentlich in Schlachten kundgab. Ein mit feurigen Rossen bespannter Kriegswagen riss einen Haufen kämpfender Fusstruppen nieder. Ein nicht minder wichtiger Gefährte des Menschen wurde durch die Zähmung des Rindes gewonnen, durch welche der Ackerbau einen grossen Aufschwung nahm. Bezeichnend erzählt die griechische Sage, dass Demeter den Plutos, den Gott des Reichthums gebar, nachdem sie sich mit einem schönen Jüngling, Namens

lasion, auf ein dreifach geackertes Blachfeld gelagert hatte. Das in die tiefen Furchen des Pfluges gesäete Getreide keimte kraftvoll auf, und mit ihm nahm auch der Wohlstand seinen Anfang.

Dem Hirtenleben verdanken wir die Erfindung der Butter. Die Butter entsteht durch Rütteln der Milch, indem die fetten Theile sich absondern und obenauf schwimmen. Diese Erfindung konnte nur gemacht werden, indem Schläuche mit Milch beim Reiten an die Pferde gebunden wurden, und durch den scharfen Ritt die Absonderung der Butter erfolgte. Im Alterthum war die Butter bei den Skythen und Germanen im Norden, aber auch bei den Indiern und Aethiopen im Süden in Gebrauch, die Griechen kannten sie anfangs nicht. Herodot erzählt: „Die Skythen giessen Pferdemilch in hölzerne Gefässe und schütteln diese; dadurch sondern sich die Bestandtheile, und das Fett, welches sie Butter nennen, schwimmt oben, da es leicht ist." In der Bibel kommt sie spät im Buch der Sprüche vor, wo es heisst: „Wenn man Milch stösset, so macht man Butter daraus." Die Griechen verwendeten die Butter nur als Salbe und Opfer. Zum Feste der Rückkehr der erycinischen Aphrodite duftete die ganze Gegend um den Tempel derselben in Sycilien nach Butter, die in Pfannen verdampft und als Salbe für Haar und Bart verwendet wurde. Als Speise war sie nur bei den Barbaren im Gebrauche und nach Plinius Versicherung war selbst bei den Germanen der gewöhnliche Genuss von Butter ein Zeichen von Wohlhabenheit.

Eine andere Erfindung der Hirten sind die Brunnen. Je mehr sie sich mit ihren Heerden von den Flüssen entfernten, desto mehr machte sich der Mangel an Wasser fühlbar; die Hirten konnten sich wohl mit der Milch ihrer Heerden nähren, aber diese gingen ja selbst aus Mangel an Futter zugrunde. Wie nun der Ackerbauer durch die Sorge um die Zukunft genöthigt worden war, Vorräthe für die Zukunft anzulegen, indem er anfangs das Getreide in Gruben verwahrte, so legten auch die Hirten Gruben an, um Vorrath an Regenwasser zu gewinnen (die bekannten Cisternen). Hierbei wurde nun die Erfahrung gemacht, dass der Boden an manchen Stellen unter der Oberfläche Wasser hatte, welches nicht zur Oberfläche gelangte, und das Suchen nach Brunnen bei den Hirten eifrig betrieben. Dergleichen Brunnen werden in der Bibel häufig erwähnt. Ein Engel fand Hagar bei einem Wasserbrunnen in der Wüste, Abraham und Isaak gruben Brunnen in Kanaan, Isaak liess Brunnen wieder ausgraben, die Abraham gegraben hatte, die aber von den Philistern

zugeschüttet worden waren; auch dem Isaak verwehrten die Philister das Brunnengraben, um ihn zu hindern, in ihrem Lande dauernden Aufenthalt zu nehmen, denn noch jetzt ist es bei den Türken Gesetz, dass, wer einen Brunnen gräbt, Herr des Landes von vierzig Fuss in der Runde ist. Poseidon, der auch das wasserliebende Ross zähmte, lehrte den Griechen das Brunnengraben. Vielleicht war auch die Emsigkeit, mit welcher die Hirten in alter Zeit Brunnen gruben, Ursache, dass manche jetzt wüste Länder einer grossen Bevölkerung Nahrung gewährten; durch das Bohren artesischer Brunnen sind in jüngster Zeit manche Strecken der Sahara bewohnbar geworden.

Wenn auch viele Hirtenvölker Nomaden sind, so wäre es doch unrichtig anzunehmen, dass ihnen der Begriff der Heimath unbekannt sei; im Gegentheile unterscheidet sich ihre Sesshaftigkeit von der des Feldbauers nur durch den grösseren Raum, den sie umfasst. Die Beduinen haben sogar in ihrer Sprache einen dem englischen *home* ganz entsprechenden Ausdruck: *wadau*. Jahr für Jahr bewohnen sie dasselbe Land, nur müssen sie ihrer Heerden wegen einen anderen Aufenthalt im Sommer, einen anderen im Winter nehmen, denn in den heissen sumpfigen Strecken würde ihr Vieh durch Insecten und Seuchen umkommen, in den kalten Höhen erfrieren, während die Gebirge einen angenehmen Sommeraufenthalt, die Ebenen einen milden Winteraufenthalt gewähren. Diejenigen, welche die Menschen aus der asiatischen Hochebene Pamir abstammen lassen, erwägen nicht, dass diese Höhen einen Naturmenschen vernichten mussten: im Sommer sind die Tage heiss, die Nächte kalt, Anfangs August sinkt die Temperatur schon auf vier Grad herab, im Winter erreicht die Kälte einen sehr hohen Grad; daher werden diese Hochebenen von den Hirten nur im Sommer bewohnt, während sie im Winter in niederere Regionen herabsteigen. Es ist überhaupt kaum anzunehmen, dass der Mensch auf die Berge geklettert wäre, wenn nicht die Thiere ihre Führer gewesen wären. Das Nomadenleben haben die Hirten von den Thieren gelernt, welche die Selbsterhaltung zur Wanderung trieb.

Der Hirt steht seinem Charakter nach zwischen Jäger und Ackerbauer, mit jenem theilt er die Lust an der Bewegung, mit diesem die Gewöhnung an Arbeit und Eigenthum; denn, wenn auch die heisse Mittagszeit ihm Ruhe gönnt, so muss er doch Morgens und Abends für Tränke sorgen, des Nachts darf er sich dem Schlummer nicht ungestört hingeben, sondern muss auf der Huth vor wilden Thieren und Räubern sein, ausserdem erhält die Sorge

für die Erhaltung des Viehes seine Geistesthätigkeit wach, er muss die Schafe scheren, die Kühe melken, er muss die Heerde umkreisen, verirrte Thiere suchen u. s. w. Aber diese stete Bewegung in gesunder Luft kräftigt den Körper und bildet ein mannhaftes, kluges Geschlecht. Ehrlichkeit ist bei den Hirten weniger zu Hause, die Sucht nach Erwerb lässt ihn gewissenlos Diebstahl begehen, um seine Heerde zu vermehren. Hermes stiehlt dem Apollo die Rinder, Jakob betrügt seinen Vater, seinen Bruder, seinen Schwiegervater und alles dies wird in einer Weise erzählt, dass nur der Scharfsinn bewundert, das Unmoralische gar nicht beachtet wird. Ebenso macht sich der Hirt kein Gewissen daraus, seine Heerde auf die wohlbestellten Aecker des Landmannes zu treiben, wenn dieser sich nicht mit Waffengewalt gegen den Räuber wehrt. Die Geschichte lehrt, dass auf diese Weise Hirtenstämme die Ackerbauer unterjocht haben.

Auf den weiten Ebenen, wo sich die Erde gleichmässig wie eine Scheibe ausdehnt, oft kein Baum, kein Hügel einen Anhaltspunkt zur Orientirung giebt, wie in den Bergen, wo Gipfel sich an Gipfel reiht und die Aussicht hemmt, brauchte der Hirt Wegweiser, und da er sie auf der Erde nicht fand, so suchte er sie am Himmel. Am Tage zeigte ihm der Aufgang der Sonne den Osten, der Untergang den Westen, sein Körperschatten sowohl die Himmelsrichtung, wie die Stunden; in den stillen Nächten, wo er wachend seine Heerde hütete, beobachtete er den Aufgang und Untergang der Gestirne, welche namentlich in den südlichen Gegenden, Dank ihrer Grösse und ihrem Glanze, die Aufmerksamkeit auf sich lenken und nicht so häufig von Wolken verdunkelt werden, wie in dem regen- und nebelreichen Norden. Der Beduine in der Wüste kennt den Himmel besser als viele hochgebildete Europäer, der Sternenhimmel ist sein Kalender, der ihm genau angiebt, welche Nacht des Jahres eben ist; regelmässig finden sich bei einer Sternconstellation die Hirten von vielen Meilen Entfernungen zum Jahrmarkte ein. Während der Ackerbauer nur den Tag theilte in Morgen, Mittag und Abend; die Jahreszeiten in die Ueberschwemmung, Fruchtbarkeit und Dürre; hatte der Hirt wie der Schiffer vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht, vier Himmelsrichtungen, vier Jahreszeiten, und wie bei dem Ackerbauer nach Erschöpfung der verschiedenen Position der Drei die Zehn entstand, so bildete der Hirt aus dreimal vier zwölf und aus der Combination der Zehner und Zwölferreihe die Sechzig. Der Hirt unterschied die wandelbaren Planeten von den

Fixsternen, jenen schrieb er einen Eigenwillen zu, diese aber folgten dem grossen Naturgesetze, denn sie gingen jahraus jahrein an demselben Tage und zur selben Stunde auf und unter. Bei den Hirten entstand die Geographie des Himmels; welche gewisse Sterngruppen mit Namen belegte und mit Erzählungen verknüpfte, welche die Mythologie bilden. Dass die Sternbilder jemals die Formen der Thiere und Menschen gehabt hätten, deren Namen sie führten, ist undenkbar, man mag Conturen erfinden, welche man will, um dies glaubhaft zu machen, die Unregelmässigkeit der Hauptgestirne spricht dagegen. Die Sternbilder entstanden dadurch, dass man Beziehungen zwischen Himmel und Erde suchte und mit den himmlischen Namen irdische Vorgänge bezeichnete. So war in Aegypten der grosse Hund, der Sirius, das Sternbild, dessen Erscheinen das Anbrechen der Ueberschwemmung verkündete; dieser Stern mahnte die Menschen rechtzeitig für die Rettung ihrer Habe Bedacht zu nehmen, deshalb nannte man ihn den warnenden Hund, den Wächter der Sternenheerde. Das Sternbild des Widders zeigte an, zu welcher Zeit der Hirt das Vieh auf die Weide zu treiben hatte, deshalb hiess er der Widder. Wenn unsere Astronomen es versuchen würden, an der Hand der Mythologie die Auflösung der himmlischen Hieroglyphen zu unternehmen, so würden wir wohl eine Lösung des Sternenräthsels erwarten können; früher müssten aber unsere Gelehrten die Meinung aufgeben, dass die Mythologie aus albernen Märchen unwissender Barbaren bestehe und die Schriftzeichen verrenkte Formen unwissender Schreiber seien.

Wenn die Götter im Himmel thronten, so hatte dies seinen einfachen Grund darin, dass die Götter Sternbilder waren, welche die Zeit regelten, und wenn unsere christlichen Gelehrten die Nase rümpfen über die Vielgötterei der Alten, so bedenken sie nicht, dass diese Vielgötterei die unmittelbare Folge der Sternkunde war, also nicht ein Product der Phantasie, sondern der Wissenschaft.

Wir haben den Monotheismus bei den Jägervölkern kennen gelernt, sie verehrten den unbekannten Gott, den sie nicht sahen, sondern nur hörten, den Gott Sem der Juden, der später ausschliesslich Gott der Luft wurde, den Brahma der Inder, den Wodan der Deutschen, der nicht in Tempeln verehrt wurde. Ihm trat dann gegenüber die Erde, das feste Element, die fruchtbare Gottheit der Ackerbauer. Wir haben bei den Ackerbauern die Dreizahl entstehen sehen und bei den Hirten die Vierzahl. Als Einheit finden wir die

Fig. 64.
Vorderseite. Rückseite.

letztere bei den Aegyptern in dem Bilde des Ptah als Sokar Osiris (Fig. 64). Den Mittelpunkt der Vorderseite nimmt der Mann ein, der die Attribute des Aeon (Fig. 11) hat, er ist der Zeus der Griechen, der Gott des Sommers, des Gewitters, der Fülle. Ihm zur Seite steht die Göttin des Sonnenaufganges, des Frühlings, Isis, mit der Treppe oder dem Richterstuhl auf dem Haupte, eine Hieroglyphe, welche in Riesengestalt die Memnonssäulen darstellen. Isis ist der Eros der Griechen, die Morgenröthe. Auf der anderen Seite steht Nephthys, die Pallas Athene der Griechen, die Göttin der Ernte (worauf der Scheffel auf dem Haupte hindeutet), der Sonnenuntergang, die Pforte der Unterwelt (ursprünglich war der Scheffel eine Säule mit Capitäl, das Symbol des Lingam, weshalb Nephthys mit dem römischen Worte Nuptiae verwandt ist). Die Rückseite bildet die Taube oder überhaupt der Vogel als Sinnbild des Himmels, der Nacht. Osiris und der Vogel, Isis und Nephthys waren die ursprünglichen zwei Gegensätze: Tag und Nacht, Leben und Tod; ebenso waren die beiden Vögel an der Seite des Kopfes (Hugin und Munin, d. h. Gedanke und Erinnerung bei Odhin) ursprünglich wohl die den Frühling verkündende Schwalbe und die den Winter verkündende Schneekrähe.

Dieselbe Vierzahl finden wir bei dem nordischen Odhin (Fig. 21), wo Odhin in der Mitte thront, zur Seite der Frühlingsgott Thor, auf der anderen Seite Freyr als Helios steht, der hier aber den Herbst bedeutet; zu den Füssen Odhin's liegt Loki, der eigentlich hinter ihm sein müsste. Dieselbe Vierzahl finden wir bei den Griechen (Fig. 65), wo Zeus in der Mitte thront, rechts das Frühjahr durch Aphrodite mit Eros, links der Herbst durch den Hermes repräsentirt wird, zu Zeus' Füssen sitzt der Adler, wie der Vogel hinter dem Osiris.

Fig. 65. Griechischer Thierkreis.

Die Zweizahl entstand aus der Einzahl, indem man der männlichen Idee die weibliche zugesellte; so stehen auch hier sich Hermes als Gott des Dunkels und Aphrodite als Göttin

des Lichtes einander gegenüber; weniger klar tritt dieselbe bei Zeus hervor, der Adler, der ägyptische Horus, ist die Hera der Griechen. Den obigen drei Personen wurden drei andere beigesellt: dem Zeus als Himmelsgott Demeter als Erdgöttin, dem Hermes die Pallas, der Aphrodite Apollon. Indem den drei männlichen wieder drei weibliche und den drei weiblichen drei männliche Gottheiten beigegeben wurden, entstanden die zwölf Götter des griechischen Olymps oder Thierkreises:

Widder: Pallas	Wage: Hephaistos
Stier: Aphrodite	Skorpion: Ares
Zwillinge: Apollon	Schütze: Artemis
Krebs: Hermes	Steinbock: Hestia
Löwe: Zeus	Wassermann: Hera
Jungfrau: Demeter	Fische: Poseidon.

Hier stehen sich also Pallas und Hephaistos, die beiden kunstreichen Götter gegenüber, ferner Aphrodite und Mars, d. i. Schönheit und Stärke; Apollon und Artemis, Hirt und Jäger; Hermes und Hestia, der Schlangengott und das Herdfeuer, oder die Erde; Zeus und Hera, die beiden Himmelsgötter, Demeter und Poseidon, Fruchtbarkeit und Wasser. Es lässt sich leicht ermessen, welche Fülle von Räthseln und Mythen sich aus diesem Wechsel der Götter und ihrer Beziehungen zu den Thierkreiszeichen ergaben, welcher Wechsel aber auch in der Bedeutung, welche die Götter in den einzelnen Tempeln hatten, entstehen musste.

Unserem Kalender entsprechend ist Hestia, das Herdfeuer, zugleich die Kälte, der Januar; Hera, die Himmelsgöttin, das Thauwetter im Februar; Poseidon die Eröffnung der Schiffahrt, das Laichen der Fische im März; Pallas der Graswuchs im April, Aphrodite der wonnige Mai, der Blüthenmonat; Apollon der warme Juni; Hermes das Reifen der Früchte im Juli; Zeus die Hitze des August, Demeter das Verbrennen der Stoppeln im September, Hephaistos die Weinernte, Ares und Artemis die Jagd im Winter.

Wenn in der Edda Loki der Freia vorwirft, sie sei aller Götter Buhlerin, so bezieht sich dies darauf, dass die Sonne während des Jahres durch alle Sternbilder geht, denn die 12 Asen waren gleichfalls die Bilder des Thierkreises.

Auf einem runden Altar (Fig. 66) hat man die Götter in anderer Anordnung gefunden, nämlich in der Reihenfolge: Apollo, Hera, Poseidon,

Hephaistos, Hermes, Demeter, Hestia, Artemis, Ares, Aphrodite, Zeus, Pallas Athene. Um in diese bunte Reihe Ordnung zu bringen, nehmen wir an, dass zwischen vier Hauptgötter je ein Götterpaar eingeschoben wurde, und so erhalten wir folgende Anordnung:

Apollo.	Hestia.
Hera.	Artemis.
Poseidon.	Ares.
Hephaistos.	Aphrodite.
Hermes.	Zeus.
Demeter.	Pallas.

Fig. 66. Planetengötter.

Es stehen sich somit Apollo und Hestia, Hephaistos und Aphrodite gegenüber; Apollo und Aphrodite waren Lichtgötter, Hestia und Hephaistos Götter der Unterwelt. Die Nordseite nimmt Ares ein, zwischen ihm und Aphroditen ist ein Kind: die junge Sonne. Dieser Reihenfolge nach waren: Aphrodite, die Zeit vom 15 Januar bis zum 15. Februar, Zeus der Februar, Pallas der März, Apollo der April, Hera der Mai, Poseidon der Juni, Hephaistos der Juli, Hermes der August, Demeter der September, Hestia der October, Artemis der November, Ares der December. Es scheint hiernach, dass die griechischen Götter verschieden im Zeitkreise vertheilt wurden.

Die Götter waren auch Beschützer der Menschen und ihrer Körpertheile und hier ergiebt sich klar, dass die ersteren (S. 107) die älteren waren; denn Pallas wacht über das Haupt, Aphrodite über den Hals, Apollon über die Arme, Hermes über die Brust, Zeus über den Bauch, Demeter über das Geschlecht und damit wäre es in der Hauptsache genug; die übrigen Götter müssen sich in die unteren Körperglieder theilen.

Im indischen Thierkreis finden wir dieselben Figuren, aber in umgekehrter Folge (Fig. 67). In der Mitte ist der Sonnenwagen auf einem einzigen

Fig. 67. Indischer Thierkreis.

Rade und mit sieben Rossen bespannt, entsprechend den sieben Tagen der Woche; den innern Raum nehmen die Planeten ein, zu denen Sonne und Mond gerechnet werden, die beiden Figuren links in der Mitte sind jedoch nicht wirkliche Planeten, sondern nur gedachte, nämlich jener des aufsteigenden Knotens (Bahu) und des absteigenden Knotens (Kadu); Bahu hat nur ein Haupt und keinen Körper. Von diesen acht Figuren haben vier den Strahlenschein der Sonne, die anderen vier nicht. Ursprünglich waren diese wohl die acht Welttheile. Indra, auf dem Elefanten reitend, mit Donnerkeil und Regenbogen; Agni, der Feuergott, mit drei Beinen, sieben Armen und zwei Gesichtern; Jama, der Todtengott, auf dem Büffel reitend; Nairita, der Unglücksbringer, auf einem Menschen reitend; Varuna, der Wassergott, auf dem Krokodil; Vaju, der Wind, auf einer Antilope; Kuvera, der Hässliche, auf einem Pferde; Isani mit dem Dreizack auf einem Stier reitend.

Der ägyptische Thierkreis zu Denderah hat die Reihenfolge der indischen Sternbilder und dürfte, da Denderah der alte Keilschriftname Babylons ist, von hier abstammen; doch reicht das Alter Denderah's bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück, der von den Ptolemäern erbaute Tempel wurde nach einem alten Plane aufgeführt, der auf einer Ziegenhaut (dieselbe erinnert an Hirten) aufgezeichnet war.

Es muss auffallen, dass der Thierkreis der bisher erwähnten Völker nicht aus lauter Thieren besteht, daraus folgt, dass diese Thierkreise nicht die ursprünglichen sind, den reinen Thierkreis finden wir bei den mongolischen Nomaden:

Widder: Hund.	Waage: Drache.
Stier: Vogel.	Skorpion: Hase.
Zwillinge: Affe.	Schütze: Tiger.
Krebs: Ziegenbock.	Steinbock: Ochs.
Löwe: Pferd.	Wassermann: Ratte.
Jungfrau: Schlange.	Fische: Schwein.

Eine eigenthümliche Bedeutung haben die Planeten für die Musik: sie vertreten die sieben Vocale ΑΕΗΙΟΥΩ, die sieben Töne der Lyra, welche

von den Hirten erfunden worden ist. Auch hier ergiebt die Vergleichung der Laute IAΩ mit den obigen sieben eine Erweiterung einer ursprünglich einfachen Skala, wie man in Aegypten Harfen mit drei, vier, sechs, sieben, bis zwanzig Saiten aufgefunden hat (Fig. 68). Ueberhaupt scheinen alle Musikinstrumente von Hirten erfunden worden zu sein. Die griechische Lyra finden wir bei den in Aegypten um Aufnahme bittenden Amoritern (Tafel II), wo jedoch derSpielmann das Instrument nicht so hält wie Apollo in Figur 7, sondern quer vor sich. Die Rohrpfeife wird theils ihm, theils dem Pan zugeschrieben, der gleichfalls ein Hirtengott ist. Die Schellen haben sich bis auf den heutigen Tag bei den Viehheerden erhalten; ebenso rührt das Kuhhorn als Blasinstrument von Hirten her. Wenn die Töne von Orpheus siebensaitiger Leier die wildesten Thiere zähmten, so weist dies auf die Bedeutung der Musik für die Zähmung der Thiere überhaupt hin; Orpheus aber war keine Person, er war eine Religion oder zum mindesten ein Apostel derselben, und zwar der Hirtenlehre und des Hirtenlebens in Nord-Europa. Noch gegenwärtig tragen die christlichen Bischöfe den Hirtenstab, nennen die protestantischen Geistlichen sich Pastores, d. h. Hirten.

Fig. 68. Aegyptische Harfe.

Während der Jäger hungrig den Wald durchstreifte oder faulenzend im Busche lag, während der Ackerbauer sorgend sich abmühte, dem Boden die Früchte zu entreissen und mit blutigen Menschenopfern die unterirdischen Naturmächte zu bestechen suchte, war bei den Hirten die Freude am Dasein zuerst zum Durchbruch gekommen. Abwechselnd auf den Triften der Ebenen und in der reinen Luft der Gebirge lebend, entwickelte sich bei ihnen ein heiteres Gemüth, die Langeweile der stillen Nächte wurde mit Beobachtungen der Sterne und mit frohen Tänzen ausgefüllt, und am stillen Lagerfeuer ergötzte man sich mit Liedern und Erzählungen von Mythen. Dieses heitere Leben verabscheute die Menschenopfer: Abraham, der statt seines Sohnes Isaak den Widder opferte, Phrixus, der sich auf dem Widder vor dem Opfertode rettete und dann den Widder opferte, sind Zeugen dafür, dass die Hirten die Menschenopfer abschafften, sie opferten die Erstlinge der Heerde, welche sie übrigens, da Gott keiner Speise bedarf, selbst verzehrten, und dies war Gott und Menschen angenehm.

Tafel II

Gez. u. lith. v. H. Bretter

Ein Hirtenvolk bittend um Niederlassung in Ägypten.

(Wandgemälde aus den Gräbern der XII. Dynastie).

Handel und Industrie.

Der Tauschhandel ist bereits auf der untersten Culturstufe vorhanden. Das Weib folgt dem Jäger und verlangt einen Antheil an der Beute (s. S. 48); die „Mädchen von Süden“, welche sich nach der Wölundur-Sage mit des Finnenkönigs Söhnen in eine Liebschaft eingelassen hatten, wohnten am Wasser, aber ihre Buhlen gingen im Walde dem Waidwerke nach; auch Wölundur. der Schmied. Im Havamal heisst es:

Schmeichelnd soll reden
Und Geschenke bieten,
Wer des Mädchens Minne will.

ferner:

Nie fand ich so milden
Und kostfreien Mann,
Der nicht gerne Gab empfing.

Bei dem sesshaften Ackerbauer, wo jedes Glied der Familie eine Arbeitskraft ist, muss der Freier seine Braut von ihren Eltern oder Verwandten kaufen, ebenso bei den Hirten. Jakob musste um sein Weib sieben Jahre dienen. Bei den Königen des Alterthums war es Sitte, dass Niemand ohne Geschenke vor ihnen erschien, und die europäischen Afrika-Reisenden müssen sich in gleicher Weise das Wohlwollen der eingebornen Fürsten erkaufen. Auch die Götter gewährten nichts ohne Opfer. Durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart zieht sich die Gegenseitigkeit des *Do ut des.*

Obgleich der Naturmensch gewohnt ist, für alle seine Bedürfnisse selbst zu sorgen, gab es doch von jeher Tauschgegenstände genug. Frühzeitig war bei den Menschen der Sinn für Schmuck vorhanden; die Wilden schmücken ihre Haare mit Federn, tragen Halsbänder von Perlen und Muscheln, von denen die Kaurimuschel noch gegenwärtig an der afrikanischen Küste die Bedeutung unseres Geldes hat: Hörner von Thieren, im Süden besonders die Zähne des

Elefanten (das Elfenbein) werden geschätzt; bei den nordamerikanischen Jägern wissen die Frauen kunstvolle Mäntel aus Vogelfedern herzustellen; der Hirt hat die meisten Tauschobjecte in seinem Vieh: der Kaffer kauft ein Weib um ein paar Kühe. Im Innern von Afrika dienen als Tauschmittel Durrakörner, Kauris, Glasperlen, Samen, Zeugstücke und Spateneisen. Vor Erfindung des Schmiedens mögen an Stelle der letzteren die harten Feuersteine einen entsprechenden Werth gehabt haben.

Mit dem Handel ging Hand in Hand der Raub. Man gab nicht, wo man etwas auch ohne Gegengabe erhalten konnte, und stets ist die Stärke von der Gewaltthätigkeit begleitet worden. Es ist oben erwähnt worden, dass der Frauenraub nur mehr eine alte Sitte ist und dass ein wildes Weib sich nicht leicht überfallen und fangen lässt; aber dass diese Sitte besteht, beweist doch, dass diese Art der Werbung im Gebrauche war. Es giebt noch gegenwärtig viele Stämme, die Stehlen für keine Sünde halten, und die Felder des Ackerbauers wie die Heerden der Hirten haben zu allen Zeiten von dergleichen Dieben und Räubern gelitten. Der Fährmann Harbard sagt zu Thorr, sein Herr habe ihm widerrathen, Strolche und Rossdiebe über den Sund zu fahren, nur ehrliche Leute und die ihm lange kund seien, dürfe er fahren. Herodot berichtet, die Karthager hätten ihm erzählt, dass sie ausserhalb der Säulen des Herkules zu einem Volke an der libyschen Küste zu schiffen pflegten. Daselbst angelangt, brächten sie ihre Waaren an's Ufer, legten sie dort nieder und begäben sich wieder auf ihre Schiffe, nachdem sie Rauch hatten aufsteigen lassen. Auf dieses Zeichen kämen die Landeseinwohner an die Küste, legten neben die Waren Gold hin und gingen wieder von dannen. Darauf stiegen die Karthager noch einmal aus, um zu sehen, ob jene Gold genug gebracht; im letzteren Falle nähmen sie es und gingen davon; war es aber nicht hinreichend, so gingen sie abermals zu ihren Schiffen und warteten; jene aber kämen wiederum und legten so viel Gold zu, bis die Anderen befriedigt seien. Dabei thäte keiner dem Andern Unrecht, denn die Einen berührten das Gold nicht, bis es dem Werthe der Waaren gleichkam, und die Andern liessen die Waaren liegen, bis jene das Gold genommen hatten. Als die Portugiesen nach tausend Jahren jene Küsten wieder auffanden, entwickelte sich auf gleiche Art der erste Handelsverkehr. Warum verkehrten die Libyer mit den Karthagern nicht direct? Einfach deshalb, weil der erste Seehandel Seeraub war; versuchsweise setzten die Libyer etwas Gold auf's Spiel, aber ihren Leib hielten sie

ausser Gefahr. Die Menschenjagd ist älter als die Sklaverei; noch bevor die Menschen daran dachten, ihre Arbeiten von Anderen verrichten zu lassen, brauchten sie Menschenfleisch zum Opfer für ihre Götter, wenigstens werden von Stämmen, welche Menschen opfern, Kriege oft einzig deshalb unternommen, um Gefangene zum Opfern zu erhalten. Wir verdammen die Sklaverei, als unseren Anschauungen widersprechend, und doch ist diese Sklaverei eine Humanität gegenüber der noch älteren Menschenschlächterei. Von den oben erwähnten Mädchen aus dem Süden erzählt die Edda, sie hätten es nur sieben Jahre bei ihren Männern ausgehalten, im achten Winter grämten sie sich und zogen davon, denn „Alhwit die junge wollt Urlog (Krieg) treiben".

Wenn Darwin den Feuerländern einen so grossen Vorwurf daraus macht, dass sie gegen Jeden, der nicht ihres Stammes ist, ohne Erbarmen sind, so gilt dieser Vorwurf nicht einem einzelnen Volke, welches durch traurige Erfahrungen jeden Fremden fürchten und hassen gelernt hatte, sondern der Culturstufe, wo die Menschen miteinander wie Raubthiere verkehrten und in jedem Fremden ein Feind gesehen wurde. Moses musste den Israeliten gebieten: „die Fremdlinge sollst du nicht schinden noch unterdrücken, denn ihr seid auch Fremdlinge in Aegyptenland gewesen", und dies galt nicht etwa von den Ureinwohnern Kanaans (denn derselbe Moses befahl diese ohne Barmherzigkeit auszurotten bis auf die Jungfrauen, welche die Israeliten zu Mägden nehmen wollten), sondern von durchziehenden Reisenden, welche, wie auch die Geschichte von Lot lehrt, den grössten Gefahren ausgesetzt waren. Uebrigens hat sich der Fremdenhass bis in die Gegenwart erhalten und lodert in Kriegszeiten oft grimmig auf.

Es muss fast wundern, dass sich unter solchen Umständen überhaupt ein Zwischenverkehr entwickeln und dass es Leute geben konnte, welche ihre Heimath verliessen. Freilich zeigt auch die Geschichte des Kain, dass es nicht harmlose Gesellen waren, welche ihren Stamm verliessen, sondern Verbannte, welche den eigenen Bruder oder Verwandten erschlagen hatten. Selbst unter krieg- und mordgewohnten Völkern war dies das Entsetzlichste, und die Völa singt vom Weltenuntergange:

Brüder befehden sich,
Fällen einander,
Geschwister sieht man
Die Sippe brechen.

Unerhörtes ereignet sich,
Grosses Unrecht.

Wenn ein Fremder unter das gastfreundliche Dach eines Griechen kam, sprach der Hausherr kein Wort, entfernte seine Familienglieder, schlachtete ein Opfer, bestrich des Fremden Hände mit dem Blut, um ihn zu entsühnen, und dann erst fragte er ihn nach Namen und Herkunft. Die nordischen Recken waren Verbannte, und ihr starker Arm mochte wohl auch bei kriegerischen Stämmen gern angenommen werden, wenn es galt, Raubzüge zu unternehmen.

Es konnte jedoch auch friedliche Leute geben, welchen das Leben in der Heimath nicht behagte. Das Wanderblut aus dem Jägerleben mochte sich auch bei Ansässigen regen, namentlich wenn Geschicklichkeit in der Handarbeit ihnen Aussicht gewährte, auch in der Fremde ihren Erwerb zu finden.

In dieser Beziehung tritt uns in Afrika die eigenthümliche Erscheinung des wandernden Schmiedes (Fig. 69) entgegen. Die Bewohner der eisenreichen Districte in Südsennar, die Bari der Belenian- und Kerekberge, ziehen bei den benachbarten Stämmen herum und verirren sich auch nach Nordsennar, woselbst sie der commandirende Bei huldvoll behandelt, wenn nur der Haddad (der Eisenschmied) gelegentlich eine Zaumkette, eine Säbelscheide oder dergleichen dem gebietenden Herrn auszubessern beflissen ist. Sie gebrauchen keinen grossen Apparat; da sind ein plumper Eisenklotz als Hammer, ein fester Stein als Amboss und ein roher Blasbalg, an welch letzterem der Gehilfe aus zwei Lederschläuchen Luft durch eine gemeinschaftliche, in Thon gearbeitete Ausgangsröhre presst. Was die Leute mit solchen einfachen Mitteln leisten, macht ihrem Geschicke und ihrer Routine alle Ehre. Statt der Bezahlung nehmen sie meist die Nahrungsmittel an, welche zu ihrer täglichen Nothdurft gehören. Sie werden allgemein verachtet, aber man gebraucht sie sehr nothwendig und überdies sind sie als Zauberer gefürchtet.

Fig. 69. Wanderschmiede und ackerbauende Neger.

In dieser Beziehung gleichen ihnen die Zigeuner, welche nicht nur im Schmiedehandwerk gewandt sind, sondern auch anderes Handwerk verstehen, insbesondere aber geborne Musiker sind, deren musikalisches Talent in Ungarn sehr geschätzt ist. Dieses Volk scheint früher in Indien gelebt zu haben, wie seine Sprache andeutet und seine Namen, als: Rom, Sinte, Kangiar, Schigani, mit denen indischer Stämme wie Ramasi, Sindhi, Tschangar u. s. w., sämmtlich Ureinwohner, übereinstimmen. Der Charakter der Zigeuner erinnert an den der Finnen, von denen Tacitus bemerkt „sorglos gegenüber den Menschen, sorglos gegenüber den Göttern", und Lenau singt von ihnen:

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Im Hebräischen heisst der Handelserwerb סחר *saχar*, auch „Erwerb" überhaupt, der Stamm ist *saχar* „umhergehen"; im Aramäischen heisst es סבב *sabab*, womit einestheils סבא *saba*, das Volk der Sabäer, welches durch seinen Sterncultus berühmt war, andererseits זבב *zabab* „in der Luft schweben, schwanken" zusammenhängt, wovon der בעל זבוב *baal zebub* (Belzebub) „der Fliegengott" abstammt, welcher dem Herakles *hipoktonos* (Würmertödter) oder *kornopion* (Heuschreckentödter) entspricht. Dem obigen *saχar* oder „Schacher" ist aber auch verwandt שכר *sakar* „um Lohn dingen", *seker* „der Lohnarbeiter", wovon ein Stamm Israels, Issaskar, seinen Namen hat. Diesen Begriff finden wir in der indischen Kaste der Sudras, welche die Dienenden sind. Da auch die Vornehmen in Südindien sich Sudras nennen, so dürften diese Sudras Urbewohner von Indien sein, deren nördlicher Theil von den eindringenden Ariern unterworfen wurde. Da ferner Kaste so viel wie *varna* „Farbe" ist, so weist *śudra* auf das nordische *sudhr* „Süden", isländisch *svida* „verbrennen", also auf die dunkle Urbevölkerung, die „sonnenverbrannten" Schwarzen oder Braunen hin.

In meiner „Illutrsirten Geschichte der Schrift" habe ich nachgewiesen, dass der Stamm Issaskar in der Reihenfolge der Stämme Israels dem Buch-

staben ☉ *tet* entspricht, welcher „Lehm, Töpferthon“ bedeutet; ferner entspricht dem Begriffe Issaskar im Griechischen *thēs* „Lohnarbeiter, Taglöhner“; der griechische Heros Theseus ist ein wandernder Gott, welcher die Wanderer beschützt und Diejenigen bestraft, welche den Wanderern Uebles thun; Thetis ist eine Meergöttin, die Mutter des Achilles, der dem nordischen Siegfried, dem Sonnengotte, gleicht; als Thetys ist sie die „Grossmutter“, die nordische Edda, Thetis lässt für ihren Sohn Achilles vom Hephaistos, dem Erfinder des Feuers und der Schmiedekunst, Waffen fertigen, sie steht also zum Hephaistos in einem Verhältniss, wie in dem Sonnenkreise Pallas Athene zu diesem. Das Suchen nach dem Ursprunge des Eisens führt uns also bis zum Wasser zurück und wir sehen neben dem Ackerbauer und Hirten ein Geschlecht von Handwerkern entstehen, welches mehr Lust an der Verfertigung künstlicher Gegenstände, als an dem eintönigen Leben der Ackerbauer hatte und auch dem Hirtenleben sich nicht zuneigte. Nach der Sage war Hephaistos lahm, auch Thor's Böcke wurden gelähmt, dem Wölundur wurden die Kniesehnen zerschnitten; aber gesetzt den Fall, dass lahme Männer das Wasserleben der Frauen theilten, dass Siechheit des Körpers, wie es oft geschieht, ein sinnreiches Gemüth entwickelte, ein ganzes Geschlecht von lahmen Menschen konnte nicht geboren werden, und daher ist die Lahmheit der Sage einzig auf das Sitzen zu deuten, welches die Schnelligkeit der Füsse, wie sie bei den Jägern und Hirten Naturbedingung ist, lähmte. Uns Europäern, die wir das Laufen verlernt haben, erscheint es unbegreiflich, wie der ägyptische Eseltreiber oder Pferdevermiether mit seinem Thier um die Wette läuft, auch wir sind vom vielen Sitzen lahm geworden, obgleich unsere Füsse gesund sind. Daraus ergiebt sich, dass Hephaistos nicht eine Person, sondern eine Personification des Standes der Handwerker und mit dem ägyptischen Ptah identisch ist. Die Hieroglyphe dieser Lahmheit ist ein eingebogener Fuss, das phönikische ⱶ *aleph*, welches „gewöhnen, zahm werden“ bedeutet. Dieser eingebogene Fuss findet sich bei den Aegyptern als Symbol des Harpokrates-Isis (Fig. 70), bei der Durga der Inder (Fig. 35), ja selbst bei den Mexikanern (Fig. 71).

Fig. 70. Thaud und Isis.

Das ägyptische Bild ist die Sonne und der Mond, genauer das durch die Liebe gelähmte Weib, wie Jakob, als er nach Palästina kam, gelähmt und sesshaft wurde, denn auch עקב *ekeb* (die Wurzel von Jakob) ist „der Lohn“.

Fig. 71. Mexikanisches Götterbild.

Der Lahmheit, gleichviel ob sie sich auf Frauen oder Männer bezieht, ob sie selbst schaffte oder für sie geschaffen wurde, verdankt die Menschheit zwei Erfindungen: das Reiten und das Fahren. Im Havamal heisst es:

Der Hinkende reite,
Der Handlose hüte,
Der Taube taugt noch zum Kampf.

Mit diesen Erfindungen hängt auch eine Milderung der Sitten zusammen. Dem Jäger waren Personen, welche nicht gehen konnten, unbequem; es wurden daher alte Leute umgebracht, wenn sie dem Stamme zur Last fielen. Bei den Hirten setzte man Greise, Frauen und Kinder auf die Thiere, und Leute, welche von Kindheit auf an den Rücken der Thiere gewöhnt waren, wurden gute Reiter. In der nordischen Sage fuhr Freya mit einem Katzengespann zu Baldur's Scheiterhaufen, in Indien finden wir die Durga (Fig. 20) auf dem Panther reiten. Von Interesse ist die Verbindung des Poseidon mit dem Rosse. Auch die Schiffer verloren vom vielen Sitzen die Beweglichkeit der Füsse, und während sie auf dem Wasser im Schiffe hockten, zogen sie zu Lande den mit Rossen bespannten Wagen vor. Selbst ihre Schiffe nannten sie „Seerosse“. Reiter zu Ross waren den alten Griechen so fremdartige Erscheinungen, dass sie Ross und Mann für zusammengewachsen hielten und sie Kentauren nannten, aber diese Kentauren, offenbar nordische Reitervölker, waren auch wegen ihrer Weisheit berühmt, und der Kentaur Cheiron (von χείρ „Hand“, also identisch mit dem Gott „Hand“ der Aegypter d. i. Thaud) war der Lehrer der griechischen Heroen: Herakles, Achilles, Jason. Auch Cheiron litt an einer unheilbaren Wunde, war also gelähmt. Die Kentauren galten den Griechen als „bergebehausende, zottige Thiere“, als eine Rotte übermüthiger Geschöpfe, die sich durch roheste Lebensweise, Lüsternheit und Weinliebe hervorthaten. Es war also dasselbe Volk, welches in der Edda-Sage sich selbst ähnlich schildert, und ihr Gott war Odhin, der Fürst der

zwölf Asen. Hieraus geht hervor, dass Odhin's Religion älter ist als die Sage vom trojanischen Kriege, dass das Asenvolk schon in früherer Zeit im Norden Griechenlands wohnte; damals wurden sie noch durch den Theseus besiegt, aber später drang ein Theil des Odhin-Cultus mit der Bacchus-Religion in Griechenland ein. Auch die rossebändigenden Makedonier waren ein Stamm des nordischen Geschlechtes, und man thut daher wohl, die Nachrichten über die Wildheit und Armuth dieses Volkes mit Vorsicht aufzunehmen.

Uebrigens besassen die Griechen ein Götterbild, welches so alt war, dass sie es selbst nicht mehr verstanden, nämlich jenes, auf welchem die Sagen von den Qualen in der Unterwelt und den Strafen des Sisyphos, Ixion und Tantalos beruhen (Fig. 72). Wir haben gesehen, dass sich in der Unterwelt die abgedankten Götter der Vorzeit befanden, daher ist Sisyphos der Gott der Steinbearbeitung, Ixion der Stellmacher oder Zimmermann, Tantalos dürfte weniger das Wasser als vielmehr das Gewebe in den Händen halten und der Weber gewesen sein.

Fig. 72. Sisyphos, Ixion und Tantalos.

Das ist eine Trilogie wie jede andere: das Rad ist die Sonne, das Wasser der Mond, der Stein der Stern, insbesondere der Meteorstein, der das erste Eisen gab. Sisyphos ist so viel wie *sophos* (der Weise), er hatte die Geheimnisse der Götter verrathen, wie Loki in der Oegisdrecka alle Götter beschimpft, dasselbe wird von Tantalus erzählt, dessen ewiger Durst sehr zweideutig ist. Ixion dürfte das Wort *axōn* „Axe, Wagenaxe“ nicht ferne stehen; dass die hölzernen Gesetztafeln so genannt wurden, weist auch auf die im Wagen fahrende Demeter als Gesetzgeberin hin.

Die Begründung der Höllenqualen ist so wenig stichhältig, dass wir hier nicht ein Stück der tiefsinnigen Weisheit des Alterthums, sondern nur einen verworrenen Nachhall alter Sagen vor uns haben können. Auch das Fass der Danaiden, das nie voll wird, gehört hierher, wie das Meer, das Thorr bei Utgardloki nicht austrinken konnte. Derlei falsche Auffassungen kamen öfter vor, wie z. B. Laokoon, ursprünglich nur die dreifache Zeit oder der Himmelsgott mit seinen Kindern Sonne und Mond war, den die Schlange als Symbol der Ewigkeit ebenso umgab wie den Aeon.

Sisyphos ist ganz dasselbe Bild wie die Felsstücke tragenden Affen in der indischen Sage, er ist der Weltbaumeister, und von ihm stammen die Steinarbeiter, die Schmiede und die Töpfer ab. Wir haben oben das Zeichen ☉ *theta* mit Theseus zusammengestellt, aber das hebräische Wort *tet* „Töpferthon“ weist direct auf Lohnarbeiter hin. Bei dieser Gelegenheit dürfte es zweckmässig sein, darauf hinzuweisen, dass man von alten Bauwerken, wie z. B. von den Pyramiden, eine falsche Anschauung hat, wenn man glaubt, dieselben wären von den ägyptischen Feldarbeitern errichtet worden. Diese konnten allenfalls Handlangerdienste verrichten, aber um Pyramiden regelmässig zu bauen und so dauernd zu verkitten, dass ihre Fugen in fünf Jahrtausenden nicht auseinandergingen, dazu bedurfte man gelernter Maurer, und auf ägyptischen Bildern sehen wir Männer als Maurer beschäftigt, welche, wie die Haare auf der Brust beweisen, keine Aegypter waren, sondern Babylonier. Damals mochte ein Krieg sie zu Sklaven gemacht haben; aber unsere heutigen Eisenbahnen werden von wandernden italienischen Maurern erbaut, welche jährlich ihre Heimath verlassen, um dorthin zu ziehen, wo ihnen lohnende Arbeit winkt. Aehnlich verhalten sich die böhmischen Maurer und Teichgräber. Diese wandernden Arbeiter sind kein Product neuester Zeit, diese Sitte mag uralt sein.

Das Gleiche dürfte von den Zimmerleuten gelten, die wohl auch, da schon die altindischen Räder mit Eisen beschlagen waren, zugleich Schmiede waren. Noch gegenwärtig besitzt der Schmied auf dem Lande eine Hobelbank, um das Holz zu bearbeiten. War der Schmied zugleich Kurschmied, d. h. Vieharzt, so war er auf den Gehöften der Bauern ein willkommener Gast. Ein Rest alter Gebräuche dürfte sich auch in den wandernden Kesselflickern erhalten haben, die ihre Heimath, deren karger Boden sie nicht ernähren kann, schon in der Jugend verlassen, um sich in der Fremde Geld zu erwerben. Uebrigens haben alle Handwerke den Brauch, dass die Gesellen einige Zeit reisen müssen, bevor sie sich als Meister niederlassen, ein Brauch, der bei den Bauern nicht vorkommt; es scheint dieser Brauch darauf hinzudeuten, dass diese Gewerbe einst alle fahrende waren.

Was nun die Weber betrifft, so standen dieselben positiv mit der Wassergottheit in Verbindung. In der vorchristlichen Zeit hatten die Weber in Deutschland das Vorrecht, das Schiff der Göttin Ise (eine ähnliche Gottheit wie Nerthus auf Rügen) durch das Land zu fahren, was darauf hindeutet, dass sie

Priester dieser Gottheit waren. Dem Weben liegt das Flechten zugrunde. Die Papyrusstaude gab nicht nur Stoff zu Papier, sondern auch zu einer Art Linnen. Die weissen Zeuge der Aegypter im Gegensatze zu den bunten der Hirten beweisen, dass die Pflanzenfaser schon früh ebenso zu Zeugen verwebt wurde, wie bei den Hirten die Wolle. Ein wandernder Zeltweber war der Apostel Paulus, und wie uralte Gewerbe am meisten verachtet wurden, so haben sich die Spottlieder auf die Leineweber bis in die Gegenwart erhalten:

Die Leineweber sind eine saubere Zunft,
Unter dem Galgen halten sie Zusammenkunft.

oder: Der Leineweber schlachtet alle Jahr zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen, das andere nicht sein u. s. w.

Die wandernden Weber waren zugleich die ersten Krämer, welche mit ihren fertigen Producten hausiren gingen, auch Zwirn und Bänder verkauften.

Diese fahrenden Handwerker fanden meist in den Gehöften der Bauern Unterkunft, doch finden sich auch schon Wirthshäuser in vorchristlicher Zeit. Das Wort „Herberge" lehnt sich an Heerweg, Heerstrasse, nicht im Sinne der Kriegsheere, sondern von *her*, „Menge", also ein Haus, das Jedem offen stand; „leithaus, leitgeb" (Gastwirth) hängt mit angelsächsisch *lið* „Getränk" zusammen; Nobiskrug, das Grenzwirthshaus, Nachbarkrug, weist gar auf das ägyptische *nb* hin, das sich in unserem Napf erhalten hat; nach alter Sage lag Pinkepank's Krug vor der Hölle, d. h. am Wasser, und solche Wirthshäuser mochten besonders an Flüssen errichtet worden sein, wo die Reisenden auf Fähren über den Fluss geführt wurden. Die altindische Sage erwähnt der „Sage", welche Fremde über den Fluss führte, und diese war kein arisches Mädchen, sondern eine Dasa, d. h. eine Ureinwohnerin. Lassen meint, dass an solchen Ueberfuhrstellen, wo Reisende aus verschiedenen Ländern zusammenkamen, die meisten Sagen entstanden seien.

So führen uns die Spuren auf einen Handelsverkehr in uralter Vorzeit hin, und die Kunde, welche die fahrenden Handwerker von dem Reichthum fremder Länder nach Hause brachten, mögen manchen Anstoss zu Völkerwanderungen und Kriegszügen gegeben haben. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass diese Krüge die Niststätten der Prostitution waren. Auch die Spione der Juden fanden in Jericho im Hause einer Prostituirten Unterkunft und Versteck. „und sie wohnet in Israël bis auf diesen Tag", heisst es im Buche Josua.

Der Pflug.

Zwischen Gartenbau und Ackerbau ist ein Unterschied wie zwischen Handarbeit und Fabrikarbeit. Der von Ochsen gezogene Pflug ist eine Maschine gegenüber der einfachen Jäthacke, und wenn man die Beharrlichkeit kennt, mit welcher der Landmann an dem Hergebrachten hängt, so muss man wohl zweifeln, dass sich der Ackerbau mit dem Pfluge als eine einfache Fortentwicklung der Jäthacke ergeben habe. Uebrigens spricht auch das Werkzeug dagegen: die Ochsen zähmte der Hirt, den Pflug, selbst wenn er nur von Holz war, baute der Zimmermann, der auch die Schiffe baute; frühzeitig scheint aber auch die eiserne Pflugschar einen Bestandtheil gebildet zu haben. Wir mussten also die Viehzucht und die Industrie zwischen die Gartenarbeit und den Pflug setzen, und in gleicher Weise wird der Ackerbau von der Sage behandelt. Die Edda erzählt im Rigsmal:

14. Weiter ging Rigr
Gerades Weges,
Kam an ein Haus,
Halboffen die Thür.
Er ging hinein,
Am Estrich glüht' es,
Da sass ein Ehpaar
Geschäftig am Werk.

15. Der Mann schälte
Die Weberstange,
Gestrählt war der Bart,
Die Stirne frei.
Knapp lag das Kleid an,
Die Kiste stand am Boden.

16. Das Weib daneben
Bewand den Rocken
Und führte den Faden
Zu feinem Gespinnst.
Auf dem Haupte die Haube,
Am Hals ein Schmuck,
Ein Tuch um den Nacken,
Nesteln an der Achsel:
Afi und Amma
Im eigenen Haus.

Vergleicht man diese Schilderung mit der der Urbewohner, denn Ai und Edda waren Urgrossvater und Urgrossmutter, von denen die Unfreien abstammten, Afi und Amma sind Grossvater und Grossmutter, von denen die freien Bauern abstammten, so finden wir die halboffene Thüre im Gegensatze zur

offenen und das eigene Haus im Gegensatze zum „Bau“, in welchem eine ganze Horde Unterstand findet. Ai und Edda sitzen müssig beim Feuer, Afi und Amma sind geschäftig am Werk. Dieses Werk aber, nämlich Weben und Spinnen, deutet auf die Viehzucht, die eine ausgedehntere war als das Schweinemästen und Geissenhüten der Thräle. Wir finden auch bereits eine Kiste mit Eigenthum, einen Halsschmuck und anliegende Kleider gegenüber dem üblen Gewand, welches auch Thorr trägt, als ihm Harbard an der Ueberfuhr zuruft:

Barbeinig stehst du
Wie ein Bärenführer,
Nicht einmal Hosen hast du an.

Aus den Hirten Afi und Amma wurde der Bauer:

Amma genas
Genetzt ward das Kind
Und Karl geheissen;
Das hüllte das Weib.
Roth war's und frisch
Mit funkelnden Augen.

19. Er begann zu wachsen
Und wohl zu gedeihen:
Da zähmt' er Stiere,
Zimmerte Pflüge,
Schlug Häuser auf,
Erhöhte Scheuern,
Fertigte Wagen,
Bestellte das Feld.

20. Da fuhr in den Hof
Mit Schlüsseln behängt
Im Ziegenkleid
Die Verlobte Karls;
Snör geheissen,
Sass sie im Linnen.
Sie wohnten beisammen
Und wechselten Ringe,
Spreiteten Betten
Und bauten ein Haus.

21. Sie zeugten Kinder
Und zogen sie froh — —
Von ihnen entsprang
Der Bauern Geschlecht.

Auch hier finden wir einen gewaltigen Unterschied. Das Kind hat rothe Hautfarbe gegenüber dem schwarzen Thräl, es wird in Windeln gewickelt, wovon dort keine Rede war, die Braut kommt zu Wagen gefahren, hat Schlüssel, und sie wechseln Ringe. Dort bereiteten sich der Enk und die Dirne ein Lager, hier spreiten sie Betten und bauen sich ein eigenes Haus. Die Kinder werden „erzogen“, wovon beim Thräl keine Rede war. Dort wurden nur die Aecker gemistet, hier werden sie bestellt, nachdem Stiere gezähmt und Pflüge gezimmert waren, endlich tritt auch die Scheune hinzu, in welcher die Kornvorräthe aufbewahrt wurden. Dem Bilde, welches die Sage hier von dem Bauer entwirft, entspricht noch die Lebensweise der jetzigen Bauern.

Der Gott der Ackerbauer war Freyr, Niördh's des Meeres Sohn; er war kein heimischer Gott im Norden und erst von den Wanen (wahrscheinlich dem deutschen *vonen* in: Ingävonen, Hermionen, Istävonen) entlehnt, seine Schwester ist Freija oder Frouwa, die ägyptische Isis. Freyr verliebte sich als Sonnengott in die Riesentochter Gerda, die Erde, die Ehe vermittelte Skirnir, der nordische Merkur, dem Freyr bei dieser Gelegenheit sein Schwert abtritt, d. h. der kriegerische Handelsmann und Seeräuber verwandelte sich in den ansässigen Ackerbauer und das Schwert in den Pflug. In der That war Freyr der personificirte Friede, sowie, wenn seine Schwester Nerthus oder Freya das Land auf dem Wagen durchzog, alle Fehde schwieg. Dieser Wagen dürfte ursprünglich der Pflug gewesen sein, welcher von auswärts importirt wurde. Freyr war der Gott des Sonnenscheines und des Regens, des Wachsthums der Früchte, der Gott der Fruchtbarkeit und des Ehesegens. Ihm war der Eber heilig, den wir schon beim Feldbau als Begründer des Ackerbaues kennen gelernt haben; aber auch der Schwan, das Symbol der Schifffahrt; letzterer war der Gott der Angelsachsen, welche bei ihm Gelübde ablegten, wie die Nordmänner bei dem Eber. Dieses deutet auf eine Verschmelzung der Sitten hin. Charakteristisch sind einige Bemerkungen in dem Fluche, den Skirnir über Gerda ausspricht, wenn sie sich dem Freyr nicht vermählt:

31. Mit dreiköpfigem Thursen
Musst du das Leben theilen
Oder altern unvermählt.
Sehnsucht scheucht dich
Von Morgen zu Morgen
Wie die Distel dorrst du,
Die sich drängte
In des Ofens Oeffnung.

35. Hrimgrimnir heisst der Riese,
Der dich haben soll
Hinterm Todtenthor,
Wo verworfene Knechte
In knotige Wurzeln
Dir Geissenharn giessen.
Anderer Trank
Wird dir nicht eingeschenkt.

In der 31. Strophe wird der Erde gedroht, dass sie eine Wildniss werde, die 35. Strophe entspricht genau der Schilderung des Ackerbaues beim Thräl.

Gerda schliesst sich insoferne an Persephone oder das Saatkorn an, als Skirnir durch die wabernde Lohe fahren muss, sie in Jötunheim aufzusuchen, auch folgt sie ihm nicht gleich, sondern erst in neun Nächten, was auf das allmählige Wachsen des Saatkornes hindeutet. Von Wichtigkeit sind die Gaben, welche ihr Skirnir anbietet: eilf Aepfel und der Ring, von welchem achte abträufeln. Der letztere ist der Zeitring mit den acht Himmelsrichtungen,

die eilf Aepfel sind aber die eilf Thierkreiszeichen, welche auch die Juden und die Griechen vor den 12 Zeichen hatten, indem sie die Wage als Scheeren des Skorpions betrachteten, womit auch Hephaistos aus dem Himmel ausgeschlossen oder mit Ares identisch war.

Fig. 73. Rama.

Die Inder hatten einen Gott der Pflugschar, Halayadha Rama, d. i. der den Pflug führende Rama (Fig. 73). Dieser Rama kämpft mit dem zehnköpfigen Ravana, er wird beschützt durch den fünfköpfigen Hanuman, wonach also Ravana dem Rama nicht feindlicher sein kann, als Pluto der griechischen Demeter. Die Gattin Rama's, welche Sita, d. h. Ackerfurche heisst, wird von Ravana geraubt wie Persephone von Pluto. Der Affengott Hanuman, Rama's Freund, baut Steindämme wie der Biber, um das feindselige Wasser des Meeres abzuhalten. Rama vernichtete auch das Königthum und die Kšatriya, d. s. die Hirten, und wir finden hier denselben Streit zwischen Hirten und Ackerbauer, wie in der Bibel; doch scheint sich der Ackerbauer nur im Süden von dem Joch der Hirten befreit zu haben, im Norden standen die Kšatriya über den Ackerbauern. Die Sita konnte nur der zum Weibe erhalten, der Mahadewa's Bogen spannen konnte, dies gelang dem Rama und beweist, dass der den Pflug ziehende Ackerbauer der Kraft und des Bogens bedurfte, jene, um die Erde zu bearbeiten, diesen, um die Thiere des Waldes abzuwehren; dem entsprechend hatte er viele Nebenbuhler wie der bogenspannende Odysseus. Auf das Familienleben des Ackerbauers deutet die Eifersucht hin, mit welcher Rama sein Weib verfolgt, die wie die deutsche Genofeva und die griechische Penelope ihrem Manne unwandelbar treu bleibt. Uebrigens scheint die Rama-Sage nur eine andere Form der Hanuman-Sage zu sein (s. Fig. 50), denn wie Rama eine Verkörperung des Wischnu ist, so fliegt Wischnu auch auf dem Vogel Garudha, das ist der Schwan des Freyr, das Schiff. Die zehn Köpfe des Ravana mahnen an die zehn Keilschriftmonate der Babylonier, und bei letzteren dürfte wohl der Pflug erfunden sein, dessen Pflugschar wahrscheinlich vom Anker stammt. Der Bogen des Rama weist ferner auf den Bogen des Eros, der die Psyche, den gaukelnden, die Blumen befruchtenden Schmetterling, an die Scholle band. Der Name Sita kommt im Hebräischen als *sade* oder *sadai* „Feld, Acker" vor, verwandt mit *šaddai* „der Allmächtige", *šidda* „Gattin", *šeddi* „die weiblichen

Brüste", arabisch *zada* „benetzen", wonach das hebräische *šaddai* der Wolkenhimmel, aber auch der Berg als Erdenbrust ist. Der Ackerbau konnte nur gedeihen, wo die Flüsse der Berge und die Wolken des Himmels ihm Wasser zuführten. Sein belebendes Element ist das Gewitter, die Vermählung des Freyr mit der Gerda. Bei den Aegyptern finden wir eine Göttin Sati (Fig. 74), die Göttin mit dem Pfeile oder das vom Pfeile durchbohrte Thierfell, der Sonnenstrahl, denn Sati ist die Göttin des Tages, aber auch der Blitzstrahl, der die Wolke durchbohrt, dass sie ihren Regen auf die Erde fliessen lässt. Sie trägt manchmal Kuhhörner, manchmal den Arm erhoben, wie der Blitzgott Khem (Fig. 3), in der Hand den Spiegel, das Symbol des Wassers. Gegenüber dem Osiris-Isis-Cult hat sich aber diese Idee in Aegypten, welches kein Waldgebirge hat, nicht erhalten können, sie war offenbar eine ausländische.

Fig. 74. Sati.

Bei den Griechen war die Göttin des Ackerbaues Demeter, die Erdmutter, auch Megale-Dea „die grosse Mutter" (das indische Mahadeva) genannt, bei den Römern hiess sie Ceres, das ist das hebräische חרש *χaraš* „pflügen, ackern", *χereš* „künstliche Arbeit", מחרשה *maχaresa* „die Pflugschar", dessen Grundbedeutung „schneiden, einschneiden" ist, verwandt mit חרט *χeret* „Griffel, Meissel", wovon die הרטמים *χartummim*, die heiligen Schreiber der Aegypter und Babylonier, ihren Namen haben.

Fig. 75. Demeter.

Auf einer Münze von Eleusis (Fig. 75), wo der Demeter besonders Festlichkeiten gewidmet waren, ist auf der einen Seite das Schwein, dessen Beziehung zum Ackerbau wir schon wiederholt kennen gelernt haben, auf der andern die Göttin mit den Aehren in der Hand auf einem Drachenwagen fahrend. Dieser Drachenwagen ist ohne Zweifel die phantastische Ausschmückung des Schwans, den wir gleichfalls in Verbindung mit dem Ackerbau gesehen haben. Noch deutlicher tritt dies in der Figur 76 hervor, wo das eine Thier unzweifelhaft ein Schwan ist. Hieraus geht hervor, dass der Ackerbau auch in Griechenland von Schiffern eingeführt wurde. Noch gegenwärtig haben die afrikanischen

Fig. 76. Demeter und Triptolemos.

Canots Ausschmückungen am Schiffsschnabel, welche darauf hindeuten, dass das Schiff den Schwimmvögeln, insbesondere dem Schwane nachgebildet wurde, dessen Flügel das Segel ersetzte (s. Fig. 77). In gleichem Sinne ist es aufzufassen, wenn in China die Cultur durch Fo-hi, dem Herrn der Drachen, eingeführt wurde. Die Drachen waren die Wogen, aber auch die Flüsse, an deren Ufern der Ackerbau sich festsetzte. So lehrt auch ein Blick auf die Landkarte, was sich die Griechen unter den hundertarmigen Hekatonchiren vorstellten, nämlich die Flüsse, in diesem Falle die bösartigen Ueberschwemmungen, welche das fruchtbare Ackerfeld zerstören

Fig. 77. Afrikanisches Canot.

wollen, und welche von dem Sonnengotte Zeus besiegt wurden. Die Sagen Griechenlands beweisen, dass die Cultur dieses Landes theils von Phönikien aus, theils aber durch Einwanderer aus dem Norden Europas, welche, dem Laufe der Flüsse folgend, zum Meere kamen, stattfand. So zogen auch die Assyrer, welche gestrählte Bärte haben, wie der Bauer der Edda, vom Gebirge in die Ebene, die Arier von Afghanistan nach Indien, die Chinesen vom Tarym und von der Mandschurei in das Stromland ein, so erblickte Freyr vom Hochsitze die Ebene der Gerda, deren weisse Arme wohl die Flüsse waren. Demeter auf dem Schlangenwagen hat das Gesetz in der Hand, der Ackerbau schuf Eigenthum, schuf Grenzen, regelte die Beschäftigung, die Lebensweise, er schuf die Stände, begründete den Staat und seine Gesetze. Schon oben ist die Sage erwähnt, dass Demeter der Gott des Reichthums, Plutos gebar,

nachdem sie sich mit einem schönen Jüngling Iasion auf ein dreifach geackertes Feld hingelagert hatte. Iasion ist jedenfalls ἴασις „die Verbesserung“ und somit bedeutet die Sage, dass durch die Verbesserung des Ackerbaues mittelst des Pfluges der Reichthum entstand. Vielleicht zog auch das tiefe Durchwühlen der Erde Erz und edle Gesteine an's Tageslicht, denn lautverwandt ist der Jaspis, der Edelstein. Die Bäuerin der Edda trägt Halsschmuck.

Mit diesem dreifach geackerten Felde hängt ohne Zweifel der Begleiter der Demeter, Triptolemos (der dreifache Kämpfer, vielleicht die Dreifelderwirthschaft?), zusammen, der auf anderen Bildern allein statt der Ceres im Drachenwagen fährt (Fig. 78), während Demeter mit der Kanne den fruchtbaren Regen bedeutet. Demnach wäre Triptolemos der indische Rama, der Pflug selbst, während die Form des Wagens lebhaft an die geflügelte Sonnenscheibe der Ägypter erinnert; Regen, Wind und Sonnenschein (das sind die Schlange, die Flügel und die Sonne) machen den Ackerbau gedeihen. Diese Dreieinigkeit findet sich im Gewitter, und ein solches stellt die ägyptische Sonnenscheibe dar, welche wieder dreifach ist, nämlich als Nischem (Fig. 24) Wind, als *hud* (Fig. 79) Regen und als geflügelter Käfer Apai die Trockenheit; Nischem ist männlich, Hud weiblich, der Käfer sächlich. Hiernach ist aber auch Odhin (Fig. 21) ein Gott der Ackerbauer und Freyr selbst oder vielmehr, es wurden die Attribute Freyr's und Thor's auf Odhin übertragen.

Fig. 78. Triptolemos.

Fig. 79. Sonnenscheibe der Aegypter.

Die Sage von Persephone oder Demeter's Tochter ist zu durchsichtig, als dass sie eine eingehende Erklärung nöthig hätte, Persephone ist das Saatkorn, welches einen Theil des Jahres unter der Erde verbringt, den andern Theil über derselben, sie ist aber auch die Sonne, welche in der zweiten Jahreshälfte die untere, in der ersten die obere Region beherrscht.

Hieran knüpfte sich in den griechischen Mysterien die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung des Leibes zu positivem

neuen Leben, an Stelle der früheren Fortdauer im Schattenreiche. Dieselbe Idee finden wir bei den Aegyptern und in der Noah-Sage, deren Sinn ist, dass diejenigen, welche im Wasser sterben und von den Fischen gefressen werden (s. S. 66) nicht auferstehen; wohl aber diejenigen, deren Leiber in Särgen (in der Arche) dem Mutterschosse der Erde übergeben werden, wenn sie rechtschaffen gelebt hatten, die Gefilde Elysiums bebauen, wo kein Mangel und kein Unfriede herrscht, da alles Unreine, Unedle, Schädliche vor der Pforte bleibt.

Demeter war aber nicht nur die Göttin des Ackerbaues, sondern auch der Baumzucht, sie lehrte dem Phytalos (*φυταλιη* „der Gartenbau") die Zucht des Feigenbaumes; sie griff also auch in den Gartenbau veredelnd ein. Diese Sage hat eine grosse culturhistorische Bedeutung, denn es fragt sich, wie kamen die Menschen auf die Idee, durch Aufpfropfen fremder Reiser die Bäume zu veredeln? Die unzüchtigen Gebräuche, welche bei einzelnen Völkern, z. B. bei den Nabathäern, das Pfropfen der Bäume begleiteten, lassen über den Ursprung keinen Zweifel.

Die kräftigen hellen Söhne der Gebirge verbanden sich mit den schwarzen Unschönen der Ebene und schufen ein neues Geschlecht. Das lehrt auch die Bibel, indem sie erzählt: „Da sahen die Söhne Elohim's nach den Töchtern der Erde, wie sie schön (?) waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. — Und wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute." Man hat zwar aus den Erfahrungen, welche in Amerika bei der Kreuzung von Schwarzen nnd Weissen, respective Rothhäuten gemacht wurden, nachweisen wollen, dass eine solche Kreuzung nur die Rassen verschlechtere, indessen ist es doch Thatsache, dass in Europa von den schwarzen Thrälen und den rothen Bauern der Edda keine Spur übrig geblieben ist, sie sind alle weiss geworden, ebenso findet man in Ungarn von den wilden Hunnengesichtern nur wenig Spuren, und haben sich die Slaven im Grossen und Ganzen veredelt. Freilich bedarf ein solcher Umgestaltungsprocess eines langen Zeitraumes, und lassen sich die Erfolge erst in Jahrhunderten deutlich erkennen.

In engster Verbindung mit der Veredlung der Früchte steht die Einführung des Weinbaues. Auch dieser war durch die Schiffer verbreitet worden, denn Noah war ohne Zweifel ein Schiffer und Dionysos oder Bacchos ist als Sohn der Semele oder des שם־על *Šem-El* semitischer Abkunft, wie der Wein auch am besten auf Hügeln gedeiht und wahrscheinlich von Hirten gefunden

wurde. Das beweist auch der Esel des Silen und das Gefolge von bockfüssigen Satyrn und Kentauren. Der Osiris-Cultus ist ganz die heitere Lebensanschauung, welche wir bei dem Hirtenleben zuerst auftreten sahen. Andererseits tritt aber Dionysos, wenn er mit Demeter im Wagen fahrend abgebildet wird, ganz an die Stelle des Triptolemos (Fig. 81). Es entsteht nun die Frage, wo wurde der Weinbau zuerst cultivirt? Positiv lässt sich die Frage nicht beantworten, denn die Cultur des Weines ist uralt, wir finden sie schon bei den alten Aegyptern, wo es ziemlich so zuging, wie Scheffel von Askalon singt:

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Da trank ein Gast drei Tag,
Bis er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag.

Figur 80 zeigt uns einen Aegypter, wie er von seinen Sklaven nach Hause getragen wird, die ägyptischen Bilder zeigen uns auch Damen, bei denen die Folgen übermässiger Libationen sich geltend machen, auf deren Reproduction wir jedoch verzichten. Es kann kein Zweifel sein, dass Osiris der ägyptische Bacchus war, und dieser Name führt uns nach Assyrien. Dorthin weist uns auch der Fichtenzapfen am Thyrsosstab, welcher Stab an die nordischen Thursen erinnert, denen Odhin den Meth raubte. Der Fichtenzapfen spielt eine Rolle im Cultus von Babylon, wo ihn der Mannlöwe in der Hand trägt, wie auch Dionysos häufig auf einem Pantherwagen fährt. Alles deutet darauf hin, dass der Wein in Persien seinen Ursprung hatte und sich von dort nach Osten zu den Juden, nach Süden zu den Babyloniern, nach Westen zu den Aegyptern, Phönikiern und Griechen verbreitete. Die nomadischen Hirten mögen auch seine Kraft entdeckt haben, darauf weist der Bocksschlauch hin, in welchem der Wein aufbewahrt wurde; aber die Ackerbauer haben ihn gross gezogen.

Fig. 80. Betrunkene Aegypter.

Mit den Erfindungen der Hirten und Handwerker begann auch für den Bauer eine frohe Zeit; mit dem von Ochsen gezogenen Pfluge wurde der Boden tief aufgerissen, das Getreide konnte sich kräftig entfalten, mit der Sichel wurden die Aehren geschnitten, der Ochse zum Dreschen verwendet und

er führte, vor den Wagen gespannt, das Korn in das Haus; der Weizen lieferte ein feines Brot, Gemüse und Obst brachten angenehme Abwechslung in die Nahrung, zu der auch das Schwein mit seinem Fleische und das mit dem Bogen erlegte Wild beitrug; der Wein regte zur Fröhlichkeit an, nach den Tönen der Hirtenflöte und dem Schalle des Tambourins schlang sich der lustige Reigen, dem man sich umso ungestörter hingeben durfte, als Demeter mit ihren Gesetzen Ordnung und Regel in das Leben eingeführt und die Ansiedlungen mit Mauern umgeben hatte, welche Schutz vor Räubern und wilden Thieren gewährten.

Fig 81. Bacchus und Demeter.

Der Adel.

Wir können keine bessere Schilderung der Blüthe der Cultur im Alterthum geben, als sie in dem Rigr-Liede enthalten ist:

23. Weiter ging Rigr
Grades Weges;
Kam er zum Saal
Mit südlichem Thor.
Angelehnt wars,
Mit leuchtendem Ring.

24. Er trat hinein,
Bestreut war der Estrich
Die Ehleute sassen
Und sahen sich an,
Vater und Mutter
An den Fingern sich spielend.

25. Der Hausherr sass
Die Sehne zu winden,
Den Bogen zu spannen,
Pfeile zu schäften,
Dieweil die Hausfrau
Die Hände besah,
Die Falten ebnete,
Am Aermel zupfte.

26. Im Schleier sass sie
Ein Geschmeid an der Brust,
Die Schleppe wallend
Am blauen Gewand;
Die Braue glänzender,
Weisser die Brust,
Lichter der Nacken
Als leuchtender Schnee.

27. Rigr wusste
Dem Paare zu rathen.
Zu beiden sass er
Inmitten der Bank,
Zur Linken und Rechten
Die Eheleute.

28. Da brachte die Mutter
Geblümtes Gebild
Von schimmerndem Lein,
Den Tisch zu spreiten.
Linde Semmel
Legte sie dann
Von weissem Weizen
Gewandt auf das Linnen.

29. Setzte nun silberne
Schüsseln auf
Mit Speck und Wildbret
Und gesott'nen Vögeln;
Wein war in Kannen
Und kostbaren Kelchen
Sie tranken und sprachen
Bis der Abend sank.

30. Rigr stand auf,
Das Bett war bereit.

Da blieb er darnach
Drei Nächte lang,
Schied und schritt
Inmitten der Strasse.
Darnach vergingen
Der Monden neun.

31. Die Mutter gebar
Und barg in Seide
Ein Kind, das genetzt ward
Und Jarl genannt.
Licht war die Locke
Und leuchtend die Wange,
Die Augen scharf
Als lauerten Schlangen.

32. Daheim erwuchs
Der Jarl in der Halle,
Mit Linden schälen,
Sehnen winden,
Bogen spannen
Und Pfeile schäften,
Spiesse werfen,
Lanzen schwingen,
Hengste reiten,
Hunde hetzen,
Schwerter ziehen,
Den Sund durchschwimmen.

33. Da kam zu dem Hause
Rigr daher: Rigr lehrt ihn
Runen kennen,
Nannte mit eignem
Namen den Sohn,
Hiess ihn zu Erb
Und Eigen besitzen
Erb und Eigen
Und Ahnenschlösser.

34. Da ritt er von dannen
Auf dunkelm Pfade
Durch feuchtes Gebirg
Bis vor eine Halle.
Da schwang er die Lanze,
Den Lindenschaft,
Spornte das Ross
Und zog das Schwert.
Kampf ward erweckt.
Die Wiese geröthet,
Der Feind gefällt,
Erfochten das Land.

35. Nun sass er und herrschte
In achtzehn Hallen,
Vertheilte die Güter,
Alle begabend
Mit Schmuck und Geschmeide
Und schlanken Pferden,
Hingab er Ringe,
Hieb Spangen entzwei.

36. Da fuhren Edle
Auf feuchten Wegen,
Kamen zur Halle
Vom Hersir bewohnt.
Entgegen ging ihm
Die Gürtelschlanke
Adelige, artliche, Erna geheissen.

37. Sie freiten und führten
Dem Fürsten sie heim,
Des Jarls Verlobte
Ging sie im Linnen.
Sie wohnten beisammen
Und waren sich hold,
Führten den Stamm
Froh bis in's Alter.

38. Bur war der älteste.
Barn der andere,
Jod und Adal,
Arfi, Mögr;
Nidr und Nidjungr;
Spielen geneigt
Sonr und Swein,
Sie schwammen und würfelten;
Kundr hiess Einer,
Konur der jüngste.

39. Da wuchsen auf
Des Edeln Söhne,
Zähmten Hengste,
Zierten Schilde,
Schliffen Pfeile,
Schälten den Eschenschaft.

40. Konur der junge
Kannte Runen,
Zeitrunen
Und Zukunftrunen;
Dabei erlernt' er
Menschen zu bergen,
Schwerter zu stumpfen,
See'n zu dämmen.

41. Vögel verstand er,
Wusste Feuer zu stillen,
Die See zu besänftigen,
Sorgen zu heilen.
Auch hatt' er zumal
Acht Männer Stärke.

42. Er stritt mit Rigr,
Dem Jarl in Runen,
In allerlei Witz
Erwarb er den Sieg.
Da ward ihm gewährt,
Da ward ihm gegönnt,
Selbst Rigr zu heissen
Und runenkundig.

43. Jung Konur ritt
Durch Rohr und Wald,
Warf das Geschoss
Und stellte nach Vögeln.

44. Da sang vom einsamen
Ast eine Krähe:
„Was willst du, Fürstensohn,
Nach Vögeln stellen?
Dir ziemte besser
— — —
Hengste zu reiten
Und Heere zu fällen!

45. „Dan hat und Danpr
Nicht schönere Hallen,
Erb und Eigen
Nicht reicher als Ihr.
Doch können sie wohl
Auf Kielen reiten,
Schwerter prüfen
Und Wunden schlagen.
(Schluss scheint zu fehlen.)

Rigr ist oben (S. 77) nur als Gott der Liebe erklärt worden; der Begriff ist jedoch umfassender, *rg* ist das lautverschobene *lk*, d. i. Loki, der auch Liebesgott war, aber auch *laugr*, das Wasser, das sich Regende, das Leben, das sich immer wieder Erneuernde. Es war den Menschen von jeher klar, dass die Erde ohne Wasser ein unfruchtbarer Stein sei, das Wasser belebt

die Erde, es ruft die Keime aus der Erde und erquickt Thiere und Menschen; es kommt vom Berge, läuft in das Meer, steigt als Dunst in den Himmel und kommt als Regen herab, um den Kreislauf auf's Neue zu beginnen. Es ist das ewig wandelnde Element. Wie der Kreislauf des Wassers, war der Kreislauf der Sonne, die ja eine Tochter des Meeres zu sein schien, denn den Inselbewohnern scheint die Sonne aus dem Meere aufzutauchen; die Sonne leuchtet auf und geht unter, täglich und jährlich, sie nimmt zu und nimmt ab, sie scheint täglich und jährlich zu sterben und ersteht immer wieder in Jugendschöne. Wie der Kreislauf der Sonne, ist der Kreislauf des Mondes; er erscheint als dünne Sichel, wird stärker und stärker, bis er in vollem Glanze strahlt, aber die Zeit seines grössten Glanzes ist der Anfang seiner Abnahme, er schwindet mehr und mehr, täglich geht er später auf, bis er ganz verschwunden ist, aber dann erfolgt seine Restauration. Und so gehen auch die Sterne auf und unter. Nichts ist beständig auf der Erde als der Wechsel und dieser Wechsel hat den Menschengeist von jeher zum Nachdenken angeregt.

In der Adam-Sage ist der Gott, der auf die Erde herabsteigt, als es kühl geworden war, die Sonne; in der Abraham-Sage sind die drei wandernden Männer der sich dreifach verändernde Mond, nach welchem die Frauen die Tage ihrer Niederkunft zählen und der daher auch der Sara die Geburt des Isaak verkündete, denn nichts verkündet sicherer ein solches Ereigniss als das Ausbleiben einer gewissen monatlichen Erscheinung. Einen grösseren Kreislauf zeigt die Sage vom orientalischen Khidhr (hebräisch כתר *kether* „die Krone" kommt vom Stammwort *kathar,* welches sowohl „umgeben", unser „Gitter", als „herumgehen", den Kreis und den Kreislauf bedeutet); dieser kommt alle fünfhundert Jahre zur selben Stelle und findet, wie es in Rückert's Liede heisst, eine Weide, wo früher eine Stadt war, ein Meer, wo die Weide war, einen Wald, wo das Meer war, eine Stadt, wo der Wald war u. s. w., die Menschen aber, welche er fragt, wie lange die Weide, das Meer, der Wald, die Stadt an dieser Stelle sei, antworten, das sei ewig so gewesen und werde ewig so bleiben. Dieser Khidhr ist eine Art Phönix- oder Sirius-Periode, die sich im Volksmunde noch als Sage „vom ewig wandernden Juden Ahasver" erhalten hat, dieser Khidhr ist unser Rigr und die Rigr-Sage eine Khidhr-Sage, nur mit einem bestimmten culturhistorischen Gepräge. So wenig die Khidhr-Sage erzählt, wie aus der Stadt eine Weide u. s. w. geworden war, so wenig beschäftigt sich das Rigrlied mit dem Uebergange vom Thräl zum Bauer,

vom Bauer zum Adel, nur die vollbrachte Thatsache lässt auf die Vorgänge schliessen. Dies beweist aber das hohe Alter des Rigr-Liedes, das in seiner knappen Darstellung an die Sätze der altchinesischen Sprache erinnert.

Während Rigr den Afi (hebräisch אב *ab*, „Vater") und die Amma (hebräisch אם *em*, „Mutter", אמה *amma* dasselbe, aber nur mehr in tropischer Bedeutung) geschäftig bei der Arbeit findet, weiss die „Mutter" des neuen Geschlechts nichts zu thun, als ihre Hände zu besehen, die Falten zu ebnen und am Aermel zu zupfen, indessen der „Vater" Kriegswaffen bereitet, insbesondere Bogen und Pfeil. Dieser Umstand deutet auf das Vaterland der Rigr-Sage, nämlich auf Skythien (isländisch *skiota,* althochdeutsch *sciozan,* „schiessen") das Land der Schützen; wir finden hier den Jäger wieder, den wir im Urwalde trafen, aber nicht in dem elenden Dasein des Buschmannes, Botokuden oder Finnen, sondern Skadhi (die Skythin) hat sich mit Niördhr, dem Schiffer und Ackerbauer, vermählt, aber die drei Monate, welche sie im Süden zubringt, sind ihr nicht angenehm, der Gesang der Vögel lässt sie nicht schlafen, die Geschäftigkeit des Lebens gefällt ihr nicht, viel lieber ist sie während der übrigen neun Monate im Schneelande auf der Jagd, wo sie Bären hetzt und Wildschweine spiesst, wo sie das Hermelin erbeutet, dessen Fell das Symbol der Fürsten geworden ist. Die Felle werden im Sommer an die Kaufleute des Südens gegen Purpurgewänder (auch blau gilt als Purpurfarbe, wie Purpur ursprünglich nur die glänzende Farbe war), Edelsteine, kostbare Kelche und Weine umgetauscht, Alles Gegenstände, womit der Adel im Rigr-Liede prunkt.

Aber dieses Volk lebte nicht blos von der Jagd, es hatte sich die Urbevölkerung unterworfen und zu Sklaven gemacht, denn die Unthätigkeit der „Mutter" lässt sich nur dadurch erklären, dass Sklaven ihre Geschäfte besorgten, wie auch die Skythen ein adeliges Volk waren, welches Sklaven besass. Diese Sklaven besorgten den Acker, der „linde Semmeln" für die adelige Tafel, sowie den Flachs und das Linnen lieferte, welche sie zu geblümten Tüchern verspannen; die Edelfrau aber, die nicht zu arbeiten brauchte, konnte ihre schönen Hände pflegen, ihr Teint wurde nicht von der Sonne verbrannt, keine schwere Arbeit härtete ihre Hand, furchte ihr Antlitz, unter einem nordischen Klima und sorgsamer Pflege aufgewachsen, entwickelten sich jene schönen Frauengestalten, um welche Völker Krieg führten, wie Helena und Chriemhilde. Diese Frauen gaben sich nicht dem Erstbesten hin, sie waren stark, wie Brunhilde, die sich nur dem zu eigen gab, der sie im Wettkampfe

besiegte, oder wie Penelope, die nur die Gattin dessen war, der den stärksten Bogen spannen konnte, sie waren weise wie die Sphinx, die jeden in den Abgrund stürzte, der ihre Räthsel nicht lösen konnte, sie heiratheten nicht mit zehn oder zwölf Jahren, um frühzeitig zu verwelken und hässlich zu werden, wie die Hirtenfrauen der Araber, sondern sie warteten bis zum zwanzigsten Jahre, wie die Libyerinnen und Chinesinnen des Alterthums, um blühend und kräftig zu bleiben bis in's Alter. Ihre Söhne wurden stolz und kräftig, wie ihre Mütter, sie hatten keine Lust zum Einerlei der ländlichen Arbeit oder zum faulen Hirtenleben, sie jagten lieber die Bären und streckten das Wildschwein, schossen nach Vögeln und kämpften mit Männern; ihr Fuss war flink, ihr Arm fest, ihre Augen weitblickend, ihr Ohr geübt, sie kannten keine Furcht, stürzten sich nackend auf den Feind, wie die alten Deutschen, und in der Kampfeswuth waren sie unbändig wie die Berserker oder die Teutonen, deren Furor Teutonicus selbst die krieggewohnten Römer erbeben machte. Dem Landmanne waren sie gefürchtete Feinde oder auch Beschützer, im letzteren Falle sicherten sie sein Feld und seine Heerde vor Raubthieren, wie es im Atlaliede heisst:

Braunzott'ge Bären
Das Bauland verwüsten,
Zur Freude der Hunde,
Wenn Gunnar nicht heimkehrt.

Wo dieses Geschlecht sich entwickelte, ist schwer zu sagen; im Kaukasus haben sich solche adelige Völker bis jetzt erhalten, aber es waren dieselben Krieger, welche unter Hwañ-ti vor viertausend Jahren China eroberten, als Arier Indien unterjochten, als Assyrer und Meder Babylon beherrschten, als Hor-šasu Aegypten einnahmen, als Libyer noch jetzt wie vor fünftausend Jahren die Sahara durchstreifen, den Adel Griechenlands und Roms bildeten, die Edlen der Germanen, dieselben, welche noch jetzt in Ungarn und der Walachei die adeligen Bauerndörfer bevölkern, ja, selbst die Rothhäute Nordamerikas dürften vom gleichen Stamme sein. Rechnen wir hierzu noch den Kušiten Nimrod, der „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“ war, so finden wir alle Hautfarben der Völker vertreten: schwarz, roth, gelb, weiss; die letztere Farbe dürfte jedoch die specielle Farbe Europas sein, dessen Klima alle eingewanderten Völker, den schwarzen Thräl wie den rothen Karl der Sage und den gelben Hunnen der Völkerwanderung gebleicht hat, und wenn sich

diese Meinung bei weiterer Prüfung als richtig erweisen sollte, dann dürften die blonden, blauäugigen Serer der Römer, wie die gleichfärbigen Söldner der Aegypter aus Europa ausgewandert sein und das wäre allerdings eine umgekehrte Völkerwanderung, als die Philologen angenommen haben. Allerdings weist die Seide, in welche das Kind gewickelt wurde, auf den fernsten Osten hin, denn das Heimathland der Seide ist China, aber die Geschichte Chinas zeigt bis zum 3. Jahrhundert vor Christo nur Einwanderungen aus dem Westen und keine Auswanderung nach Westen; wenn hier unter dem Drucke des westlichen Völkerstammes eine Auswanderung vorkam, so konnte sie nur nach Osten über's Meer nach Amerika führen. Die Seide in Skythien konnte also nur ein Product des Handels sein und dieser musste allerdings zu der Zeit, wo die Adelsgeschlechter sich bildeten, ein hochentwickelter sein. Die Stoffe zu seidenen Kaftans, welche die polnischen Juden im Mittelalter von den sarmatischen Bürgern angenommen haben, waren gleichfalls nicht in Polen gewachsen; wenn man auch annimmt, dass die Slaven von Asien nach Europa eingewandert sind, so weist ihre harte konsonantenreiche Sprache vielleicht auf das Sanskrit, nimmermehr aber auf die vokalreichen Wörter der Chinesen hin. Dass der Gebrauch der Seide im hohen Alterthum nicht auf China beschränkt war, beweist die persische Sage von Tahmurath, dessen Weib von Ahriman durch das Geschenk eines seidenen Kleides bestochen wurde, ihm die Schwäche ihres Gemahls zu verrathen, wie die deutsche Chriemhild (allerdings aus anderen Motiven) dem grimmen Hagen die Stelle verrieth, wo Siegfried verwundbar war. Die Stärke des Adelsvolkes bestand, wie oben erwähnt, in seiner Furchtlosigkeit, aber es gab eine Stelle, wo diese aufhörte, und das war der Aberglaube, der sich von den ältesten Zeiten bis jetzt erhalten hat. Dieser Aberglaube führte zur Sitte der Tatuirung, welche wir auf Tafel V bei dem Libyer beobachten, wie sich nach dem Runenliede die Helden mit Runen ritzten, und diesen Aberglauben benützten die Ackerbauer den Adel zu kirren.

Von diesem Kampfe der Bauern mit dem Adel erzählt manche Sage. Es ist oben bereits Siegfried erwähnt worden, wie dieser wurde Achilles von Paris rücklings getödtet, Paris ist aber als Verführer mit Loki, dem Gott der Ureinwohner, identisch. Herakles scheint durch venerisches Gift (das Nessoshemd) beseitigt worden zu sein, wie Simson durch die Liebe seine Freiheit verlor. Simson ist unzweifelhaft der phönikische Herkules Samdam, die Sonne, seine Geliebte ist Delila (hebräisch *leila* „die Nacht"), die schwarze

Ureinwohnerin; sie konnte ihn nur bändigen, indem sie ihm die Haare abschnitt (ihn zum Sklaven machte), worauf ihm die Augen ausgestochen wurden, wie dies die Skythen mit ihren Sklaven thaten. Wie aber Simson vorher alle Bande, auch die stärksten, zerriss, so that dies der Wolf, den die Asen gezogen hatten, er konnte nur durch das Band Gleipnir gebunden werden, welches die Zwerge „aus dem Schall des Katzentrittes, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fische und dem Speichel der Vögel“, also aus lauter Nichtsen (denn man glaubte, dass die Bären keine Sehnen hätten) gewoben worden war. Dieses Band Gleipnir ist der Aberglaube oder die Sitte, beide bestehen aus nichts; beides sind Bande, welche Jedermann leicht zerreissen zu können glaubt, während sie ihn immer fester umstricken. Der Wolf war in dem Eisenlande östlich von Midgard erzeugt worden, das ist das alte Turan, welches den europäischen Verfassern der Edda-Sagen ausserhalb der Welt lag. Bevor aber dieses Volk mit den Bronzeschwertern nach Europa kam, hatte sich hier schon eine Aristokratie des Volkes mit dem geglätteten Steinbeil gebildet, wie die Ueberreste der Steinzeit beweisen. Die Erfindung der Metallbearbeitung gehört dem Adel nicht an, denn dieser hat sich nie mit Erdarbeiten beschäftigt, Wölundur der Schmied, wird von der Edda ein Finnensohn genannt, dem Nidudr, der Schwedenkönig, die Sehnen der Kniekehlen zerschneiden liess, um ihn am Fortwandern zu verhindern; die Schmiede waren also ein Wandervolk, welches vom Adel sesshaft gemacht wurde, womit der Städtebau verbunden sein mag.

Der Wolf hatte aber noch eine andere Bedeutung, welche in seinem griechischen Namen *lykos* hervortritt, dieses Wort ist verwandt mit *leukos* „leuchtend, klar, hell, weiss“, das ist die Farbe des Nordens und der nordischen Völker; dieser Wolf wurde von den Pyramidenbauern Aegyptens als höchster Gott verehrt, von Wölfinnen werden die hervorragendsten Helden, wie Cyrus, Romulus und Remus gesäugt, die Wolfsidee ist älter als die Eisenidee, denn *lykos* war auch Loki, der Vater des Wolfs, der Ur-Riese. Wenn die Edda die Ur-Riesen den Göttern feindlich gegenüberstellte, so stellt sie die Uncultur der Cultur gegenüber, die Cultur vertritt Tyr, der den Wolf fesseln hilft, der ihm die Hand in den Rachen steckt, der dabei die Hand verliert und nun als ägyptischer Khem erscheint, der Schutzherr der Ackerbauer. Diese abgebissene Hand finden wir auf dem Scepter der Fürsten, Tyr war Rigr, d. h. hier Richter geworden, die Sitte hatte die Wilden gefesselt.

Diese Sitte war die „Ehre“, das einzige Gesetz der räuberischen Turkmenen, wie aller Kriegervölker. Die Ehre verbot die Hinterlist und das Gift. Auge in Auge traten sich die Krieger gegenüber, grimmig gegenüber dem Feinde, aber mild gegen Schwache. Hätte sich der Adel die Herrschaft über die kräftigen Ackerbauer anmassen können, wenn er nur der rücksichtslose Räuber gewesen wäre? Hätte nicht die Verzweiflung der Beraubten die Räuber todtgeschlagen, wie die Kaffern den Buschmann? So sehr auch das Recht des Stärkeren auf Erden herrscht, die Entwicklung des Adels lässt sich nur begreifen, wenn er auch dem Volke nützlich war.

Die Ehre war nicht in geschriebenen Gesetzen niedergelegt, der Mann musste sie in der eigenen Brust tragen, sie liess sich mit wenigen Worten zusammenfassen und in Hunderten von Paragraphen nicht erschöpfen; aber die alten Heldenlieder bildeten einen Codex der Ehre, in welchem an praktischen Beispielen schwierige Fragen erörtert wurden. Siegfried musste sterben, weil das Leben dieses Vasallen mit der Ehre des Königs Gunther nicht verträglich war; Hagen durfte seiner Ehre unbeschadet einen Treubruch begehen, weil er als Vasall die Ehre seines Königs zu rächen hatte; er durfte auch die grausige That des Kindesmordes begehen, weil die Burgunder verrätherisch in das Netz an Etzel's Hofe gelockt waren, und es nun gleichgiltig war, in welcher Weise der zweideutigen Lage ein Ende gemacht wurde u. s. w. Daher lauschten die Krieger der Vorzeit mit Begeisterung den Liedern der Sänger wie unsere modernen Theaterbesucher den Dramen und Komödien der neueren Dichter. Die Höhe der alten Sänger hat aber nur Schiller wieder erreicht, der in den Räubern, Don Carlos, Fiesko, Wallenstein, Tell Fragen der höchsten Ethik in blühender Sprache erörterte und dessen Dramen daher leben werden, so lange die ethischen Anschauungen, welchen sie Ausdruck verliehen haben, herrschen werden.

Wie eine Mannesehre, so gab es auch eine Frauenehre. Das Weib war ein edler Fruchtbaum, auf den kein wildes Reis gepfropft werden durfte, der in seiner Fülle geschützt werden sollte, daher mussten auch die adeligen Mädchen ihre Keuschheit bis zum heirathsfähigen Alter bewahren, sie durften sich nicht mit Unedlen verbinden, nur reines Blut durfte mit reinem Blute gemischt werden, um immer schönere Männer und Frauen zu zeugen; dagegen durfte nicht nur, sondern sollten auch wilde Bäume durch adelige Reiser veredelt werden, und so wurde das Jus primae noctis eingeführt, wie in Babylon die

Frauen eine Nacht im Tempel Gottes zubringen mussten, denn indem die Söhne Elohim's sich mit den Töchtern der Erde vermischten, wurden daraus „Gewaltige in der Welt und berühmte Leute". Jedenfalls übte das adelige Blut in den Bauernkindern seine Wirkung, und solche Söhne mochten wenig Lust haben, hinter dem Pfluge zu gehen, sie schlossen sich lieber als Knechte an ihre Herren an und begleiteten dieselben als Krieger auf ihren Eroberungszügen, welche sich bis zu den Ufern des Hoañ-ho, des Ganges, des Nil und bis zur Wüste Sahara erstreckten. So vollzog sich im Menschengeschlechte eine ähnliche Kreuzung, wie bei den übrigen Organismen, und wer wollte leugnen, dass ihre Folgen nicht wohlthätig für die geistige und körperliche Entwicklung des Menschengeschlechtes gewesen sind? In Europa und einem grossen Theile Asiens sind dadurch die Rassenunterschiede verwischt worden; freilich hat sich dabei der Adel so vollständig ausgenützt, dass er seine Bedeutung in dieser Beziehung längst schon ganz verloren hat.

Die Edda lässt gerade nicht vermuthen, dass mit der Körperschönheit auch zierliche Sitten verbunden waren; die Männer waren trotzig im Kampf, scherzend und fröhlich beim Mahl, aber

Zu oft geschieht's,
Dass sonst nicht Verfeindete
Sich als Tischgesellen schrauben.
Dieses Aufziehen
Wird ewig währen;
Der Gast grollt dem Gaste.

Die Frauen waren sehr klug, sie kannten die Runen, sie scheinen wie die Walküren die Männer in den Kampf begleitet zu haben, um die Verwundeten zu bergen, beim Mahle schenkten sie die Hörner voll Meth und thaten wohl auch Bescheid; aber von Liebe hört man wenig, Liebeslieder sind in der Edda nicht vorhanden und werden daher auch kaum vorhanden gewesen sein; die alten Recken tändelten nicht viel und waren ziemlich grobsinnlicher Natur, die Frauen konnten sich der zutäppischen Gesellen nur durch List erwehren, und deshalb wird oft über Falschheit der Frauen geklagt. Charakteristisch sind folgende Verse aus dem Havamal:

Das Gemüth weiss allein,
Das dem Herzen innewohnt,
Und seine Neigung verschliesst,
Dass ärger Uebel
Den Edeln nicht quälen mag,
Als Liebesleid.

Selbst erfuhr ich das,
Als ich im Schilfe sass
Und meiner Holden harrte.
Herz und Seele
War mir die holde Maid,
Gleichwohl erwarb ich sie nicht.
Ich fand Billung's Maid
Auf ihrem Bette,
Weiss, wie die Sonne, schlafend.
Aller Fürsten Freude
Fühlt ich nichtig,
Sollt ich länger ohne sie leben.
„Am Abend sollst du,
Odhin, kommen,
Wenn du die Maid gewinnen willst.
Nicht ziemt es sich,
Dass mehr als zwei
Von solcher Sünde wissen."

Ich wandte mich weg
Erwid'rung hoffend,
Ob noch der Neigung ungewiss
Jedennoch dacht ich,
Ich dürft' erringen
Ihre Gunst und Liebesglück.
So kehrt' ich wieder;
Da war zum Kampf
Strenge Schutzwehr auferweckt,
Mit brennenden Lichtern,
Mit lodernden Scheitern
Mir der Weg verwehrt zur Lust.
Am folgenden Morgen
Fand ich mich wieder ein,
Da schlief im Saal das Gesind;
Ein Hündlein sah ich
Statt der herrlichen Maid
An das Bett gebunden.

Das Prosaischste in der Schilderung eines Liebespaares leistet das Sigrdrifumal. Sigurd hat die Sigurdrifa (Brunhilden) aus dem Zauberschlafe erlöst, als sie erwacht, fragt sie ihren Retter um seinen Namen; nachdem dieser darüber befriedigende Auskunft gegeben hat, nimmt sie ein Horn voll Meths, giebt ihm den Minnetrank und erzählt ihm ihre Geschichte. Sigurd verliert keine zärtlichen Worte, sondern bittet sie, ihm Weisheit zu lehren, worauf sie ihm eine Vorlesung über die Runen hält, ihn unterweist, was er thun soll, um sich vor Frauenlist oder Trunkenheit zu schützen, Frauen zu entbinden, den Sturm zu beschwören, Wunden zu heilen u. s. w.; als er mit diesem Unterrichte noch nicht gesättigt ist, giebt sie ihm noch Lebensregeln, wie eine Mutter ihrem Kinde, worauf Sigurd spricht: Kein weiseres Weib ist zu finden als du, und das schwöre ich, dass ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinn. Sie antwortet: Dich will ich und keinen andern, hätt' ich auch zu wählen unter allen Männern. Und dies befestigten sie unter sich mit Eiden.

Solche Gesänge fanden unter den Edeln beiderlei Geschlechts Beifall, und daher dürften sie die Sitten ihrer Zeit ziemlich getreu wiederspiegeln.

Nicht selten scheint es vorgekommen zu sein, das junge Mädchen an alte Männer verheirathet wurden, die Schönheit der Frau wurde durch Macht und Reichthum aufgewogen. Sigurd's Tochter wurde nach ihres Vaters Ermordung dem reichen Jörmunrek zur Ehe gegeben. „Bei dem war Bicki; der gab den Rath, dass Randwer, des Königs Sohn, sie zur Ehe nähme. Das verrieth Bicki dem König. Da liess der König Randwern henken und Swanhilden von Pferden zertreten.“ Aber auch gut verheirathete Frauen hatten viel Leid:

Da sprach Giaflög,
Giuki's Schwester:
Mich acht ich auf Erden
Die Unseligste.
Der Männer verlor ich
Nicht minder als fünf,
Der Töchter zwei
Und drei Schwestern.
Acht Brüder;
Ich allein lebe.

Da unterbrach sie Herborg,
Die Hunnenkönigin;
Ich hab von herberm
Harm zu sagen,
Sieben Söhne sind
Im südlichen Land
Und mein Mann der achte
Mir erschlagen.

Um Vater und Mutter
Und vier Brüder
Haben mich Wind
Und Wellen betrogen;
Die Brandung zerbrach
Die Borddielen.

Selbst die Bestattung
Musste ich besorgen,
Die Holzhürde selber
Zur Helfahrt schlichten.
Das alles litt ich
In Einem Halbjahr
Und Niemand tröstete
Mich in der Trauer.

Dann kam ich in Haft
Als Heergefang'ne
Noch vor dem Schluss
Desselben Halbjahrs.
Da besorgt ich den Schmuck
Und band die Schuhe
Alle Morgen
Der Gemahlin des Herfen.

Sie drohte mir immer
Aus Eifersucht,
Wozu sie mit harten
Hieben mich schlug.
Niemals fand ich
So freundlichen Herrn,
Aber auch nirgend
So neidische Herrin.

Es kann nicht wundern, wenn in solchen Lebensläufen die Herzen hart und grausam wurden. Als Sigurd im Bette neben seiner schlafenden Gemahlin (nach der Edda, die in dieser Beziehung vom Nibelungen-Liede abweicht, aber wohl die ältere Form der Sage enthält) ermordet worden war, heisst es:

Die Königin stöhnte,
Der König erstarb.
Sie schlug so stark
Die Hände zusammen,
Dass auf dem Brette
Die Becher klangen,
Und hell die Gänse
Im Hofe kreischten.

Da lachte Brunhild
Budli's Tochter,
Heute noch einmal
Aus ganzem Herzen,
Da bis an ihr Bette
Den Raum durchbrach
Der gellende Schrei
Der Giuki's Tochter.

Selbst die Mutterliebe erstickt in den Rachekriegen, Gudrun erblickt in ihren Söhnen nur ihre Rächer und ruft diesen zu:

„Was sitzt ihr müssig,
Verschlaft das Leben?
Wie freut euch fürder
Noch frohes Gespräch,
Da Jörmunrek
Die blühend junge
Von Pferden zerstampfen liess,
Eure Schwester,
Von weissen und schwarzen
Auf offener Strasse,
Grauen, gangschnellen
Gothischen Rossen.

Ungleich seid ihr
Gunnar's Geschlechte,
Nicht hohes Herzens
Wie Högni war,
Ihr würdet ihr, wähn' ich,
Rache nicht weigern,
Hättet ihr Muth
Wie meine Brüder
Und hunnischer Herrscher
Herben Sinn."

Da sprach Hamdir (ihr Sohn)
Aus hohem Muth:
„Lässiger warst du wohl
Högni zu loben,
Als er Sigurden
Vom Schlaf erweckte.
Deine Bettdecken waren,
Das blauweisse Stickwerk,
Roth von des Gatten Blut,
Ganz von dem Schwall bedeckt.

Zu rasch warst du
Mit der Rache der Brüder,
Die Söhne zu schlachten
Mit grausamem Sinn.
Wir könnten die junge nun
An Jörmunrek
Atli's Söhnen gesellt,
Die Schwester, rächen

Doch hole das Heergeräth
Der Hunnenkönige,
Weil zum Waffenspiel
Du uns erwecktest."

Lachend ging da
Gudrun zum Rüstsaal,
Kor aus den Kisten
Königlichen Helmschmuck
Und weite Brünnen,
Brachte sie den Söhnen.

Die Muthigen luden	Die Fechter, gefällt
Den Mähren sie auf.	Im Volk der Gothen,
Da sprach Hamdir	Bis du uns allen
Aus hohem Muth:	Das Erbmal rüstest
Dir kehren nicht mehr	Swanhilden zugleich
Die Mutter zu schauen	Und deinen Söhnen.

Das Streben, ein kurzes Bild von dem Leben und Sitten des Adels in alter Zeit zu geben, hat uns einen weiten Sprung vorwärts machen lassen; wir befinden uns bereits in der Zeit, wo Rigr wieder einmal zur selben Stelle kommt und den Jarl vorfindet, der Ritter geworden ist, nachdem er das Ross gezähmt und zugeritten und seine Waffen vermehrt hat. Ausser Bogen und Pfeil wirft er Spiesse, schwingt Lanzen und zieht das Schwert; wahrscheinlich trug er auch den bronzenen Helm und die metallene Brünne, wie sie Gudrun ihren Söhnen reicht. Die Geschichte der Völker lässt uns ziemlich genau die Zeit bestimmen, wo dergleichen aufkam, es war zu Anfang des zweiten Jahrtausend vor Christo, als die Hek-šasu mit Pferden und Kriegswagen in Aegypten eindrangen und dasselbe mit leichter Mühe eroberten, im 14. Jahrhundert vor Christo werden in China die Kriegswagen erwähnt, um diese Zeit sehen wir weisse, blondhaarige, bepanzerte Krieger als Söldner im Heere der Aegypter; früher noch hatten die Kentauren die Bacchus-Religion in Griechenland eingeführt. Alle diese Cultur-Ereignisse sind Ausstrahlungen aus einem nordischen Culturcentrum, in welchem die Pferde gezähmt, die Metallurgie erfunden wurde, und wo das Eis eines langen Winters und die Hitze eines kurzen Sommers jene Recken erschuf, welche, abgehärtet gegen Hitze und Kälte, riesenstark und furchtlos einzeln oder in Stämmen die Welt durchstreifen, Krieg und Abenteuer suchend und stets bereit ihre Hilfe jedem Herrscher zu bieten, der mit Goldringen und guter Kost dieselben lohnen wollte.

Das Rigr-Lied erzählt weiter, dass Rigr dem Jarl Runen kennen lernte. Damit kann nicht auf die Erfindung der Schrift angespielt sein, denn das höhere Alter der Schrift ist in den Gräbern der Pyramiden historisch nachweisbar. Es scheint vielmehr, dass der Jarl die Runen in ähnlicher Weise kennen lernte, wie sie nach der persischen Sage Tahmurath den Dämonen, d. h. dem Volke der Ackerbauer entriss. Der Adel fing an, sich mit Schreiben zu beschäftigen, das er bisher den Frauen überlassen hatte. Auf flinkem Rosse die Länder durcheilend,

hatte sich der Krieger zum Oberherrn mehrerer Stämme aufgeschwungen, Rigr hatte ihm den eigenen Namen, nämlich Rikr, d. h. „der Mächtige, der Herrscher“, verlichen, wovon das Adjectiv „reich“ und das Substantiv „das Reich“ abstammen, er besass Erb und Eigen und Ahnenschlösser, Boten sendete er durch das Land mit schriftlichen Befehlen, um den Heerbann aufzubieten, Reiter und Rosse wurden gezählt, Familienregister angelegt, Steuern erhoben und Tribute verlangt. Dazu bedurfte man der Schrift.

Der Fürst, der über Vasallen herrschte, freite nicht mehr persönlich, seine Herzensangelegenheiten waren Staatsangelegenheiten geworden, die Heirath des Herrschers verbündete Länder, und Gesandtschaften wurden ausgesendet, um die fremde Prinzessin zu werben. Mit diesem Aufschwung ist aber auch die Entwicklung zu Ende, und die Fortsetzung des Rigr-Liedes, welches sich bisher in knapper Prägnanz bewegt hatte, führt Wiederholungen auf, welche beweisen, dass hier mehrere Versionen zusammengeworfen wurden. Doch enthalten auch sie manche interessante Andeutungen.

Konur, der jüngste Sohn, wird Chef des Hauses, wie dies bei den Skythen Sitte war, er lernte Zeitrunen und Zukunftsrunen, er wurde der Priester, der die Sterne zu beobachten hatte, um die Feier der Feste verkünden zu können, und der das Loos befragte, ob ein guter oder ungünstiger Ausgang zu erwarten sei. Er war König und Priester in Einer Person. Wie er für seine Person prächtige Schlösser bauen liess, so heischte er auch für seine Götter prächtige Tempel, auch sie sollten, wie er, in goldener Halle sitzen, und so entstand unter diesem Adelsvolke die Idee des himmlischen Königreiches, welches sein Abbild im Königreiche auf Erden fand. Wie der König über die Vasallen, so herrschte Odhin, herrschten Zeus und Jupiter über die Götter, und diese wurden von Untergottheiten bedient.

Die Religion der zwölf Götter ist kaum im Norden erfunden worden, aber sicherlich erhielt sie hier das monarchische Gepräge, wie auch der arme Zimmermannssohn von Nazareth in Europa der grosse Himmelskönig und seine Mutter die Himmelskönigin wurde, und wie auch hier die Idee entstand, nach dem Gesetze der Blutrache den Tod dieses Himmelskönigs an seinen Feinden zu rächen.

Diese Adelsreligion reicht weit in die Vorzeit zurück. Die erste chinesische Dynastie hatte keine Götter, aber Ahnentempel; von diesen Ahnentempeln, welche der Sohn des Himmels seinen Ahnen errichtete, bis zu den

Tempeln der persönlichen Götter war nur ein Schritt, zu dem die Ideen der Ackerbauer mit ihren drei, respective vier verkörperten Jahreszeiten den Anstoss gaben. Unter diesen Jahreszeiten wurde der Sommer der höchste Gott, da er die Zeit der Reife, der Männlichkeit, der Hitze und des Glanzes ist. Dass alle Religionen der Erde sich auf diesen gemeinsamen Ursprung zurückführen lassen, war den Sängern der Edda wohlbekannt, denn es heisst von Odhin: „er heisst Allvater, weil er aller Götter Vater ist“, und nachdem eine Menge Namen von ihm aufgeführt werden, unter denen „Har (Horus), Oski, Omi (*om* oder *õ* ist der heilige Ausruf der Inder), Kialar, Yggr, Thundr, Gautr“ besonders beachtenswerth sind, heisst es weiter: „Wohl gehört Klugheit dazu, das genau zu entwickeln, aber doch ist davon in Kürze zu sagen, dass dies zu den meisten dieser Benennungen Veranlassung gegeben hat, dass so vielerlei Sprachen in der Welt sind, denn alle Völker glaubten seinen Namen nach ihrer Zunge einrichten zu müssen, um ihn damit anzurufen und anzubeten. Andere Veranlassungen zu diesen Namen müssen in seinen Fahrten gesucht werden, die in alten Sagen berichtet werden, und du magst mit nichten ein kluger Mann heissen, wenn du nicht von diesen merkwürdigen Begebenheiten zu erzählen weist.“

Eigenthümlicherweise vermisst man in der Edda ebenso Gebete, wie man keine Liebeslieder darin findet. Das einzige Gebet, welches vorkommt, ist jenes, welches Sigurdrifa spricht, als sie dem Sigurd den Minnetrank reicht:

Heil dir Tag,
Heil euch Tagessöhnen,
Heil dir Nacht und nährende Erde;
Mit unzorn'gen Augen
Schaut auf uns
Und gebt den Sitzenden Sieg.

Heil euch Asen,
Heil euch Asinnen;
Heil dir, fruchtbares Feld!
Wort und Weisheit
Gewährt uns edlen Zweien
Und immer heilende Hände.

Es hat einige Aehnlichkeit mit den Hymnen des indischen Rigveda.

Der Unterschied zwischen der Adelsreligion und Volksreligion tritt am klarsten in den doppelten Anschauungen vom Leben nach dem Tode hervor, Diejenigen, welche an Krankheiten starben, gingen in das Reich der Hel (verwandt mit „heil, unverletzt“ vgl. S. 66), in das Reich der Schatten, wo sie wahrscheinlich wie die Aegypter im Todtenreiche ihre irdische Beschäftigung fortsetzten; Diejenigen, welche in der Schlacht fielen, gingen zur Walhalla

ein, wo sie kämpften, schmausten und tranken, wie sie auf Erden gekämpft, geschmaust und getrunken hatten.

Der Adel erbettelte sich den Himmel nicht, er erkämpfte sich ihn; daher brauchte er keine Gebete, wie sie die Aegypter in schwungreichen Phrasen dichteten und wie die hebräischen Psalmen sie enthalten. Der Adel fürchtete nicht das Jenseits, wohl aber das Treiben der bösen Geister auf der Erde, von denen es in der Edda heisst:

Böse Weiber sitzen
Oft am Wege,
Die Schwert und Sinn betäuben.

Bei den Gelagen spielten Erzählungen von Geistern und Kobolden eine grosse Rolle, die aus der Ferne Heimgekehrten berichteten von ihren Fahrten und den seltsamen Menschen und Thieren in fernen Ländern, die geschäftige Phantasie vergrösserte die Abenteuer, die Unkenntniss witterte überall geheime Einflüsse der Geisterwelt, und so entstanden die Mythen der nordischen Sage untermischt mit grübelnden Betrachtungen über den Ursprung der Dinge.

Die Edda ist ein Product des nordischen Landes, in ihr spiegelt sich der Nebel unserer Länder, der die Menschen schwermüthig macht und zu Grübeleien verleitet, wie er andererseits den einfachsten Formen der Pflanzen- und Thierwelt ein phantastisches Gewand verleiht. Darum ist kein Land so reich an Sagen von Hexen und Gespenstern, an Mährchen oder Geschichten wie Europa.

Diejenigen, welche in der Edda Einflüsse der christlichen Lehre suchen, gleichen den Theologen, die das „Hohelied Salomo's", welches ein rein erotisches Product ist, mit Aufschriften wie: „Der christlichen Kirche Verlangen nach ihrem Bräutigam, Christo, mit dem sie sich in Liebe versprochen und verbunden", „Lieb und Leid ist Christo und seiner Braut gemein", „Christus wird von der Kirche aus Liebe zu Gaste geladen, und seine Schönheit gelobt" etc. versehen haben. Es mag zugegeben werden, das *Völu-spa* identisch mit dem „Gesichte der Sibylla" ist, aber die Sage von der Sibylle ist, wie die Sage der Edda, älter als das Christenthum und beide verrathen keine Spur von dem Einflusse der alttestamentarischen Tradition, sie lehnen sich eher an Hesiod's Lehre: „als aus dem Chaos eine geordnete Welt geworden war" an. Dagegen fehlt der Edda die Einheit des Gedankens, der in anderen Religions-

systemen herrscht, wie denn das Rigr-Lied nur durch die Erwähnung der Runenkunde mit den anderen eddischen Liedern zusammenhängt.

Der Schluss des Rigr-Liedes scheint zu fehlen; wahrscheinlich hätte der Schluss auf die Seefahrt geführt, denn es ist auffallend, dass der Schifffahrt mit keinem Worte erwähnt wird, während sie in der eddischen Heldensage, ja selbst in den Mythen eine grosse Rolle spielt. Die Rigr-Sage lässt den Jarl den Sund durchschwimmen, ein Beweis, dass man keine Fahrzeuge hatte. Indem die Krähe den Konur lockt, Dan und Danpr zu unterwerfen, welche zwar nicht reicher sind als er, aber „auf Kielen reiten", bereitete sie eine Sage über die Schifffahrt und den Uebergang zum Leben der Seekönige vor, was das Fehlen des Schlusses sehr bedauern lässt.

Neben der Aristokratie des Landes, welche wir im Rigr-Liede kennen gelernt haben, hatte sich auch eine Aristokratie des Meeres gebildet, auf welche am Schlusse des Liedes hingewiesen wird. Ob unter Dan die Dänen zu verstehen sind, mag dahingestellt bleiben. Dan scheint sich überhaupt auf Fluss zu beziehen, da er häufig als Flussname vorkommt (Don, Donau, Dniepr, Dniestr), daher könnte sich im Namen der Dänen der Begriff der Schiffer erhalten haben.

Aber auch als Bruchstück ist das Rigr-Lied für die Culturgeschichte von grossem Werthe. Weder die Aegypter, noch die Inder, noch die Griechen haben eine so lebendige Schilderung der Entwicklung des Menschengeschlechtes hinterlassen, nur die biblischen Bücher haben in ihren Sagen Aehnliches, aber beiweitem nicht so klar als das Rigr-Lied. Woher stammt diese Klarheit? Sicherlich daher, dass im Norden der Quell höherer Bildung war, und dass dieser Quell sich an seinem Ursprunge am reinsten erhalten hat.

Die Schifffahrt.

Die Idee der Schifffahrt ist einfach und uralt, aber die Durchführung dieser Idee ist mannigfaltig und daher fortwährenden Verbesserungen unterworfen gewesen. Wir finden zuerst den Menschen sich im Schwimmen versuchen und auch Rigr's Söhne üben sich fleissig im Schwimmen; aber gerade dieser Umstand bestätigt, was schon die Nichterwähnung der Schifffahrt, das Fehlen der Fische auf der Tafel vermuthen lässt, dass die Skythen keine Schiffer waren, sie schwammen durch den Fluss, weil sie keine Boote besassen, um auf den Flüssen zu fahren.

Das erste Boot war die Nachahmung eines Fisches. Die Chinesen bringen an ihren Schiffen vorne Augen an, damit die Schiffe die Klippen sehen und vermieden werden können, auch auf den ägyptischen und griechischen Booten bemerkt man Augen gemalt (s. Tafel I). Die Tschuktschen bauen ihre Boote aus Treibholz und überziehen sie mit Wallrosshäuten. Hernsheim erzählt von den Bewohnern der Marshall-Inseln: „Ihre kunstvollste Beschäftigung ist der Kanoebau, und es ist fast räthselhaft, wie diese auf anderen Gebieten so uncultivirten Menschen ohne Modell und ohne Zeichnung aus soliden Stämmen, ohne andere Werkzeuge als eine Stein- oder Rundaxt, die einzelnen Stücke zu einem Kanoe mit solcher Genauigkeit hauen. Dabei ist nur die zufällige Länge und Dicke des Stammes massgebend dafür, was und wieviel von einem Kanoe aus diesem einen Stamme gehauen wird, so dass ein Kanoe keineswegs immer aus derselben Anzahl Stücke besteht, sondern die Anzahl der Stücke eben nur von dem verwendeten Holze abhängig ist. So mag ein Stamm z. B. Kiel, Querbalken und einen Theil einer Seitenwand in Einem Stücke liefern, während ein anderer Kiel, Schnabel und die Anfänge beider Seiten giebt. Die Stücke werden dann, nachdem Pandanusblätter dazwischen gelegt wurden, zusammengebunden und erfordert selbst ein gutgebautes Kanoe beim Gebrauche stetes Ausschöpfen, jedoch nicht mehr, als ein Mensch bequem leisten kann."

In den ältesten Zeiten verwendete man ausgehöhlte Baumstämme als Boote, und im Harbards-Liede ruft Thorr: „Steure her die Eiche!“ Diese einfachen Boote waren stets in Gefahr umzukippen, man verfertigte daher Ruder, welche wie Balancirstangen rechts oder links in das Wasser gestossen wurden, um dem Boote die Richtung zu geben; oder man verwendete auf seichten Flüssen Stangen, um sie in den Grund zu stützen und durch die eigene Körperbewegung das Boot vorwärts zu stossen. Mit solch einfachen Booten wagte sich ein von Kindheit auf an das Meer gewöhnter Mensch auch auf das Meer. Die Tuski in Grönland kommen in ihren kleinen leichten Booten selbst bis nach St. Lawrence Land.

Mit dem Fortschritte der Zimmerarbeit baute man Boote aus Bohlen, welche durch einen Ueberzug mit Erdpech wasserdicht gemacht wurden. In dem Keilschriftberichte über die Sündfluth heisst es „seine Bohlen in's Innere eintreten liessen die Gewässer; ich bemerkte Spalten und Löcher... ... meine Hand anbrachte. Drei Mass Erdpech verbreitete ich auf der Aussenseite, drei Mass Erdpech verbreitete ich auf der Innenseite“ u. s. w.

Fig. 82. Kanoe mit Auslieger.

Ein weiterer Fortschritt war die Anbringung von Segeln, um den Wind benützen zu können. Wenn die Schweden keine Segel anwendeten, so erklärt sich dies daraus, dass man früher nicht verstand, die Segel zu reffen, wie noch jetzt die Bewohner der Südsee-Inseln dies nicht thun. Diese helfen sich damit, dass sie an der anderen Seite des Schiffes Auslieger anbringen, um das Schiff vor dem Umkippen zu sichern; aber trotzdem kommt es ziemlich häufig vor, dass der Wind sich so in die Segel einsetzt, dass er das Kanoe mit sammt dem Auslieger umwirft. Findet kein hoher Seegang statt, so genügt diesen Menschen, die im Wasser beinahe so gut wie am Lande zu Hause sind, eine halbe Stunde, um ihr Fahrzeug wieder aufzurichten und auszuschöpfen. Beim Kreuzen wendet man nicht das Kanoe, sondern die Operation geht in der Weise vor sich, dass die in dem vorderen Schnabel des Kanoes rastende

Spitze des Segels, das an beweglichem Maste aufgezogen ist, nach dem hinteren Schnabel gewechselt wird.

Interessant ist, dass diese Südsee-Insulaner sich Seekarten aus Stöckchen und Steinen verfertigen, welche *medo* genannt werden. Die Stöckchen bezeichnen grosse Wogen, deren Richtung hier der besseren Deutlichkeit halber durch Pfeile bezeichnet sind; wo ⚲ steht, ist die Richtung der Woge bei südlichem Winde nördlich, bei nördlichem südlich. Die Steine stellen die einzelnen Inseln dar. Bei der Genauigkeit, mit der die Insulaner bei leichtem Winde ihre Reise machen, darf man wohl annehmen, dass ihre Merkmale zur Orientirung, wie sie behaupten, in solchen Wogen bestehen. Sollten die Seefahrer im Alterthum nicht ähnliche Seekarten gehabt haben?

Fig. 83. Seekarte der Südsee-Insulaner.

Es ist bisher bei Aufzählung der Länder, welche sich im Alterthum mit Schifffahrt beschäftigten, Europa wenig beachtet worden, obgleich gerade dessen vielfach eingeschnittene Küste und der rauhe, die Landwirthschaft wenig lohnende Boden die Schifffahrt sehr begünstigte. Wie die Grönländer ausschliesslich Schifffahrt und Fischfang treiben, so sehen wir schon in der Römerzeit Schweden reich an Geschwadern, welche allerdings nur aus offenen Booten bestanden, aber das Atlantische Meer beherrscht zu haben scheinen.

In den Heldenliedern der Edda kommt die Seefahrt häufig vor, der Fürst wirbt Krieger, mit denen er zu Wasser Kriegszüge unternimmt. Ja, selbst die älteste Erinnerung der Edda, die Sage von der Entstehung der Welt, weist eine Bekanntschaft mit der Geographie von Europa und Afrika auf. Ohne Zweifel ist Muspell „die Welt, die hell und heiss ist, so dass sie flammt und brennt und Allen unzugänglich ist, die dort nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben“, Afrika; ja, selbst der Name des Königs dieser Flammenwelt: Surtur, weist auf den ägyptischen Königstitel 𓇓𓏏𓈖 *sutn* hin, der sich im orientalischen „Sultan“ erhalten hat. Gegenüber liegt das kalte und dunkle Niflheim (Europa), dessen südlicher Theil von den Feuerfunken, die aus Muspelheim herüber flogen (man meinte sie im Föhn zu spüren), mild war, während sich die nördliche Seite mit Schnee und Eis füllte. Zwischen beiden

liegt der Brunnen Hwergelmir (der rauschende Kessel, das Mittelmeer). Auch der Umstand, dass Europa zum grössten Theile mit Wasser umgeben ist, lässt in diesem Midgard erkennen, sowie der Umstand, dass östlich von Midgard das Eisenland lag, womit ohne Zweifel Turan gemeint ist. Dass wir es hier nicht mit Anklängen aus christlicher Zeit zu thun haben, beweist das Asengeschlecht, welches wenigstens so alt ist, als der griechische Olymp, beweist der Name Odhin, der das ägyptische 𓂀 *uten,* das Auge Gottes ist, beweisen endlich die sechzehn Runen, die älter sind als alle anderen Alphabete.

Diese Runen sind das Product der Schifffahrt und älter als der zwölftheilige Thierkreis der Hirten, denn sie sind die sechzehntheilige Windrose. Wir finden die achttheilige Windrose auch bei anderen Völkern, z. B. in der altchinesischen Pa-kwa-Schrift, die Sechzehntheilung ist ein specifisch europäisches Seefahrer-Product.

Die Bewohner des europäischen Nordens haben an dem meist mit Wolken bedeckten Himmel nicht viel Gelegenheit gehabt, astronomische Beobachtungen zu machen und die Thierkreisbilder am Himmel zu entdecken, sie mussten daher ein anderes Instrument zur Ortsbestimmung haben, welches vom Wetter unabhängig war, und kein Geringerer als Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos" hat die Vermuthung ausgesprochen, dass der Pfeil des Nordländers (Hyperboräers) Abaris ein Kompass gewesen sei. Wann die Eigenschaft der Magnetnadel entdeckt wurde, ist unbekannt, sie tritt am frühesten bei den Chinesen auf, aber das magnetische Ungewitter des Nordens, das Nordlicht, dürfte wohl nicht unwesentlich beigetragen haben, die Kraft der Magnetnadel an Tag zu bringen. Mit dieser Magnetnadel dürfte aber die Zahl der sechzehn nordischen Runen zusammenhängen. Vielleicht lernte Abaris bei den Griechen den Thierkreis kennen und führte die Asenreligion im Norden ein, ebenso wie der schwedische König Gylfi dieselbe in Schweden einführte, denn wenn derselbe nach der jüngeren Edda sich genau in der Asenreligion unterrichten lässt, wenn er das Gehörte in seinem Reiche berichtet und nach ihm Einer dem Andern diese Geschichten erzählt, so ist doch klar, dass Gylfi die Asenlehre nach Schweden verpflanzt hat. Gylfi war ein Seekönig und er mochte ganz so wie Columbus sagen: „Zum Schiffen gehört *Compas y arte*, die Bussole und das Wissen, die Kunst der Astronomen".

Zur Seefahrt gehörte bei mehrrudrigen Booten die gleichmässige Bewegung der Ruder, wie noch jetzt bei dem Einrammen eine gleichmässige

Bewegung durch ein taktmässiges Singen hervorgebracht wird, wie die Schmiede im Takte hämmern und der Name Sangschmiede darauf hinweist, dass auch diese Bewegung mit Gesang begleitet war, so mochte auch das Rudern mit Gesang begleitet sein. Hiervon stammt jene Poesie des Nordens und der Griechen, welche nicht auf dem Reime, sondern auf dem Takte beruht. Diese taktmässige Bewegung wurde in Aegypten von Thaud eingeführt, der als Storch oder Ibis das Symbol der Seefahrer war, und wir sehen auf ägyptischen Bildern der ältesten Zeit, wie Colosse von Menschen mit taktmässigem Gesange fortbewegt wurden. Die Wikinger-Balk in Tegner's Frithjof-Sage mag hier als eine Probe solcher Schifferlieder folgen, ohne zu untersuchen, ob er auf Ueberlieferung oder Nachdichtung beruht.

Kein Zelt auf dem Schiff! In dem Hause gewacht! Da dräut dir die feindliche Schaar.
In der Rechten die Wehr! Zum Pfühle den Schild! Und zum Zelte den Himmel so klar.
Kurz ist nur der Hammer des siegenden Thorr! Frey's Schwert ein Elle nur lang;
Es genügt. Geh' nahe dem Feind mit dem Stahl, dann hallt nur schärfer der Klang!
Zieh' auf die Segel! Es heulet der Sturm auf dem Meere in rasender Wuth;
Lass' geh'n, wie's geh! Wer refft, ist feig; sink, eh du reffst, in die Fluth!
Du schirme die Maid! Doch sie bleibe vom Bord; sie trügt, wär's Freya sogar;
Denn das Grübchen der Wang' ist falsch wie die See; ein Netz nur das wallende Haar!
Walvater's Getränk ist Wein, und ein Rausch dir vergönnt! Doch zähme ihn dir!
Wer taumelt am Land, steht auf; doch zur Ran, der betäubenden, stürzest du hier.
Auch schütze des Kauffahrers Schiff! Doch Zoll, ihn weigere der Schwache dir nicht;
Du Herrscher der Fluth! Er Sklav' des Gewinns. Schwer lastet des Eisens Gewicht!
Auf dem Decke die Beute verlost! Wie es fällt, doch nimmer beklage du dich!
Doch der Seefürst selbst wirft nimmer das Los; er behält nur die Ehre für sich.
Wenn Wikinger nah'n, gilt Entrung und Kampf; heiss wogt auf den Fluthen der Streit.
Wer einen Schritt vor dem Feind nur weicht, er meid' uns auf ewige Zeit.

Genüge dir's, hast du gesiegt! Wer fleht um Gnade, er sei dir versöhnt!
Und höre die Bitte, die Tochter Walhall's; wir verachten ihn, der sie verhöhnt.
Schön schmücket die Wunde dir Brust und Stirn; sie sei dir die männlichste Zier!
Lass' strömen das Blut, bis der Morgen erwacht; nicht eher verbinde sie dir!

Dass der Seefürst an der Beute keinen Antheil genommen habe, ist sehr unwahrscheinlich; um ein Schiff ausrüsten zu können, muss man Geld haben, und das von der Natur stiefmütterlich bedachte Schweden bot keinen Anlass zum Reichwerden, nur die Seeräuberei verschaffte Geld und Gut; die Verachtung, welche der Wikinger dem friedlichen Handel gegenüber zur Schau trägt, lässt auch nicht erwarten, dass die Schweden auf dem Wege des Handels Reichthum erworben hätten; endlich erwähnt Tacitus, dass der Schwedenkönig ein unumschränkter König gewesen sei, dessen Befehlen blind gehorcht werden musste, dass er den Freien zu Lande keine Waffen tragen liess, sondern dieselben unter Verschluss hielt und Sklaven zu Hüthern derselben gesetzt hatte. Wurden aber die Seefahrten als Raubzüge unternommen, so war es natürlich, dass ein Theil der Beute dem Könige gehörte. Diese Seeräuber waren die Schrecken der Handelsschiffe und der Uferbewohner. Letztere konnten sich nur in festen Städten gegen ihre Anfälle schützen, aber wir wissen von den kleinasiatischen Seeräubern, dass auch sie feste Burgen anlegten, worin sie ihre Familien und ihre Schätze bargen.

In der Edda werden auch Frauen aus dem Süden erwähnt, welche nach Norden geflogen seien; es ist bereits beim Pflug darauf hingewiesen worden, dass diese Schwanenfrauen Seefahrerinnen waren, wie z. B. Demeter und Triptolemos den Ackerbau in Griechenland einführten. Eine Bestätigung der Richtigkeit dieser Ansicht bietet Tacitus, welcher berichtet: „Auf die Suionen (Schweden) folgen die Stämme der Sitonen, die ihnen im Uebrigen ähnlich, aber darin allein verschieden sind, dass eine Frau sie beherrscht. So tief sind sie nicht blos unter die Freien, sondern sogar unter die Sklaven herabgesunken." Wenn wir in der Edda die Frauen im Besitze der Runenkunde finden, wenn die Völa die Hohepriesterin eines ganzen Volkes ist, wie die Sibylle in Italien, dann kann es nicht wundern, Frauen an der Spitze von Staaten zu finden, die Macht fragt nicht, ob Mann oder Weib ihre Träger sind, sie gehört der Kraft und dem Wissen.

ZWEITER THEIL.

CULTURGESCHICHTE

DER

EINZELNEN LÄNDER.

Amerika.

I. DIE UREINWOHNER.

Die Frage, ob Amerika in früherer Zeit mehr als jetzt mit den übrigen Continenten zusammenhing, ist für die Culturgeschichte von untergeordneter Bedeutung; Thatsache ist, dass Amerika noch jetzt eng mit Asien zusammenhängt, dass der Boden Europas einst eine Inselgruppe war, dass die Inseln der Südsee von Wilden colonisirt wurden, welche nur primitive Boote besassen, und dass bei günstiger Windrichtung Amerika sowohl von Australien her, wie zu den Zeiten der Normänner von Europa her erreicht worden ist. Hieraus folgt, dass Amerika zu allen Zeiten von Auswanderern aus den übrigen Continenten colonisirt werden konnte, wenn auch ein regelmässiger Verkehr erst nach der Verbesserung der Schifffahrt und nach Columbus' Entdeckung eingetreten ist. Inwiefern die einzelnen Völker Amerikas mit denen der übrigen Continente verwandt sind, lehren ihre Sitten und ihre Körperbeschaffenheit.

Was zunächst die Hautfarbe betrifft, so treffen wir im Süden vorzugsweise gelbe Völker, in Mittel- und Nordamerika rothe und im nördlichsten Theile bei den Eskimos eine graue Hautfarbe. Diese drei Hautfarben finden wir auch in den Bildern der mexikanischen Manuscripte, wo unter den rothen Mexikanern häufig gelbe Frauen (aber auch rothe) vorkommen und eine schwarze Bevölkerung ihnen feindlich gegenübersteht. Auch auf Bildern der Irokesen sehen wir kleine schwarze Leute mit Pfeilen gegen riesige Männer schiessen, welche in Thierfelle gekleidet sind, aus denen nur ein rothbraunes Gesicht herausguckt. Es scheinen daher die Eskimos früher einen grossen Theil von Nordamerika eingenommen zu haben, später aber von einem kräftigen, mit den Tschuktschen verwandten Volksstamme, den rothhäutigen Jagd-Indianern, vertilgt und in die Eiswüste vertrieben worden zu sein, wie andererseits die gelbe Bevölkerung nach Süden gedrängt wurde.

Das älteste Volk Amerikas dürften die Botokuden (s. Fig. 1) und ihre Verwandten gewesen sein, welche völlig nackt gehen, nur geflochtene Taschen und als Waffen Bogen und Pfeile besitzen, welche sie aber durch Vergiftung derselben gefährlich zu machen verstehen. Die Botokuden haben viel Uebereinstimmendes mit den Buschmännern im Süden von Afrika, namentlich unterscheiden sie sich durch ihr wildes Jägerleben von den nördlicher wohnenden ackerbauenden Caraiben, welche letztere auch, im Gegensatze zu den nackten Botokuden, ihr Geschlecht bedecken.

Die Caraiben betreiben den Ackerbau in primitiver Weise mit einem spitzen Stocke; sie ziehen Mais und Melonen, auch ist ihnen Spinnen und Weben bekannt. Freilich werden diese Geschäfte nur von den Frauen besorgt, die Männer arbeiten nicht. Die Caraiben sind zwar wegen ihrer Menschenfresserei sprichwörtlich geworden, indessen theilten sie diese Gewohnheit mit anderen amerikanischen Völkern. Die häufigen Sculpturen an den Felswänden verrathen einen Hang zur Malerei.

Noch mehr entwickelt ist der Ackerbau bei den Araukanern in Chile, welche Mais, Bohnen, Quinoa und Kartoffeln ziehen, ihre Felder düngen und Canäle graben; sie züchteten auch das Llama, um dessen Wolle und Fleisch zu verwerthen.

Die Patagonier mögen vor der Einwanderung der Europäer Hirten gewesen sein, jetzt sind sie ein Reitervolk geworden, welches sich von den zahllosen Pferde- und Rinderheerden der Pampas nährt. Ebenso sind die nordamerikanischen Rothhäute gute Reiter geworden, nachdem das Pferd aus Europa eingeführt war, aber mit dem Ackerbau haben sich weder die nordamerikanischen Indianer noch die Patagonier befreunden können; es muss ihnen doch das Reiter- oder Hirtenleben im Blute gesteckt haben, wie den Tataren.

Dagegen sind die Feuerländer und die canadischen Indianer, sowie die Eskimos Fischervölker; auf Tafel III finden wir eine Figur mit einem Netze bekleidet, welche jedenfalls auch einem Fischervolke angehörte, denn die sämmtlichen auf Tafel III abgebildeten Typen scheinen Porträtfiguren verschiedener Völker im Norden Amerikas zu sein. Figur 84 zeigt ein irokesisches Bild, welches Atotarko, den ersten Gesetzgeber der Irokesen, darstellt; derselbe ist in gleicher Weise mit Schlangen bedeckt, wie jene Figur mit dem Netze, es dürfte aber die Netzkleidung die realistische Form gewesen sein. Die

Gez. u. lith. v. H. Bretter

Amerikanische Völkertypen
(Nach mexikanischen Manuscripten).

Fig. 84. Irokesisches Bild.

Vertrauenswürdigkeit der mexikanischen Bilder auf Tafel III illustrirt eine demselben Manuscripte entnommene Darstellung eines spanischen Bischofs und eines spanischen Ritters, welche Figur 85 zeigt.

Der Graue ist jedenfalls ein Eskimo, welche zu der Zeit, als die Normänner nach Amerika kamen, noch in Massachusets (von den Normännern Winland genannt) wohnten und erst im Laufe der Zeit von den sich ausbreitenden Algonkinstämmen in die Eiszone verdrängt wurden. Die Normänner

Fig. 85. Mexikanische Abbildung eines spanischen Bischofs und eines spanischen Ritters.

nannten sie Skrällinge (Zwerge), und es dürfte sich manche nordische Sage auf sie beziehen. Die Eskimos haben Geschick für mechanische Arbeiten, doch zeigen sie wenig Ausdauer, so dass sie ein Geschäft, wenn unvorhergesehene Schwierigkeiten dazwischen treten, unbeendigt lassen. Ihre Nahrung bilden der Seehund, der Walfisch, der Häring und andere Seethiere, welche sie in ihren leichten Booten fangen und für die Zeit des Winters zu grösseren

Vorräthen aufspeichern; das Fleisch wird dann getrocknet und in der Regel roh gegessen, was ein vortreffliches Mittel gegen den Skorbut sein soll. Im Sommer bewohnen die Eskimos Zelte, im Winter Häuser, welche in Gegenden, wo Treibholz vorhanden ist, aus diesem, sonst aus Steinen oder Eisblöcken aufgebaut werden. Das Bauen der Häuser oder Zelte ist Sache der Weiber, welche auch die häuslichen Geräthe verfertigen und das Fleisch theilen und trocknen, während der Mann nur das Material herbeischafft, daher sich auch die Weiber durch eine besonders starke Brust und feste Schultern vor den Männern auszeichnen. Die Kleider bestehen aus Seehunds- oder Renthierfellen und Vogelbälgen. Die Waffen der Eskimos sind Bogen und Pfeile, Harpunen und Lanzen.

II. DIE INDIANISCHEN JÄGERVÖLKER.

Das Erscheinen der rothhäutigen Indianer im Lande der Eskimos entspricht ganz der Schilderung, welche Lenormant von der politischen Veränderung zu Beginn der Steinzeit in Europa giebt: „Mit dem geglätteten Steinbeil bewaffnete Horden treten mitten unter den Resten der Völker der Renthierzeit auf und unterjochen sie ohne Mühe.“ Nur haben die Indianer die Eskimos nicht unterjocht, sondern entweder erschlagen oder vertrieben. Hätten sie Sklaven gemacht, so wären sie vielleicht ein Culturvolk geworden, sie wussten aber einen Feind nicht zu benützen, sie verstanden nur, ihn zu tödten. Deshalb finden wir bei ihnen wohl die politische Gleichheit aller Individuen, aber auch die gleiche Armuth, und ihre Priester, die Medicinmänner, blieben unwissende Gesellen. Manches deutet darauf hin, dass diese Rothhäute einst eine höhere Cultur besassen, aber in Folge der Vernachlässigung derselben zurückgegangen sind. Sie sind nicht ungeschickt im Malen und Zeichnen und wissen die Farbe gut zu verwenden; ihre Kekinowin scheinen dieselben Bilder zu sein, aus welchen die Aegypter eine Lautschrift bildeten, hier sind sie blos symbolische und halb verstandene Zauberzeichen geblieben. Ihre Kekiwins oder Einritzungen sind dieselben Figuren, welche im alten China zur Wortschrift wurden, hier sind sie eine rohe Bilderschrift geblieben. Manche ihrer Sitten erinnern an andere Völker; die Tatuirung haben sie mit den Libyern und den Neuseeländern gemein, mit letzteren, sowie mit den Altindern und den deutschen Chatten die Sitte, das Haar in einen Schopf zu binden, respective

das Haar bis auf diesen wegzurasiren. Dass diese Sitte mit früheren religiösen Anschauungen zusammenhing, beweist der Umstand, dass sie die Kopfhaut mit dem Haarbüschel dem erschlagenen Feinde abziehen und als Trophäe mit sich herum tragen. Wir finden den Haarzopf bei dem indischen Śiva, wie bei dem ägyptischen Khem-Amon, wir finden ihn sogar auf mexikanischen Sculpturen, wobei jedoch die Annahme zulässig ist, dass dieselben älteren Ursprungs seien. Die Bedeutung des Haarzopfes bei Śiva ist die im Gebirge entspringende Quelle, ähnlich wurde bei den alten Indern das Haar in Muschelform aufwärts gewunden, dass es aussah wie ein Felsenhorn; es ist daher wahrscheinlich, dass diese Haartracht bei den Gebirgsbewohnern aufkam, die im Berggipfel ihren Gott verehrten. Hieran reiht sich der Schmuck des Haares mit Vogelfedern (Fig. 86), welchen wir sowohl bei den nordamerikanischen Indianern wie bei den Mexikanern, andererseits aber auch in Afrika und bei den Aegyptern als Zeichen des Gottes Anoki finden. Die Federn sind Symbol der Luft, des wehenden Windes, des Šem der Juden, Odhin der Normänner, Brahma der Inder und des Manitu der Amerikaner. Manche haben, frappirt von manchen Eigenthümlichkeiten, in den Indianern versprengte Juden erblicken wollen; das ist jedenfalls zu weit gegangen, die Juden als Religionsgesellschaft und als Volk haben sich eigenartig entwickelt, aber die Rasse, aus welcher unter anderen auch die Juden hervorgegangen sind, hat sich über weite Theile der Welt verbreitet, geradeso wie das Nadelholz eine Pflanzenfamilie bildet, aber sich in seinen Arten in verschiedenen Ländern und Klimaten eigenartig entwickelt hat. Die Indianer haben Seher (Yossakids), welche dem hebräischen *yisekka,* Zauberer (Medas), welche den nordasiatischen Schamanen entsprechen (Fig. 88), sie haben sogar einen Bacchus-Cultus, Wabeno. Alles dies hängt mit asiatischen Gebräuchen zusammen, aber deshalb sind die amerikanischen Rothhäute weder Juden, noch sonstige Asiaten, sondern ein eigenartiges Volk, welches schon früh sich von den verwandten Stämmen losgelöst hat oder vielleicht aus Asien vertrieben worden ist. Endlich haben die Indianer mit den Russen die Dampfbäder gemein und das Tabakrauchen ist wohl von Amerika nach Europa, aber kaum von Amerika nach dem Orient gekommen. In den nordamerikanischen Indianern ist eine Culturform erhalten,

Fig. 86.
Indianischer Kopfputz.

welche wir in den übrigen Continenten vergeblich suchen, sie bilden eine Uebergangsform vom Jäger zum Hirten, sie stehen mittelst ihrer Waffen, namentlich des Steinbeiles, auf einer höheren Stufe als die Buschmänner, Botokuden und Eskimos, sie verarbeiten die Thierfelle mittelst der Gerberei zu Kleidern, sie tragen eine Art Hosen und Schuhe (Fig. 87) und ihre Schneeschuhe sind die ersten Versuche dieser Art, welche zu unseren Schlittschuhen geführt haben. Gegenüber den Botokuden und Eskimos ist der Indianer putzsüchtig, doch nimmt er nur, was die Oberfläche der Erde ihm bietet, trotz des grossen Metallreichthums von Nordamerika hat er nie verstanden, Erze zu graben und zu bearbeiten, wie die Mexikaner. Dagegen ist sein vorzüglichster Schmuck die Muschelschnur, und die Muschel ist bei ihm ein Tauschobject wie die Kaurimuschel in Indien und Afrika. Beachtenswerth ist, dass man Muscheln, welche durchbohrt waren, um sie an Schnüre zu reihen, auch in den Schichten der Steinzeit in Europa gefunden hat; bei den Nordamerikanern dienen solche Muschelschnüre zur Mnemotechnik, indem sie zur Beglaubigung von Gesandten und zu Verträgen ausgetauscht wurden; das ist nun gegenüber den Kekiwins und Kekinowins der dritte Versuch einer Schrift bei ein und demselben Volke, oder vielmehr das dritte Ueberbleibsel alter Culturmittel, der Erscheinungen Flucht im Gedächtniss zu bewahren.

Fig. 87. Chippewaykrieger.

Allerdings hatten die Indianer von einer eigentlichen Geschichte keine Idee; im engen Kreise verengert sich der Sinn, ein in kleine Stämme zersplittertes Volk interessirt sich nur für seine Beziehungen zu den anderen Stämmen, und Verträge gelten nur so lange, haben nur so lange Werth, bis ein Krieg sie

Fig. 88. Medicinmann.

zerstört; doch hat sich bei manchen Stämmen das Andenken an die Einwanderung in Amerika erhalten. Weiters erheben sich die Indianer über die Eskimos etc. durch ihre Kunst der Rede; sie begnügen sich nicht mit der Verständigung durch das Gespräch, sondern suchen ihren Anschauungen einen schönen Ausdruck zu geben. Dabei gilt der Grundsatz: erst denken, dann sprechen; sie sprechen daher nicht schnell, sondern abgemessen, und nach Beendigung der Rede folgt eine Pause. Daher ist auch ihr Satzbau eigenartig, er beruht nicht auf dem Nebeneinander der Wörter, sondern auf dem Ineinander, so dass Wort und Satz zusammenfallen, wobei die einzelnen Wörter verkürzt und oft nur durch Theile desselben dargestellt werden. Professor Fr. Müller bemerkt hierbei: „Nicht nur unsere Ansichten und Begriffe, sondern auch unsere ganze Art und Weise zu denken, müssen dem Aboriginer Amerikas höchst eigenthümlich und fremd erscheinen. Unsere Sprachen sind ihm Kleider, die für seine Gedankenbilder nicht passen, mit denen er nichts anzufangen weiss.“ Hierin dürfte auch wohl die Sprachzersplitterung in Amerika ihren Grund haben und die Schwierigkeit, diese Sprache zu analysiren und mit den übrigen zu vergleichen.

Mit den Negern Afrikas hat der Indianer den Fetischcultus gemein, insoferne aber jeder Stamm sein Wappen (Totem) hat, lehnt er sich an die europäischen Völker der Vorzeit an. Wenn ein junger Mann das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr erreicht hat, macht er sich auf, um sich seinen Zaubersack (Medicinsack) zu holen. An einsamem Platze bringt er mehrere Tage unter Fasten und Anrufungen des grossen Geistes zu, bis er ermattet von dem langen Fasten und Wachen in einen tiefen Schlaf verfällt; das erste Thier, von welchem er träumt, betrachtet er als seinen Beschützer, er holt seine Waffen, um es zu erlegen, und der Balg dieses Thieres ist nun sein Zaubersack, welcher am Kleide befestigt oder in der Hand getragen und nie abgelegt wird. Die Grundlage dieser Anschauungen ist derselbe Animismus, der bei den Aegyptern und Indern zur Lehre von der Seelenwanderung geführt hat, und dieser Animismus ist um so begreiflicher, als, wie wir gesehen haben, der Mensch bei den meisten Thieren in die Lehre gegangen ist, theils um ihre List, theils um ihre Kunstfertigkeit zu erlernen. Die ägyptischen Götter mit den Thierköpfen waren wohl auch Totems der altägyptischen Stämme und die Amulete gleiche Schutzmittel wie der indische Zaubersack. Natürlich musste der Medicinmann von Profession im Besitzthum solcher Zaubermittel

11*

alle Laien übertreffen, und so entstanden jene grotesken Vermummungen, wie sie Figur 88 zeigt. Liebten es doch auch unsere Aerzte im Mittelalter, ihr Studirzimmer mit allerlei seltsamem Gethier auszustaffiren und die Sympathiemittel und Teufelaustreibungen des Mittelalters stehen dem indianischen Medicinismus nicht ferne.

III. DIE ACKERBAUER.

Ausser den Eskimos und den rothhäutigen Jägern wohnte noch ein ackerbauendes Volk in der Vorzeit in Nordamerika, welches spurlos verschwunden ist, wenn nicht die Indianer im Westen des grossen Felsengebirges, welches Nordamerika vom Norden nach Süden durchzieht, sowie die Tolteken, Azteken, Mayas, Tschibtschas und Inkas in Peru ihre Nachkommen sind. Allen diesen Völkern gemeinsam ist der Ackerbau, die Weberei, die Verarbeitung von Metallen, der Bau von Städten, Wällen und Hügeln, respective von Pyramiden. Sie standen daher ungefähr auf der gleichen Culturstufe wie die alten Babylonier und die Aegypter zur Zeit der Pyramidenbauten. Die Analogie geht so weit, dass zur Zeit der Besiedelung Nordamerikas durch die Europäer die Gegenden am Ohio, Mississippi, Missouri und Illinois ungefähr denselben Anblick boten, wie das heutige Irak (an Stelle des alten Babyloniens), nur Spuren zeugten von verschwundener Pracht; das sind in Amerika die Mounds (Fig. 89), die eigenthümlichen Erdgebilde von Menschenhand, welche jetzt mit dichtem Graswuchs überwachsen sind, und auf welchen riesige Bäume entstanden, an denen man schon über 800 Jahresringe gezählt hat. Ihnen am nächsten in der Form kamen die mit Mauern umgebenen Hügel in Peru (Fig. 90). Die Thore der Mauern zeigen denselben Styl wie die Thore der ägyptischen Tempel. In Mexiko herrscht statt der Erdbauten der Steinbau, und wenn sich auch die

Fig. 89. Mounds am Mississippi.

Fig. 90. Festung in Kuzko.

mexikanischen Pyramiden von den ägyptischen in Einzelheiten unterscheiden, so liegt ihnen doch derselbe Gedanke zugrunde. Die ältesten Pyramiden Aegyptens waren Treppenpyramiden. Die Völker, welche Pyramiden bauten, hatten auf den Bergen gewohnt und waren in die fruchtbaren Ebenen gewandert; gewohnt, den Himmelsgott und seine Tochter, die Sonne, auf den Spitzen der Berge zu begrüssen, bauten sie künstliche Berge in der Ebene, und wie sie ihre Todten sonst in Höhlen beigesetzt hatten, so begruben sie ihre Könige, die als Söhne der Sonne galten, in diesen Erd- oder Steinhügeln. Auch die Menschenopfer, die dem Sonnengotte dargebracht wurden, um seine Gluth zu stillen, finden wir wie in Palästina so in Amerika. So reihen sich an den Moloch der Phönizier die Mletscha's der Inder mit ihrem heiligen Berge Meru (s. Fig. 32), die amerikanischen Pyramidenerbauer und die europäischen Erbauer der künstlichen Hügel (die Markomannen-, Merkur- oder Molochvölker, denn lautverschoben ist *mrk* gleich *mlch* und dem indischen *mltš*). Ueber die ganze Erde sehen wir einen Cultus und eine Cultur verbreitet, welche mit dem Ackerbau zusammenhing.

1. Die Mexikaner.

Es ist oben die Vermuthung ausgesprochen worden, dass die nordamerikanischen Jägervölker zu keiner höheren Cultur gelangen konnten, weil sie ihre Feinde tödteten und nicht zu Sklaven machten. Demgemäss finden wir bei den mittelamerikanischen Culturvölkern einen kleinen Stamm Eingewanderter über Sklaven herrschen, genau so, wie die später eingewanderten Spanier die Ausbeutung des Bodens durch Sklaven fortgesetzt haben. Ob die eingebornen Amerikaner jemals von sich selbst aus auf den Ackerbau verfallen sind, ist zweifelhaft, aber wenig wahrscheinlich; wir finden im Norden nur die nackten, mit Kränzen in den Haaren geschmückten und mit Blättergürteln bekleideten Californier (Fig. 91), welche nicht zu der mexikanischen Rasse gehören, dagegen in der Tracht den Bewohnern der Marshall-Inseln

entsprechen (Fig. 92), Ackerbau treiben; aber diese können in der Vorzeit den Mexikanern unterworfen gewesen sein; die indianischen Frauen in Neu-Mexiko, welche spinnen und weben, sowie den Acker bestellen, unterscheiden sich

Fig. 91. Ackerbautreibende Californierinnen.

Fig. 92. Bewohner der Marshall-Inseln.

wesentlich durch ihre Haartour von den übrigen Indianern; denn während diese das Haar schlicht tragen, allenfalls in Zöpfen geflochten, haben die Mexikanerinnen das Haar vorn in die Höhe gestülpt, wie dies namentlich bei den beiden Figuren auf Tafel III hervortritt. Es war Brauch der mexikanischen Maler, Eigenthümlichkeiten zu übertreiben, und Figur 93 zeigt, wie sich die Wirklichkeit zum Bilde verhält. Auch bei den japanesischen Frauen sehen wir solche aufgestülpte Haare. Auch zeigt der Ackerbau in Mexiko grosse Aehnlichkeit mit dem altchinesischen. In beiden Ländern wird jeder einigermassen fruchtbare Fleck Erde zum Ackerbau benützt, wo das Land fehlt, bildete man aus Weiden und Wurzeln Geflechte, bedeckte sie mit Erde und liess sie als bewegliche Gärten auf dem See herumschwimmen. In gleicher Weise waren ja auch die im Alter-

Fig. 93. Spinnende Frau in Neu-Mexiko.

thum berühmten hängenden Gärten in Babylon hergestellt, nur dass diese nicht im Wasser lagen, und der Umstand, dass die Hauptstadt von Mexiko eine Wasserstadt war, erinnert einerseits an die Wasserbewohner in China, wie an die mehr in als an den Flüssen liegenden Städte in Siam, andererseits an die Pfahlbauern und die auf Pfählen errichtete Seestadt Venedig. Wie in Babylon waren die Häuser aus lufttrockenen Ziegeln, bei reichen Leuten aus Mauersteinen mit Kalk aufgeführt, die platten Dächer dienten wie in Asien und Aegypten zum Lustwandeln. Angebaut wurden Mais, Bananen, Bohnen, Kürbisse und besonders die Agave, welche ausser Speise und Trank das Material für Kleidungsstoffe, Papier und Bindfaden lieferte. In gleicher Weise hatten die Aegypter die Papyrusstaude verwendet, während die Chinesen in der ältesten Zeit die Seide, in welche sie sich kleideten, auch zum Schreiben benützten.

Aus Mais- oder Cacaomehl wurde mit Zusatz von etwas Honig ein Bier, aus dem gegohrenen Safte der Agave ein Wein bereitet, dessen Genuss

Fig. 94. Mexikanische Menschenopfer (nach einem mexikanischen Bilde).

jedoch nur bei hohen Festen oder bei harter Arbeit den Männern vom 30. Jahre an gestattet war. Die Kleidung bestand bei den Männern aus einem Schurz und einem als Mantel dienenden grossen, über die Schultern geschlagenen Tuche, bei den Weibern aus Röcken, die bis an die Knöchel hinabreichten, und einem darüber angezogenen Hemde. Ein solches Gewand trägt auch der Opferpriester (Fig. 94), derselbe hat auf der Brust ein Amulet oder einen Schmuck ähnlich den Urim und Thummim der jüdischen Hohenpriester.

woraus sich folgern lässt, dass ein solcher Orakelschmuck im Alterthum bei den Priestern weit verbreitet war. Der oben erwähnte Mantel entspricht demjenigen, welchen die alten Deutschen und Griechen trugen, und der auf der Schulter mit Nesteln befestigt wurde; auch die alten Chinesen trugen solche auf der rechten Schulter geknüpfte Mäntel. An den Füssen trugen die mexikanischen Männer Sandalen, die Frauen gingen in der Regel barfuss. Die Frauen scheinen sich auch durch ihre gelbe Hautfarbe (siehe Tafel IV) von den rothhäutigen Männern unterschieden zu haben, wie wir seltsamerweise auch bei den rothhäutigen Aegyptern gelbe Frauen finden (siehe Tafel I); bei den Caraiben sollen Männer und Frauen sogar verschiedene Sprache haben. Beides deutet auf Einwanderungen, da solche meist von Männern allein unternommen wurden; bei den Eroberungskämpfen kam es auch in Asien vor, dass die Männer niedergemetzelt und die Frauen zu Sklaven gemacht wurden.

Die Kriegsrüstung der alten Mexikaner bestand aus dicken Baumwollwämsern, Arm- und Beinschienen und hölzernen mit Federn geschmückten Helmen (siehe Tafel III). Bei Vornehmen waren diese Stücke mit Gold und Silber überzogen. Wir finden solche Rüstungen in den mexikanischen Manuscripten als Tributgegenstände verzeichnet, welche die einzelnen Provinzen des Reiches liefern mussten. Jeder Krieger führte einen Schild mit sich, der mit Baumwolle und Federn ausgefüttert war. Die Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen, Keulen, Lanzen, Schleudern und Schwertern, deren Schneide aus scharfgeschliffenen Obsidiansplittern bestand, welche reihenweise eingesetzt und mittelst Leim befestigt waren. Obgleich die Mexikaner das Kupfer verarbeiteten, zogen sie doch die härteren Steinwaffen vor.

Während bei den nordamerikanischen Jägervölkern die Kinder ohne Strafen aufwachsen, herrschte bei den Mexikanern strenge Kinderzucht, die Knaben werden zu den Beschäftigungen des Vaters, die Mädchen zu denen der Mutter von früh an gewöhnt, und wenn sie die ihnen aufgetragenen Arbeiten nicht genau verrichten, sofort gestraft. Ein mexikanisches Manuscript zeigt diese Kinderzucht und die Beschäftigungen der Kinder in jedem Lebensjahre. Wir sehen daraus auch, dass die Kinder, wie bei den europäischen Völkern auch in vorchristlicher Zeit, getauft wurden. Tafel IV, eine mexikanische Hochzeit darstellend, ist diesem Manuscripte entnommen. Nach den beigeschriebenen Zahlen fand die Hochzeit im 15. Lebensjahre statt, die Braut wurde unter Fackelbegleitung zum Hause des Bräutigams getragen, die Verehelichung

Gez. u. lith. v. H. Bretter

Mexikanische Hochzeit

(Nach mexikanischen Manuscripten).

erfolgte durch die symbolische Ceremonie der Verknüpfung der beiderseitigen Kleiderzipfel (nach anderen Abbildungen dadurch, dass die Eheschliessenden mit dem ganzen Tuche umbunden wurden).

Bei den Mexikanern wurden die Vornehmen verbrannt, die Armen begraben; in dem letzten Falle wurde der Todte in ein entweder im Hause oder auf einem heiligen Orte bereitetes, ausgemauertes Grab in sitzender Stellung auf einen Sessel hinabgelassen und ihm die Werkzeuge seiner Beschäftigung mitgegeben. Bei Fürsten und Königen wurde die Leiche am vierten Tage nach dem Tode in kostbare Stoffe gewickelt und ihr eine Maske über das Gesicht gelegt (Todtenmasken wurden auch in griechischen Gräbern gefunden); es fand dann am vierten Tage die Verbrennung der Leiche statt. wobei die Weiber und Sklaven des Verstorbenen geopfert wurden.

Die Bevölkerung zerfiel in zwei grosse Abtheilungen: Freie und Sklaven. Unter den ersteren ragte der Adel hervor, der als der eigentliche Besitzer des Landes betrachtet werden kann. Die Sklaven wurden mild behandelt, sie waren wahrscheinlich die vor der Aztekenherrschaft den Boden bebauende Bevölkerung. Obgleich die Kleidungsstücke grösstentheils zu Hause verfertigt wurden, gab es eigene Handwerker. Damit war denn auch der Handel verbunden, der auf bestimmten Märkten vor sich ging, die fehlende Münze vertraten Cacaobohnen, Kupferstücke, Zinnplatten und Goldstaub, der in Kielen von Vogelfedern aufbewahrt wurde, Stücke von feinerem Baumwollzeug u. s. w. Die Artikel wurden nach bestimmten Längen- und Hohlmassen verkauft. Die Industrie zeigt eine erstaunliche Feinheit der Technik. Die Metalle wurden von den Azteken nach den besten bergmännischen Grundsätzen gewonnen.

Der König galt als von Gott eingesetzt, als dessen Stellvertreter, dem man unbedingt Gehorsam schuldig sei, er entfaltete einen grossen Luxus und war mit steifstem Ceremoniell umgeben. Sein Harem soll nicht weniger als 3000 Concubinen enthalten haben, welche die schönsten Mädchen des Landes repräsentirten. Er hatte eine eigene Leibwache und ein Corps von Läufern, welche von Station zu Station wichtige Nachrichten beförderten, so dass er selbst aus den entlegensten Theilen des Reiches von den jeweiligen Vorfällen in kurzer Zeit auf's genaueste unterrichtet wurde. (Ein gleicher Nachrichtendienst bestand in Aegypten und Persien.) Das Land war in Provinzen eingetheilt, welche von Statthaltern regiert wurden. Zwei Minister, von denen einer die Geschäfte des Friedens, der andere die Geschäfte des Krieges besorgte,

standen dem Könige zur Seite. Die Strafgesetze waren hart, die meisten Verbrechen wurden mit dem Tode bestraft.

Die Religion der Mexikaner stammt von den Vorläufern der Azteken, von den Tolteken her. Bei diesen soll um 700 nach Christo der weise und sternkundige Huematzin oder Hueman in Gemeinschaft mit anderen kundigen Männern ein Werk in Figurenschrift, das „heilige Buch" *Teo Amoštli*, verfasst haben, worin er die Summe ihrer bisherigen Erfahrungen, ihres Wissens und Wähnens niederlegte, und welches den Bericht von den Wanderungen und Einrichtungen des Volkes, Meinungen über die Weltentstehung und die Vorgänge am Himmel enthielt. Die wenigen mexikanischen Manuscripte, welche vor der Bücherverbrennung der spanischen Mönche gerettet wurden, dürften Bruchstücke dieser mexikanischen Bibel sein, aber der grösste Theil dieser Figuren, meist Fratzenbilder in überladenen Farben, starrt uns fremd und unverständlich entgegen, da wir der Commentare dazu entbehren. Allem Vermuthen nach ist dieses Buch älter, als angegeben wird, und wahrscheinlich von Huematzin nur gesammelt und allenfalls erweitert worden.

Die oberste Gottheit war Tezkatlipoka, wie bei den Japanesen „der glänzende Spiegel", der Schöpfer der Elemente, der Alles durchdringt und sieht und den Frevel der Menschen mit Dürre, Krankheiten und Hungersnoth bestraft, wahrscheinlich die Sonne selbst (er entspricht den ägyptischen Hieroglyphen *χa* und ☥ *anχ* Leben, dem Spiegel der griechischen Psyche); Tlalok, der Gott des Wassers und der Fruchtbarkeit, der auf den Bergen wohnt und den schlangenförmigen Blitz von Gold führt (der indische Mahadeva, der griechische Zeus, der nordische Thorr); Penteotl „das Weib der Sonne", die Göttin der Erde und der Feldfrüchte (die ägyptische Isis, die griechische Demeter). Zu den Heroen werden gerechnet: Ketzalkoatl, „die schön gefiederte Schlange", welcher den Ackerbau und die Metallurgie einführte, die Menschenopfer abschaffen wollte, Friede und Menschenliebe predigte und das Fasten empfahl; er wurde von den Priestern des Naturgottes Tezkatlipoka vertrieben. Wahrscheinlich war dies ein Priestergeschlecht mit einer neuen Religion und dürfte dasselbe gewesen sein, welches die Cultur bei dem südlichen Mayavolke verbreitete. Dagegen kam mit den Azteken der Kriegsgott Huitsilopotšli (bekannt als Vitzliputzli) nach Mexiko und diesem wurden zahllose Menschenopfer gebracht, wobei den Menschen lebendig das Herz aus dem Leibe gerissen wurde, um daraus zu prophezeien (Fig. 94). (Das Herausreissen

des Herzens aus dem Leibe war auch bei den alten Normannen im Gebrauch: „Hier hab ich das Herz des kühnen Högni, ungleich dem Herzen des blöden Hialli. Man sieht es nicht schüttern hier auf der Schüssel; da die Brust es barg, bebt' es noch minder", heisst es in der Edda.) Auch das Schinden der Menschen kam vor. Man erzählt, dass die Mexikaner um die Hand einer fremden Königstochter für ihren König geworben hätten, als sie aber in das Land kam, wurde ihr die Haut abgezogen und der Priester damit bekleidet. So sehen wir selbst bei den civilisirten Mexikanern im Mittelalter noch eine Rohheit des Gefühles vorhanden, von der in Europa nur Sagen der Vorzeit berichten. Ausser den Hauptgöttern gab es eine Menge Land-, Stadt- und Kastengottheiten und Schutzpatrone, welche sich auf 2000 belaufen haben soll. Es waren dies wohl ursprünglich Fetische, wie wir sie bei den indianischen Jägern als Totems und Personenschutzgeister finden, ererbte Sagen und Mythen, welche in der neuen Religion beibehalten wurden, wie die Schutzgötter bei Aegyptern, Indern, Griechen und die Schutzheiligen der katholischen Kirche. Merkwürdig ist das Kreuz, „der Baum des Lebens", als Symbol des Gottes des Regens und der Fruchtbarkeit bei den alten Mexikanern, welches auf der grossen Tempelpyramide von Tscholula von den Spaniern angetroffen wurde. Seine ursprüngliche Bedeutung dürfte der Abraxas der Aegypter (Fig. 10) gewesen sein.

Die Götter hatten ihre Statuen, Tempel und Priester. Die Zahl der Tempel war sehr gross, manche derselben waren grossartig angelegt. Die Priester bildeten bestimmte Collegien und hatten eine ebenso geachtete wie einflussreiche Stellung. In der Regel traten mehrere Mitglieder der königlichen Familie in den Priesterstand ein. Die Beschäftigung der Priester, welche ihr Haar nicht abschneiden und kämmen durften und im Gesichte schwarz bestrichen waren (vgl. Fig. 12), bestand im Beten und Räuchern, Darbringen von Opfern und Beobachten der Sterne. Neben den Priestern gab es auch mehrere religiöse Orden, sowohl für Männer als auch für Jungfrauen.

In den Schulen, welche wie bei allen Völkern einer niedrigen Culturstufe von Priestern geleitet wurden, unterrichtete man die Schüler nicht nur im Lesen, Schreiben und Rechnen, sie mussten auch Gedichte und Gesänge, Gespräche und Reden, welche in Verbindung mit den Schriftwerken standen, auswendig lernen, um die Fertigkeit im mündlichen Ausdruck zu üben, und den Sinn der meist symbolischen Bildwerke im Gedächtnisse zu behalten.

Hierbei bediente man sich auch der Korallenschnüre, welche wahrscheinlich das Rechnen erleichtern sollten, während andererseits an jede Zahl ein Vers, ein Gebet oder eine Mythe geknüpft war.

Die Schrift der Mexikaner besteht aus Bildzeichen, welche einen realen Begriff und zugleich einen bestimmten Laut vertreten, doch findet man diese Lautzeichen nur als Namen angewendet (s. Fig. 13 und 94 die Zeichen neben den Personen), während die sonstigen Gegenstände gemäldeartig dargestellt sind. Die mexikanische Schrift gleicht somit den erklärenden Worten auf ägyptischen, griechischen und chinesischen Bildern und steht zwischen den Kekinowin's der Inder und den ägyptischen Hieroglyphen.

Fig. 95. Buddhaähnliche Form.

Die mexikanische Sculptur zeigt Typen, welche man in Amerika nicht gesucht hätte: buddhaähnliche Formen (Fig. 95), eine Sphinx (Fig. 96), eine Figur mit Haarzopf (Fig. 97), bärtige Männer, Isisformen (Fig. 98). Hierzu treten noch gemalte Bilder, welche an Ideen der alten Continente erinnern; so finden wir einen sitzenden Truthahn mit wehenden Flügeln in der Weise, wie die nordische Sage von windmachenden Adlern erzählt und die ägyptische Ma sie ausbreitet; wir finden die Eule über der Schlange, die Uräusschlange u. s. w. in der den Mexikanern eigenen phantastischen Weise, welche sich an die farbenreichen Bilder des östlichen Asiens anlehnt.

Fig. 96. Sphinx.

Ueberhaupt finden wir keinen Zug in der ganzen mexikanischen Cultur, der nicht ein Analogon in der europäischen, ägyptischen und asiatischen Cultur hätte. Die Götter sind dieselben, die Tempel gleichen den babylonisch-ägyptischen Pyramiden, die Priester den hebräischen Nazir's, an deren Haupt

kein Scheermesser kommen durfte, die Todtenmasken den griechischen, die Schrift der bunten ägyptischen Hieroglyphen, der König den orientalischen Herrschern, der Adel den Kriegskasten, die Industrie und der Ackerbau in ihrem Raffinement der Industrie und dem Ackerbau in China. Gewiss konnte diese Cultur in Mexiko erst entstehen, nachdem der Ackerbau Wohlstand erzeugt hatte; waren die Mexikaner asiatische Emigranten, so waren sie arm und blos als Flüchtlinge nach Amerika gekommen, aber dass diese Cultur so gar nichts Eigenartiges zeigt, deutet darauf hin, dass alte Traditionen in diesem Volke lebendig blieben und sich in den Bauwerken und Staatseinrichtungen verkörperten. Zwischen den entsprechenden Culturformen in Aegypten und ihrem Neuaufleben in Mexiko liegt allerdings ein Zeitraum von dreitausend Jahren, aber die Hochebene in Asien zwischen dem Eismeere und Tibet umgiebt ein geschichtliches Dunkel und von den Völkern der Skythen und Hyperboräer haben wir wenig Kunde. Wie in Amerika, so sehen wir auch in Schweden ein tapferes, grausames, aber gebildetes Volk auftauchen mit Tempeln und Palästen, goldgeharnischten Adeligen, freien Bauern und Knechten; Niemand vermag zu sagen, woher dieses Geschlecht und sein Reichthum stammte.

Fig. 97. Figur mit Haarzopf.

Fig. 98. Isisform.

2. Mittel-Amerika.

Es ist begreiflich, dass in Mexiko am Ufer eines Sees ein Culturcentrum entstehen konnte, weniger verständlich ist es, dass in einem Lande, welches Maya, d. i. „Land ohne Wasser“, heisst, ein Reich gegründet werden konnte, dessen Blüthe 54 Trümmerstätten bezeugen, von denen manche wie die von Tschitschen mehrere Meilen Ausdehnung haben. Ein solches Land musste künstliche Wasserleitungen haben, und wenn dieselben, wie in China, mittelst

Bambusrohr hergestellt wurden, dann ist es begreiflich, dass sich davon keine Reste erhalten haben.

Nach den Berichten lebten die Ureinwohner von der Jagd und vom Fischfang an der Küste, bis ein gewisser Zamna an der Spitze eines fremden Volkes hier erschien und die Cultur einführte. Die von ihm gelehrte Religion scheint die khamitische gewesen zu sein, denn es wurde der Gott der Fruchtbarkeit unter Phallusform verehrt, welche sich in all den zerstreuten Ruinen des Landes findet. Nach Zamna's Tode wurde über seinem Grabe ein kolossaler Pyramidenbau errichtet und rings umher die Stadt Izamal, die älteste Yukatans, begründet. Später kamen auch Tolteken aus Mexiko in's Land; als aber die Spanier hierher kamen, war das grosse Mayareich schon in Trümmer gegangen und kleine, ohnmächtige Regenten hatten sich in die Stücke des alten Reiches getheilt.

Auch die Yukatan nahegelegenen Landschaften bergen interessante und grossartige Mahnungen an die Vergangenheit. Inmitten granitener Gegend und in traurig düsterer Umgebung erheben sich die Grabpaläste von Mitla. Der Ueberlieferung nach haben sie die Zapoteken als Grabstätten für ihre Könige gebaut und nannten deshalb den Ort Leoba, d. i. Grab. Unter allen am bedeutendsten sind die Trümmer von Palenké, das hiesige Hauptgebäude wird Palast genannt, hat aber in seiner Anlage, seinen Höfen, Corridoren und Zellen mehr Aehnlichkeit mit einem grossen Kloster. Rings um den Palast liegen fünf Mounds, welche nach der Behauptung von Kennern den Mounds in Nordamerika gleichen; in einem der grössten derselben fand man seltsamerweise nichts als einen granitenen Mörser, welcher jenen gleich ist, worin noch in der Gegenwart die indianischen Weiber ihren Mais zu mahlen pflegen. Es ist wahrscheinlich, dass die zahlreiche Bevölkerung dieses Landes in leichten Hütten wohnte, wie sie noch heute die Indianer zu errichten pflegen. So geschah es wenigstens im benachbarten Yukatan; hier wissen wir bestimmt von gewissen Orten, dass Tausende von Hütten zur Zeit der Eroberung bestanden und das Land dicht bevölkert war; erhalten ist aber nichts geblieben als die grossen Mounds, Tempel und Altäre, und dasselbe ist ohne Zweifel bei Palenké der Fall.

Die Schrift und die Malerei der Mayas weicht wesentlich von der mexikanischen Art ab, die Priester scheinen kahl wie die ägyptischen gewesen zu sein, sie waren barfuss, trugen aber Verzierungen um die Knöchel und

einen Leibschurz; der Altar war in Kreuzform. Die Schriftzeichen waren höchst curioser Art und ineinander geschachtelt, so dass die reale Form schwer zu erkennen ist, so ist z. B. *kayab* „Gesang“ (es scheint ein Gesicht zu sein, aus dessen Munde etwas hervorgeht) der Name des Monats, welcher die Zeit vom 1. bis 20. Juni umfasste. Die Zeitrechnung stimmt im Ganzen mit der mexikanischen überein, weicht aber in Einzelheiten ab. Der Tag bestand aus 13 Stunden, welche kreuzweise gezählt wurden; 20 Tage bildeten einen Monat und 18 Monate ein Jahr, so dass 5 Tage übrig blieben, weshalb nach einer Periode von 52 Jahren 13 Schalttage hinzugefügt wurden.

Fig. 99. Yukatanische Bilder.

Die Zahl 13 scheint übrigens auch der alten Welt nicht fremd gewesen zu sein, denn Loki war der dreizehnte Ase und Humboldt hat die mexikanischen Namen der Tage mit dem ostasiatischen Thierkreise ziemlich übereinstimmend gefunden. Figur 99 zeigt ein Stück eines yukatanischen Gemäldes, links ist eine Nixe im Wasser, in der Mitte zwei Männer in einem Boote, rechts der Adler mit der Schlange, es scheint eine religiöse Darstellung zu sein: über den Bildern stehen Schriftzeichen. Das Original ist theilweise colorirt.

3. Das Volk der Muiska oder Tschibtscha.

Jenen Theil der Anden-Cordillere, deren westlichen Fuss der Rio Magdalena bespült und der in nordöstlicher Richtung streichend, die Hochebene von Bogotá und Tunja bildet, wurde zur Zeit der spanischen Eroberung von dem Volke der Muiskas bewohnt, welches alle Gaue zwischen Serinza in 6° nördlicher Breite und Suma Paz unter dem 4° südlicher Breite erobert hatte. Da die Muiskas fast insgesammt auf den kahlen Höhen der Cordillere lebten, kein Vieh besassen, Wild wenig vorhanden war und der Mangel an grösseren Gewässern auch keinen ergiebigen Fischfang gestattete, so sahen sie sich

genöthigt, ihren Lebensunterhalt im Ackerbau, ihren Wohlstand im gewerblichen Fleisse und im Handel zu suchen. Diese Beschäftigungen hat nach der Ueberlieferung ein gewisser Botšika eingeführt, der bei den feierlichen Aufzügen der Priester als eine dreiköpfige Person, wie die indische Trimurti, dargestellt wurde, offenbar also ein Missionär oder ein flüchtiger Priesterstamm aus Asien war. Die Muiska verehrten die Sonne und diese war auch die einzige Gottheit, der sie Menschenopfer darbrachten. Alle fünfzehn Jahre fand das Opfer des Gueza statt; es war dies ein Jüngling, den sie mit grosser Sorgfalt erzogen, um ihm dann am Opfertage das Herz auszureissen. Die Priester trugen bei dieser Gelegenheit, wie jene Aegyptens, Göttermasken, so die des oben erwähnten Botšika, andere die der Tschia, der Frau des Botšika, Göttin des Mondes wie die ägyptische Isis; noch andere stellten den furchtbaren Fomagala, einen bösen Geist vor. Nach einem errungenen Siege wurden die jüngeren Gefangenen getödtet und zu Ehren der Sonnengottheit mit ihrem Blute die Opfersteine bespritzt, auf welche die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen, ähnlich wie die arischen Inder bei ihrer Siegesfeier der aufgehenden Sonne das unblutige Somaopfer darbrachten. Es sind wohl Reste von Sonnentempeln, welche steinerne Säulen trugen, aufgefunden worden, meist wurden die Opfer jedoch in freier Natur, an Seen, Wasserfällen oder auf hohen Tempeln vollbracht. Die Priester besassen thönerne Götzenbilder, die oben mit einem Loche versehen waren, um die Gaben der Gläubigen aufzunehmen, auch waren einfache kleine Gefässe zu dem nämlichen Zwecke aufgestellt. Die Priester (Tschekwes) wurden in Seminarien streng und asketisch erzogen und in den Wissenschaften, sowie in der Zauberei unterrichtet. Die Schrift, welche sie besassen, war, nach den wenigen Ueberresten zu urtheilen, eine cursive Bilderschrift; so stellte [Zeichen] eine Kröte vor.

Das Volk zerfiel in drei unabhängige Nationen mit patriarchalischer Regierung und einige von Kaziken beherrschte Tribus, welche durch Waffengewalt unterworfen und den ersteren zinspflichtig waren. In die höchste Macht theilten sich drei Oberhäupter: der Zipa, der Zakwe und der Oberpriester. Polygamie war erlaubt, und der Zipa besass einen grossen Harem, da die Aufnahme einer Tochter eines Gouverneurs in denselben als eine grosse Ehre galt. Jede Verführung einer dieser Haremsfrauen sollte mit dem Tode bestraft werden, es wird jedoch erzählt, dass der Zipa die häufig vorkommende Untreue seiner Frauen mit Geld gebüsst und sich dadurch bereichert habe.

Wie bei vielen wilden Völkern galt die Frauentreue als so wenig verlässlich, dass niemals des Zipa Sohn, sondern sein Schwestersohn Thronerbe war, um der reinen Descendenz des königlichen Blutes sicher zu sein.

Die Leichen wurden bald in hockender Stellung, bald ausgestreckt begraben, der Zipa wurde einbalsamirt, mit reichen Gewändern umhüllt in einen hohlen Palmenstamm gelegt und dann heimlich in einem besonderen unterirdischen Pantheon beigesetzt. Mit den Leichen der Gouverneure und anderer hervorragender Personen wurden ihre Lieblingsweiber und einige Diener begraben, nachdem man sie mittelst narkotischer Pflanzen betäubt hatte. Der Leiche wurden auch Waffen, Schmuckgegenstände und Lebensmittel beigegeben, wonach also der Glaube herrschend war, dass nach dem Tode das Leben in materieller Weise fortdauere, worauf sich auch das Mitbegraben von Weibern und Dienern bezieht.

Der Zipa und Personen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten, besassen (wie in Aegypten) das Vorrecht, sich auf Tragbahren tragen zu lassen; Priester und Gouverneure hatten das Recht, Schmuck in Nase und Ohren zu tragen und Personen von Rang war das Tragen gemalter Mäntel gestattet. Die Frauen trugen eine Art Tunica aus Baumwolle, die Männer viereckige Mäntel, das Haupt bedeckten sie mit Hüten aus Stroh oder Thierfellen, zum Schmuck dienten goldene oder silberne Halbmonde, die mitten auf der Stirne befestigt wurden; im Kriege und bei festlichen Gelegenheiten wurden Kupfermasken getragen, die Arme waren mit Armbändern geziert, der Körper bemalt.

4. Peru.

Die Cultur, welche die Spanier bei ihrer Ankunft in Peru fanden, gehörte einem Volke an, dessen Herrscher sich Inka nannten; dieses Volk soll frühere ansässige Völker, welche ebenfalls schon eine höhere Cultur hatten, unterworfen haben; Ruinen von Tempeln, Palästen und Jungfrauenklöstern sollen von den unterworfenen Stämmen herrühren. Die Inka machten alles Land zum Staatseigenthum; jede Familie bekam ein Stück Landes zur Bebauung angewiesen, wofür sie zwar keine Steuer zu zahlen, aber im Dienste des Tempels und des Inka an gewissen Tagen Robot zu leisten hatte; zuerst wurden alljährlich die Ländereien der Sonne (der Priester), dann die des Volkes und zuletzt die des Königs bestellt. Die Ernte ward in drei Theile getheilt: der

der Sonne kam in Vorrathskammern. aus dem des Königs wurden Heer und Beamte unterhalten, der dritte Theil fiel den Gemeinden zu, die daraus ihre Mitglieder verköstigten. Kein Müssiggang ward geduldet. aber jedem Arbeiter sorgte der Staat für Wohnung, Nahrung und Kleidung. Ueberdies waren die Männer auf eine Anzahl von Jahren zum Kriegsdienste verpflichtet. Die Kinder wurden in den landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten, sowie in Gewerben, aber nur die Söhne der Vornehmen in den Wissenschaften unterrichtet, die Beschäftigung des Vaters vererbte sich auf den Sohn. Der Landbau stand in hohen Ehren, das Land wurde künstlich bewässert (es bestanden steinerne Wasserleitungen) und mit Guano gedüngt; das Llama wurde gezüchtet und seine Wolle zu Stoffen verwebt, welche wegen ihrer Feinheit und wegen der Schönheit und Dauerhaftigkeit ihrer Farbe berühmt waren. Freizügigkeit war nicht gestattet, die Familien waren zu 10, 100, 1000 und 10.000 in Abtheilungen getheilt, über welche Beamte die Aufsicht führten. Jede Provinz hatte ihre vorgeschriebene Kleidung, sämmtliche Stämme aber mussten die Sprache der Inkas, die Kwitschua-Sprache annehmen.

Der Herrscher der Inka wurde als göttlicher Abkunft, als dem Sonnengeschlecht entsprossen, betrachtet, seine Befehle wurden gleich göttlichen Verordnungen ausgeführt und nach dem Tode wurde ihm göttliche Verehrung erwiesen. Seine besondere Auszeichnung bestand in einer rothen wollenen Quaste, welche er neben einer weissen und schwarzen Feder auf dem Kopfe trug. An seinem Hofe lebte in der Regel eine grosse Anzahl der Söhne des hohen Adels, theils um dem Inka aufzuwarten, theils um als Geisseln die Ruhe der Provinzen zu verbürgen. Ein Corps von Schnellläufern, welche Nachrichten aus den entferntesten Theilen des Reiches mit grosser Schnelligkeit überbrachten, wohnte in Häusern, welche auf den Landstrassen in gewissen Entfernungen sich befanden. Die Krieger trugen Rüstungen aus Baumwollgewändern und hölzerne Helme; als Waffen dienten Bogen und Pfeil, die Schleuder, die mit einem kupfernem Knopf versehene Keule, die Streitaxt und die Lanze. An den Grenzen war das Land durch eine Reihe gut gebauter Festungen geschützt.

Es gab zwei Religionen in Peru. Das niedere Volk verehrte eine Menge Götter unter der Gestalt von Gestirnen, Naturkräften, Bergen und Flüssen, jedenfalls eine ältere Religion, welche namentlich in Bezug auf die Verehrung von Gestirnen auf eine nicht geringe Culturstufe hinweist; die Inka verehrten

die Sonne, welcher in der alten Hauptstadt Kuzko ein prächtiger Tempel errichtet war: ausserdem wurden noch zwei Götter, Patschakamak im Norden um Lima, und Wirakotscha am Titikaka-See, verehrt; auch diese beiden waren älter als der Sonnencultus der Inka, beide sind Schöpfungs-Götter. Menschenopfer scheinen in Peru in alter Zeit vielfach geübt worden zu sein, unter den Inkas wurden sie nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten, wie beim Tode des Herrschers oder bei verheerenden Krankheiten vollzogen.

Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Peruaner war der Gebrauch der Knotenschrift Kwipu, bei welcher verschieden gefärbte und verschieden geschlungene Fäden Begriffe bedeuteten. So unbegreiflich uns aber auch ein solches Verständigungsmittel sein mag, so dürfte es doch sehr irrig sein, den Gebrauch einer solchen Schriftart als primitives Verständigungsmittel aufzufassen; viel eher dürfte dieselbe eine Geheimschrift gewesen sein, welche bei den Webern aufkam, wie die verschieden gefärbten Schnüre andeuten, und der Umstand, dass die Peruaner das Geheimniss des Knotenknüpfens als Privilegium des Adels und der Priesterschaft betrachteten, ist nur geeignet, diese Meinung zu bestärken. Das Knotenschürzen war nicht nur in Peru, es war in der ganzen Welt bekannt, wir machen noch jetzt einen Knoten in's Sacktuch, um uns an etwas zu erinnern, in Befolgung eines uralten Gebrauches. Die Gerte, welche im Mittelalter bei der Uebergabe eines Eigenthums dem in's Eigenthum Eintretenden als Zeichen des Besitzes zugestellt ward, hatte Knotungen, sie heisst im Veroner Formelbuch *festuca nodata.* Noch lange, nachdem bei den Deutschen die lateinische Schrift Eingang gefunden hatte, behalfen sich Zeugen eines Vertrages, welche nicht schreiben konnten, damit, dass sie eigenhändig an der Urkunde einen Knoten knüpfen (noch gegenwärtig zeichnen solche Schriftunkundige statt ihres Namen ein +; welches die alte Rune ᚾ *naud* „der Knoten" ist). Die Sitte war so allgemein, dass auch wohl ein Zeuge, welcher selbst unterschrieb, überdies noch einen Knoten schürzte, und dass in der ersten Hälfte des Mittelalters das Wort „Knotenknüpfer" *(nodatores)* den Sinn von Zeugen bekam. Die Zauberer der Finnen und Lappen hatten Riemen oder Stricke, in die sie drei Knoten schürzten, und sie behaupteten, mittelst derselben den Wind zu beherrschen. Sie boten den an ihren Küsten landenden Seefahrern noch im 16. Jahrhundert an, ihnen für Geld Wind zu machen. Sobald sie den ersten Knoten auflösten, werde sich ein mässiger Wind erheben, wenn sie den zweiten auflösten,

werde der Wind stark wehen, und wenn sie gar den dritten lösten, ein Sturm entstehen, in dem kein Seefahrer sein Schiff regieren könne. Daher hielten die Friesen, wenn sie Knoten in Tauen wahrnahmen, dieselben für Hexenknoten, die in schlimmer Absicht gelegt worden seien; sie anzurühren, scheute sich der Friese, er meinte, wer auf einen Knoten trete, verfalle dem Untergange. Unsere noch jetzt vorhandenen Besprecher von Krankheiten machen bisweilen auch Knoten über den Kranken und vergraben sie dann (meist an einem Kreuzwege), meinend, Derjenige, der darüber ginge, nehme die Krankheit weg und auf sich. Die Haarzöpfe unserer Mädchen und Frauen beruhten ursprünglich auf Aberglauben, mit bunten Bändern wird der Erntenkranz, mit Bändern der Todtenkranz gewunden, wie die Nornen Todesbande woben und Knoten unfruchtbar machen sollten, obgleich sie andererseits auch die Versuchung bedeuteten. Knoten werden in den Inseln der Südsee an den Fruchtbäumen angebracht, um die Diebe dingfest zu machen, wie noch heute in unseren Weinbergen. Räthsel werden aufgelöst, als ob es Knoten wären,

Fig. 100. Peruanische Sculptur.

und der Priester hat die Macht „zu binden und zu lösen“. Nicht nur Gefangene werden gebunden, mit dem Händedruck entsteht auch ein Freundschaftsbund. Bekannt ist der gordische Knoten, an welchem die Sage haftete, wer ihn löse, werde Herr von Asien sein. Im Hebräischen heisst der Knoten אגדה *agudda*, auch אכד *akad* „binden“ und die ältesten Bewohner von Babylon, die Akkad, werden in der Keilschrift durch bezeichnet, eine Reduplication, deren einfache Form auf einen Knoten weist; überhaupt macht

die Structur der babylonischen Keilschrift den Eindruck, als ob sie weniger auf Bildern, als vielmehr auf einer Knotenschrift beruhe, dass nicht die Form der Zeichen, als vielmehr die Zahl und Stellung der Striche den Begriff andeute. Die Chinesen kannten die Knotenschrift und ihre älteste Schrift, die Pa-kwa (das umgekehrte Kwi-pu), d. h. die acht Theilungen, sind Knoten ähnlich. Einer der ältesten nordischen Götter Kwa-sir entdeckte in der Asche das verbrannte Netz Loki's und lehrte die Asen ein solches Netz knüpfen. Alles weist darauf hin, dass die Knotenschrift nicht eine amerikanische Eigenthümlichkeit ist, wohl aber, dass die Knotenschrift in Peru ihre höchste Ausbildung und ihren letzten Zufluchtsort gefunden hat.

Neben dieser Knotenschrift besassen die Peruaner auch Sculpturen, welche beweisen, dass die Knotenschrift nicht einem Mangel an Befähigung, sondern einem eigenthümlichen Gebrauch entstammte. Figur 100 zeigt eine peruanische Sculptur.

5. Neuere Einwanderungen in Amerika.

Wenn die Sitten und Gebräuche der amerikanischen Culturvölker auf eine Einwanderung derselben aus anderen Continenten schliessen lassen, so zeigt uns die Geschichte der europäischen Ansiedelungen, dass zu einer solchen Uebersiedelung keineswegs eine plötzliche Völkerwanderung nöthig war, sondern dass einzelne Haufen Fremder, ausgerüstet mit besseren Waffen und Kenntnissen, fähig waren, ganze Völker zu unterjochen.

Nachdem Christoph Columbus am 11. October 1492 die Inseln Westindiens entdeckt und die Kunde nach Spanien gebracht hatte, wie spottwohlfeil das Geld in diesem Lande sei, erwachte in den meisten europäischen Seestaaten die Begier, von dem goldreichen Lande Besitz zu nehmen. Schon 1497 segelte John Cabot nach Nordamerika, um es für England zu erwerben, 1500 landete der Portugiese Cabral in Brasilien und 1535 der Franzose Jaques Cartier in Kanada. Anfangs wurden nur Handelsverbindungen angeknüpft, dann folgte Eroberung und Ansiedelung. Freilich, die circa 40 Personen, welche Columbus auf Hayti zurückgelassen hatte, fand er bei seiner Rückkehr als Opfer ihrer Rohheit und Habsucht ermordet; aber Cortez eroberte mit 10 Schiffen und 600 Mann Mexiko, welches von einem zahlreichen und tapferen Volke bewohnt war, Kanonen, Flinten und Pferde, aber

auch die Klugheit und Verwegenheit eines rücksichtslosen Mannes, der die Schiffe hinter sich verbrannte, um seinen Leuten den Gedanken an Flucht zu benehmen, vollbrachten das Unglaubliche; noch kühner war die Unternehmung des Pizarro, der mit nur einem Schiffe und 112 Mann sich in Peru festsetzte und es nach und nach eroberte. Wie früher das kleine Volk der Azteken oder Inka, so beherrschte jetzt ein kleines Volk von Spaniern diese Länder; und an Stelle der Sonnentempel erhoben sich christliche Kathedralen.

Friedlicher vollzog sich die Ansiedlung im Norden; zwar ging auch hier die erste von Walter Raleigh nach Virginien 1585 geführte Ansiedlung zugrunde, aber schon 1607 bekam die englische Niederlassung in den zwischen 34 bis 35° nördlicher Breite liegenden Ländern eine feste Gestalt, nachdem im Tabak eine frachtwürdige Rimesse nach Europa gefunden worden war; der Tabak- und der Pelzhandel lenkte die Aufmerksamkeit Europas nach Nordamerika, wie das Gold die Spanier nach Mittel- und Südamerika gelockt hatte. 1621—1638 siedelten sich fleissige Religionsschwärmer, besonders Puritaner an, 1628 gründete der katholische Lord Baltimore für seine Glaubensgenossen die Colonie Maryland, 1681 kam der Quäker William Penn mit vielen seiner Anhänger und gründete Pennsylvanien und seither schickte Europa ununterbrochen einen Theil seiner Bevölkerung über den Ocean; die Indianer, mit welchen die Ankömmlinge in Tauschhandel getreten waren, kannten den Ackerbau nicht, nicht den in ihm liegenden Drang nach Ausdehnung, wie er in der karthagischen Sage von der Dido und in der schwedischen von der Gefion geschildert wird, sie merkten die Gefahr für ihre Existenz erst, als es zu spät war, sie zu hindern; sie wurden zurückgedrängt durch einen Strom von energischen Männern, die mit der Axt den Urwald und mit der Büchse die Indianer lichteten. 34 Millionen entsendete das kleine Europa nach und nach in das riesige Amerika, ohne einen Mangel an eigener Bevölkerung zu erleiden, während die den Norden dieses grossen Welttheiles bevölkernden Indianer auf 111.200 Seelen herabgesunken sind. In nicht ferner Zeit wird man in Nordamerika so wenig eine Rothhaut finden, wie man zur Zeit der Entdeckung dieses Landes einen jener Schwarzen vorfand, welche nach indianischen und mexikanischen Bildern einst in diesem Lande wohnten. Diese wurden von den Rothhäuten mit dem Steinbeil erschlagen, die Rothhäute werden durch Pulver und Blei und das Gift des Branntweines hinweggerafft.

Wenn die Indianer in Mittel- und Südamerika nicht dem Geschicke der Vernichtung anheimfielen, wie die Stämme des Nordens, so danken sie dies dem Ackerbaue, die Spanier konnten diese Ackerbauer ausbeuten, aber nicht ersetzen, sie konnten sie auch auf die Dauer nicht hindern, sich die überlegene europäische Cultur anzueignen, und so konnte es einem Abkömmlinge der Zapoteken, Benito Juarez, gelingen, an die Spitze der mexikanischen Regierung zu gelangen, während Spanien, welches nur auszubeuten, aber nicht zu pflegen verstand, alle seine Eroberungen verlor bis auf eine, welche ihn auch noch verlustig zu gehen droht. Im Kampfe der Völker um das Dasein entscheidet allein die Cultur, die nordamerikanischen Jägervölker gehen zugrunde, weil sie sich nicht an den Ackerbau gewöhnen können.

Da die Europäer sich einem tropischen Klima nicht anpassen können, in demselben wenigstens die Arbeitskraft verlieren, welche sie im Norden die grössten Schwierigkeiten überwältigen hilft, so erfolgte eine neue Völkerwanderung sehr gegen den Willen dieser neuen Einwanderer. Die spanischen Mönche, welche in den Indianern Westindiens sehr folgsame Zöglinge fanden, suchten diese vor den Bedrückungen der Spanier zu schützen, und Las Casas machte daher den Vorschlag, Negersklaven aus Afrika zur Bearbeitung der Plantagen einzuführen. Der Import der Schwarzen geschah so massenhaft, dass Nordamerika gegenwärtig eine Bevölkerung von 5 Millionen Negern besitzt, während auch China in neuester Zeit begonnen hat, einen Ueberschuss von dem reichen Menschenmaterial seines Landes an Amerika abzugeben. So vereinigen sich in diesem Lande die weisse, die rothe, die gelbe und die schwarze Rasse zu einem babylonischen Völkergewirr und Niemand vermag zu sagen, welch neues Geschlecht aus der Kreuzung dieser Rassen entstehen wird, denn schon gegenwärtig ein Urtheil über die Mischlinge zu fällen, dürfte etwas voreilig sein, da es in der alten Welt Tausende von Jahren bedurfte, um jene körperlich und geistig dominirenden Völker zu schaffen, welche jetzt an der Spitze der Cultur stehen.

Mit der Völkermischung geht auch eine Aenderung der Sprache Hand in Hand. Selbst die Europäer, welche ausgebildete, literaturreiche Sprachen besitzen, können sich dem Einflusse des intimen Verkehrs mit Andersredenden nicht entziehen. Schon gegenwärtig bezeichnen die Engländer das Englische, welches in Amerika gesprochen wird, als einen eigenen Dialect mit eigenen erfundenen oder entlehnten Worten und neuen Sprachformen, welche

selbst in gedruckten Büchern auftreten. Welche Veränderung das Englische in der Aussprache und in Handschriften erleidet, zeigen folgende Verse:

Amerikanisch:	Englisch:
I haf von funny leedle poy,	*I have one funny little boy,*
Vot gomes schust to my knee,	*What games just to my knee,*
Der queerest schap, der createst rogue,	*The queerest shape, the greatest rogue,*
As efer you dit see;	*As ever you did see;*
He runs and schumps and schmasches dings	*He runs and jumps and smashes things*
In all barts off der hause —	*In all parts of the house,*
But vot off dat? he vas my son	*But what of that? he was my son*
Mine leedle Yawcob Strauss.	*My little Jacob Strauss.*

Deutsch: Ich hab' einen spass'gen kleinen Sohn.
Er spielt auf meinem Knie,
Solch' Wunderkerl, solch' grossen Schalk.
Den sahet Ihr noch nie;
Er läuft und springt und teufelt 'rum
All überall im Haus, —
Warum denn nicht? Er war mein Sohn.
Mein kleiner Jakob Strauss.

Wie hier deutsche Formen das Englische durchbrechen, so wird die deutsche Sprache der Nordamerikaner mit Anglicismen durchsetzt. Als Beispiel diene die Anzeige eines Apothekers (also eines nicht ungebildeten Mannes), welche in hübschen Typen gedruckt Folgendes enthält. (Das Facsimile befindet sich auf S. 185.) „Guckt just einmal da (her)! Mannsleute und Weibsleute! Buben und Mädchen — Junge und Alte, Aufgemerkt! Der Arzneiladen „zum Adler"! Der beste und wohlfeilste! Wm. S. Sieger, Apotheker. In der dritten Strasse (in) Süd-Bethlehem. Alles frisch zubereitet, alle Sorten der besten Specereiwaren und Heilmittel zu den wohlfeilsten Preisen, sowie Farben. Oel, Glas, Firniss etc. Wir haben auch einen neueren Artikel, der (anderswo) gar nicht geboten werden kann, es ist das berühmte Sodasalz und wird zum Seifenkochen gebraucht. Probiert's einmal! Die Gebrauchs-Anweisungen werden beigegeben. Im Arzneiladen „zum Adler" ist auch der Platz für Patent-Heilmittel, Mineralwässer etc. etc. etc. Von allen Arten und zu den wohlfeilsten Preisen. Ferner Petroleum, Lampen, Wagenschmiere etc. etc. Nun merkt auf, was wir sagen: Wir haben Alles vorräthig, was man denken

GOOK YUSHT AMOHL DOH!

Monsleit un Weibsleit!!
BUWA UN MÆD — YUNGY UN OLTY,
ATTENTION!!

DER EAGLE DRUG SHTORE

Der Besht un der Wholfealsht!

WM. S. SIEGER, OBBADEAKER.

In der Dritt Shtrose, Sued Bethlehem.

Olsfort uf hond, olly sorta fun de beshty Drugs un Meditziena un on de wholfealshty prices. Also, PAINT, OEHL, GLAWS, VARNISCH, &c. Mer hen aw an neier article dos gor net gebutta konn waerra; es is de bareemt

„SALTED SODA"

un waerd g'used for seaf kocha. Prowiers amohl — de direction we mers braucht geana mit. Om Eagle Drug Shtore is aw der plotz for

PATENT MEDITZIENA, BITTERS, &c., &c., &c.,

Fun olly ort, un on de wholfealshty prices. Also, COAL-OEHL, LOMPA, WAUGASHMEER, &c., &c.

Now mind was mer sawya; mer hen olles uf hond was mer denka konn in unser line of bisness. We g'sawt, unser prices sind wholfealer dos in ennichem onnera Drug Shtore im County. Ferges't net der platz,

IN DER DRITT SHTROSE UNNICH DER LOCUST, SUED BETHLEHEM.

Now is de tseid; macht eich bei, un judg'd for eich selwer; kummt in foorweasa, uf horse back, uf em Railroad odder tsu foos — mer sin gor net particular wie, yusht so dos der kummt on

Der Eagle Obbadeak in Sued Bethlehem.

Un bringt eier greenbacks mit. Wholfeal for Cash — sell is unser style.

August 28, 1869. WILLIAM S. SIEGER,
OBBADEAKER.

Father Abraham, print.

kann in unserem Geschäftszweige. Wie gesagt, sind unsere Preise wohlfeiler als in irgend einem anderen Arzneiladen des Bezirkes. Vergesst den Platz nicht: In der dritten Strasse unter der „Heuschrecke“ in Süd-Bethlehem. Jetzt ist die Zeit, haltet Euch dazu und prüft selbst; kommt zu Wagen, zu Ross, mit der Eisenbahn oder zu Fuss, uns ist es Alles gleich, wenn ihr nur kommt zur Adler-Apotheke in Süd-Bethlehem. Und bringt Euer Papiergeld mit! Wohlfeil gegen baar, das ist unsere Parole (*sell* heisst auch „verkaufen“, wonach es auch heissen könnte: Verkaufen ist unsere Parole, doch ist *sell* als verderbt aus „selbes“ sinngemässer). William S. Sieger, Apotheker. Vater Abraham, Drucker.

Setzen wir den Fall, dass eine Einwanderung so verschiedener Völker zu einer Zeit erfolgt wäre, wo es keine Bücher und Zeitungen gab, welche die richtige Sprache fortwährend dem Auge vorführen, so wäre der Amalgamirungsprocess der Sprachen ein schnellerer und durchgreifenderer. In Orten, wo die verschiedenen Völker neben einander leben, würde eine Mischsprache entstehen, welche die in compacten Massen wohnenden Deutschen oder Engländer oder Franzosen nicht verständen. Noch greller würde das im Süden hervortreten, wo Europäer zwischen Indianern und Negern wohnen und mit diesen in einem Kauderwelsch verkehren müssen, welches aus Wörtern und Sprachformen aller betreffenden Sprachen zusammengesetzt ist.

Die Besiedelung Amerikas durch die Europäer ist daher ein lehrreiches Studium für den Culturforscher. Hier sehen wir vor unseren Augen eine jener Völkerwanderungen, welche in alter Zeit die Culturformen der alten Welt und auch Amerikas verändert haben, wir sehen die Völkermischungen und die Sprachenmischungen sich vollziehen, denen die Culturvölker und Cultursprachen der alten Welt ihr Dasein verdanken. Langsam, wie alle Ereignisse der Cultur, vollziehen sich diese Aenderungen, aber sie entstanden nicht ohne einen gewaltigen Anstoss, bei welchem Ströme von Blut den Boden für die neue Cultur düngten, bei welchen Ungerechtigkeit und Grausamkeit fürchterliche Orgien feierten, wie bei jenen Völkerwanderungen, welche vor anderthalb Jahrtausenden sich über Europa ergossen. Ob nun hässliche Goldgier die Fremden lockte, ob edle Männer, dem religiösen und politischen Drucke in der Heimath aus dem Wege gehend, mit heisser Arbeit auf dem Urwaldboden sich eine neue Wohnstätte gründeten, hier wie dort ging es nicht ohne Kampf ab, denn auch der Urwald barg eine Bevölkerung, welche nicht

freiwillig sich der Cultur ergab oder ihr Platz machte und im ersteren Falle mit den Eroberern zu einem Volke zerschmolz.

Goldgier und Glaubensfanatismus sind von jeher zwei mächtige Motoren gewesen, welche die Völker in Bewegung gesetzt und die angeborne Liebe zur Heimath überwunden haben; ein dritter Motor ist die Uebervölkerung, welche unter günstigen Productionsverhältnissen entsteht. In Europa kommen auf den Quadrat-Kilometer 31·6 Einwohner, in Asien 18·5, in Afrika 6·9, in Amerika 2·1; oder mit Rücksicht auf die einzelnen Staaten: Belgien 181, Niederlande 117, Grossbritannien 106, China 100, Japan 81, Deutschland 79, Frankreich 68, Schweiz 66, Vorderindien 64, Oesterreich-Ungarn 61, Russland 14, Vereinigte Staaten von Nordamerika 7·5, Mexiko 4·7, Peru 2, Brasilien 1·7, Victoria in Australien 3·6. Während aber die europäischen Länder erst in den letzten Jahrhunderten eine grosse Zunahme ihrer Bevölkerung entstehen sahen, war dieselbe in den alten Culturreichen China und Indien, wohl auch in Inner-Asien, ehe grosse Strecken desselben zur Wüste wurden, seit Jahrtausenden vorhanden, und sie erklärt die Völkerbewegungen, welche sich von jeher aus dem Herzen Asiens nicht nur nach Europa, sondern, wie es scheint, strahlenförmig ausgebreitet haben; allem Anscheine nach dürften die früheren Culturvölker Amerikas ebenso aus Asien eingewandert sein, wie die jetzigen aus Europa hinübergesegelt sind.

Kenner behaupten, dass die nach Amerika ausgewanderten Europäer unter dem Einflusse des amerikanischen Klimas im Laufe der Zeit wesentliche Aenderungen ihrer Körperform erleiden. Noch ist die Zeit zu kurz, um solche Veränderungen entschieden hervortreten zu lassen; sollte sich aber die Richtigkeit dieser Angaben bestätigen, so würde auch der letzte Anhaltspunkt für die sehr unwahrscheinliche Behauptung verschwinden, dass die amerikanische Cultur sich aus sich selbst entwickelt habe.

Die jetzige Cultur Amerikas ist eine Frucht der europäischen und fällt daher in die Geschichte der europäischen Cultur. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass es der europäischen Cultur gelang, ein Land, welches seinen Jägervölkern nur ein dürftiges Dasein gewährte, zu einem der fruchtbarsten Länder der Erde zu gestalten. Wo einst Büffel über die Prairien jagten oder Urwald die Flächen bedeckte, wogen jetzt üppige Getreidefelder, welche ihren Ueberschuss dem europäischen Mutterlande zuführen. Amerika bietet Europa die Gelegenheit, an das erstere jährlich für 316 Millionen Dollars

Waaren zu verkaufen, wogegen [illegible] Europa jährlich für 516 Millionen Dollars Waaren liefert. Allerdings verdankte dies nur der Bienenfleiss seiner Bewohner, welche deshalb als materialistisch und geldsüchtig in Europa verschrien sind, aber die amerikanischen Geldmacher haben gleichwohl ein Ideal praktisch durchzuführen verstanden, welches die edelsten Religionsstifter, Jesus und Sakyamuni, vergeblich gelehrt haben, nämlich die Freiheit und Gleichheit der Menschen. Für dieses Ideal haben die Nordamerikaner einen furchtbaren Bürgerkrieg durchgekämpft, wobei die Bürger Weib und Kind und Haus und Hof verliessen und selbstvergessen ihr Leben einsetzten für die Befreiung eines fremden Volkes aus der Sklaverei. Als dann der Sieg erkämpft war, stellten sie die Waffen auf die Seite und griffen zur Arbeit, um die Schulden zu zahlen, welche der Krieg gekostet hatte; eine Armee von 27.525 Mann genügt für ein Volk, welches aus 33 Millionen Weissen, 5 Millionen Schwarzen und über 100.000 zum grossen Theil wilden und raublustigen Indianern besteht. Nordamerika erzielt aus seinen Einnahmen einen jährlichen Ueberschuss von 92 Millionen Dollars, mit denen es seine Kriegsschulden abträgt, während in Europa die reichen Steuern fleissiger Völker nicht ausreichen, um die Kosten zu decken, welche die ungeheuren Heere im Frieden verschlingen. Auch in der Pflege der Wissenschaften steht Amerika den europäischen Staaten nicht nach, an Kühnheit der Erfindungen hat es die letzteren sogar übertroffen; längst befuhren Dampfschiffe die amerikanischen Flüsse, bevor man in Europa dieselben nachzuahmen wagte, und in landwirthschaftlichen Maschinen ist Amerika stets vorangeschritten. Die religiösen, nationalen und socialen Krankheiten, welche die Völker Europas in Unruhe erhalten, verlieren in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ihren acuten Charakter durch die politische Gleichheit aller Bürger und durch die unbeschränkte Freiheit der Presse.

Die vier Menschenrassen.
(Nach ägyptischen Gemälden.)

Afrika.

I. DIE VIER MENSCHENRASSEN ZUR ZEIT DER PHARAONEN.

Der ägyptischen Malerei verdankt die Culturgeschichte wichtige Aufschlüsse über die Völker des Alterthums, sie überlieferte uns nicht nur die Körperformen der alten Völker, sondern auch ihre Hautfarbe und damit zugleich eine Abbildung der vier Menschenrassen, der weissen, gelben, rothen und schwarzen Rasse, welche zur Zeit der Pharaonen in freundlichem oder feindlichem Verkehre mit Aegypten standen. Ohne die Farbe würde man über die Abkunft manches Volkes, wie z. B. der Libyer, im Zweifel sein, die Hautfarbe erzählt uns aber von Wanderungen, an welche man andererseits kaum zu denken gewagt hätte, und darum dürfte es angemessen erscheinen, diese Rassen näher zu betrachten.

1. Die rothe Rasse.

Wir haben die rothen Menschen bereits in Amerika kennen gelernt und es muss daher zunächst die Frage entstehen, ob die rothen Afrikaner, welche wir aus anderen ägyptischen Bildern speciell als das Volk Aegyptens kennen gelernt haben, und die amerikanischen Rothhäute verwandt seien. Hätten wir nur die Mexikaner mit den Aegyptern zu vergleichen, dann ergäben sich viele Analogien: die Pyramidenform der Tempel, der Ackerbau und die Kupferverarbeitung, der Gebrauch des Papiers zum Schreiben, die Vorliebe für bildliche Darstellung in Farben, ja, selbst die gelben Weiber der rothen Männer bilden eine auffallende Uebereinstimmung; dagegen zeigen die nordamerikanischen Jägervölker in ihrer positiven Abneigung gegen den Ackerbau eine grosse Verschiedenheit, obgleich sie mit den Aegyptern und Mexikanern die Vorliebe für gemalte Bilder gemeinsam haben. Thatsache ist, dass nur die Rothhäute eine förmliche Bilderschrift haben, wobei die der indianischen

Jägervölker die niedrigste, die mexikanischen eine höhere und die ägyptische Hieroglyphenschrift die höchste Stufe der Darstellung erkennen lässt; denn die indischen Jägervölker haben in ihren farbigen Kekinowins Zeichen, an welche ihr Gedächtniss ganze Verse knüpft, die Mexikaner Bilder, welche durch Lautzeichen erklärt werden, und die Aegypter eine Bilderschrift, welche als pure Lautschrift verwendet wurde. Daneben finden wir bei den Mexikanern Gemälde, welche ohne mündliche Erklärung unverständlich sind, und bei den Aegyptern Bilder, welche durch Lautzeichen ebenso erklärt werden als die mexikanischen. Es wird nicht an Stimmen fehlen, welche diese Uebereinstimmung als einen Zufall erklären, aber mit demselben Rechte kann man es als einen Zufall erklären, dass die Libyer so weiss wie die Europäer sind.

Uebrigens fehlt es nicht an einer Verbindungslinie, welche von Aegypten bis nach Amerika führt, dieselbe bilden die malayischen Völker, welche von Java bis Neuseeland reichen. Dieses braunhäutige Volk hat dasselbe ernste, schweigsame Benehmen, welches die alten Aegypter auszeichnete und welches in gewisser Beziehung auch bei den Arabern hervortritt. Wenn die Malayen früher das Festland von Indien bewohnten, so hingen sie durch die Schasu im südlichen Arabien und die rothen Babylonier mit den Aegyptern zusammen, wobei nicht anzunehmen ist, dass die Einwanderung gerade zu Land erfolgte, die Malayen sind unerschrockene Seeleute und nach der Ueberlieferung ist Aegypten von Nubien aus nilabwärts besiedelt worden. Folgen wir aber der Verbreitung der hohen Pelzmütze der Schasu nach Norden, so gelangen wir nach Turan, wo die Tataren sich von den Mongolen durch völlige Abwesenheit des Haares an bedeckten Körpertheilen ebenso unterscheiden, wie in gleicher Weise die Aegypter von den gelben Aamu, und es führt dieser Weg nach Norden bis zu den Tschuktschen.

Die rothe Farbe ist uns bisher schon in der Sage an einer auffallenden Stelle begegnet, nämlich in der Edda, wo von dem ackerbauenden Karl, dem Sohne des Afi und der Amma, welche Wörter an die hebräischen Ausdrücke *ab* „Vater“, *em* „Mutter“ erinnern, gesagt wird, er sei „roth und frisch mit funkelnden Augen“ gewesen, also genau so, wie uns die Aegypter in ihren Bildern entgegentreten, und hieran schliesst sich die Sage vom ackerbauenden Adam, insoferne als אדם *adam* „roth“ bedeutet, und חם *χam*, der einheimische Name Aegyptens, auch im Hebräischen „heiss“ bedeutet, חמא *χema* „Gluth, Zorn“ aber auf die rothe Farbe hinweist. Allerdings sind im Alterthum die

Begriffe von „roth“ und „schwarz“ kaum zu unterscheiden, beide Farbennamen beruhen auf dem Begriffe „sonnenverbrannt“, was auch das griechische Wort Aethiopia bedeutet. So bildet חם *χam* „heiss“, חום *χum* „schwarz“, und שחר *šoχar* „schwarz“ ist als *šaχar* „die Morgenröthe“, andererseits ist die Wurzel von אדם *adam* דם *dam* „Blut“, davon קדם *qedem* „Osten“ קדים *qadim* „der Ostwind“, womit der Kadmos der Griechen zusammenhängt, der nicht blos „Morgenländer“ ist, sondern wahrscheinlich wie „Phönix“ der rothe Mann war.

Die rothe Rasse scheint einst eine grosse Verbreitung gehabt zu haben, und wie nach der Edda der rothe Karl der Ackerbauer ist, so stammen nach der Bibel von dem Ackerbauer Kham die Völker Kuš (Abessinier und Neger), Mizraim (Aegypter), Put (Arabier) und Kanaan ab, Mizraim zeugte Ludim, d. i. ägyptisch Retu, wie sich die Aegypter nannten (welche zwischen *r* und *l* nicht unterschieden), ein Theil dieses Volkes mag als Kriegsschaar nach Kleinasien gezogen sein und Lydien gegründet haben, wie auch die Khethiter, welche im Norden Palästinas wohnten, als Verwandte der Aegypter bezeichnet werden; in Jesaias 66, 19 werden die Fulahs neben den Ludim genannt und in Ezechiel 27, 10 Perser, Lydier und Libyer als Söldner von Tyrus aufgeführt. Die Libyer waren aber, wie unsere Tafel V beweist, unzweifelhaft weisse Völker, ebenso wie die Khethiter und wahrscheinlich auch die Lydier in Kleinasien, die übrigens in derselben Bibelstelle als Semiten aufgeführt werden, weil man wahrscheinlich über ihre Abstammung zweifelhaft war.

Die nächsten Verwandten der rothen Aegypter in Afrika waren die Nuba-Völker, zu der auch die oben erwähnten Fulahs gehören (*phul* oder *pul* bedeutet „hellroth, braun“), die mit den alten Aegyptern in Sitten und Körperform Vieles gemein haben. Freilich hat schon Strabo sie als ein von den Aegyptern verschiedenes Volk bezeichnet, aber innerhalb derselben Rasse konnte sich durch verschiedene Lebensweise auch ein verschiedener Volkscharakter ausbilden. Neuere Reisende finden eine grosse Aehnlichkeit der Nuba-Völker mit dem alt-ägyptischen Typus.

So wird der Kaiser von Uganda (am Nianza-See) als ein hochgewachsener schlanker Mann geschildert mit intelligenten, angenehmen Gesichtszügen, die an einige unter den Gesichtern der grossen Steinbilder in Theben und der Statuen im Museum zu Kairo erinnern. Er hat dieselbe Fülle der Lippen,

aber ihre Dicke wird durch den allgemeinen Ausdruck einer mit Würde gemischten Liebenswürdigkeit gemildert, welcher sich über sein Antlitz verbreitet, und durch die grossen, glänzenden, wie zwei Flammen unruhig lodernden Augen, welche demselben eine wunderbare Schönheit verleihen und für die Rasse, von welcher er abstammt, typisch ist. (Auch die Libyer, hebräisch להבים *lehabim*, scheinen ihren Namen von den flammenden Augen, להב *lahab* „Flamme" zu haben, eine Eigenthümlichkeit der jetzigen Nachkommen der alten Libyer ist, das Gesicht bis auf die Augen zu verhüllen, wie die mohammedanischen Weiber, während ihre Frauen unverschleiert sind.) Seine Farbe ist ein dunkles Braunroth und die Oberfläche seiner Haut von merkwürdiger Glätte.

Noch grösseres Interesse bietet der von europäischer Kleidung und Cultur noch ferngebliebene Monbutta-König Munsa (Fig. 62), der mit seiner hohen Mütze und dem Sichelschwerte genau den Schasu-Kriegern auf thebanischen Gemälden (Fig. 101) gleicht, welche allezeit Freunde der Aegypter waren und Ramses III. in seinen Kriegen gegen Libyen unterstützten. Dasselbe Sichelschwert (den Vorläufer des arabischen Krummsäbels) finden wir bei den ägyptischen Königen, wenn auch deren Kopfschmuck viel phantastischer geworden ist. Die Verwendung der Sichel als eines Schwertes konnte nur bei einem ackerbauenden Volke entstehen, und es ist sehr irrig, alle Araber für Nomaden zu halten. Der Monbutta-König gleicht den ägyptischen Amonbildern (Fig. 60). Auffallend ist der Kinnbart, den die Aegypter, welche bartlos waren, sich anklebten, als Zeichen ihrer Abstammung; dieser Kinnbart ist in Natur bei dem Monbutta-Könige erhalten.

Fig. 101. Schasu.

Von sonstigen Eigenthümlichkeiten der Nuba-Rasse sind noch folgende zu erwähnen. Die Kinder der Barabra in Nubien gehen, wie einst selbst die Prinzen der Aegypter, in der Jugend (bis zum 8. oder 10. Lebensjahre) völlig nackt; von da an bekleiden sich die Knaben mit einem Hemde oder legen ein Stück Leinwand um die Hüften; die Mädchen tragen (wie die des ersten und zweiten ägyptischen Gaues, siehe Fig. 63) bis zu ihrer Verheirathung einen sogenannten Rachat. Dieser besteht in einem den Unterleib umfassenden Riemen, von welchem dünne Riemchen in verschiedener Länge herabhängen. Nach der Verheirathung legt das Mädchen den Gürtel ab und zieht Beinkleider an. Die Männer pflegen das Haupt zu scheren bis auf ein Büschel Haare am

Scheitel, welches oft in dünne Zöpfe geflochten wird. (Dieses Abscheeren der Haare finden wir vollständig bei den ägyptischen und buddhistischen Priestern, bis auf den Zopf bei den Arabern, welche glauben, der Prophet werde sie an diesem Haarbüschel aus dem Grabe ziehen, den Mongolen und den Indianern Nordamerikas, mit einem Seitenstreifen am rechten Ohre bei den Libyern.) Bei Frauen und Mädchen hängt das Haar in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen; diese Flechten bilden spiralförmige Locken, wenn sie aufgeflochten werden. Auch unser Aegypter trägt auf Tafel V solche Haare und die Aegypterinnen mussten, um ihre Frisur nicht zu verderben, beim Schlafen den Kopf auf ein Gestell legen, wie dies bei der Darstellung eines Zeugungs-Actes in Lepsius' Denkmälern deutlich ersichtlich ist. (Solche Kopfstützen sind noch jetzt im Gebrauche in Nubien, bei den Aschantis, auf Otahiti und in etwas anderer Form bei den Japanesen.) Die Wohnungen der Barabra bestehen in kleinen Hütten, die aus lufttrockenen Ziegeln errichtet und mit trockenen Maisstengeln eingedeckt sind. Vor jeder Hütte befindet sich ein Vorrathstopf, ein aus Nilschlamm errichteter, inwendig hohler Cylinder von 3—4 Fuss Höhe und 1—2 Fuss Durchmesser, in welchem zum Schutze vor Mäusen, Vögeln und Ungeziefer die Vorräthe, wie Getreide, Datteln u. a., aufbewahrt werden. Der Hausrath besteht in einigen hölzernen Bettstellen, die mit Rohr oder Riemen aus rohem Leder überspannt sind und auf vier Füssen ruhen, einigen Krügen für Wasser und Milch, Körben, Matten aus dünnen Dattelblättern und anderen Utensilien. Die Nahrung ist beinahe ausschliesslich vegetabilischer Natur. Man baut Duchn *(holcus sorghum)*, Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Tabak, Ricinus u. s. w.; nebstdem werden die Dattelpalme und Feige cultivirt. Die Viehzucht ist äusserst unbedeutend, man findet ausser einigem Hausgeflügel (Hühnern und Tauben) Ochsen, Büffel, Esel, Schafe und Ziegen, aber nur insoferne es die Landwirthschaft erfordert. Aus dem Mehle des Duchn wird ein Getränk *(merise)* bereitet, indem man es mit heissem Wasser begiesst und eine Zeit lang gähren lässt. Die gelblich trübe, moussirende, säuerlich schmeckende Flüssigkeit wird durch Zusatz einiger Kräuter zu einem berauschenden Biere, dessen Genusse die Barabra leidenschaftlich zugethan sind. Die Barabra sind sittsam und ehrlich.

Diese Schilderung der Sitten und Lebensweise der nubischen Völker stimmt mit allem überein, was wir von der Lebensweise des ägyptischen Ackerbauern wissen, ja, manche Züge finden sich auch bei dem europäischen.

2. Die schwarze Rasse.

Wie bereits oben erwähnt, ist es schwer, bei den Alten zu erkennen, ob sie rothe oder schwarze Völker meinen, wenn sie von Aethiopen sprechen. Doch sind einige Züge den Schwarzen eigen: so galt den Aegyptern der Bogen als charakteristisches Merkmal der schwarzen Völker, ferner findet man sie in Verbindung mit Gold und Elfenbein. Elfenbeinringe trägt der Schwarze auf unserer Tafel V, Goldringe erhielten die Aegypter von den Schwarzen, wie sie noch heutzutage als Tauschmittel auf den Markt von Timbuktu kommen; unser Schwarzer scheint das Haar mit Goldstaub bedeckt zu haben, wie auch seine bunte Kleidung auf einen grossen Wohlstand deutet, denn gewöhnlich sind die Neger Afrikas sehr wenig bekleidet. In Indien waren die von den Ariern unterworfenen Ureinwohner dunkelhäutig und beladen mit Gold und glänzendem Gestein. In der Edda spielen die Schwarz-Alfen als Schmiede und Goldgräber eine grosse Rolle, während andererseits der schwarze Thräl die unterste Culturstufe einnimmt und den rohesten Feldbau betreibt. Wie hier der schwarze Thräl der leibeigene Knecht ist, so ist auch im Süden der Neger vorzugsweise der Sklave, und er würde als solcher nicht so gesucht werden, wenn er nicht eine besondere Eignung dazu hätte. Der Araber ist der Meinung, dass sein Pferd und seine Kinder nirgends besser als unter der Pflege eines Schwarzen gedeihen, es ist also seine hervorragende Anstelligkeit, sein immer heiterer Sinn, was diesem Volke zum Fluche geworden ist.

Fassen wir die Herkunft der afrikanischen Schwarzen in's Auge, so ist es auffallend, dass dieses Volk sich um den Aequator herum wie ein Keil durch Afrika zieht, und dass es im Alterthum die Aegypter und die Nuba-Rasse auseinander hielt, denn die letztere, welche jetzt in Verbindung mit Aegypten steht, ist erst in neuerer Zeit von Süden aufwärts gewandert, und in der ägyptischen Horus-Sage werden die Aamu (gelben) als die nördlichen, die Schasu (rothen?) als die östlichen, die Kuš (Schwarzen) als die südlichen und die Libu (Weissen) als die westlichen Nachbarn der Aegypter genannt. Danach scheint es, als seien die Neger nicht Ureinwohner Afrikas, sondern von Asien eingewandert. Zur Erläuterung dieser Meinung seien hier die Worte eines Mannes angeführt, der in seinen Aeusserungen über die Völkerwanderungen sehr vorsichtig ist. Professor Friedrich Müller sagt in seiner allgemeinen Ethnographie: „Ob der unmittelbare Nachbar der Australier, der Papua, jemals Wanderungen unternommen habe, ist fraglich; man könnte

vermöge des Umstandes, dass er durchgehends Inseln bewohnt und seine längs der Küste aufgeführten Wohnungen den in den Seen Mittel-Europas entdeckten Pfahlbauten ähneln, die Frage eher bejahen als verneinen. Die ganze Frage hängt jedoch überhaupt auf's innigste mit einer zweiten zusammen, ob man nämlich annimmt, dass jenes ehemalige Festland, von dem die Inseln des indischen Archipels Bruchstücke darstellen, bei seiner Senkung bereits bewohnt war, oder ob die einzelnen Inseln von einem Centrum aus nach und nach bevölkert worden sind. Für die erstere Ansicht spräche die Verbreitung der wollhaarigen Rassen. Danach scheint es, als habe ehemals eine engere Verbindung zwischen Süd-Afrika und den Inseln des indischen Archipels bestanden. Th. Hahn nimmt an, die Hottentoten-Rasse habe Süd-Afrika bereits bevölkert, als die Sahara und Kalihari Meerboden waren, und der Niger in das Meer der Sahara, der Zambesi und Kunene in das Meer der Kalihari ihre Wogen wälzten. Damals hing Süd-Afrika mit Sclater's Lemuria zusammen."

Hierzu kommt der Umstand, dass die Neger auf den ägyptischen Bildern mit Kindern (Fig. 102) dargestellt werden, welche auffällig büschelartig sind. Büschelhaarig sind die Hottentoten und die Papuas der Südsee, und ob nun die eingewanderten Neger sich mit Weibern der Hottentoten vermischten, oder ob die hier abgezeichneten Neger Papuas sind, bleibt insoferne gleichgiltig, als es sich überhaupt nur um die Frage handelt, ob die Neger in Afrika autochthon oder eingewandert sind. Gemeinsam ist den Negern wie den Papuas die Vorliebe für einen auffallenden Haarputz. Unter den Abessiniern und Bedschas sind abenteuerliche und im Belieben des Stammes wie des Individuums variirende Arten der Haarfrisuren üblich, allerhand Flechten, Raupen, Wülste, Locken und Strähne, und damit stimmen auch die Barabra überein; selbst die alten Aegypter pflegten in solcher Weise ihre wirklichen Haare und ihre Perrücken zu gestalten.

Fig. 102. Neger in Aegypten einwandernd.

Die schwarze Rasse theilt sich übrigens in zwei Classen, von denen die abessinische gewissermassen die aristokratische ist, da sie sich durch

edlere Körperformen von den eigentlichen Negern auszeichnet. Die Abessinier stehen in dieser Beziehung den schwarzen Indiern nahe, welche letztere auch mit den südarabischen Himyaren verwandt sind. Die Brahuis in Beludschistan sind die Nachkommen der schlichthaarigen Aethiopier, welche an der Seeküste von Beludschistan wohnten und mit den Indern im Heere des Xerxes sich befanden. Thatsache ist, dass schon in den frühesten Zeiten eine echt indische Pflanze, *Nymphaea Nelumbo,* in Aegypten acclimatisirt wurde.

Die Aegypter nannten die Schwarzen Nahasu, welches Wort dem hebräischen נחש *naχaš* entspricht, das „Zauberei, Schlange, Kupfer" bedeutet. Das Vaterland des Schlangencultus scheint Indien gewesen zu sein und der indische Affengott Hanuman (Fig. 103) scheint ausser seiner Affennatur die personificirte Schlange zu sein, welche auf anderen Bildern nur symbolisch als sein langer Schwanz auftritt. Der schwarze Krišna (Fig. 17) ist der Schlangenbändiger und Schlangenzauberer; während der letztere aber bei den Hottentoten ein armer Teufel geblieben ist, wurde er bei den Indern ein vornehmer Priester oder Gott.

Fig. 103. Hanuman.

Dieser Reichthum konnte nur durch den Handel erworben werden, und es dürfte daher obiges Bild wohl ein Symbol des über die Wogen herrschenden Gottes, des Gottes der Seefahrer sein, wie auch in der Edda der Böcke Gebieter den „Affengott" bittet, weiter in die Fluth das Seeross zu führen. Jesaias 18, 1. 2. heisst es vom Mohrenland: „Wehe dem Lande, das unter den Segeln im Schatten fährt diesseits des Wassers des Mohrenlandes, das Botschaften auf dem Meere sendet und in Rohrschiffen auf dem Wasser fährt." An der Südostküste von Afrika, geschützt von riesigen Gebirgen, in deren Thälern ein reicher tropischer Pflanzenwuchs sich entfaltete, hatten die Aethioper ein zum Handel zwischen Indien und Afrika sehr gut passendes Land in Besitz genommen, von wo sie sich später westlich ausdehnten. Die Besiedelung der Halbinsel Meroë erinnert an eine ähnliche Niederlassung in dem Zwischenstromlande Babylon.

3. Die gelbe Rasse.

Während die rothe und die schwarze Rasse Ackerbau trieben, tritt uns in der gelben Rasse vorwiegend der Hirt entgegen. Es giebt von der gelben

Rasse verschiedene Arten. Am niedrigsten steht der Buschmann, höher der Hottentot; diese beiden scheinen die Ureinwohner von Afrika zu sein. Eine höhere Stufe der Cultur tritt uns in den Kaffern entgegen, die eigentlich Ba-ntu heissen, denn Kafir (Ungläubige) wurden sie von den Mohammedanern genannt. Die Ba-ntu wohnten einst nördlicher, wurden später nach Süden gedrängt, wobei sie sich vielfach mit Negern mischten und ihre Hautfarbe schwärzer wurde; sie treiben vorzugsweise Rindviehzucht, welche Beschäftigung ausschliesslich den Männern obliegt, während die Frauen den Landbau besorgen; ausserdem verfertigen die Männer Kleider aus Fellen, Töpfe aus Thon, Körbe aus Baumzweigen und Waffen aus Eisen, welches sie selbst graben und schmelzen. Das Feld wird mit einem eisernen Spiess umgegraben, der Same mittelst eines Pflockes in die Erde gelegt. Unter den Waffen steht obenan die Lanze, der Wurfspiess, die Keule und die Hacke, dagegen kommen Bogen und Pfeil nicht vor. Die Kinder gehen in jungen Jahren nackt, später trägt der Jüngling einen kurzen Schurz von etwa acht Zoll Länge, während das Mädchen mit einem bis an's Knie reichenden Rocke sich umhüllt. Beim Eintritte der Verheirathung werden dem Jünglinge und der Jungfrau die Haare geschoren und bei ersterem ein Ring von etwa vier Zoll Durchmesser, bei der letzteren dagegen ein Büschel stehen gelassen. (Einen gleichen Haarring trägt der griechische Sklave auf Figur 2.) Für die Schlacht putzen sie sich mit Federn phantastisch auf. Charakteristisch ist der Name des Wunderdoctors *Izi-nyanga,* weil dieser Ausdruck ursprünglich einen Meister, der irgend ein Handwerk versteht, z. B. einen Korbflechter, Schmied, Gerber u. a. bedeutet. Das scheint ähnlich unserem Kurschmied zu sein, der nicht nur die Pferde beschlagen, sondern auch in Krankheiten behandeln muss; er weist auf den innigen Zusammenhang zwischen Gewerbe und Priesterthum hin.

Mit den Hottentoten und Kaffern sind die asiatischen Hirten eben so verwandt, wie ein nach Amerika ausgewandertes Geschlecht mit dem in Europa verbliebenen. Die Zeit von Jahrtausenden und das verschiedene Klima mögen noch so starke Veränderungen geschaffen haben, im Grossen und Ganzen ist der Charakter und die Lebensweise dieselbe geblieben. Ja, selbst den Namen Khoi-khoin (Menschen der Menschen oder Urmenschen), den sich die Hottentoten beilegen, finden wir bei den Juden als גוי *goi* „Volk" neben dem Worte עם *âm* „Volk", welches dem Aamu entspricht, mit welchem Ausdrucke die Aegypter die gelben Hirten bezeichnen; wenn auch *goi* meist für fremde

Völker gebraucht wird, so kommt dieser Ausdruck doch auch ohne diese Nebenbedeutung vor.

Dagegen tritt uns bei der Vergleichung sofort ein auffallender Unterschied in der Tracht entgegen. Die Aamu tragen volles gelocktes Haupthaar, welches mit einem Bande um den Kopf befestigt werden muss, um nicht in die Augen zu fallen, das Haarabschneiden kommt bei den Juden nur bei Frauen vor, wenn sie heirathen, wenn sie ihre Freiheit aufgeben, eben so wie den Knechten die Haare geschoren werden; langes Haar und wallender Bart sind Auszeichnungen des Freien und die Aamu unterschieden sich dadurch von den Aegyptern, dass sie auch auf der Brust und an den Brustwarzen Haare hatten, was auf den ägyptischen Bildern sorgfältig bei den Frohndienste leistenden gelben Aperiu hervorgehoben ist. Ferner finden wir auf Tafel V und noch mehr auf Tafel II buntgewebte Röcke mit bunten Quasten, und wenn daneben einige Hirten auf Tafel II ein weisses Gewand tragen, so erinnert dies an die Auszeichnung, welche Jakob seinem Sohne Josef dadurch zu Theil werden liess, dass er ihm einen bunten Rock machte. Eben solche buntgewirkte Kleider tragen auf den ägyptischen Bildern die gelben Babylonier, deren Hautfarbe viel hellgelber ist und deren Gestalten an die chinesischen erinnern; bei diesen ist insoferne eine Weiterentwicklung der Weberei vorhanden, als die Kleider, welche bei den Aamu ziemlich ungelenk den Körper umgeben, bei den Babyloniern ganz um den Leib gewickelt sind wie bei den ägyptischen Mumien. An die webenden Aamu schliessen sich in die durch ihre Kunstwebereien berühmten Inder an, deren kostbarste Shawls aus den feinen Haaren der Kašmirziegen bereitet werden.

Mit dem gelben Aamu auf Tafel V wären wir fertig, aber die Aamu auf Tafel II bieten noch mehr Stoff zur Charakteristik der Hirten durch die Geschenke, welche sie dem ägyptischen Fürsten bringen; es ist nämlich Augenschminke, ägyptisch *mesϑem*, hebräisch פוך *puk*, bestehend aus einer Mischung von Spiessglanz und Zink, welche mit Oel angemacht und als Schönheitsmittel gebraucht wurde, um die Grösse der Augen, welche bei den Orientalen als Schönheit gilt, scheinbar zu erhöhen, aber als Mittel gegen Augenentzündung, eine ägyptische Landplage, von noch grösserem Werthe war. Noch gegenwärtig wird diese Augenschminke von den arabischen Schönen gebraucht. Für die um Niederlassung in Aegypten bittenden Hirten war dieses Geschenk die beste Anempfehlung: obgleich die Gewährung ihrer

Bitte für die Aegypter nicht ungefährlich war, denn es war natürlich, dass die Hirten in Aegypten im Verkehre mit ihren Verwandten in Kanaan blieben, da sie ja weitere Augenschminke von diesen beziehen mussten, und so wurden die in Aegypten ansässigen Hirten zu Spionen, welche bei eintretender Schwäche der ägyptischen Regierung ihre Verwandten benachrichtigen konnten, in das wegen seines Reichthums beneidete Aegypten einzufallen. Thatsächlich benützten bald darauf die Hirten ägyptische Bürgerkriege, um dieses Land zu erobern.

Die Erfindung der Augenschminke weist darauf hin, dass die Hirten Metalle zu graben und zu verarbeiten verstanden. In der That kämpfen schon die Könige der vierten Dynastie mit den Arabern (aber hierunter sind nicht Schasu, sondern Aamu zu verstehen) auf der Halbinsel Sinai um den Besitz von Türkisminen und Kupferbergwerken, und durch die Aamu dürften sie das Zinn vom Kaukasus erhalten haben, welches sie zur Bereitung der Bronze bedurften. Wenn wir nicht irren, sind die Geräthe, welche auf die Esel (Tafel II) gepackt sind, Blasbälge.

Betrieben die Hirten in Aegypten ausser Viehzucht auch den Handel, so erklärt sich der Reichthum, den die Israeliten bei ihrem Auszuge aus Aegypten besassen und ihre Fertigkeit im Kunsthandwerke, welche beim Baue der Stiftshütte zutage tritt. Danach waren Bezaleel vom Stamme Juda und Ahaliab vom Stamme Dan geschickt, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber und Erz, Edelsteine zu schneiden und zu fassen, Holz zu zimmern und allerlei künstliche Arbeit zu machen, auch allerlei Werk zu schneiden, zu wirken und zu sticken mit gelber Seide, scharlaken, rosinroth und weisser Seide und mit Weben. (So übersetzt Luther; nach Gesenius ist es nicht gelbe Seide, sondern תכלת *tkeleth* ist purpurblau, ארגמן *argamon* purpurroth [der Knabe, der auf Tafel II hinter dem Esel schreitet, hat einen solchen Rock an], תולעת שני *tholaath šani* ist die Carmesinfarbe des Kermeswurmes und שש *šeš* ist die feine, weisse ägyptische Baumwolle; von eigentlicher Seide scheint also nicht die Rede zu sein.) Auch Frauen waren des Webens kundig, denn es heisst, „welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen und brachten ihre Werke von *tkeleth, argamon, tholaath* und *šeš* (siehe oben), und welche Weiber solche Arbeit kannten und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaare“. Als Gaben zur Stiftshütte werden ausserdem noch aufgeführt: röthliche Widderfelle, Dachsfelle, kostbare Specereien und Edelsteine. Es

kann daher den Israeliten in Aegypten nicht gar so schlecht ergangen sein, man müsste denn annehmen, dass sie alles dies den Aegyptern geraubt hätten; allerdings erzählen sie selbst, sie hätten von den Aegyptern gefordert: silberne und goldene Geräthe und Kleider; „dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Aegyptern, dass sie ihnen leiheten; und entwandten es den Aegyptern“.

Bei dieser Gelegenheit dürfte auch eine Bemerkung über den Frohndienst am Platze sein, zu welchem die Israeliten in Aegypten gezwungen wurden. Es waren dies keine blossen Handlangerdienste, sondern die Israeliten mussten Ziegel brennen und sich das Material in Aegypten selbst zusammen suchen. Nun ist es natürlich, dass man Niemand befehlen kann, ein Haus zu bauen, wenn er nicht gelernter Maurer ist; daraus folgt also, dass die Israeliten geübte Maurer waren, und dies geht auch daraus hervor, dass sie in Palästina Brunnen gruben, welche nicht nur ausgemauert, sondern wohl auch zum Schutze mit Mauerwerk umgeben wurden. Die Israeliten waren also keine bauunkundige Nomaden, wie etwa die Kalmücken. Vielleicht waren ihnen später die Phönizier in Kunstfertigkeit überlegen, da solche zum Baue des Tempels in Jerusalem verwendet wurden, aber ohne Baugeschicklichkeit waren die Juden nicht.

4. Die weisse Rasse.

Die interessanteste Figur auf Tafel V ist der weisse Libyer, dem der ägyptische Maler sogar hellrothe Conturen gab, um die lichte Hautfarbe nicht durch die schwarzen Linien der Zeichnung zu stören. Wenn man früher in Reisebeschreibungen von weissen Menschen in Nordafrika hörte, so konnte man glauben, es seien Nachkommen der Vandalen, man konnte das Volk der Tuareks, oder, wie sie sich nennen, der Imošarh ebenfalls zu den Vandalen werfen, man konnte die Nachrichten der alten Schriftsteller von blondhaarigen Libyern, Getulern und Maziken am Tritonsee für Fabeln halten, aber nach Aufdeckung der ägyptischen Gräber ist kein Zweifel mehr, dass die Libyer vor vier- oder fünftausend Jahren eben so weiss waren, wie ihre Fürsten noch heute sind. In der Tracht hat sich manches verändert, die heutigen Imošarh tatuiren sich nicht und hüllen den Körper bis auf die Augen in Kleider ein, aber der Rock unseres Libyers zeigt, dass ihre Frauen im Alterthum schon ebenso kunstfertig im Sticken waren, wie sie es heute sind.

Unsere Tafel V bietet ein merkwürdiges Nebeneinander der Kleidung: der weisse baumwollene Kittel des Aegypters, der buntgefärbte Rock des Aethiopen, der gewebte bunte Rock des Aamu und der gestickte Lederrock des Libyers!

Die Libyer gelten als ein Hirtenvolk, aber so wenig der heutige Imošarh Muse hat, seine Heerde zu weiden, da seine Zeit fortwährend mit der Führung von Karawanen in Anspruch genommen ist, so wenig dürfte er in früherer Zeit selbst seine Heerden gehütet haben. Der heutige Imošarh ist der genaue Typus des Jarl im Rigr-Liede, er ist ein Baron, der seine Heerden von den Leibeigenen, dem Ihaggar und Imrhad (hebräisch הגרי *hagri* „Flüchtlinge" und מעטים *mdathim* „Wenige" oder „Geringe") weiden lässt, der, wenn er nichts zu essen hat, sich bei einem seiner Leibeigenen einquartiert; sein Vergnügen ist die unbeschränkte Freiheit und der Krieg, ihm gehört die Wüste, die zwar keinen Grashalm trägt, aber der unvermeidliche Weg zwischen Menschen ist, und deshalb muss ihm Jeder Zoll spenden, der diesen Weg passirt, widrigenfalls sein Leben und Eigenthum dem Wüstenbaron verfallen, der übrigens sich nie an die Taxe bindet, sondern über dieselbe nie rückzahlbare Anlehen macht, und der schliesslich sich nicht bedenkt, den seiner Obhut anvertrauten Reisenden umzubringen. Zwar soll letzteres nur ausnahmsweise vorkommen, denn wie bei den gleich räuberischen Turkmenen kennen diese Wüstenbarone den Begriff „Ehre", und Derjenige gilt als ehrlos, der einen seiner Obhut Anvertrauten nicht sicher zum Ziele führt; aber trotzdem ist Fräulein Tinné ermordet worden und so mögen noch manche Andere spurlos verschwunden sein.

Entgegen der Sitten der arabischen Nomaden, steht die Frau des Imošarh dem Manne gleichberechtigt gegenüber, sie hat sogar ihr eigenes Vermögen, über welches dem Manne keine Verfügung zusteht, und in der Erbfrage entscheidet das Mutterrecht. Sie hat weder zu kochen, noch Holz oder Wasser zu schleppen, noch Korn zu mahlen — das alles ist Geschäft der Sklaven — die Baronin im Zelte beschäftigt sich nur mit Lesen, Schreiben, Musik und Stickerei, besser als die „Mutter" des Jarl im Rigr-Liede, ähnlich wie die Burgfrau im deutschen Mittelalter. Sie macht meilenweite Besuche, Niemand ist sie Rechenschaft darüber schuldig, wie und wo sie ihre Zeit zubringt; sie hat Verehrer, nur darf sie keinen bevorzugen, sie hält Abends Hof, wo sich die Männer versammeln, ihren Liedern zu lauschen, und wo Jedem der Zutritt versagt ist, der eine unehrenhafte Handlung begangen hat.

Es kann keinen grösseren Contrast geben, als das Leben der Frauen der Araber und der Imošarh in derselben Wüste: die Araberin ist mit zehn Jahren eine reife Blume, schön und besungen wie die Rosen, aber ihre Schönheit welkt schnell und die Liebe ihres Mannes schwindet mit ihrer Schönheit, bald ist sie nur mehr eine hässliche Sklavin, welche eine Andere ihren Platz an der Seite ihres Mannes einnehmen sieht. Die Frauen der Imošarh reifen länger und dauern, sie heirathen erst mit dem zwanzigsten Jahre den gewöhnlich dreissigjährigen Mann, aber sie werden in glücklicher Ehe alt und Männer mit hundert Jahren sollen keine Seltenheiten sein. Eigenthümlich ist, dass der Mann erst mit vierzig Jahren das Recht erhält, an den Berathungen des Stammes theilzunehmen, und wenn Gleiches auch in Europa Sitte war, so erklärt sich der alte Spruch, dass die Schwaben erst mit vierzig Jahren gescheidt werden, auf eine einfache und für die alten Schwaben ehrenvolle Weise.

Diese Sittenschilderung erhält noch mehr Gewicht durch die Thatsache, dass der Boden, auf dem dieses Volk nun schon wenigstens sechs Jahrtausende lebt, im Laufe der Zeit nicht fruchtbarer, sondern unfruchtbarer, das Volk daher nicht reicher, sondern ärmer geworden ist, und es ist eine alte Erfahrung, dass die Verarmung ein Volk nicht bessert, sondern verschlechtert. Die Flussbetten der Wüste beweisen, dass einst mächtige Ströme flossen, wo jetzt wasserarme Flüsse dahinschleichen und verschwinden; mit dem grossen Mangel an Wasser vermindern sich die Pflanzen und Thiere, und wo jetzt nur Kameele gedeihen, gab es, wie die Felsen-Inschriften zeigen, früher Rinderheerden. War aber die Sahara früher ein fruchtbarer Boden, besassen die Hirten derselben reiche Viehheerden, so war deshalb der Baron damals sicher so wenig Hirt als heute, sondern er war nur ein reicherer Besitzer eines reicheren Volkes, denn die Imošarh haben sich, wie der Jarl des Rigr-Liedes, nie mit etwas Anderem beschäftigt, als mit Krieg und Eroberung, mit Jagd und Karawanenschutz.

Wenn man im Rigr-Liede die Entstehung des weissen Adels liest, so drängt sich die Frage auf, wie lange mag dies her sein? Unsere Tafel V giebt darüber Aufschluss. Vor fünftausend Jahren lebten weisse Adelige in Libyen, und da die Geschichte dieser Libyer mit den ersten Dynastien der Aegypter verknüpft ist (schon unter dem ersten Könige der dritten Dynastie empörten sich die Libyer gegen die Aegypter), ja, wie es scheint, noch über die Gründung

der ersten ägyptischen Königsdynastie hinausgeht, so könnte man fast vermuthen, die weissen Libyer seien schon zu der Zeit nach Afrika gekommen, wo die letzte Eisperiode in Europa eintrat. Die Steingräber oder Dolmen, welche man in Europa, ja selbst in Indien und in grosser Zahl um das Mittelmeer herum findet, werden von den Imošarh als die Gräber ihrer Vorfahren bezeichnet, in denen sie begraben wurden, bevor das Land den Mohammedanismus annahm. Diese Gräber reichen in die Steinzeit zurück wie der Aufenthalt der Libyer in Afrika.

Der Ursitz dieser Rasse muss aber in Europa zu suchen sein, denn dieses hat zu allen Zeiten weisse Völker als überschäumende Kraft seiner nie verweichlichten Völker an die afrikanische Küste geworfen, und dieselben blonden Köpfe mit den unwirschen blauen Augen, welche später die Römer in Schrecken setzten, sehen wir schon früher mit den Aegyptern streiten, oder als Söldner in ihren Dienst treten. Die meisten dieser Söldner sind bartlos, aber dies scheint weniger eine nationale Eigenthümlichkeit zu sein, als vielmehr mit den jugendlichen Gesichtern der Krieger zusammenzuhängen. Es dürften diese weissen Männer Abenteurer sein, die auf gut Glück zu Schiff in die Welt hinauszogen, sich mit Seeraub beschäftigten oder als Söldner in fremde Dienste traten, wie vor nicht langer Zeit die Schweizer sich gern zu fürstlichen Gardetruppen anwerben liessen.

Die meisten dieser Krieger werden kaum mehr heimgekehrt sein, denn wie wir in Amerika ein New-York, New-Orleans u. s. w. finden, so finden wir eine Stadt Sardes in Lydien und eine Stadt Sarte in Makedonien, welche an den Namen der Sardonier auf Sardinien erinnern, ein Tharsis in Kilikien wie in Spanien und so manche Namensähnlichkeit zwischen europäischen und afrikanischen oder asiatischen Städten, die kaum auf Zufall beruhen dürfte. Es ist sehr bezeichnend, dass die Völkertafel der Genesis die Japhetiten als Insulaner bezeichnet; einige derselben wohnten bestimmt nicht auf Inseln, wohl aber an der Meeresküste, das japhetische Geschlecht der Bibel bestand also aus Seefahrern, den Wikingern der ältesten Zeit, viel früher als die Phönizier sich zu Herren des Mittelmeeres machten.

Gegenwärtig vertheilen sich die Völker nach der Hautfarbe in folgender Weise: schwarz sind die Neger, dunkelgrau die Eskimo, schwarzbraun die Papua, chokoladebraun die Australier, dunkelbraun die Polynesier, kupferbraun sind die Aetas im indischen Archipel, die Malayen, die Ainu in Japan

und auf den kurilischen Inseln, die Indianerstämme Nordamerikas, die Nuba-Rasse in Aegypten und die Araber, gelbbraun sind die Kaffern, lichtbraun die Battak, gelblichbraun die Tschuktschen, gelb sind die Hottentoten, Buschmänner, Aleuten, die südamerikanischen Stämme, weisslichgelb die Samojeden, Mongolen, Chinesen und Japanesen, weiss die Europäer, und zwar im Innern und gegen Norden mehr als an der Meeresküste und im Süden, und in vornehmen Kreisen mehr als das niedere Volk.

II. DIE AEGYPTER.

Aegypten war von Natur keineswegs bevorzugt. Unter einem regenlosen Himmelsstriche gelegen, erhielt es das zum Pflanzenleben nöthige Wasser nur durch einen Fluss, dem keine Bäche zurannen, der während vier Monaten das Land überschwemmte, Thieren und Menschen den Untergang drohend, und durch häufige Aenderung seines Laufes feste Niederlassungen erschwerte. Auf dem von der Ueberschwemmung zurückgelassenen Schlammboden entwickelte sich allerdings ein üppiges Pflanzenleben, aber nur so lange, bis die Sonne den Boden austrocknete; dann verwandelte sich das Land in eine unfruchtbare Wüste. Erst durch die Kunst der Menschen, die den Lauf des Nils regelten, ihm sein Bett durch Dämme vorzeichneten und Canäle gruben, um den Wasserreichthum einer grösseren Bodenfläche dauernd zu erhalten, wurde Aegypten ein fruchtbares Land und der geregelte Nil die Quelle des Reichthums seiner Anwohner.

Zur Zeit der Pharaonen wurde der Boden Aegyptens eingetheilt in *uu* (unsere Aue) „Ackerland“, das war der von Canälen durchzogene Boden, und in *pehu* (Viehweide) oder *hun* (Sumpfland), am Saume der Wüste gelegenes, aber noch von der Ueberschwemmung erreichbares Land, auf welchem an tiefer liegenden Stellen zur Zeit des Hochwassers sich Sümpfe und Seen bildeten, die man, wie aus den Inschriften hervorgeht, zur Zucht der Wasservögel und zum Anbau von Wasserpflanzen in grossartigem Massstabe verwendete; auch der Wein gedieh an solchen Orten in ausgezeichneter Weise; bei allmählicher Austrocknung wurde es noch als Weideland benützt.

Vor der Canalisirung war Aegypten nur solches Marschland und seine Bewohner konnten naturgemäss nur Hirtenstämme sein, Schweinehirten, Schafhirten, Gänse- und Entenzüchter, die nebenbei von den Früchten der

Lotosblume, wildwachsenden Getreidearten und Knollenfrüchten lebten. Ochsen dürften, wie die hohe Verehrung dieses Thieres andeutet, erst später zugleich mit einem geregelten Ackerbau eingeführt worden sein. Dem entsprechend finden wir in dem späteren Kastensysteme Hirten und Fischer als unterste Kasten; am verachtetsten die Schweinehirten, wahrscheinlich weil letztere die Urbewohner waren. Wenn berichtet wird, dass Schweinehirten keinen Tempel betreten durften, so dürfte der Grund wohl darin liegen, dass dieselben von jeher ihren Gott nicht in Tempeln verehrten, sondern in Hainen, welcher Cultus sich in dem benachbarten Phönikien lange erhalten hat; denn da die Aegypter alle fremden Götter verehrten, so hätten sie sicher auch Tempel für den Gott Schwein gehabt, da dieses doch als Schepu (Fig. 48) göttliche Verehrung erhielt.

Um mich mit den gelehrten Aegyptologen, deren tiefe Kenntnisse der ägyptischen Sitten und Lehren Niemand mehr bewundert, als Derjenige, der ihren mühevollen Studien zu folgen Gelegenheit hatte, auseinanderzusetzen, muss ich bemerken, dass nicht nur Menschen, sondern auch Götter sich den veränderten Lebensverhältnissen anpassen mussten. Die ägyptischen Inschriften können uns daher wohl Aufschluss über die Ideen geben, welche die ägyptischen Priester mit ihren Göttern verbanden, sie lassen uns dagegen ebenso im Stich, wenn es sich um den Ursprung dieser Götter handelt, wie die christlichen Legenden, wenn wir nach dem Ursprunge der Heiligenbilder, die gleichfalls meist hieroglyphische Bilder aus alter Zeit sind, fragen. In einem Lande, wo keine Gewitter vorkommen, musste z. B. Khem seine Bedeutung als Blitzgott ganz verlieren, die uns doch unverkennbar aus seinem erhobenen Arme entgegentritt. Ebenso musste bei einem Volke, welches die Schweinezucht verachtete, der Gott der Schweinehirten eine andere Bedeutung erhalten, und wie das Schwein in Indien in den Elephanten verwandelt wurde, so wurde das Schwein in Aegypten der Gott Typhon, das Nilpferd, die Hyäne und ähnliches, indem man charakteristische Merkmale dieser Thiere auf das ursprüngliche Götterbild übertrug. In dieser Beziehung liefert die

Fig. 105. Bes.

Fig. 104. Bes.

vergleichende Bilderkunde die Uebergangsstufen von einer Idee zur anderen, ebenso wie die Hieroglyphen das Band zwischen dem abstracten Begriffe und seiner concreten Grundlage herstellen.

Figur 104 zeigt, dass Gott Bes indentisch mit dem Schweine Schepu war, er hat das gleiche Symbol, das Messer in der Hand, andererseits zeigt Figur 105 Schepu mit der Kegelpyramide, welche als Symbol der Astarte in Phönikien verehrt wurde.

Das Falbenkleid, welches Figur 48*b* zeigt, findet man auf ägyptischen Bildern nur als Kleidung der weiblichen *Rut-en-nu* oder Syrer, ferner auf babylonischen Bildern neben den ältesten Keilschriftformen als Kleider der Priester, auch der Feueranbetenden. Wenn demnach den Aegyptern und Juden das Essen von Schweinefleisch verboten war, und da das Essen stets mit dem Opfer zusammenhing, so folgt daraus, dass die Gottheit dieser Völker in der Vorzeit das Schwein war und dass eine Religionsänderung diesen Gott abschaffte. Dieser Gott war ohne Zweifel Typhon. Das Gleiche gilt vom Verbote des Fischgenusses. Die Aegypter hatten keinen Fischgott, aber die Philister, Babylonier und Inder, und der babylonische Gott trägt den Fisch ebenso wie Bes (Fig. 105) die Mähne. Mit

Fig. 106. Bes.

der Hainverehrung dürfte Figur 106 zusammenhängen, welches den Gott Bes als arabischen Gott der Wohlgerüche zeigt. Die Federkrone, welche er auf dem Haupte trägt und die noch jetzt in Afrika z. B. bei den Mtuta und im Kriegscostüm der Amazulu vorkommt, ist das Symbol der Göttin Anuka, das ist die Erdgöttin (Hestia), deren Kopfschmuck wohl den Wald vorstellen dürfte. Meist ist Bes nackt abgebildet mit dem Riemen um den Bauch, das Prototyp eines Urmenschen; um den Hals trägt er ein Amulet, welches auf den Fetischismus hinweist. Damit hängt zusammen, dass das Schwein als Schutzgeist auf ägyptischen Kinderpuppen (Fig. 107) vorkommt, welche Puppen

Fig. 107.
Aegyptische Kinderpuppe.

allerorten ursprünglich Schutzgeister waren, die den Kindern in die Wiege gegeben wurden, um sie vor Unheil, namentlich vor dem „bösen Blick“ zu bewahren. Daher war Bes trotz seines hässlichen Aeusseren ein guter Geist, wie die nordischen Heinzelmännchen. Der Schwanz, der in fast allen Bildern des Bes demselben beigegeben ist, weist auf den Affengott hin, sowie auch die anbetende Figur 108 desselben die gleiche ist, welche den Affen in Figur 70 charakterisirt und die man auf indischen Bildern des Affengottes Hanuman findet. Während einige Figuren vermuthen lassen, dass das hässliche Gesicht nur eine Maske sei, wie man solche auch in griechischen Königsgräbern gefunden hat, zeigt Fig. 108 eher die Spuren der Tatuirung, welche den Juden ebenfalls verboten war; Figur 109 ist aber geradezu ein Bild des die Harfe spielenden Aamu auf Tafel II. Endlich zeigt Figur 110 Bes auch in Waffenrüstung; dieses Bild soll allerdings aus der römischen Zeit herrühren, aber die Idee, welche es darstellt, ist uralt, es ist das Bild der salischen Priester, die mit dem Schwerte an die Schilde schlagend, ihre Kriegstänze aufführten, das der kretischen Korybanten, die mit Schild und Schwert Getöse machten, damit der kinderfressende Kronos das Weinen des kleinen Zeus nicht höre, und da sich in der Mythologie häufig die Widersprüche begegnen, dürften die Korybanten wohl auch die Molochpriester sein, die mit lärmendem Geschrei den Götzen umtanzten, um das Geschrei der geopferten Kinder zu übertönen.

Fig. 108. Bes.

Fig. 109. Bes.

Auf dem ägyptischen Bilde des Todtengerichtes sehen wir den Affen die sündige Seele als Schwein aus dem Paradiese treiben, was an die auch bei den Griechen herrschende Anschauung erinnert, dass die Seelen der Gestorbenen keine Ruhe hätten, wenn sie nicht begraben würden; diese Idee konnte nur dadurch entstehen, dass die nicht oder schlecht beerdigten Leichen

Fig. 110. Bes.

eine Beute der Schweine und Hyänen waren, denn die Mähne auf mehreren Bildern des Schepu weist offenbar auf die Hyäne hin, andererseits dürften die Steinhügel auf den Gräbern, aus denen sich später die Pyramiden entwickelten, den Zweck gehabt haben, die Leichen vor dem Ausscharren durch Thiere zu schützen.

Der Name Bes wird determinirt durch das Thierfell 𓄛, welches alle vierfüssigen Thiere determinirt, es ist die Haut, welche noch gegenwärtig die Lederhändler als Schild führen. In der Vorzeit wurde in Aegypten auf Thierhäuten geschrieben, der alte Plan des Tempels von Denderah war auf eine solche gezeichnet, die Göttin Sefekh (Fig. 49) trägt ein Thierfell, dasselbe war auch das Kleid eines Priesters, der den Titel Sem führte, also wieder eine Spur, welche auf Semiten führt; im Arabischen heisst بثنة *baznath* „weicher Boden“, בשן *bašan* war eine Gegend am Jordan, berühmt durch ihre Eichenwälder und fetten Weiden. Andererseits wird Bes auch Hai genannt, das ist der Ai des Rigr-Liedes (s. S. 77), der Vater des Thräl, welcher ethnographisch mit dem ägyptischen Schweinehirten identisch ist.

So weisen die Bilder und Namen darauf hin, dass die Urbewohner Aegyptens dieselben waren, welche in der Vorzeit Palästina, Arabien, Babylonien, Indien (die Mahakali, Fig. 41, ist ebenfalls eine Bes-Figur) und selbst den Norden Europas bewohnten, ein Volk, welches der eddischen Schilderung der Thräle entspricht:

> Sie legten Hecken an,
> Misteten Aecker,
> Mästeten Schweine,
> Hüteten Geise,
> Und gruben Torf.

Dieses Volk bewohnte die sumpfigen Niederungen, in welchen sie mühelos ihre geringen Nahrungsbedürfnisse erwerben konnten, wo sie aber auch von dem Malaria-Fieber heimgesucht wurden, welches zwerghafte schwammige Körper erzeugte, zugleich jedoch den scharfsinnigen Geist entwickelte, welchen die Alten dem Ptah oder Thaud, dem Hephaistos oder Hermes und die Nordländer den kunstreichen Zwergen zuschrieben. An Flussufern, Seen oder der Meeresküste wohnend, erfand dieses Volk die Schifffahrt, und darauf weist auch die Identität des Affen mit dem Gott Thaud hin, welche in ägyptischen Bildern hervortritt. Somit sind sie identisch mit den Kabiren, welche die Götter

der Schifffahrt wurden, die Erfinder der Töpferei. In späterer Zeit trennten sich die Beschäftigungen, und damit wurden aus dem Einen Urkabiren drei Kabiren, mit deren drei Weibern sieben Kabiren und mit dem Weibe des Urkabiren acht. Bei den Pelasgern war der Name derselben ein Geheimniss, bei den Juden lernen wir nur die Männer kennen: Noah, Sem, Ham, Japhet; bei den Aegyptern finden wir diese Namen als: Knef (Stamm *nef*=*nua* der Geist, der über dem Wasser schwebt), in verjüngter Form Knef als Widdergott, Khem als Gott des Ackerbaues und Ptah als Gott der Künste und der Schifffahrt.

Hirten und Künstler gehörten den niederen Kasten an, die Ackerbauer, aus welchen die Kriegerkaste sich rekrutirte, waren jedenfalls nicht die Ureinwohner Aegyptens, denn die Hirten waren, sofern sie identisch mit den Aamu sind, gelb, Thaud, das Prototyp der Künstler, ist gleichfalls gelb, die herrschenden Retu aber sind roth von Hautfarbe, wie der Karl der nordischen Sage, und ein entschieden anderer Menschenschlag als die Hirten, mit denen sie sich übrigens, wie die gelben Frauen neben den rothen Männern (siehe Taf. I) beweisen, vermischten.

Auf die Einwanderung der Rothhäute dürfte sich eine Legende beziehen, welche im Tempel zu Edfu dargestellt ist und aus hohem Alterthum herstammt, denn wenn auch der Tempel ein Bauwerk aus der Ptolemäerzeit ist, so besagen doch die Inschriften, dass der neue Tempel genau in der Weise des alten nach den Tempel-Archiven errichtet wurde. Diese Legende berichtet von den Kämpfen der Hor-šasu mit dem Typhon, welch letzterer, wie wir oben gesehen haben, das Symbol der Ureinwohner und der gelben Rasse ist.

Die ägyptische Geschichte kennt nur zwei Einwanderungen, die der Hor-šasu und die spätere der Hek-šasu; während aber die letztere nur als tempelzerstörend sich in der Erinnerung erhalten hat, hat die Tradition mit der ersteren eine Reihe von Tempel- und Städtegründungen in Verbindung gebracht. In der Weise nämlich, wie in der Bibel Ortsnamen mit Begebenheiten in Verbindung gebracht wurden, z. B. ,,Und Jakob hiess die Stätte Pniel, denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen", heisst es auch in der Horus-Legende, dass die Namen der ägyptischen Städte von den Begebenheiten des Horus-Krieges herstammten. Mögen nun diese Etymologien im Einzelnen begründet sein oder nicht, so viel Kern dürfte ihnen jedenfalls zugrunde liegen, dass die Hor-šasu in Aegypten eine cultivirende Thätigkeit entwickelten.

Die Tempelbilder von Edfu führen zwar kein Volk auf, sondern nur drei Personen, nämlich Horus, Hat-hor und Thaud, letzteren als Führer, die Tradition spricht aber von einem Volk Hor-šasu, d. h. Genossen des Horus; wenn demnach Horus ein Volk repräsentirt, so dürften Hat-hor und Thaud, sowie auch Typhon Völker repräsentiren. Den letzteren haben wir bereits als den Vertreter der in den Sümpfen des Nils wohnenden Schweinehirten kennen gelernt; Thaud war der Gott der Schreiber und der Erfindungen, er dürfte, da das ägyptische Priestersymbol das Wasser und Thaud der Wasservogel ist, die Priesterschaft vertreten; Hor und Hat-hor vertreten ein kriegerisches Volk, die letztere haben wir bereits (S. 56) als Amazone kennen gelernt. Hor, der Sperber, entspricht dem europäischen Falken (Falkenhemden trugen die nordischen Götter, wenn sie fliegen wollten), Falken weisen auf Bergbewohner und auf dieselben weist der ägyptische Khem (Fig. 3 und 4), der niemand Anderer als der indische Berggott Mahadeva ist, denn auch aus seinem Haupte entspringt der Fluss, der als eine Art Zopf von seinem Kopfe zur Erde reicht. Auf dem Flusse gelangten die Hor-šasu in das Land, denn

Fig. 111. Scene aus der Horus-Legende.

stets ist Horus zu Schiffe dargestellt (Fig. 111) und auch hier tritt der amazonenhafte Charakter der Hat-hor hervor, denn sie betheiligt sich thätig am Kampfe, indem sie das Seil der Harpune hält, welche auf das Flusspferd

Typhon geschleudert worden ist. Damit stimmt die geachtete Stellung der Frauen in Aegypten überein, welche zu wiederholten Malen den Thron bestiegen haben, um die Regentschaft für minderjährige Fürsten oder in Ermanglung männlicher Nachfolger zu führen, sowie der Umstand, dass überhaupt in der Erbfolge das Mutterrecht galt. Der Umstand, dass Thaud den Führer des Horus macht, lässt vermuthen, dass Händler die Krieger in das Land gerufen oder geführt haben, und damit hängt auch die Errichtung von Tempeln zusammen, welche nicht nur den Mittelpunkt, sondern auch den Anfang der Städte bildeten, denn um die Heiligthümer siedelten sich die Handwerker und Handelsleute an, welche sowohl für die Gegenstände des Cultus sorgten, als auch an die Landleute, welche zum Tempel kamen, ihre Waaren absetzten und die Märkte waren stets mit Götterfesten verbunden.

Städte konnten aber nicht gegründet werden, so lange das Land ein Sumpf war, und in dieser Beziehung enthält die Horus-Legende wieder eine charakteristische Andeutung. Typhon wurde nämlich nicht nur erlegt, sondern auch in zehn Theile zerstückelt, wovon neun je einem der neun grossen Götter Aegyptens geopfert wurden. In diesem Sinne ist das Flusspferd Typhon das Sumpfland selbst, welches nicht nur in Gaue zerstückelt wurde, sondern auch der Boden, der durch Anlegung von Canälen entwässert und zu fruchtbarem Ackerlande gemacht wurde. Gerade so wurde in der Osiris-Sage Osiris von Typhon in vierzehn Theile zerstückelt, und wie Isis jedes einzelne dieser Stücke in einen nachgebildeten Körper birgt und in den Tempeln hinterlegt, so dass die Priester jedes Tempels glaubten, sie besässen allein den wahren Leib des Osiris oder das wahre Osirisgrab, so besassen auch die Horustempel je ein Stück des Typhon, der somit identisch mit seinem späteren Widersacher Osiris ist.

Wie man die Erde zertheilte, so theilte man auch den Himmel und hiermit dürfte die Abbildung des Sternenhimmels zusammenhängen, welche man in dem Tempel zu Denderah gefunden hat. Zwar ist auch dieser Tempel, welcher in neuester Zeit aufgefunden worden ist, in der Ptolemäerzeit erbaut worden, aber auch er wurde an Stelle eines alten Tempels errichtet, dessen Gründung in die Zeit der Hor-šasu verlegt wurde und nach einem Plane, der in den Tempelarchiven auf Gazellenhaut gezeichnet aufbewahrt wurde, er war also älter als die Erfindung des Papyrus, von welchem Exemplare aus der Zeit der Hek-šasu vorhanden sind. Ob bei dem Neubau des Tempels der

alte Sonnenkreis eine zeitgemässe Veränderung erfahren hat, mag dahingestellt bleiben, Thatsache ist, dass der uns in der Facsimile-Beilage II vorliegende „Thierkreis von Denderah“ manche alterthümliche Spuren aufweist.

Zunächst wird das Himmelsbild von vier Doppel-Horusfiguren und vier Frauen eingefasst, welche das Himmelsgewölbe trugen. Ursprünglich gab es nur vier Himmelträger, wie in der Edda unter die vier Himmelseiten vier Zwerge (Alfen = *halfa,* Himmelseite) gesetzt wurden. Diese vier Himmelseiten wurden dann in acht erweitert, indem geradeso wie den Göttern Göttinnen zur Seite gegeben wurden, den vier Horus vier weibliche Hat-hor beigegeben wurden. Durch die Verdopplung der Horusfigur entstand die Zahl zwölf, und die aufgehobenen Hände dieser zwölf Figuren zeigen die vierundzwanzig Stunden des Tages an (lateinisch *hora* „die Stunde“).

In der Mitte der Himmelsbilder sehen wir zwei ineinandergeschobene Kreise, von denen der eine den Gott Taur als Mittelpunkt hat und aus den zwölf Thierkreiszeichen besteht, während der zweite die Schlange zum Mittelpunkte hat und aus einer Reihe anderer Figuren gebildet ist. Dem Gotte Taur (dem Nilpferd) entspricht hier nicht, wie ich Seite 67 angegeben habe, der grosse Bär, sondern das Sternbild des Drachen, wie im griechischen Sternenhimmel, aber die Vermuthung liegt nahe, dass in älterer Zeit die leuchtenden Sterne des grossen Bären als Nordpol galten, während eine genauere Beobachtung später ergab, dass den Nordpol ein Stern des kleinen Bären bildete, der hier als Schakal-Anubis den Mittelpunkt einnimmt. Diese Correctur dürfte aus der Ptolemäerzeit stammen. Darnach ist der grosse Bär in unserem Himmelsbilde durch die Ochsenkeule vertreten, welche im Aegyptischen *ām* heisst. Zieht man eine Linie mitten durch die Himmelskugel, quer über das Bild, so nimmt das Nilpferd die obere Hälfte, das Reich des Typhon ein, in dieses fallen sieben Thierkreisbilder, nämlich Jungfrau (mit der Aehre), Wage, Skorpion (im Westen), Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, während im unteren Theile, unserer warmen Zeit, Widder, Stier, Zwillinge (hier Mann und Frau), Krebs und Löwe fallen. Auffallend ist, dass das Sternbild des Krebses ausser dem Cirkel liegt, so dass der Kreis nur eilf Sternbilder hat; doch die übliche Erklärung, dass durch die Stellung des Krebses über dem Löwen angezeigt werden sollte, dass hier der Jahresanfang sei, ist nicht stichhältig. Dagegen beweisen die eilf Stämme Israels (vor der Einwanderung in Palästina, wo der nachgeborne Benjamin zur Welt kam), die

Thierkreis von Denderah.

zweiundzwanzig Buchstaben des phönikischen Alphabets und die Eintheilung Aegyptens in zweiundzwanzig Nomos, dass in Babylon und Aegypten in alter Zeit nur eilf Thierkreisbilder bekannt waren. Berücksichtigt man ferner, dass die Griechen auch nur eilf Thierkreiszeichen kannten, indem sie die wenig auffallenden Sterne der Wage für die Scheren des Skorpions hielten, so standen den unteren fünf Zeichen auch nur fünf obere Zeichen gegenüber und so ergeben sich die zehn Monate der Keilschrift und zugleich eine unabhängige Entwicklung des ägyptischen und griechischen Thierkreises. Dies alles kann nicht aus der Ptolemäerzeit stammen, es muss viel älter sein. Gegen eine willkürliche Versetzung der Sternbilder spricht entschieden der Umstand, dass das vorliegende Himmelsbild ziemlich unserem gegenwärtigen Himmelsglobus entspricht.

Dieser Thierkreis ist aber der ägyptischen Welt stets fremd geblieben, sie begann ihr Jahr nicht im Winter, sondern im Sommer mit dem ersten Thot, und dieser ägyptischen Jahresrechnung entspricht der zweite Kreis, der oben erwähnt wurde. Dem Nilpferd Taur in der oberen (oder nach dem Sonnenstande gemessen, in der unteren) Region treten uns auf dem ägyptischen Himmelsbilde drei Figuren entgegen: Osiris in schreitender Bewegung, Horus auf einer Lotussäule sitzend und Isis als Kuh mit dem Sothissterne (Sirius) zwischen den Hörnern, mit dessen Aufgehen das ägyptische Jahr begann. Ziehen wir in der Mitte des Himmelsbildes eine gerade Linie von oben nach unten, so durchschneidet dieselbe genau den Horus, dessen Sternbilder also einstens den Jahresanfang anzeigten, und dieser Umstand beweist das hohe Alterthum der vorliegenden Thierkreise.

Auf Isis, die Kuh, folgt Sati oder Neith mit dem Bogen, dann die Göttin mit den Wasservasen, welche dem Wassermanne der entgegengesetzten Seite entspricht, hierauf Isis mit dem Kinde, dann der ochsenköpfige Bauer mit der Jäthacke, hierauf der Löwe, welcher den Beginn der trockenen Jahreszeit anzeigt, dann das Nilpferd, dann der Sonnengott Ra, hierauf ein Gott mit der Hieroglyphe des Horus, dann das kopflose Thier, über welchem sich ein Mann mit dem Schakal befindet, der dem jetzigen Sternbilde des Fuhrmann entspricht, dann folgt eine Gruppe, bestehend aus einem doppelköpfigen Manne, dem canalisirten Lande zwischen den Fischen und einer Göttin mit dem Schweine, hierauf löwenköpfige Göttin Paχt mit der Göttin Taur, endlich Osiris der Richter oder Abschliesser des Jahres. Es ist nicht genau zu entnehmen, ob dieser

zweite Kreis sechzehn oder vierzehn Sternbilder zählt, im letzteren Falle würde er die Mondhäuser bedeuten, welche noch gegenwärtig in Arabien statt der zwölf Thierkreiszeichen beobachtet werden, und zwar wäre die Pacht *El šartain* (β und γ im Widder), die Taur *El butain* (ε δ und 3 ρ im Widder), beim Stier fehlen die entsprechenden Bilder *El θurya* (die Pleyaden) und *El dabaran* (α im Stier), Osiris wäre *El haqà* (Kopf des Orion), der Phönix zu den Füssen des Osiris *El haqà* (γ und ξ in den Zwillingen), Horus *El δirà* (β in den Zwillingen am 4. des Monates Tamuz), die Kuh oder *El meθra* (die Krippe mit den beiden Eseln), Sati *El terf* (ξ im Krebse, λ im Löwen), die Göttin mit den zwei Vasen *El džebha* (ζ γ ρ im Löwen), und *El zubra* (δ und θ im Löwen), Isis mit dem Kinde, *El serfa* (β im Löwen), und *El òwa* (β η γ δ ε in der Jungfrau), der Ackerbauer *El simak* (Spica), Löwe und Typhon *El γafr* (φ ι κ in der Jungfrau) und *El zubana* (α β in der Wage), das Kind *El iklil* (β δ π im Scorpion), Ra *El qalab* (Antares), dazwischen fällt *El šaula* (λ υ im Scorpion), *El nàayim* (8 Sterne im Schützen) und *El beneda* (eine sternleere Gegend im Schützen), der Mann oder Horus *Sàd el δabih* (α β im Steinbock), der Thierrumpf *Sàd bulà* (μ ν ε im Wassermann), der folgende Mann *Sàd el sàud* (β ξ im Wassermann) und *Sād el χabya,* die Frau mit dem Schweine, das canalisirte Land und das göttliche Auge würden *El Ferg al muqadim* (α β im Pegasus), *El Ferg al muχar* (γ im Pegasus und α in der Andromeda, sowie *Betan el Hut* (β in der Andromeda) entsprechen. Von den gegenwärtigen arabischen Mondstationen würde sich dieser Sternkreis dadurch unterscheiden, dass letzterer nur hervorragende Sternbilder umschloss und daher nicht streng mathematisch abgetheilt war.

Von hohem Alter sind die sechsunddreissig Dekane, welche den Rand des Himmelsbildes umgeben und den ägyptischen Wochen zu zehn Tagen vorstanden; auch diese sind nicht gleichmässig vertheilt, an manchen Stellen zusammengehäuft, während an anderen Stellen breite leere Stellen klaffen. Aber gerade dieser Umstand spricht dagegen, dass die Aegypter willkürlich das Sternbild des Krebses über den Löwen gestellt haben sollten, um den Anfang des Jahres anzudeuten. Diese Dekane, welche zugleich auch den Körpertheilen und den Krankheiten vorstanden, welche vielleicht auch in der Horoskopstellung bei der Geburt eines Kindes beachtet wurden, lassen klar erkennen, dass der Ursprung der ägyptischen Vielgötterei am Sternenhimmel zu suchen ist, oder dass sie wenigstens durch die Verquickung alter Götter

mit der Sternenkunde in ähnlicher Weise erhalten wurde, wie noch jetzt die alten griechischen Götter unsere Sternkarten bevölkern.

So deutet uns die Entwicklung der Himmelskunde eine von geistigem Streben beseelte Vorzeit an, aus der nur schwache Mythenanklänge herüberklingen, die aber älter ist, als die Begründung des Königthums in Aegypten, denn der Einfall der Hor-šasu in Aegypten soll vor der Königszeit stattgefunden haben; es war die Zeit der Heroen (des Ahnencultus der Chinesen) und, wie wir gesehen haben, die Zeit des Ursprungs der Reliquien, welche wir später in Indien im Buddha-Cultus neu entstehen sehen.

Nun drängt sich die Frage auf, wo kamen die Hor-šasu her? Der Name Denderah weist auf Babylon, und in der That finden wir auf den ägyptischen Bildern unter den gefangenen Babyloniern dieselben rothbraunen, dicklippigen Gestalten, als welche wir die Aegypter kennen gelernt haben, und wir finden sie mit gelben Menschen gemischt, wie in Aegypten, wir finden aber auch weisse Leute dabei, so dass es unklar bleibt, welches die eigentliche Bevölkerung Babylons war. Die Hor-šasu waren ohne Zweifel Astronomen, aber dies waren nicht nur die Babylonier, dies waren auch die Sabäer im Süden Arabiens, dort wo die Šasu wohnten, welche wir oben mit der Nuba-Rasse verglichen haben. Allerdings wird der Name dieses Volkes anders geschrieben als der gleiche in Hor-šasu, jener mit , dieser mit , das erstere bedeutet „Feld“ und ist identisch mit dem hebräischen שש *šeš* Byssus, das letztere bedeutet „folgen, begleiten“, aber gleichwohl können beide Wörter wurzelverwandt sein, wie in unserer Sprache das Wort „Sprossen“ sowohl von Pflanzen wie von den Nachkommen der Menschen gebraucht wird. War die Bedeutung dieselbe, so unterschieden sich Hor-šasu und Hek-šasu durch *hor* und *hek* und letzteres ist das Zepter des Hirten, jene also waren Jäger, diese Hirten. Jäger und Landmann war der Esau, die Ackerbauer wurden in der Edda von den Jägern beschützt, und hierbei fällt uns die Aehnlichkeit des Horusbildes (Fig. 111) mit dem, welches die Demeter und den Triptolemos (Fig. 76) vorstellt, wie dort der Pflug durch Schifffahrer eingeführt wurde, so scheint er auch in Aegypten durch die Hor-šasu eingeführt worden zu sein und die städtegründenden Hor-šasu wären demnach die canalisirenden und pflügenden Ackerbauer gewesen, welche von Aegypten bis nach China die Cultur verbreiteten, ja selbst in Südindien steht der Javane in gleicher Weise den Urbewohnern gegenüber.

Horus war der Sohn des Osiris, Osiris ist jedenfalls der Assur, wovon Assyrien den Namen hat, Assur ist aber bei den Persern, welche *s* in *h* verwandeln, der Ahuramazda, welchen Zoroaster verkündigte; Ahura ist wiederum Horus und Hat-hor, das beweist die Darstellung desselben auf persischen Bildern (Fig. 112), wo er dieselbe Krone, welche bei dem ägyptischen Ackerbaugotte Khem vorkommt, und Flügel trägt, welche sich an den Sperberkopf des Horus anschliessen könnten, das beweist ferner die Darstellung des Ahuramazda als Ferver oder Seele (Fig. 113), welche vollständig der geflügelten Sonnenscheibe der Aegypter entspricht. Da nicht anzunehmen ist, dass die Perser von den Aegyptern entlehnt haben, so müssen persische Symbole nach Aegypten gekommen sein, oder Babylon muss der Ort gewesen sein, von wo die Symbole zu den Persern einerseits und zu den Aegyptern andererseits übergingen. Aber Symbole deuten nur auf eine Cultur-Verwandtschaft, sie lassen die Körper unberührt, und wenn es uns an der Hand dieser Symbole leicht wäre, nachzuweisen, dass die Aegypter Arier waren, so dürfen wir nicht ausser Augen lassen, dass zwischen den vollbärtigen Persern und den bartlosen Aegyptern ein grosser Unterschied ist. Zwar deutet der angeklebte Bart, den ägyptische Könige und Götter tragen, auf einen Ursprung des ägyptischen Adels von einem bärtigen Volke, aber destomehr fällt der mangelnde Bart auf.

Fig. 112. Ahuramazda.

Fig. 113. Ahuramazda.

War dieser mangelnde Bartwuchs Natur oder Product der Kunst? Das Letztere dürfte wahrscheinlicher sein, denn die Priester pflegten nicht nur den Bart, sondern das ganze Kopfhaar und überhaupt alle Haare am Körper zu beseitigen, offenbar um das Ungeziefer, welches bei den Hirten und wahrscheinlich auch bei den schweinehütenden Urbewohnern üppig wucherte, zu beseitigen. „Gott hasset die Unreinheit“ war die Hauptlehre der ägyptischen Priester, ihr Symbol das Wasser, ihre Pflicht häufiges Baden. Durch Reinheit des Körpers und des Herzens wirkten sie bildend auf das Volk, und als radicales Mittel, dem Ungeziefer vorzubeugen, empfahlen sie das Abscheren des Haares

und des Bartes. Ob in Folge dessen die Bartlosigkeit Natur ward, lassen wir dahingestellt.

Zur Zeit, als die Hor-šasu Aegypten besetzten, gab es keine Könige, es scheint dagegen aus jener Zeit die Gauverfassung zu stammen. Die Hochhaltung der Persönlichkeit, welche in Indien, Turkestan, Arabien, Palästina, Griechenland und Deutschland einer Universalherrschaft widerstrebte und diese Länder in kleine Fürstenthümer oder Republiken zersplitterte, scheint auch in Aegypten vorgeherrscht zu haben, bis es Mena gelang, eine Dynastie zu gründen, und während der Zeit von der vierten bis zur zwölften Dynastie scheint wieder ein Rückfall in die Zersplitterung eingetreten zu sein, wie er ja auch den Chinesen nicht erspart blieb.

Wohl aber wurde durch die Gründung kleiner Fürstenthümer der späteren Königsherrschaft vorgearbeitet, indem in den einzelnen Gauen Cultur und Wohlstand geschaffen wurde. Das dem Strome abgerungene Land wurde unter das Gefolge eines Häuptlings vertheilt, welches dasselbe bebaute und einen Theil des Ertrages an den Fürsten und die Tempel ablieferte. Wenigstens wurde im Alterthum im Allgemeinen in dieser Weise colonisirt, und auch die ägyptischen Bauern scheinen weder freie Besitzer des Bodens, noch an die Scholle gebundene Sklaven, sondern eine Art Pächter gewesen zu sein.

In der Bibel wird uns bei Gelegenheit der Geschichte Josef's eine Tradition mitgetheilt, welche erzählt, wie die ägyptischen Bauern ihr Grundeigenthum verloren. Es seien nämlich auf eine Reihe äusserst fruchtbarer Jahre eine Reihe unfruchtbarer Jahre gefolgt. Der Pharao habe in Folge eines Traumes, den Josef deutete, während der fruchtbaren Jahre Korn sammeln lassen und dasselbe in den unfruchtbaren Jahren an seine Unterthanen verkauft, welche ihm, nachdem sie ihre Habe dafür verkauft, zuletzt ihr Grundeigenthum und ihre Freiheit gegen Korn dahingegeben hätten. Es ist schwer zu sagen, was an dieser Erzählung Wahrheit und was Dichtung ist, Thatsache ist, dass in China der Kaiser Eigenthümer des ganzen Landes war und in fruchtbaren Jahren Getreide aufspeicherte, um in unfruchtbaren Jahren sein Volk vor dem Verhungern zu schützen; es ist wahrscheinlich, dass ähnliche Verhältnisse in Aegypten bestanden, deren Ursprung man durch die oben citirte Tradition zu erklären suchte, es ist aber keine Thatsache bekannt, dass das Grundeigenthum der Bewohner jemals auf diese Weise Eigenthum des

Landesfürsten geworden ist, immer ist Landeigenthum durch Eroberung Eigenthum der Fürsten geworden und hungernde Völker wären viel eher der Versuchung erlegen, die fürstlichen Vorrathskammern zu plündern, bevor sie in ein solches Tauschverhältniss eingetreten wären. Am allerwenigsten konnte diese Geschichte zu der Zeit stattgefunden haben, zu welcher dieser Josef gelebt haben soll, denn schon viel früher hatten die ägyptischen Könige, wie der Pyramidenbau des Khufu beweist, die Kräfte der ganzen Landeseinwohner zur unbeschränkten Disposition. Erinnern wir uns aber, dass Josef als Abraxas gefeiert wurde, betrachten wir die Aehnlichkeit des hahnenköpfigen Abraxas (Fig. 10) mit der Horusfigur, so ist es begreiflich, dass eine ältere Mythe auf eine jüngere Zeit übertragen werden konnte, und dass der Gebrauch der Vorrathskammern auf die Hor-šasu zurückreicht.

Auch in der Horus-Legende tritt eine solche Zeitverwechslung hervor, denn wenn wir hier die Astarte als Königin der Pferde, als Frau des Kriegswagens erwähnt finden, so liegt offenbar eine Verwechslung der Hor-šasu mit den Hek-šasu vor; nur die letzteren hatten Pferde und Kriegswagen, vor ihnen waren Pferde und Kriegswagen in Aegypten unbekannt.

Auf einer gleichen Verwechslung mag auch die Herrschaft der Götterdynastie beruhen, die der Zeit der Hor-šasu vorausgegangen sein soll; die Götter, welche hier aufgeführt werden: Ptah, Ra, Schu, Seb, Osiris, Seth, Horus waren weder die einzigen, noch die wichstigsten, wir haben oben im Thierkreise von Denderah eine Reihe von 36 Göttern oder Dekanen kennen gelernt.

Nach den Götterdynastien und Heroen folgte nach der ägyptischen Tradition durch 350 Jahre die „Herrschaft der Todten". Die Bedeutung dieses Ausdruckes ist zu dunkel, als dass sich Vermuthungen daran knüpfen liessen, möglicherweise war es die Zeit von Anarchie und Bürgerkriegen, welche die Sehnsucht nach geordneten Zuständen unter der Leitung eines Herrschers erweckte, denn an diese Zeit schliesst sich die Herrschaft der ersten Dynastie, welche von Mena eröffnet wurde. Um sich die Gaufürsten zu verbinden und ihnen den neuen Zustand erträglicher zu machen, führte Mena ein prächtiges, aber steifes Hofceremoniel ein, welches später von dem Könige Teχnaktis, als er während eines Feldzuges gegen die aufständischen Araber die Freiheit des Lagerlebens gekostet hatte, verflucht wurde, gleichwohl sich aber durch die ganze Dauer der ägyptischen Dynastien erhalten hat, weil es einerseits

dem Könige die Anhänglichkeit des Adels, andererseits die Unterthanen vor den Gewaltthätigkeiten der Könige sichern sollte.

Die Söhne der vornehmsten Priester, gut erzogene junge Leute von mehr als zwanzig Jahren, waren die stete Umgebung des Königs. Sein Tagewerk war streng geregelt. Morgens, nachdem er geweckt worden war, hatte er die von allen Theilen des Reiches eingelaufenen Briefe zu lesen und darüber zu entscheiden, dann nahm er ein Bad und legte hierauf die Abzeichen der königlichen Würde an (siehe Taf. VI), um den Göttern zu opfern. Der Oberpriester trat, wenn die für das Opfer bestimmten Thiere zum Altare geschafft waren, in des Königs Nähe und hielt mit lauter Stimme ein Gebet, die Götter möchten dem Könige, der seine Unterthanen pflichtgemäss schütze, Gesundheit und alle anderen Güter schenken; hierauf pries er die einzelnen Tugenden des Königs, indem er sagte, der König sei gottesfürchtig, mild gegen die Menschen, enthaltsam, gerecht, grossherzig, und dazu wahrhaftig, gütig im Geben, beherrsche alle seine Leidenschaften, ahnde die Fehler mit geringeren als den verdienten Strafen, und vergelte Denjenigen, die ihm wohlgethan, mit einem Danke, der grösser sei als die Wohlthat war; dann verfluchte der Priester die vom Könige begangenen Sünden, ihn selbst von jedem Vorwurfe freisprechend, dabei Verderben und Strafe auf Diejenigen herabwünschend, die dem Könige im Bösen gedient oder dazu gerathen hatten. So aber verfuhr der Priester theils deswegen, um den König gottesfürchtig zu stimmen und zum Guten anzulenken, theils um ihn überhaupt an geziemende Schranken zu gewöhnen, was leichter durch gewinnende Lobsprüche auf seine Tugend als durch kränkende Zurechtweisungen erreichbar schien. Wenn alsdann die Opferschlachtung vorüber war und der König bei der Eingeweideschau glückliche Zeichen vorgefunden hatte, so las der heilige Schreiber aus den heiligen Schriften die Beispiele der ausgezeichnetsten Männer vor, damit der König dieselben nachahme. Aber nicht nur für die öffentlichen Geschäfte war der König an bestimmte Zeitstunden gebunden, sondern auch für Spazierengehen, Baden, Schlafen, kurz, für alle Verrichtungen des Lebens. Seine Nahrung musste sehr einfach sein, man setzte ihm nur Kalb- und Gänsefleisch und ein bestimmtes Mass Wein vor, womit er sich nicht überladen konnte.

Es entspricht dieses Ceremoniel ganz dem Bande Gleipnir der nordischen Sage (S. 138) und die Priester haben mit diesen Einrichtungen, die wir

in ähnlicher Weise bei allen orientalischen Herrschern finden, ihre grosse Menschenkenntnis und Klugheit an den Tag gelegt. Diese demüthigen Männer herrschten über den König, der sie zu beherrschen meinte. So lange das Priesterthum von einem ernsten Streben, Gutes zu wirken, beseelt war, musste dieses System die besten Früchte für das Volk tragen, aber die Priester sind auch Menschen und der Herrschsucht wie dem Eigennutz zugänglich und die besten Einrichtungen schlagen zum Verderben aus, wenn ihr Geist sich verflüchtigt und sie zu leerem Formelwerk herabsinken. Die Geschichte Aegyptens lehrt, dass dieses Ceremoniell kräftige Fürsten nicht zu binden und schwache nicht zu stärken vermochte, auf Epochen des Glanzes folgten Epochen der Erniedrigung, nur das Priesterthum wusste stets seinen Vortheil zu wahren.

Natürlich wurde den Prinzen die beste Erziehung zu Theil; wie die Könige entweder aus Priestergeschlechtern stammten, oder, wenn sie von Kriegern stammten, bei ihrer Krönung in den Priesterstand aufgenommen wurden, so wurden auch die Prinzen wie die Söhne der Priester erzogen und in allen Wissenschaften unterrichtet. Daher finden wir die ältesten Könige als Culturträger, Mena regulirt den Lauf des Nils bis zum Delta, gräbt dort dem Flusse ein sicheres Bett und gründet auf dem so gewonnenen Boden die Stadt Memphis; sein Nachfolger Athot baute den Palast zu Memphis und schrieb medicinische Werke, Kaekhos (der Name erinnert an den König Kaikaus der persischen Sage) führte den Cultus der Stiere ein, womit die Einführung der Rindviehzucht und die Verwendung derselben zum Pflügen im Zusammenhange stehen dürfte, denn ohne Zweifel beabsichtigte man anfangs nur durch sorgfältige Pflege gute Zuchtstiere zu erhalten, erst die gedankenlose Nachäffung und Uebertreibung der alten Vorschriften machte aus den Thieren unnütze Göttersymbole, welche, statt ihren Beruf zu üben, auf prächtigen Lagern in den Tempeln ein fruchtloses Dasein vollführten. Tosorthros zeichnete sich durch Kenntniss der Medicin aus, führte das Behauen der Werksteine ein (noch das mosaische Gesetz verbot, behauene Steine zum Bau des Altars zu verwenden, da das Eisen den Stein entheilige, die Juden theilten also den Glauben der Cyclopen) und wendete seine grösste Aufmerksamkeit auf die Schrift.

Brugsch bemerkt dazu, dieser König dürfte das hieroglyphische System vervollkommnet und für den Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet haben,

und damit stimmt überein, dass die älteren Bauwerke keine Schrift zeigen, während in den Gräbern der dritten und vierten Dynastie das Hieroglyphen-System uns in vollendeter Weise entgegentritt, ohne dass eine Spur allmählicher Entwicklung bemerkbar ist. In eben diesen Gräbern findet man auch jene cursive Form, welche unter dem Namen „hieratische Schrift" bekannt ist und in ihrer ältesten Form Aehnlichkeit mit der chinesischen Tschwan-Schrift zeigt. Daraus lässt sich folgern, dass man sich in ältester Zeit in Aegypten ebenso der blossen Malerei bediente, wie die amerikanischen Völker, und dass eine fremde Lautschrift den Anstoss gab, auch die Bilder als Lautzeichen zu behandeln. Hiermit dürfte die Sage zusammenhängen, dass Thaud die Buchstabenschrift erfunden habe. Dieser Thaud war jedenfalls der Kabirengott Ptah.

Eine Buchstabenschrift in unserem Sinne waren die Hieroglyphen nie, die ägyptische Sprache war arm an Worten wie die chinesische, in der Sprache musste die Geberde den Sinn des Wortes erläutern, in der Schrift das Bild, darum wendete man gerne Wortbilder an, ebenso führte der Gebrauch von Silbenzeichen für die Anlaute dazu, die Auslaute noch extra zu schreiben, damit keine Missdeutung erfolge und so herrscht in der ägyptischen Schrift das Bestreben nach Genauigkeit noch weit mehr vor, als man in unserer Schrift „Lehre" und „Leere", „war" und „wahr", „Sein" und „sein" unterscheidet.

Unsere Tafeln II und VI zeigen Hieroglyphen in farbiger und gewöhnlicher schwarzer Form. Auf Tafel II finden wir von links nach rechts geschrieben: 𓂻 *i*, die Füsse bezeichnen „gehen", 𓏏 *t* ist Flexion, 𓂻𓏏 heisst *i-t*, „Ankunft", 𓁶 *hr* ist ein Kopf mit der Bedeutung „oben", aber auch „auf, für, wegen", hier „um zu"; 𓂻𓈖 besteht aus 𓎛 *n*, die Füsse bedeuten „gehen", *an* „bringen", 𓈖 *n* ist als unterstützend beigeschrieben; 𓄟 *ms* 𓋴 *s* 𓍿 *θ* (das englische *th*) 𓅓 *m* lautet *mesθem* „Augenschminke", das ist zu erkennen aus dem beigesetzten Auge mit dem Strich darunter, der Kugelform oben und den Pulverkörnern unten; 𓂻𓈖𓆑 *an-nef* (welche) „bringen ihm" (dem Gaufürsten Khnumhotep), 𓂝 *a* 𓂝 *a* 𓅓 *m* (die Aam), 𓌙 ist ein Bumerang und bedeutet „ausländisches Volk", dasselbe bedeutet der dahintersitzende gebundene Mann, denn „fremd" und „Feind" waren den Aegyptern gleichbedeutend; dahinter ist die Zahl 37, wobei zu bemerken ist, dass 𓎆 ursprünglich die Zwei war, aber als zweite Potenz, die nächst höhere Zahl der Decade, also

Zehn, bedeutet (wie die römische V [zwei] die Potenz fünf wurde). Zwischen den Personen steht *hq* (der Hirtenstab heisst *heq*, armenisch *haik* „Herr", *q* ist als unterstützend beigegeben), Zeichen für Land und Volk, *abša*, d. h. Häuptling des Landes Abscha. Es mag uns lächerlich erscheinen, dass die Ankunft von 37 Beduinen als ein ausserordentliches Ereigniss verewigt wurde, wir verdanken jedoch dieser Eitelkeit einen kostbaren Einblick in die Zustände der Vorzeit.

Auf Tafel VI sind die Hieroglyphen in Säulen geschrieben, und zwar sind die Zeichen der Säule rechts von links nach rechts, die der linken Säule umgekehrt geschrieben, die Namen sind in Schilde eingefasst, welche an die sich in den Schwanz beissenden Schlangen erinnern, die zuweilen nordische Runenschriften umgeben. Wir finden zunächst *nb* „Herr", *ta-ui* „der beiden Länder" (dieser Titel wird auf Ober- und Unter-Aegypten bezogen, er wird auch durch oder durch ersetzt, immer in der Bedeutung von Süden und Norden; ebenso ist aber auch in babylonischen Inschriften von oberen und unteren Ländern die Rede, und dieser Titel scheint sich in der Mythologie, in dem Gotte des Himmels und der Erde zu verlieren); *ra-ser-qa* ist Serqara zu lesen (es ist ein Theon-Name, wobei die Sonne ohne Rücksicht auf die Aufeinanderfolge der Silben zu oberst stehen musste); danach steht *nb* „Herr" „der Diademe" (||| bezeichnet nicht die Zahl drei, sondern überhaupt den Plural); *a* *mn* *n*, *htp* *t* *p*. d. h. Amonhotep; darunter steht *tu* „gebend" *anχ* „Leben" *θet* „ewiglich".

Die Columne rechts ist von links nach rechts und abwärts zu lesen:

tat anχ uθa sneb ha-f ma ata-f ra m pet ra neb θet r nheh.

d. h.: „Beständigkeit *(tat)*, Leben *(anχ)*, Heil *(uθa)*, und Wohlfahrt *(sneb)* bei ihm *(ha-f)* gleich *(ma)* seinem Vater *(ata-f)* *Ra* im *(m)* Himmel *(pet)* alltäglich *(ra neb)* und ewiglich *(θet r nheh)*." Auf der linken Seite ist im Rechteck eingeschlossen: *suten* „die königliche" *hem-t* „Frau" „die königliche" *ur-t* „grosse" *mer-t* „Mutter" „Herrin der beiden Länder" *ah* *mes* *nofer* *t* *a* *r* *i*, d. h. Ahmes-Nofert-Ari, darunter steht wie auf der Gegenseite: „gebend Leben ewiglich".

Gez. u. lith. v. H. Breuer

König Amenhotep I. und seine Gemahlin Nofert-Ari-Ahmes.

(XVIII. ägyptische Dynastie).

Die Columne links enthält denselben Text wie die gegenüberstehende, nur ist das participiale [hieroglyph] beigegeben und [hieroglyph] „prosperiren“, sowie [hieroglyphs] *m heh n sep* „an Millionen von Malen“, eingefügt, wonach es heisst: „Die Beständige, Lebende, Prosperirende, Unversehrte, in Wohlfahrt Befindliche an Millionen von Malen gleich ihrem Vater Ra im Himmel alltäglich und ewiglich.“

Wie oben erwähnt, bestand neben dieser Hieroglyphenschrift seit den ältesten Zeiten eine cursive Schrift, welche als „hieratische“ oder Priesterschrift bekannt ist, und bezüglich welcher oben die Vermuthung ausgesprochen wurde, dass sie den Anstoss zur ägyptischen Lautschrift gegeben habe. Diese Schrift war die eigentliche Currentschrift Aegyptens; die Hieroglyphe, welche nur zu Denkmälern, Stein-Inschriften und zum Texte des Todtenbuches diente, scheint mehr für die Augen des Volkes bestimmt gewesen zu sein. Daher wurde den Hieroglyphen grosse Sorgfalt zugewendet, während die Currentschrift, auf leichtem Papyrus ohne feste Unterlage geschrieben, flüchtig, fast roh erscheint.

Papyrus ist eine Schilfpflanze in Manneshöhe, welche den Aegyptern zu mancherlei Gebrauch diente, sie wurde roh und gekocht als Gemüse gegessen, aus ihren Fasern wurden Stricke, Tauwerk, Segel, Decken, Schleier und das Schreibmaterial, letzteres in folgender Weise bereitet: Man schnitt zuerst die Enden der Pflanzen ab, der mittlere Theil des Stammes, gewöhnlich zwei bis vier Fuss lang, wurde gespalten, die inneren Häute der Länge nach mittelst einer Nadel in schmalen, zwei bis drei Finger breiten Bünden abgezogen; ein Stengel gab höchstens 20 lange dünne Streifen. Die Häute der armdicken Wurzel, welche am Ufer auf der Erde liegt und viele kleine Fasern in dieselben senkt, wurden gleichfalls abgezogen. Darauf wurden die Streifen ausgewaschen, auf einer hölzernen Tafel ausgebreitet, schichtenweise zwei und mehr Streifen dicht neben und quer übereinandergelegt, so dass ihre Fasern sich kreuzten. Hierauf wurde die Schicht behufs ihrer besseren Auflösung mit heissem trüben Nilwasser befeuchtet, welches ihre klebrigen Säfte hervortrieb; dann wurde die Masse gepresst, getrocknet und schliesslich mit Elfenbein oder mit einer Muschel geglättet. Das Aussehen des Papyrus ist dunkel, die oberen Schafttheile geben zwar helleren Stoff, der durch Einlegen in Wasser noch mehr gebleicht wird, Weisse ist aber nicht zu erreichen. Selbst der beste Papyrus war nicht glatt, sondern gerippt

und etwas striemig, man erkennt die quer übereinandergelegten Fasern. Gewöhnlich wurde nur auf einer Seite geschrieben, da die Farbe durchschlug. Der Stoff ist sehr gebrechlich, doch widersteht er der Fäulniss; um die Holzfäden nicht zu knicken, wurde der Papyrus gerollt, in Leinwand eingeschlagen, auch wohl mit Pech umgeben, um den Stoff vor Feuchtigkeit zu schützen.

Unsere Facsimile-Beilage Nr. 1 zeigt einen solchen Papyrus in treuer Nachbildung; derselbe stammt aus der Zeit zwischen der XX. und XXV. Dynastie (1200—700 vor Christo) und enthält die dritte Seite der Maximen des Schreibers Ani. Nach der Uebersetzung von Chabas und Dr. v. Bergmann lässt sich der Text in folgender Weise analysiren (die hieratische Schrift ist von rechts nach links zu lesen): *m* (Eule) „nicht" (Hand) *t* *a* *i* „mache", Determinativ der Abstraction; (Eidechse bedeutet „viel") *aš*, *t* *u* „viele" *θ* *t* *t* (Plural) „Worte" Determinativ (Mann mit der Hand am Munde). *χ* *r* (Determinativ) *t* *u* = *χr-tu* „schweigen" *χepr* „es wird sein„ (Determinativ) *k* (dir) *m* *n(fr)* *f* *r* = *nfr* „besser" (Dual), *m* „nicht" *iri* „mache" *θ* *t* *u* *θt-u* „Worte" (Determinativ).

Die Analyse dieser ersten Zeile dürfte beweisen, wie schwer diese flüchtige Schrift zu entziffern ist, von einem Buchstabiren kann hier keine Rede sein, der Aegyptologe muss eine Zeichengruppe in's Auge fassen, sich dieselbe in Hieroglyphen geschrieben denken und gestützt auf seine gründliche Kenntniss der Sprache die Wörter lesen, wie man in unserer Currentschrift schlecht geschriebene Manuscripte nicht nach den einzelnen Buchstaben, sondern nach den möglicherweise zu lesenden Wörtern entziffert.

In Hieroglyphen lautet der Text (aber von links nach rechts gelesen):

m-tai *aš-tu* *θt-t* *kr-tu* *χepr-k* *m* *nfr* *m-iri*

Nicht mache viele, Worte, schweigen ist dir besser, nicht mache

(2)

θtu. *χennu* *n* *netr* *btu-tuf* *pu* *shbu* *snmm-*

sprechen. Das Heiligthum des Gottes verabscheut lärmende Feste, flehe

u. s. w.

hu *nk* *m* *hit* *meru* *au* *θt-u-f.*

mit Herzen liebenden, dessen Worte (verborgen sind u. s. w.).

Aegyptischer Papyrus.

Die Lehren des Schreibers Ani.

(Metrische Uebersetzung.)

1. Verschwende nicht Worte,
Wer schweiget, thut besser,
Behalte bei dir die Gedanken!

2. Die heiligen Götter
Scheu'n lärmende Feste,
Flieh' heimlich mit liebender Seele!

3. Gott ordnet die Sachen,
Erhöret dein Bitten,

4. Nimmt gern deine Opfer entgegen.

Spende das Wasser
Dem Vater, der Mutter,
Die ruh'n in dem Thale des Todes.

Im Papyrus roth gedruckt

Stets rein sei das Wasser,

5. Das Opfer für Götter,
Dann werden sie gerne es nehmen.

Nie säume das Opfer,
Auch ferne vom Hause.

6. Dein Sohn wird dir Gleiches entgelten.

Versitz nicht im Bierhaus!

7. Und Uebles vom Nächsten
Darfst du auch im Rausche nicht reden.

Denn fällst du zu Boden,

8. Und brichst dir die Glieder,
Reicht Keiner die Hand dir zu helfen.

Sieh'! deine Gesellen,

9. Sie trinken und sagen:
Geh' heim, der genug du getrunken!

10. Man sucht dich zum Rathe,
Du liegst auf der Erde

11. Vernunftlos gleich lallendem Kinde.

Zu Haus ist's am Besten!

12. Beherberg' nicht Fremde!
Schau wohl, wenn du öffnest dein Inn'res.

Gedenk' des Gewes'nen!

13. Zur Richtschnur des Handelns,
Zur Weisung dien's deinem Wege.

Dann wirst du bereiten,

14. Den Platz dir im Thale
Wo morgen dein Leichnam wird liegen.

15. Das halt' dir gewärtig
In allen Geschäften,
Die deiner Beurtheilung harren.

16. Dann gleichst du den Alten,
Den ehrwürd'gen Greisen,
Bei denen du einstens wirst ruhen.

17. Es gibt keine Ausnahm';
Wie recht man auch handelt,
Erfasst wird ein Jeder vom Tode.

(Die genaue Analyse eines Theiles des Papyrus folgt im T

Aus der hieratischen Schrift bildete sich allmählich die demotische Schrift aus, indem die Schriftzeichen noch mehr vereinfacht wurden. Die von den Ptolemäern stammende Inschrift, welche zu Rosette aufgefunden wurde, enthielt denselben Text in Hieroglyphen, demotischer Schrift und griechischer Sprache und Schrift.

Von Khufu, dem Erbauer der grössten Pyramide, berichtet Manetho, dass er gottlos war, die Tempel schloss und das Volk hinderte, den Göttern Opfer darzubringen. Diesem Umstande und nicht der Bedrückung des Volkes mit Frohndienst ist das schlechte Andenken zuzuschreiben, welches dieser König in Aegypten hinterlassen hat, denn die Bedrückung des Volkes hätten die Priester gerne verziehen, aber die Ketzerei nicht. Während seines Lebens mussten sie ihren Groll verbergen, denn er war ein tapferer Mann, der die Ismaeliten am Sinai, welche die Aegypter an der Ausbeutung der Kupferminen und Edelsteingruben hindern wollten, besiegte. Uebrigens war Khufu ein gelehrter Mann, und seine Feinde, die Priester, gestehen selbst zu, dass er ein hochgeschätztes heiliges Buch hinterlassen habe. Da auch den Pyramidenbauern in Babylon von der Bibel nachgesagt wird, dass sie ein gottloses Beginnen unternommen hätten, so darf man wohl annehmen, dass das Pyramidenbauen mit anderen religiösen Anschauungen zusammenhing, als sie in den Götterbildern zutage treten, und dass die Vorgänger des Khufu, sowie sein Nachfolger Menkera eine Religion duldeten, die ihnen selbst fremd war. Die Pyramide ist in Indien das Symbol des Gottes Śiwa, ursprünglich war sie wohl das phallische Symbol, welches über den Gräbern der Häuptlinge errichtet wurde, später scheint sie auch als Richtschnur für die Landvermessung gedient zu haben, da ihr Bau in streng geometrischen Proportionen (bei der Khufu-Pyramide löst die Quadratwurzel der Zahl 20, bis auf den genauesten Bruchtheil berechnet, alle Längenmasse zu runden Summen auf) geführt wurde und der Eingang derselben genau nach Norden gerichtet war. Hieraus geht auch hervor, dass es ganz unrichtig ist, den zweiten König der fünften Dynastie, Sephres, zum Erfinder der Geometrie zu machen, wahrscheinlich hat derselbe ein Lehrbuch der Geometrie hinterlassen, aber sicher bestand sie schon vor ihm.

Mit der sechsten Dynastie schliesst das alte Reich der Aegypter mit einem Drama ab. Der König Mentesuphis war nach einjähriger Regierung von seinen Dienern ermordet worden und seine Schwester Nitokris (Neitakar)

bestieg den Thron; sie soll schön gewesen sein, von rosigem Angesicht und mit blondem Haar. Aber in ihrem Herzen kochte finstere Rache. Sie lud die Mörder ihres Bruders zu einem Feste ein, das in einem grossen unterirdischen Saale bereitet war; als die Gäste versammelt waren, liess sie durch einen geheimen Canal die Wässer des Nils in die Gemächer und ertränkte die Mörder. Sie soll 12 Jahre regiert und die dritte Pyramide gebaut haben. Die Entrüstung des Volkes fürchtend, brachte sie sich selbst durch Erstickung um. Die Geschichte hört sich an, als habe sie den Stoff zu Kriemhildens Rache geliefert.

Die Gräber der Pyramiden zeigen uns in ihren Wandgemälden das Leben und Treiben der Aegypter zu dieser Zeit in voller Lebendigkeit. Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei sind die Hauptbeschäftigungen, das Land ist unter den Adel vertheilt, der mehr oder weniger mit der königlichen Familie verwandt ist, Gouverneure residiren in den Städten

Fig. 114. Ackerbau.

und eine Art Admiral ist über die Schifffahrt gesetzt, Vogelfang und Fischjagd sind auf unserer Tafel I abgebildet, der Ackerbau wird theils mit einer Haue, theils mit dem ochsenbespannten Pfluge von Sklaven besorgt (Fig. 114), die Saat wird nach der Aus-

Fig. 115. Säen.

streuung von Widdern, welche über das Feld getrieben werden, in den Boden gestampft, wie Figur 115 zeigt, wo die beiden Personen rechts die Saatkörbe in den Händen tragen; der Waizen wird in halber Höhe der Halme abgeschnitten (Fig. 116), wahrscheinlich wurden die übrig bleibenden Stoppeln verbrannt. Die

Fig. 116. Ernte.

Körnerfrüchte wurden von Ochsen ausgetreten und das Getreide dabei durch Worfeln gereinigt. Hierbei galt der biblische Spruch: „Du sollst dem Ochsen,

Fig. 117. Dreschen und Worfeln.

der drischt, nicht das Maul verbinden," denn in einer Inschrift zu Eileithyia ist ein Dreschergesang enthalten, welcher lautet: „Dreschet für euch, für

Fig. 118. Fleischer.

euch, Ochsen! dreschet für euch, für euch; Scheffel für euch, Scheffel für euren Herrn!" Ausser der Brodnahrung (die Aegypter waren im Alterthum als Brodesser sprichwörtlich), liebten sie auch Fleischkost, besonders hielt man grosse Ochsen - Heerden zum Zwecke der Mastung. Figur 119 zeigt kämpfende Stiere, welche von Hirten auseinander getrieben werden, häufig sieht man auf den Bildern Ochsen schlachten (Fig. 118), auch huldigte man der Lehre: „Eine gut gebratene

Fig. 119. Kämpfende Stiere.

Fig. 120. Gänsebraten und Fleischzerschneidung.

Gans ist eine gute Gabe Gottes" (Fig. 120). Zum Dessert dienten Früchte, welche im alten Reiche von nackten Menschen, unter der zwölften Dynastie sogar von abgerichteten Affen gepflückt wurden, ferner Wein (Fig. 121),

Fig. 121. Weingarten und Obsternte.

welcher in Schläuchen ausgepresst (Fig. 122), in den thebaischen Gräbern auch von singenden Menschen ausgetreten wurde; der Wein wurde dann zur Gährung in Flaschen gefüllt (Fig. 123), welche unten spitz waren, so dass sie entweder in Untertassen gestellt oder in Kellern schräg aneinander gelehnt wurden. Wie eifrig die Aegypter dem Weine zusprachen, haben wir oben (S. 129) gesehen. Von der sonstigen Beschäftigung ist das Schmieden auf Seite 24 dargestellt; ferner ist die Glasbläserei hervorzuheben (Fig. 124), welche schon zu dieser Zeit geübt wurde. Doch scheint das Fabrikat nicht von besonderer Güte gewesen zu sein, denn die schönsten Trinkgefässe finden wir als Tribut der Syrer oder Babylonier abgebildet. Figur 125 zeigt zwei solcher Vasen, von denen die eine von Philistern getragen wird; allerdings stammen dieselben aus der Zeit des neuen Reiches, aus thebaischen Bildern, jedenfalls sind sie aber älter als alle griechische Kunst. Schon unter der fünften Dynastie kamen die babylonischen Alabastervasen vor.

Fig. 122. Weinpresse.

Fig. 123. Wein in Flaschen gefüllt.

Bei all diesem Reichthume an Producten ist das

Fig. 124. Glasbläser.

Leben der Aegypter im alten Reiche, selbst der Vornehmen, sehr einfach, der König ist in einen einfachen Schurz gekleidet, auf dem Haupte trägt er

Fig. 125. Syrische Gefässe.

die Doppelkrone, als Waffe eine Keule, auf der Jagd den Bumerang und zur Jagd auf grössere Fische oder auf Nilpferde den einfachen Spiess. Die vornehmen Priester tragen das Pantherfell, die niederen den einfachen Lendenschurz aus weissem Stoff, die Aufseher sind ebenfalls so gekleidet, die Sklaven entweder ganz nackt, oder mit einem Gürtel um den Magen, andere tragen einen Riemen um die Geschlechtstheile, oder auch einen grossen Schurz; der Unterschied in dieser Kleidung scheint daher auf nationalen Eigenthümlichkeiten zu beruhen.

Die Gastmähler waren sehr einfach, es wurde mit den Fingern zugegriffen und der Weinkrug machte die Runde, doch scheint, wie in unseren

Fig. 126. Gastmahle.

Bauernhäusern, reichlich aufgetragen worden zu sein (Fig. 126). Auch die Vergnügungen waren einfach, der Tanz beschränkte sich auf einfache Körperbewegungen, welche mit Harfen oder Flöten und Gesang und mit Händepatschen begleitet wurden (Fig. 127), wie es noch in Süddeutschland beliebt ist.

Fig. 127. Gesang und Musik.

Figur 128 scheint nicht einen ernsten Kampf vorzustellen, sondern ein Fischerstechen zu sein, wie es noch gegenwärtig in Norddeutschland im Brauche ist, obgleich dieses Spiel die Nachbildung ernster Kämpfe ist; ferner trägt auf einem Bilde ein Prinz einen Hahn in der Hand, welcher ganz das

Fig. 128. Fischerstechen.

Aussehen eines Kampfhahnes hat, und da wir oben (S. 190) die Vermuthung ausgesprochen haben, dass die Aegypter Verwandte der Malaien waren, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass sie auch Hahnenkämpfe liebten. Es ist nicht zu erwarten, dass die Bilder in den Pyramidengräbern uns alle Vorgänge des Lebens enthüllen; es giebt manche Bilder aus der Zeit der zwölften Dynastie, welche Scenen darstellen, die jedenfalls auch im alten Reiche vorkamen. Zum Schlusse geben wir noch ein Bild der alten Reiseart, wo ein offenbar den höheren Ständen angehöriger Mann in einem Kasten auf einem Esel sitzt (Fig. 129), ähnlich wie die Kinder der Hirtenfamilie auf unserer Tafel II. Pferde waren damals in Aegypten noch nicht bekannt.

Fig. 129. Reiseart.

Nach dem Tode der Nitokris folgten mehrere Dynastien, von denen keine Denkmäler erhalten sind, auch Manetho nennt die Namen der Könige nicht, mit Ausnahme eines gewissen Achthoes, welchen er als grausamer denn seine Vorgänger bezeichnet, und der, nachdem er toll geworden, von einem

Krokodil getödtet worden sein soll. So vergingen drei Jahrhunderte, während deren Aegypten kaum im Wohlstande lebte, vielleicht sogar auswärtigen Fürsten unterworfen war. Mit der zwölften Dynastie erhob es sich zu neuem Glanze, der dritte König derselben, Osotarsen III., eroberte das steinige Arabien, das südliche Palästina und Aethiopien. Die Gräber von Beni-Hassan zeigen uns das ägyptische Leben zu dieser Zeit in gleicher Weise wie die Pyramidengräber das Leben im alten Reiche.

Diese sogenannte mittlere Zeit des ägyptischen Reiches weist gegen früher manche Veränderungen auf; die in den alten Familien gebräuchlichen Eigennamen, die Titel der hohen Staatsbeamten, die Schrift und selbst die Religion scheint verschieden; Thinis, Elephantine, Memfis sind nicht mehr die Hauptstädte, Theben ist der Sitz der höchsten Staatsgewalt. Eine Reihe von zwanzig Göttern zeigt, dass die Bilderverehrung gegen früher zugenommen hat; selbst eine neue Waffe, die der Bogenschützen, hat, wahrscheinlich vom Auslande, Eingang gefunden. Die glücklichen Kriege, welche mit den umgebenden Völkern geführt wurden, haben einen grossen Reichthum nach Aegypten gebracht, Massen von goldenen Ringen, Elfenbein, Tigerhäuten, Glas- und Alabastervasen, Weihrauch u. dgl. wurden als Tribut abgeliefert. Dennoch erscheinen der König und seine Beamten einfach gekleidet.

Fig. 130. Schleuderer.

Fig. 131. Bogenspanner.

Ergänzen wir nunmehr aus den Gräbern von Beni-Hassan das bisher beschriebene Leben der Aegypter, so begegnen wir zunächst der Verbesserung der Waffen; wir sehen Bogen, welche an einem Ende gespannt werden (Fig. 131) und Schleuderer (Fig. 130), ein militärischer Chef lässt sich in einer Sänfte tragen, während ein Soldat hinter

Fig. 132. Militärchef, in der Sänfte getragen.

ihm Schild und Streitaxt trägt (Fig. 132), doch kommt diese sonst den Kananitern eigenthümliche Streitaxt auch schon unter den früheren Dynastien vor, nur der Schild scheint mit den Bogenschützen aufgekommen zu sein. Mit Bogen und Pfeil werden Löwen gejagt, welche man mit Gazellen lockt, letztere werden mit dem Lasso gefangen (Fig. 133), die Vogeljagd und der Fischfang werden in gleicher Weise wie früher betrieben (s. Tafel I).

Fig. 133. Jagd auf Gazellen.

Die Industrie repräsentirt sich als Weberei, welche auch von Frauen betrieben wird, die ein Eunuch beaufsichtigt, während die Männer den Flachs brechen, Seile drehen, Netze stricken und Matten weben; ferner als Walkerei, Töpferei, Malerei, Goldschmiedekunst u. s. w. Auffallend und mit morgenländischen Gebräuchen im Widerspruch, ist die Verwendung von Tragstangen und Wassereimern, um Wasser, Früchte oder kleine Thiere zu tragen. Noch in den ältesten Pyramidengräbern tragen Frauen Körbe auf dem Kopfe und Gefässe in der Hand, die Wassereimer an der Tragstange scheinen europäischen Ursprungs zu sein, wie sie auch in der Edda erwähnt werden, wo Sonne und Mond als zwei Wassereimer geschildert werden, die Mundilförir (der Achsenschwinger) trägt. Unter den Vergnügungen haben die der Akrobaten grosse Fortschritte gemacht, Männer und Frauen, namentlich letztere, zeigen alle möglichen Körperverrenkungen, werfen Kugeln oder Bälle vorwärts und rückwärts und fangen dieselben reitend auf (Fig. 136). Männer üben Ringkämpfe und ähnliche Kunststücke der mannigfachsten Art.

Fig. 134. Webende Frauen.

Fig. 135. Männer, Wasser tragend.

Fig. 136. Frauen, Ballen werfend.

Bei den Herren ist das Damenspiel beliebt, die Damensteine sind verschiedenköpfig, manche sind einfache Kegel, andere haben Menschenköpfe, andere Katzen-und Schakalköpfe, das britische Museum besitzt derlei ägyptische Damensteine von Holz und von Porzellan. Endlich scheint man am Hofe auch missgestaltete Menschen als Schalksnarren verwendet zu haben, denn wir finden auch solche Figuren in den Gräbern von Beni-Hassan abgebildet.

Fig. 137. Damenspiel.

Die Literatur scheint sich zu dieser Zeit nicht blos mit Religion, sondern auch mit profanen Sachen beschäftigt zu haben, die Geschichte Josefs und Potiphars ist eine Nachbildung eines ägyptischen Romans.

In die Zeit der zwölften Dynastie fällt das nützlichste Bauwerk Aegyptens, die Anlage des Möris-Sees (das Wort dürfte kein Eigenname, sondern das ägyptische [hieroglyph] *mr* „See“ sein). Es ist wohl kein Zufall, dass wir in den Gräbern dieser Dynastie das Bild einer Ueberschwemmung finden, wahrscheinlich war diese stärker als alle früheren, spottete der bisherigen Vorsichtsmassregeln und richtete grossen Schaden an Menschen, Vieh und sonstigem Eigenthum an. Dies veranlasste den König Amenemhe III., einen

Fig. 138. Ueberschwemmung.

Riesenplan zu ersinnen und auszuführen. Im Westen Aegyptens liegt eine culturfähige Oase, das Fayum, die mitten in der Wüste nur durch eine Art Isthmus mit der Gegend verbunden ist, die der Nil bewässert. In der Mitte dieser Oase dehnt sich ein weites Plateau aus, dessen Niveau im Allgemeinen das der ägyptischen Tiefebene ist. Im Westen dagegen erzeugt eine beträchtliche Senkung des Bodens ein Thal, das ein natürlicher See von mehr als

zehn Stunden Länge, der Birket-Qernu, mit seinem Wasser füllt. In der Mitte dieses Plateaus fing nun Amenemhe III. an, in einer Ausdehnung von zehn Millionen Quadratmetern einen künstlichen See auszugraben. War der Nil hoch genug angeschwollen, so wurde das überflüssige Wasser in diesen See geleitet und aufgespeichert, um nicht nur für die Bewässerung des Fayum, sondern auch des ganzen linken Nilufers bis an das Meer hin zu dienen. Bedrohte eine zu grosse Ueberschwemmung die Dämme, so blieben die grossen Reservoirs des künstlichen Sees geöffnet, und selbst wenn der See über seine Ufern trat, leitete man das überlaufende Wasser durch eine Schleuse in den Birket-Qernu.

Diese zweite Herrlichkeit des ägyptischen Reiches dauerte keine zweihundert Jahre, sie endete mit der zwölften Dynastie. Von hier bis zur achtzehnten Dynastie fehlen wieder die Denkmäler und diessmal positiv deshalb, weil ein fremdes Volk, die Hyksos (Heq-šasu), in Aegypten eingefallen war und das Land vier Jahrhunderte hindurch beherrschte. Das Wort *heq* bedeutet, wie die Hieroglyphe beweist, welche einen Scorpionstab darstellt, einen Hirten, wir haben dieses Zeichen auf Tafel II in dem Titel des Aamuhäuptlings kennen gelernt und wir finden es auf Tafel VI nach der Vertreibung der Hirten unter den königlichen Insignien, neben der Geissel der Ackerbaukönige. Sonst wissen wir von diesem Volke wenig, aber zwei Thatsachen werfen ein eigenthümliches Licht auf die Eroberung, nämlich die Schliessung der Tempel durch die neuen Fürsten, welche nur dem Gotte Sute*χ* und keinem anderen dienten, und die Einführung der Pferde und Kriegswagen um diese Zeit. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Aegypter dieser neuen Kriegswaffe nicht widerstehen und erst nach Jahrhunderten, nachdem sie vom Feinde gelernt hatten, sich vom fremden Joche befreien konnten.

Hieraus folgt aber auch, dass die Cultur sich nicht in Aegypten allein wie eine Sonne über dem Chaos der übrigen Welt erhob, sondern dass andere Völker die Aegypter in manchen Culturfragen überholt hatten, und wenn wir den Spuren dieser Civilisation nachgehen, so weisen sie auf den Norden hin. Die neuen Eroberer bestanden, wenn nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise aus dem Volke der Khethiter, welches die Sage von Abraham schon in alter Zeit in Kanaan wohnen lässt, auch nach der Vertreibung der Hyksos ist es besonders dieses Volk, welches als der mächtigste Gegner der Aegypter mit diesen kämpft. Später wurde es durch die Juden immer weiter nach

Norden gedrängt, wir finden es mit den Assyrern streiten und zuletzt auf der Insel Cypern, wo die Inschriften eine von allen anderen Schriften abweichende Sylbenschrift in dorischer Sprache zeigen, später verschwindet es spurlos, wahrscheinlich hatte es sich mit anderen Völkern vermischt.

Das beistehende Bild (Fig. 139) aus dem Palast zu Theben zeigt uns die Khethiter in geschlossener Phalanx kämpfend, im Hintergrunde die Festung Kadeš auf einer Insel im Orontes gelegen, im Innern noch mit einem Wassergraben umzogen und durch Brücken mit dem Lande verbunden. Die Andeutungen der Stadt zeigen hohe befestigte Thürme. Damit stimmen auch die Nachrichten der Bibel überein, wonach um diese Zeit die Amalekiter im Süden Palästinas, die Khethiter und Jebusiter auf dem Gebirge und die Kananiter am Meere und am Jordan wohnten; es werden die Einwohner Palästinas ein starkes Volk genannt, in sehr grossen und festen Städten wohnend, insbesondere werden die Enakskinder (Ingävonen?) als Riesen geschildert, ebenso die Emim; der König Og zu Basan besass sechzig Städte, alle diese Städte waren fest, mit hohen Mauern, Thoren und Riegeln, ausserdem bestanden viele Flecken ohne Mauern; die Juden fürchteten sich, dieses Volk anzugreifen, aber wie Cato in Rom durch die aus Karthago mitgebrachten schönen Feigen die Habgier der Römer entfachte, so brachten auch die von Moses ausgesendeten Kundschafter riesige Weintrauben, von denen sie „zween auf einem Stecken" trugen, Granatäpfel und Feigen mit.

Fig. 139. Phalanx der Khethiter vor der Festung Kadeš.

Figur 140 zeigt ein kanaanitisches Volk, Kefa genannt, wie auch die Griechen von einem Könige Kepheus in

Fig. 140. Kanaaniter.

Phönikien erzählen. Diese Kefa tragen die langen Haare, welche auf altgriechischen Dionysos-Bildern vorkommen, und denen die ägyptischen Perrücken nachgebildet sind. Sie müssen ein kunstsinniges, geschicktes Industrievolk gewesen sein, wie die Tributgegenstände vermuthen lassen, aber ihr Typus ist ganz verschieden von demjenigen, welchen man als den semitischen bezeichnet. Die Khethiter tragen lange Gewänder wie die Meder, ihr Typus nähert sich dem semitischen, ist aber ein solcher nicht, er ähnelt eher dem persischen; auf dem Streitwagen befinden sich ausser dem Rosselenker ein Speerwerfer und ein Bogenschütze, auf anderen Bildern sieht man sie auch auf Pferden reitend. Andere Völker, welche in dieser Zeit theils als Gegner der Aegypter, theils als ägyptische Söldner auftreten, sind die Schairtana, welche man für Sardinier hält, sie tragen Helme und Panzer, ein Dolchmesser, mehrere Lanzen und den Schild; diese Bewaffnung war zum Angriffe auf Festungen besonders geeignet, indem der eiserne Helm die Kraft der herabgeschleuderten Steine minderte; ähnlich in der Bewaffnung sind die Taanaua, welche man für die griechischen Danaer hält; ein drittes Volk, ebenfalls bepanzert, sind die Takkari, welche man für die Teukrer hält, ihnen fuhren während des Kampfes Ochsenwagen nach, um die Verwundeten zu bergen, wie die Celten in Europa solche mit sich zu führen pflegten. Nebenbei bemerkt, ist die Tracht dieser Takkari ähnlich der der Philister (siehe S. 229), und Wilkinson findet ihre mit Federn geschmückten Helme den persischen ähnlich; sie dürften dasselbe Volk sein, welches später in Mittelasien als Tokhari, Tukhara, Τόχαροι erwähnt wird. Die Keilschrift-Annalen von

Fig. 141. Khethiter.

Fig. 142. Schairtana.

Fig 143. Taanaua.

Fig. 144. Takkari.

Sennacherib erwähnen ein besiegtes Bergvolk Tokharri, welches seine Wohnungen, wie die Vögel ihre Nester, auf den höchsten Gipfeln und den steilsten Felswänden des Nypur-Berges gebaut hatten.

Fig. 145. Wagen der Takkari.

Wie Alexander in Babylon die babylonische Tracht und Sitten annahm, so nahmen auch die Hyksos ägyptische Sitten an, aber daraus folgt nicht, dass sie roher als die Aegypter waren; die Kunstgegenstände, welche in Tanis, ihrer Hauptstadt, aufgefunden wurden, sind feiner und vollendeter als bei den Monumenten der gleichzeitigen Dynastien von Theben, auch in den Wissenschaften mögen sie bewanderter gewesen sein, denn die Hochschule ägyptischer Weisheit, welche die Griechen besuchten, war nicht Theben, sondern Heliopolis in Unterägypten. Hier und in Midian bildete auch Moses das Religionssystem aus, welches er den Juden dictirte. In Oberägypten, welches wahrscheinlich den Hyksos nur tributpflichtig war, erholten sich die Aegypter zu neuen Versuchen, ihr Vaterland von der fremden Herrschaft zu befreien, nachdem sie den Hyksos ihre Art der Kriegführung abgelernt hatten.

Es scheint, dass sich die Aegypter mit den Aethiopen verbündeten, um die Hyksos zu vertreiben, denn wir sehen auf Tafel VI den Nachfolger des Amosis, welcher die Hyksos theils unterwarf, theils über die Grenzen Kanaans trieb, mit einer schwarzen Gemahlin. Allerdings soll diese Königin auf einigen Bildern auch in hellgelber Gesichtsfarbe vorkommen, und die Aegyptologen nehmen daher an, die schwarze Hautfarbe deute nur den Aufenthalt der verstorbenen Königin in der Nacht der Unterwelt an, aber aus Jesaias geht hervor, dass die Aegypter sich wiederholt mit den Aethiopen verbündeten, und im Alterthum war es Sitte, dass Friedensschlüsse durch Heirathen befestigt wurden. Von Salomo heisst es, er befreundete sich mit Pharao, dem Könige in Aegypten, und nahm Pharao's Tochter, ferner: „Aber der König Salomo liebte viele ausländische Weiber, die Tochter Pharao's, und moabitische, ammonitische, edomitische, zidonitische und hethitische"; bekanntlich

besuchte ihn auch die Königin von Saba, um sich von ihm befruchten zu lassen, und die Aethiopen nennen ihn mit Stolz ihren Ahnherrn. Die Religion der Aethiopen stimmte mit der ägyptischen überein und die Gesichtszüge der Königin Nofert-Ari-Ames sind dieselben, welche der Neger auf Tafel V zeigt.

Nach der Vertreibung der Hyksos baute Amosis die von den Fremden zerstörten Tempel wieder auf und erhob Memphis aus seinen Trümmern. Seine Nachfolger folgten den Feinden über die Grenzen, unterwarfen ganz Kanaan, griffen in Mesopotamien die Assyrer an und machten Babylon tributpflichtig. Reiche Schätze strömten nun aus den ausgeplünderten und unterworfenen Staaten Aegypten zu, welches unter Sethos und Ramses (dem Sesostris der Griechen) seine Grenzen erweiterte, aber gleichzeitig erhoben sich auch die Völker Nordafrikas, Europas und Vorderasiens und setzten dem weiteren Umsichgreifen der ägyptischen Herrschaft einen Damm entgegen. Unter Ramses III., welcher zufolge einer astronomischen Zeitbestimmung im Jahre 1312 vor Christo den Thron bestieg, verbündeten sich die Khethiter mit den Teukrern Trojas, den Danaern des Peloponnes, den Philistern und Lybiern, Aegypten wurde zu gleicher Zeit im Osten, Westen und Norden angegriffen, die Lybier warfen sich auf das östliche Deltaland, die Khethiter drangen in Syrien ein, die Flotte der Pelasger griff die Küsten Palästinas an, der Kampf entbrannte zu Wasser und zu Land (die grossen Schlachten dieses Krieges sind an den Pylonen in Medinet Abu dargestellt), Ramses ging siegreich aus dem Kampfe hervor, es gelang ihm, das Reich in ungeschmälerter Grösse zu behaupten, er trieb die Lybier zurück, schlug die Asiaten in Syrien und seine Flotte vernichtete die der Teukrer und Philister; aber mit dieser Anstrengung war auch die eigene Kraft Aegyptens gebrochen, unter der folgenden zwanzigsten Dynastie gingen alle Eroberungen verloren und die späteren Dynastien gingen aus den Reihen der ausländischen Krieger hervor, welche die Aegypter zur Zeit der grossen Kriege angeworben hatten. In dieser Beziehung hatte der Verfall Aegyptens grosse Aehnlichkeit mit dem Verfalle der römischen Cäsarenherrschaft. Noch einmal unter der sechsundzwanzigsten Dynastie, unter Amasis und Necho, trat Aegypten erobernd auf, dann kam es im Jahre 527 unter persische Herrschaft, um dieselbe zuletzt mit der griechischen und römischen zu vertauschen.

Wie die Juden in der babylonischen Gefangenschaft sich fester an die alte Tradition anklammerten, welche sie im lustigen Kanaan so oft verläugnet

hatten, so comprimirte sich unter der Herrschaft der Hyksos die ägyptische Religion. Wohl machte Amenhotep IV. den Versuch, die Hyksosreligion wieder einzuführen und den (phallischen) Amondienst zu zerstören, er liess die Tempel der alten Götter schliessen, den Namen Amon überall auslöschen, änderte selbst seinen Namen in Khu-en-aten, d. h. „Glanz der Sonnenscheibe“, welche allein verehrt werden sollte, und verlegte seinen Regierungssitz von Theben nach einem Orte, welcher heute Tell-el-Amarna heisst. Aber nach seinem Tode erlangte die alte Religion wieder die Herrschaft. Diese alte Religion hatte übrigens im Verkehre mit den Hyksos ihren Charakter ebenfalls verändert, die Priester hatten selbst den Glauben an ihre Götter verloren und suchten durch einen grossartigen Pomp die frühere Innigkeit des Glaubens zu ersetzen. Während sie im Volke den Glauben an die Macht der Götter zu erhalten suchten, um nicht ihre reichen Opferspenden einzubüssen; ja, die Zahl der Götter nach Möglichkeit vermehrten und selbst den Gott der Hyksos in ihr Pantheon aufnahmen, um dessen Anhänger sich zu erhalten, — lehrten sie in ihren hohen Schulen, namentlich in Unterägypten, dem Lande der ehemaligen Hyksos: die Göttin des Pfeils und des Knotens, Neit, sei der unerschaffene Stoff; der Widder, Nef, sei die unerschaffene Kraft, die Löwin, Pacht, sei der unerschaffene Raum, und das Krokodil, Sebek, die unendliche Zeit. Diese vier Dinge bildeten die untheilbare Viereinigkeit, das Unbegreifliche, das Verborgene, den Gott Amon. In der Ewigkeit habe ein Theil der formlosen Stoffe Gestalt, und zwar die Kugelgestalt angenommen, und das gab die Welt; diese ruht inmitten des Gottes Amon, ist von ihm umschlossen und selbst ein Theil von ihm, sowie der vier Götter, aus welchen er besteht. Der Theil des Gottes Nef, welcher in der Welt ist, heisst Ment, der innenweltliche Schöpfergeist, welcher sich zu Amon verhält, wie Brahma im indischen Religionssystem zu Brahm. Er brachte zuerst den Gott Ptah, die Urwärme, hervor. Durch die Einwirkung beider schied sich der Stoff der Welt, indem sich das Feinere auf der Oberfläche der Weltkugel zusammenzog und da den Himmel, die Göttin Pa, hervorrief, während das gröbere, festere im Mittelpunkte anschoss, sich zusammenballte und die Göttin Anuke, die Erde, bildete. Noch schwebte ein Theil der Urmaterie zwischen Himmel und Erde. Daraus entstanden, abermals durch Verdichtung die Götter Ra (Sonne) und Eah (Mond). Mit Gott Ra entstanden die beiden Göttinnen Sate (Tag) und Hathor (Nacht). Es ist diess dieselbe Philosophie der Weltentstehung, die wir bei allen gebildeten Völkern des Alter-

thums finden, die aber mit den ägyptischen Göttern in keinem ursächlichen Zusammenhange steht, vielmehr denselben gewaltsam aufgeprägt ist durch die Nothwendigkeit, die verschiedenen Götter, von denen man keinen herabsetzen wollte, in ein System zu bringen. Irgend welchen praktischen Nutzen für die Aufklärung und Veredlung des Volkes hatte diese Theologie nicht, vielmehr wirkte die Religion immer entsittlichender, je älter sie wurde.

Culturträger waren die Priester nur so lange, als sie arm waren und Muster und Beispiel für das Volk sein wollten. Die Reinlichkeit, welche sie predigten, indem sie sich die Haare abschoren und fleissig badeten, musste auch auf das Volk wirken, welches nur in reinlichen Kleidern, wie der König im besten Schmucke, im Tempel erscheinen durfte. Der Bauer, welcher sonst das Hemd nicht wechselt, legt wenigstens frische Wäsche an, wenn er zum Tempel geht, und hält auf eine gute Kleidung zu demselben Zwecke. Culturträger empfahlen die Schonung der nützlichen Thiere, des Ibis, der Katze, des Hundes, des Geiers, der Ziegen, und die Verehrung des Stieres scheint ursprünglich darauf ausgegangen zu sein, eine gute Zucht-Rasse zu erhalten. Als das Pferd nach Aegypten kam, war diese Theorie schon vergessen, weshalb es nicht, wie bei anderen Völkern, heilig gehalten wurde. Aus der blossen Schonung ward später die bornirteste Verehrung, das Thier wurde selbst für einen Gott gehalten und die Priesterschaft ging mit bösem Beispiel voran. Sie acceptirte auch die Fetischthiere, wie die Affen, die Spitzmaus, die Schlange, den Löwen, das Krokodil, den Skorpion, ja selbst den in Aegypten gar nicht vorkommenden Bären, und das Nilpferd, Thiere, welche wilde Völker verehren, weil sie dieselben fürchten oder sonstige abergläubische Ideen mit ihnen verbinden. Dieselben Priester, welche sich den kühnsten Gedanken über den Ursprung aller Dinge hingaben, machten sich kein Gewissen daraus, eine Ehrfurcht vor Dingen zu heucheln, deren Nichtigkeit sie nur zu gut kannten; ihnen war die Hauptsache, prächtige Tempel zu besitzen, in kostspieligen prunkenden Processionen einander zu überstrahlen und sich durch Taschenspielerkünste eine Achtung zu erwerben, von der sie glaubten, dass sie eine gleiche durch ihr praktisches Wissen nicht erlangen würden. Wie sie allen heimischen Fürsten entgegenarbeiteten, welche vernünftigere Ideen zu verbreiten suchten, huldigten sie jedem fremden Eroberer, der ihre Privilegien zu schützen versprach, und erhoben ihn unter die Götter. Die Selbstvergötterung der römischen Cäsaren hatte in Aegypten ihren Ursprung.

Die Ausschmückung der Gräber im alten Reiche deutete schon darauf hin, dass die Aegypter nach dem Tode eine Fortsetzung des Erdenlebens hofften, dieser Glaube ist uralt und einst von den Priestern verwendet worden, um den Leuten ein ehrbares Leben zu empfehlen.

Wir lassen hier als charakteristische Probe dieser Morallehren die Inschrift eines in der Ambraser-Sammlung zu Wien befindlichen Sarkophags aus der Ptolemäerzeit folgen, welche von Dr. Bergmann übersetzt, analysirt und herausgegeben worden ist.

„Rede des osirianischen Propheten Panehemisis, des wahrhaftigen, geboren von Taineferhen-t, der wahrhaftigen: Verehrung Euch, Ihr Götter der beiden Qerti, welche in der Unterwelt bei dem Sarge, göttliche Wächter, grosse Fürsten, welche aufsteigen lassen die Meldungen vor Osiris, Ihr seid bereit zu preisen, Ihr vernichtet die Feinde des Ra, Ihr erhellet die Wege und vertreibt die Finsterniss, Ihr sehet die Herrlichkeiten des Osiris, dieses Euren Fürsten, gleich einem Könige, Ihr lebt, wie er lebt, Ihr ruft an Den, der in seiner Sonnenscheibe ist. Führet mich auf Eurem Wege, dass meine Seele eingehe durch die geheimnissvollen Thore. Ich bin einer von Euch, zu schlagen die Wunden dem Apophi, um fern zu halten den Platz der Vergeltung der Grossen der Unterwelt. Ich triumphire über meine Feinde durch den grossen Gott in seiner Scheibe, im Himmel, auf Erden, im Süden, Norden, Westen und Osten, ein Diener des Osiris, des grossen Gottes, des Herrn von Abydos, welcher mich belohnt vor sich im (unterirdischen) Thale; ich triumphire durch die grossen Fürsten insgesammt, wie diese lebenden Gestirne. Es sprüht Feuer meine Seele gegen den Fresser der Körper der Todten; ein jeder kommt, indem ich vernichte Apophis mit Verderben. Osiris ist in Freude, Ra leuchtet in Befriedigung, indem sie gewähren Triumph den Seelen aller vollkommenen Verklärten, der guten Diener von Taθeser, dem Orte des Lebens der göttlichen Seelen. Oeffnet mir Eure Pforten in Frieden, erschliesset mir das Land der beiden Qerti, damit ich aus- und eingehe in die Unterwelt, damit ich durchschreite das Land nach meinem Wunsche. Nicht vergeht meine Seele, nicht verdirbt mein Leib, ich werde erschaut. Ich bin ein Geehrter, der aufgenommen wird in die Unterwelt an den Thoren, nicht werde ich zurückgewiesen bei meinem Kommen, Wächter der Pylonen, reicht mir Eure Arme, damit ich mich vereinige mit den im Frieden Ruhenden welche sich befinden in Meseq, wachet über meinem göttlichen Sarge,

der über meinem Sahu sich befindet, vertreibet das Böse, es sei ausserhalb mir. Möge ich eingehen in das Haus der Tiefe des Osiris *(eha),* möge ich besuchen den guten Ort an dessen Platze, mögen verkündet werden meine Tugenden im grossen Saale der Verklärten des Himmels. Mein Herz verabscheuet Lügen; ich kenne seine Geister, des grossen Gottes der Unterwelt; nicht giebt es Sünde gegen ihn, da ich vermied, was seine Person hasst; nicht war ich bedacht zu thun, was er verabscheut; nicht nahm ich etwas durch Stehlen, nicht schädigte ich (Jemanden) während der Jahre, nicht verbrach Lügen mein Mund seit meiner Geburt von meinem Knabenalter an bis zu meinem Greisenalter, Ueberhebung war nicht an mir vom Anfang bis heute. Ich habe geehrt die Manen, ich habe verherrlicht ihre Personen, ich habe Begräbnisse bereitet durch mein Werk, ich habe befolgt das Geziemende in jeder rechten Weise gegen alle Menschen, welche unter (meine) Feinde gehörten; ich habe gepriesen die Götter, nicht ermattete ich für ihre Werke zu jeder Stunde, Tag und Nacht, mit Glück! Die Unterirdischen bezeugen meine Rede in Einer Weise. Ich habe leben gemacht die Leute durch die Dinge in meinem Hause, indem ich verschaffte die Bedürfnisse den Kraftlosen, ich reichte meine Hände dem gebrochenen Armes, um ihnen (ihm) zu bewirken ihre Nahrung zum Leben. (Meine) zahllosen Tugenden strahlen unter Millionen, da ich gab Ueberfluss den Armen. Werden doch alle Vornehmen begraben mit ihren Gütern! Geld floss unter die Leute durch das Ausstrecken meiner Arme nach den Grossen wie den Geringen. Nicht sprach ich Verbotenes zu einer Person, da ich zurechtwies die Unwissenden, zu verrichten die Dinge für ihre Familien und zu gewinnen den Lebensunterhalt für ihre Häuser, indem ich sorgte für die Arbeitsleute wie für Freunde, wie ein Vater für seine Nachkommenschaft. Jeder kam in Ueberfluss durch meine Sache. Sein Antheil war für Gott an Silber an seinem Tage, an Gold zu seiner Zeit, alle Dinge nach ihrem Wechsel. Es hat mich belohnt der grosse Gott wegen des Werkes meiner Hände; er gab mir Ehren für mein Thun, er zeichnete aus meinen Namen in Per-mer wegen der Vollkommenheit meiner Liebe. Er gab mir Kinder; da ich alt geworden, folgen sie mir in meinem Dienste, geformt nach meiner Gestalt, gebildet nach meiner Figur. Ein Verständiger bin ich, kein Thor der Rede, denn ich bringe die Worte hervor gemäss meinen Dingen. Ich besorgte die Verrichtungen im Dienste Gottes, ich ehrte jene, welche in dem Lande verborgenen Wesens, die Seligen, vereint mit Sokar. Alles dies

ist wahr. Nicht war ich boshaft in Niedertracht, nicht sprach ich scheel, denn für die, welche im Hades sind, gibt es keine Verdrehung ihres Ausspruches. Ich bin ein Gepriesener *(hes)*, der belohnt ward in seiner Stadt; nicht war Betrübniss in dem, was (ihm) mir geschah. Das Herz einer Person ist sein Gott selbst; mein Herz ist zufrieden mit meinem Handeln, es ist in meinem Leibe. Ich bin gleich einem Gotte. Es freuen sich die Götter, mich zu sehen. Nicht werde ich befunden Sünder an dem Orte des Fressers von Vielen; nicht wird aufgezeichnet Sündhaftes gegen mich bei den göttlichen Fürsten, welche gesetzt sind über die Wage. Mein Herz ist auf seinem guten Wege. Ich kenne die grossen Formen der Unterwelt, ein Wissender in Vollkommenheit auf Erden. Oeffnet Eure Pforten, Wächter der Thore, offen steht mir der Weg durch die Finsternis. Schauet mich, die Ihr bei den Qerti seid, es erblicken mich die Schemen und Schatten, der ich gesehen werde von den Göttern wegen dessen, was ich für ihre Person gethan habe durch Jahre unter den Lebenden, und erkannt werde von den Reχiu, denn ich war auf Erden im Guten, so ich ihnen erwiesen. Ich werde gezählt zu Euch wegen meiner Vollkommenheit mit den Verklärten, da ich verehrte die Unterirdischen; ich habe verbracht die Lebenszeit das Beste zu thun, um mich zu vereinen mit Euch in Freude. Möge ich sein im Innern (der Unterwelt) an dem Orte des Unnefer, des Wahrhaftigen. Nicht gibt es Sterben wegen seiner guten Kopfstützen! Ich gehe eilends zum Herrn der Grabregion, entfernt ist Mattigkeit von meinen Gliedern; ich neige mich zur Erde vor seinen Geistern; ich lebe mit Ra, zu erwägen die Dinge im grossen Saale der Unterwelt. Er gibt mir die Seele vereinigt mit meinem Leibe, er stellt fest mein Herz durch seinen Schutz, er weitet meinen Gang im Kreise der Vorfahren, welche betreten die Erde nach dem Wunsche ihres Herzens. Ich gehe aus in die Barke nach dem Belieben des Ra, ich lande an dem Gestade von Aa-meri, ich sehe den Erben der beiden Länder, leuchtend in seinem Palaste, indem er ausgiesst Gaben dem Könige von Unterägypten, ich empfange das Todtenopfer am Jahresende aus den Händen der Priester. Gereinigt esse ich von den Broden, geniesse ich von den Getränken auf dem Altare des Götterkreises, ich höre die heiligen Preisgesänge der Propheten, indem sie schöne (Hymnen) recitiren in Adytum. Es lebt meine Seele, ich wandle im neuen Leben meiner göttlichen Seele durch die Perioden, gesichert im Hause der Tiefe; ich lebe im Sarge unter den Göttern ewiglich.“

Da man an eine Auferstehung des Leibes glaubte, wurden die Todten einbalsamirt, wobei natürlich für Reiche und Arme die Conservirung des Leichnams verschieden ausfiel. Gleichwohl hatte diese Einbalsamirung einen Nutzen für die Cultur, weil sie eine Kenntniss der Anatomie vermittelte, die den Chinesen, welche Leichen nicht öffnen dürfen, bis heute verschlossen geblieben ist. Beachtenswerth ist, dass die Gänge und Kammern der Pyramiden keine Abbildungen enthalten, welche auf die Idee des Todtengerichtes hindeuten, wie sie sich im Todtenbuche entwickelt hat, dieselbe dürfte daher wohl erst im mittleren Reiche aufgekommen sein, andererseits ist die im neuen Reiche aufgekommene, jedenfalls aus Indien importirte Lehre von der Seelenwanderung ohne praktischen Einfluss geblieben, denn nach ihr hatte die Sorge für den Leichnam keine Bedeutung mehr, die Seele hatte mit dem verlassenen Leibe nichts zu thun; dennoch fuhr man fort, nach der alten Sitte mit den Mumien die umständlichsten Ceremonien vorzunehmen, die nunmehr leeres Gepränge waren, und nur den Zweck hatten, die Priester zu bereichern.

In der Priesterschaft selbst hatte sich eine Hierarchie entwickelt. Den ersten Rang nahmen nach griechischen Berichten die Propheten als Orakel-Ertheiler ein; ihnen gehörten die zehn Bücher von den Göttern und den Gesetzen, also die eigentliche Theologie und Jurisprudenz. Die folgenden zehn Bücher der Stolisten enthielten die liturgischen Vorschriften, Ritualien und Ceremonien. Zehn Bücher der Schriftgelehrten und vier der Stundenbeobachter umfassten die Kenntniss der Schrift und die exacten Wissenschaften, Mathematik, Kosmographie, Astronomie, Kalenderwissenschaft und Bestimmung der Feste. Dann folgten die Sänger, von deren zwei Büchern der Lobgesänge sich das eine auf die Götter, das andere auf die Könige bezog; nach den Abbildungen zu urtheilen, dürften dieselben Castraten gewesen sein. Die unterste Stufe nahmen die Tempeldiener ein, denen die niederen Functionen beim Gottesdienste und die Begräbnisse oblagen. Die Griechen nannten sie Capellenträger, weil sie bei Processionen die Götterbilder in kleinen Capellen zu tragen hatten. Da ihnen die sechs medicinischen Bücher (über Körperbeschaffenheit, Krankheiten, Instrumente, Arzneimittel, die Augen und die Frauen) anvertraut waren, werden auch die Aerzte dieser Classe angehört haben. Endlich scheinen die kahlgeschorenen Köpfe der Handwerker darauf hinzudeuten, dass auch sie in alter Zeit zur Priesterschaft gerechnet wurden (vergl. S. 197 und 211).

Nach den Inschriften unterscheidet man *neter hent* „Profeten", *neter atef* „göttliche Väter", *ab* „Reiniger" *neter meri* „Gottgeliebte", *fai sen-neter* „Weihrauch-Träger", *kar heb* „Leichenpriester", *hesi* „Sänger". Darf man aus den Hieroglyphen Schlüsse ziehen, so scheint das Siegel des Opferers gewesen zu sein, des Mannes, der die Opfer zu untersuchen hatte, ob sie rein waren; die *neter atef* scheinen fremden Ursprungs zu sein, da hier ein charakteristisches Symbol fehlt, ihnen stehen als Priesterinnen *nter hem* „göttliche Mütter" gegenüber; *ab,* auch *ru,* was an die jüdischen Leviten erinnert, da im Aegyptischen zwischen *r* und *l* nicht unterschieden wurde, waren die Söhne des Thaud, ihnen entsprechen die oder *neter tut* „göttliche Mägde", welche sich prostituirten, was eine phönikisch-babylonische Sitte ist. weist auf den Ackerbau hin; ferner entsprechen den Sängern Sängerinnen und Sistrumspieler. Das Sistrum war ein Instrument mit metallenen Querstäben, welche geschlagen oder geschüttelt wurden, es hat sich in unserer jetzigen Militärmusik in ausgebildeter Form als türkischer Schellenmond erhalten. Die Frauenordnung scheint die alten Einrichtungen besser erhalten zu haben, wonach der Götterdienst aus Opfer, Prostitution, Gesang und Musik bestand.

Mit den Opfern war die Astronomie verbunden, auf ihr beruhte die Theilung der Zeit, die Feier der Feste. Schon in der ältesten Zeit musste den Aegyptern das Zusammentreffen des Aufganges des Sirius-Sternes mit dem Anfange der Ueberschwemmung auffallen; noch zur Zeit, wo nur Hirten in Aegypten wohnten, mahnte dieser Stern daran, die Heerden in Sicherheit zu bringen, die Hirten nannten ihn darum „den Hund", den Wächter der himmlischen Heerde, den Warner der Menschen. Mit seinem Aufgange fing man ein neues Jahr an; neben ihm musste am frühesten der nie untergehende Bär auffallen, der zugleich den Norden andeutet (vergl. S. 212). Ferner dienten als Zeitbestimmung: Sonne, Mond und die Planeten *hor-ka* (Horus der Stier) Saturn, *hor-šeta* Jupiter, *hor-dcš* Mars, *pe-neter-dewa* (Gott des Morgens) Venus, *sebeka* Merkur, sie hiessen die Reisenden; wegen ihrer grösseren Regelmässigkeit standen aber die Fixsterne in höherem Ansehen und der Sirius wurde benützt, um grössere Zeitabschnitte zu regeln. Nachdem man vergeblich zu 360 Tagen fünf Schalttage zugefügt hatte, ohne die erwünschte Uebereinstimmung zu finden, da das Jahr einen Vierteltag länger ist, liess

man die Jahre ohne diese Einschaltung von einem Vierteltage fortlaufen und fand, dass nach 1460 Jahren der Aufgang des Sirius unmittelbar vor Aufgang der Sonne mit dem ersten Tage des Jahres zusammenfiel, 1460 solcher Jahre also 1461 bürgerlichen Jahren entsprachen. So entstand die Siriusperiode, welche im Jahre 138 nach Christo zum letzten Male festlich begangen wurde. Ihre Einführung dürfte im Jahre 2784 oder 4245 vor Christo erfolgt sein, vielleicht war die letztere Zahl eine Rückrechnung, da auch das Zusammentreffen des Sirius mit der Sonne in grösseren Zwischenräumen variirt. So entstand ein Kirchenjahr neben dem bürgerlichen und ein solches konnte nur von Priestern berechnet werden. Diese Berechnung scheint im Gegensatze zum Thierkreise von Denderah originell ägyptisch zu sein.

Die Aegypter rühmten sich, die ersten gewesen zu sein, welche jeden Tag und jeden Monat einer Gottheit weihten; das kann aber erst in später Zeit erfolgt sein, von 365 Göttern, wie sie der römische Kalender aufweist, findet man keine Spur, die grösste Zahl ihrer Götter sind die 42 Todtenrichter, welche mühsam durch Variation der Hieroglyphen gebildet wurden. Die Horoskopstellung hatten sie mit den Babyloniern gemein. Die Astrologie war die unvermeidliche Mutter der Astronomie, denn sicher hätte man sich nicht die Mühe gegeben, die Constellation der Gestirne zu beobachten und alle Himmelserscheinungen sorgfältig zu verzeichnen, wenn man nicht die Geschicke der Menschen in Verbindung mit den Gestirnen gebracht hätte. Ausserdem wurden Vogelflug, die Eingeweide der Opferthiere, die Träume im Tempel, ja, das Plaudern der Kinder zur Vorhersagung benützt. Je höher die Cultur steigt, desto complicirter wird der Aberglaube, wenn der Mensch von der Ansicht ausgeht, dass Alles im Himmel und auf Erden nur um seinetwillen vorhanden ist.

Fig. 146. Der Sohn des König Ramses.

Mit den Eroberungszügen der Könige der achtzehnten und neunzehnten Dynastie war ein üppiger Reichthum in Aegypten eingekehrt. Der König und die vornehmen Krieger fuhren auf prächtigen Kriegs-

wagen in die Schlacht (Fig. 146) und kleideten sich in metallene Panzer; vornehme Frauen fuhren in mit Kühen bespannten Wagen; die Schiffe der Könige hatten bunte, prachtvoll gestickte Segel, während vielruderige Lastschiffe die Frachtschifffahrt besorgten; Fig. 148 zeigt ein solches Schiff mit Wagen und Pferden an Bord. Der Handelsgeist trieb die ägyptischen Kaufleute in fremde Meere, um die Waaren, die bisher durch Karawanen oder andere Völker überbracht worden waren, selbst zu kaufen. Die Bilder, welche Figur 149 und 150 zeigen, widersprechen der Meinung, dass die Aegypter die Seefahrt allein den Phönikiern überlassen und sich nicht auf's Meer gewagt hätten. Die fremden Völker, welche hier von ägyptischen Kaufleuten aufgesucht werden, sind sowohl nördliche (Griechen?), als Neger an der Ostküste Afrikas und zeigen einen sehr niederen Culturzustand. Allerdings sind die Kriegsschiffe mit fremden Söldnern (Teukrern und Philistern) besetzt, aber gerade diese Wahrhaftigkeit bestätigt die Richtigkeit in der

Fig. 147. Schiff mit buntgestickten Segeln.

Fig. 148. Lastschiff.

Fig. 149, 150. Aegyptische Kaufleute im Auslande.

Darstellung der rein ägyptischen Kauffahrtheischiffe. Die Häuser der gemeinen Leute waren einfach, hatten jedoch den Luxus einer Capelle mit einem Götterbilde (Fig. 151), bessere Häuser hatten Windfänger (arabisch *mulquf*), wie sie noch jetzt im Gebrauche sind (Fig. 152), Vornehme besassen prachtvolle Paläste und Villen mit Teichen und Parkanlagen (Fig. 153), die Wände und Fussböden der Gemächer waren in bunten und geschmackvollen Farben bemalt und hier dürfte der Ursprung des Mosaik, welches später in Rom und Italien gepflegt wurde, und der arabischen Ornamentik zu finden sein, wenn nicht das assyrische Mosaik älter ist.

Fig. 151. Kleines ägypt. Haus.

Während im alten und mittleren Reiche nur der König oder vornehme Priester auf Stühlen sitzen (Richterstühle), ist der Gebrauch der Stühle im neuen Reich allgemein. Die Form derselben ist verschieden; neben dem dreibeinigen Schemel tritt der Klappstuhl, der vierfüssige Holzstuhl, einfach wie in unseren Bauernstuben, aber auch geschmackvoll verziert, mit Löwenfüssen und als reich gepolsterter Fauteuil auf, auch zweisitzige Stühle kamen vor (Fig. 154), wobei zu beachten ist, dass die Figuren links in Wirklichkeit nebeneinander sitzen; daneben gab es auch Ottomanen. Die Tische, in alten Zeiten klein,

Fig. 152. Windfänge.

Fig. 153. Villa eines ägyptischen Vornehmen.

sind zur Zeit der Stühle entsprechend höher, auch bei ihnen ist Schnitzwerk beliebt. Bei der Musik ist zur Harfe und Flöte die Guitarre, sowie das

Tamburin getreten, die Militärmusik bestand aus Trompeten, länglichen Trommeln, welche mit den Händen geschlagen wurden, und Kastagnetten.

Fig. 154. Doppelstuhl und einfacher Stuhl.

In der Kochkunst ist aus der Zeit der Ramseniten besonders eine Vervollkommnung im Kuchenbacken zu bemerken, auch hat man in Gräbern bronzene und hölzerne Suppen- und Schöpflöffel gefunden, letztere sind kunstreich geschnitzt.

In der Industrie wurden grosse Fortschritte gemacht, die ägyptische Bronze zeichnete sich durch besondere Härte aus, die Architektur und Bildhauerei stand in der Blüthe, sie ist die Mutter der griechischen geworden, hier hemmte jedoch der im neuen Reiche zutage tretende Conservatismus jeden Fortschritt; stolz auf ihre Weisheit, wollten die Aegypter von den Fremden nichts mehr lernen und wurden deshalb von anderen strebsamen Völkern überflügelt. Das Zunftwesen der Handwerker, welches viel zur Ausbildung der ägyptischen Industrie beigetragen hat, indem der Knabe schon früh in die Handwerks-Kunstgriffe eingeweiht wurde und der Vater dem Sohne Geheimnisse mittheilte, welche er Fremden vorenthielt, übte später einen hemmenden Einfluss. Aengstliche Nachahmung der überlieferten Formen schuf einen Mechanismus des Geistes, der sich nicht mehr zu schöpferischer Thätigkeit erheben konnte, sondern nur in Zierlichkeit der Arbeit glänzte.

Auffallend tritt die Beharrlichkeit der Aegypter in der Schrift hervor. Die Hieroglyphen aus der Zeit der Ptolemäer zeigen dieselben Formen, wie zur Zeit der zwölften Dynastie, aber es herrscht doch ein anderer Geist in der Ptolemäerschrift; während man früher nur deutlich zu sein strebte, künstelten die Schreiber der Ptolemäer, sie wechselten gerne die Bilder, um Mannigfaltigkeit und geheimen Sinn in die Schrift zu bringen, stille stehen kann der Geist nicht, eingeengt in starre Formen wurde er gross in Spitzfindigkeiten. Die oben (S. 241) erwähnte Inschrift des Sarkophags der Ambraser-Sammlung liefert hierfür sehr interessante Beispiele, bezüglich deren wir jedoch auf Dr. Bergmann's Publication verweisen müssen, da sie nur für Kenner der Hieroglyphen verständlich sind.

Aegypten bildet ein lehrreiches Stück in der Geschichte der Menschheit. Ein kleines Volk in einem kleinen Flussthal, hat es sich durch Wissen und Arbeit zu grossem Wohlstande aufgeschwungen, Ramses konnte von sich rühmen, keinen Aegypter zur Arbeit an seinen grossartigen Bauten gezwungen zu haben. Im Reichthum erschlaffte Aegyptens Macht, der Conservatismus seiner Priester hinderte das Volk, mit der Zeit fortzuschreiten, und sich von Zeit zu Zeit verjüngend, am Streben der Menschheit theilzunehmen; daran ging Aegypten zugrunde. Aber durch seine riesigen Bauten und seine realistische Ausschmückung der Gräber hat sein Geist die Körper überlebt und eine schöne Glorie des Nachruhms errungen.

Asien.

I. CHINA.

An die fünftausendjährige Culturgeschichte des untergegangenen ägyptischen Volkes schliesst sich würdig die fünftausendjährige Culturgeschichte eines Volkes an, welches sich nicht nur noch gegenwärtig einer ungestörten Individualität erfreut, sondern auch durch den Verstand, den Fleiss und die Mässigkeit seines Charakters, der diese Cultur geschaffen hat, die Bürgschaft einer ferneren langen Dauer bietet. An das grössere Interesse, welches das Studium eines lebendigen Organismus gegenüber der Secirung einer Leiche bietet, schliesst sich die Achtung vor einem Wirken, welches aus einem kleinen Culturcentrum an den Ufern des Hwań-ho ein Reich schuf, das grösser als ganz Europa ist, und das, obgleich es Provinzen besitzt, welche ihres Steppencharakters halber nur 0·6 Einwohner auf dem Quadrat-Kilometer ernähren (die Mongolei), doch im Durchschnitte mehr Einwohner hat als Europa, indem in China 41, in Europa 32 Einwohner durchschnittlich auf den Quadrat-Kilometer kommen (das bevölkertste Land Europas, Belgien, besitzt 181 Einwohner auf dem Quadrat-Kilometer, die bevölkertste Provinz Chinas, Kyań-su, deren 381 auf demselben Flächenraume), ohne Nebenländer hat China über 405 Millionen Einwohner, so dass hier im Durchschnitte hundert Einwohner auf den Quadrat-Kilometer kommen, und diese Volkszahl ist nicht, wie in Europa, ein Product der neuesten Zeit.

Verschieden von anderen Völkern, welche durch Krieg gross geworden sind, sind die Chinesen ein friedenliebendes Volk, welches seine Grenzen zu allen Zeiten durch Colonisation erweiterte, wie es in jüngster Zeit angefangen hat, sich ebenso friedlich auf den indischen Inseln und an der Westküste Amerikas einzunisten; im letzteren Lande zum Schrecken der Europäer, welche an Fleiss und Bedürfnisslosigkeit mit diesem Ameisenvolke nicht concurriren können.

Angesichts dieser Thatsachen ist es begreiflich, dass manche Europäer geradezu Bewunderer der chinesischen Cultur geworden sind. Richthofen, ein unbefangener Beurtheiler, bemerkt bezüglich der letzteren: „Je weiter sie in die chinesische Literatur und Cultur blickten, destomehr wurden sie von der Grösse und Weisheit der allen Einrichtungen zugrunde liegenden Principien durchdrungen und verloren das Verständniss für die tiefen Schatten in der Ausführung derselben; Meadow stimmte in die Selbstbewunderung der Chinesen ein, und sein Vergleich der östlichen und westlichen Civilisation fällt nicht zu Gunsten der letzteren aus. Das genannte psychologische Phänomen ist um so beachtenswerther, als diejenigen Chinesen, welche in Europa oder Amerika gelebt haben, noch kein Zeichen einer umgekehrten Wandlung ihrer Ansichten, die wir als selbstverständlich voraussetzen sollten, gegeben haben.“

Das jetzige chinesische Volk, welches sich *Li-min* „das schwarzköpfige Volk“ oder *Pe-sin* „die hundert Familien“ nennt (noch jetzt sollen sich die Familiennamen auf nicht mehr als hundert belaufen, welche auf jene zurückgeführt werden, weshalb auch die Chinesen, stolz auf das Alter ihres Geschlechts, die Europäer fragen, ob sie auch Familiennamen haben), ist nachweisbar aus dem Westen eingewandert, und als China zur Zeit der Han-Dynastie seine Grenzen wieder westlich bis nach Centralasien ausdehnte, bezeichneten die Chinesen die im Süden des Tarym-Beckens wohnenden Yü-tien oder Kho-tan selbst als ihre Stammverwandten. Aus dieser ihrer Urheimath (dem alten Turan), wo sie neben Ariern und Türken wohnten, erklärt sich auch so manche Uebereinstimmung ihrer Sitten und Kenntnisse mit denen der westlichen Culturvölker.

Vor ihrer Einwanderung war China von verschiedenen Stämmen bewohnt, welche, obgleich sie von den Chinesen „Barbaren“ genannt wurden, gleichwohl nicht uncultivirt waren. Die Chinesen waren Ackerbauer; ihre Vorgänger im Lande mögen wohl auch, wie noch gegenwärtig der Urstamm der Miao-tse, nebenbei Ackerbau betrieben haben, aber hauptsächlich waren sie Jäger und lebten noch bis zum 7. Jahrhundert vor Christo auf den Bergen und in den Wäldern des Landes zwischen den in den Thälern angesiedelten Chinesen. Zu den Ureinwohnern mögen auch die Tańka oder Eihausbootleute gehören, welche von der Schifffahrt und dem Fischfange leben, sowie jene Wasserbewohner, die wie die Mexikaner Erde auf Flösse aus

Bambu breiten und bebauen und so schwimmende Inseln bilden, auf denen sie wohnen. Diesen und den Fischern war es verboten, das Ufer zu betreten und mit den Landbewohnern irgend welche Beziehung anzuknüpfen. Die Boote werden noch jetzt meist von Frauen geführt (wie diess auch bei den Dasa in Indien der Fall war), die Chinesen selbst waren nie Freunde der Schifffahrt, und diese begann erst, als der Süden Chinas dem Reiche einverleibt wurde und speciell von den Südländern. Ueberhaupt scheint die Urbevölkerung im mittleren und südlichen China dem Volke angehört zu haben, welches sich bis jetzt in den hinterindischen Staaten in den Stämmen der Laos, der Birmanen und Siamesen erhalten hat, während die nördlichen Stämme tatarische waren. Eine eigentliche Eroberung hat kaum stattgefunden, nur nothgedrungen griffen die Chinesen zum Schwert, meist zogen sie es vor, mit den Barbaren in friedlichen Verkehr zu treten, sie liessen sich von diesen Tribute bringen, beschenkten sie aber dafür so reichlich, dass die Barbaren mit ihren Tributen ein gutes Tauschgeschäft machten, und durch die Verbrecher-Colonien, die an der Grenze angesiedelt wurden, assimilirten sie sich diese Nachbarn.

Eine Abgeschlossenheit von den Barbaren scheint im Alterthume nicht stattgefunden zu haben. Die chinesischen Fürsten haben nie Bedenken getragen, sich im Bürgerkriege mit fremden Völkern zu verbinden und sich mit fremden Fürsten zu verschwägern, andererseits haben die Barbaren oft chinesische Prinzen zu Herrschern genommen. Das Schi-kiñ oder Liederbuch der Chinesen enthält folgendes Klagelied einer chinesischen Prinzessin, welche mit dem Fürsten von Usun in Turkestan (das war ein Volk mit blonden Haaren und blauen Augen) vermählt worden war:

Meine Eltern haben mich fortgeschickt
In's ferne, ferne Land!
Dem Fürsten von Usun mich angetraut,
In's fremde Reich mich verbannt.
Eine ärmliche Hütte ist sein Haus
Mit rohem Filz behängt,
Fleisch seine einzige Speise ist,
Mit Milch wird er getränkt.
O, wenn ich meiner Heimath gedenke,
Möcht ich sein eine wilde Gans, deren Schwingen
Mich zurück in's Vaterland würden bringen.

Die Einwanderung der Chinesen erfolgte längs des Hwań-ho unter Pao-hi oder Fo-hi. Von diesem sagt die Tradition, dass er die acht Kwa (eine Strichschrift) bildete, Schnüre knüpfte und Fallstricke, sowie Netze zum Jagen und Fischen fertigte. Sein Nachfolger Šiń-miń hieb Bäume um und machte daraus Pflugscharen, streckte die Bäume und machte daraus Pflüge, des Pflügens und Jätens Vortheile lehrte er dem Reiche. Er führte den Handel und Jahrmärkte ein, „um herbeizuziehen des Reiches Volk", um zusammenzubringen des Reiches Schätze, um sie zu vereinigen, auszutauschen und wegzugeben. So erlangte jedes die rechte Stelle. Hierauf folgte Hwań-ti, Yao und Šün. „Sie bewirkten durch ihre Veränderungen, dass das Volk nicht ermüdet wurde, der Baum wurde ausgehöhlt und man machte Schiffe daraus, das Holz wurde zugespitzt und man machte Ruder daraus; Schiffe und Ruder dienen zum Uebersetzen, wohin man sonst nicht dringen konnte, um die Ferne zu erreichen zum Nutzen des Reiches. Man spannte Ochsen an, bestieg das Pferd, und Schweres konnte man weithin verführen zum Nutzen des Reiches. An der schweren Thüre wurde eine Klapper angebunden zum Anschlagen, um die grausamen Gäste (die Diebe) zu erwarten (zu verscheuchen?). Man haute Holz zu, Stössel zu machen, höhlte die Erde aus, daraus Mörser zu machen, Mörser und Stössel sind zum Nutzen des zahlreichen Volkes, ihm fortzuhelfen. Man machte um Holz eine Bogensehne und hatte so den Bogen. Aus zugespitztem Holze machte man Pfeile; Bogen und Pfeile nützen dem Reiche Respect zu verschaffen."

Diese Tradition kehrt den Lehrton zu sehr heraus, um correct zu sein, sie hat offenbar ältere Ueberlieferungen mit jüngeren vermischt oder die Sitten von umwohnenden Barbaren benützt, um den Versuch einer Culturgeschichte zu machen; denn als die Chinesen in das Thal des Hwań-ho einzogen, müssen sie bereits cultivirt gewesen sein, wie ihre Stammesgenossen im Tarymbecken, welche, wie Richthofer nachgewiesen hat, Ackerbau trieben und Canäle bauten, denn der Bau von Canälen und die dadurch bewirkte leichtere Verdunstung des Wassers war ein Hauptfactor der Umwandlung des fruchtbaren Lössbodens in Salzboden, sowie der Austrocknung des ehemaligen asiatischen Binnenmeeres und die Ursache der Zerstreuung der dort wohnenden Ackerbauer, insbesondere der Auswanderung der Chinesen nach Osten, wobei sie der östlichen Erstreckung des Lössbodens folgten. Man wäre versucht, sämmtliche hier erwähnte fünf Kaiser in das Gebiet der Mythe zu verweisen,

wenn nicht die acht Kwa des Fo-hi eine Thatsache wären, welche von grosser Wichtigkeit für das Verständniss der chinesischen Religion ist. Mehr historischen Inhalt dürfte folgende Tradition haben:

„Im hohen Alterthum wohnte man in Grotten, im Sommer auf dem Felde; die heiligen Männer der späteren Geschlechter vertauschten diese mit Palästen und Häusern. Oben wurden Dachsparren, unten Flügel angelegt, um Wind und Regen abwarten zu können."

„Im Alterthum wurden die Beerdigten nur mit frischen Reisern bedeckt, man begrub sie mitten auf den Feldern ohne Grabhügel und Baumpflanzung; in späteren Zeiten führten die heiligen Männer die äusseren und inneren Särge ein."

„Im höchsten Alterthum bediente man sich der Schnüre beim Regieren, in späteren Generationen vertauschten die heiligen Männer sie mit Büchern und Bambutafeln, sie dienten den hundert Beamten beim Regieren, das Volk zu beaufsichtigen."

„Einst wohnte man in Höhlen unter der Erde, im Sommer unter Bäumen. Da man noch kein Feuer hatte, Speisen zu bereiten, ass man die Früchte der Pflanzen und Bäume, da man noch keinen Hanf und keine Seide hatte, kleidete man sich in Federn und Felle. Nachdem heilige Männer erstanden waren, erfanden sie den Nutzen des Feuers und machten Gefässe aus Metall, buken Erde zusammen und machten Terrassen mit Schutzdecken, Paläste und Häuser mit Fenstern und Thüren, um darin zu rösten, zu braten, zu kochen, den Opferwein zu bereiten, zogen Hanf und Seide, um daraus hänfene und seidene Kleider zu machen, um zu ernähren die

Fig. 155. Höhlenwohnungen in der Provinz Šan-si.

Lebendigen, um zu geleiten die Todten, um zu dienen den Geistern und Ahnen."

Dass die Chinesen in alter Zeit in Höhlen wohnten, ist umsoweniger zu bezweifeln, als solche noch gegenwärtig an den Grenzen der Mongolei in den Provinzen Tši-li, Šan-si und Šen-si vorkommen, und zwar nicht nur in ärmlicher, sondern auch wie Figur 155 zeigt, in sehr hübscher Ausstattung. Diese Felsenwohnungen kommen nur in Lösswänden, dem zum Ackerbaue besonders geeigneten Boden vor, der nicht nur selbst ein leicht zu bearbeitendes Material ist, sondern auch in seinen Mergelknauern Stoff zu einem vortrefflichen Cement giebt, womit die Wände, sowie die Seiten von Fenstern und Thüren angestrichen werden. Bessere Wohnungen werden mit gebrannten Ziegeln ausgewölbt, diejenigen, welche als Wirthshäuser dienen, reichen 100 bis 200 Fuss in die Erde hinein, um Stallungen für Pferde und Wagen zu bieten. Diese Wohnungen sind billig, warm im Winter und kühl im Sommer, und wenn sie an den richtigen Stellen angebracht sind, auch dauerhaft.

Diese Höhlen kommen nicht nur in China vor, sondern auch in Eran, wo Bamian durch seine unzähligen Höhlen und seine kolossalen Höhlenidole (Fig. 156) berühmt ist; auch hier ist es der Löss, welcher Anlass zu diesen Höhlen gegeben hat, der Lössboden leitet aber auf die Ackerbauer, und da die Grottentempel in Indien offenbar nichts Anderes sind als die künstlichere Form der einfachen bamianischen Grotten, so ist hier eine Gemeinsamkeit des Cultus vorhanden, welche die ackerbauenden Chinesen, Indier und Aegypter (denn der ägyptische Amon war gleichfalls der verborgene Erdengott) verbindet. Diese Felsentempel wurden von den Buddhisten wieder aufgenommen, da Śakyamuni's Schüler, welche die neue Lehre durch Predigten zu verbreiten, das Land durchzogen, während der Regenzeit sich in Grotten zurückzogen und dadurch

Fig. 156. Felsenkolosse im Thale zu Bamian.

den Anstoss zur Bildung von Klöstern gaben. Indem der Buddhismus im Jahre 65 nach Christo vom Kaiser Miṅ-ti in China eingeführt wurde, erhielten die Chinesen, ohne es zu wissen, die alte Religion ihrer Vorväter zurück, und wieder entstanden Grottenwohnungen in China, aber nicht für fleissige Ackerbauer, sondern für bettelnde Mönche, die Caricatur ihrer aufgeblühten Cultur.

Dieser Umstand wirft ein eigenthümliches Licht auf die älteste chinesische Religion. Wir wissen von dieser nur, was Kuṅ-fu-tse darüber mittheilt; da dieser aber das Alterthum als Muster für seine Zeitgenossen aufstellte, so scheint er nur die Weisheit der Alten hervorgehoben und über ihren Aberglauben geschwiegen zu haben. Die Pa-kwa oder acht Knotungen waren: ☰ Himmel, ☱ Thau, ☲ Feuer, ☳ Donner, ☶ Berg, ☵ Wasser, ☴ Wind, ☷ Erde, oder Himmel, Sonne, Mond, Sterne, Gesetz der Erde, Vögel, wilde Thiere und Ebenmass. Es ist dies die einfachste Form der Schrift, und sie stand sowohl dem tatarischen Kerbholze wie der babylonischen Keilschrift nahe; die Achtzahl liegt den nordischen Runen (in denen sie zur sechzehntheiligen Windrose ausgebildet wurde) und der mongolischen Schildkröte zugrunde (Schildkröten wurden auch in China zum Weissagen verwendet); sie wurde in China zur Zahl 64 potenzirt, indem man die Kwa in Doppelstellungen in allen möglichen Variationen anwendete; in derselben Weise zerlegt, ergiebt sich als Grundlage ⚊ Himmel und ⚋ Erde, ⚍ Feuer, ⚎ Wasser, die vier Elemente. Aber neben diesen Knoten hatten die ältesten Chinesen auch Götterbilder, wenn auch bei der später eingetretenen Vermischung nicht genau zu trennen ist, was der Religion des Fohi und was der „der heiligen Männer“ angehört.

Die Herrschaft der letzteren scheint mit dem Kaiser Hwaṅ-ti begonnen zu haben, von dem die Tradition berichtet: „Er regierte die fünf Geister (der fünf Elemente), regelte die fünf Masse und beruhigte das Volk, mass aus die vier Weltgegenden. Er bändigte die Stiere, bannte die Rosse an den Wagen, bändigte und machte gelehrig das starke Wild (er richtete wilde Thiere zur Jagd ab). Mit dem Feuerkaiser (Yen-ti, d. i. Šin-miṅ) kämpfte er in den Gefilden von Pan-tsinen, dreimal kämpfte er und darnach besiegte er ihn; er regelte die Ober- und Unterkleider, führte gestickte Kleider ein; er regierte das Volk, indem er es den Gesetzen des Himmels und der Erde folgen liess, kannte die Ursachen des Dunkeln und Hellen, durchdrang des Todten und Lebenden Erklärung. Zur rechten Zeit säete er die hunderterlei

Früchte, untersuchte die Geschmäcke, Pflanzen und Bäume, seine weite Humanität erstreckte sich bis auf Vögel, Wild und alle Insekten; er erforschte Sonne, Mond, Planeten und Sternbilder, des Wassers Wogen, der Erde Gesteine, Metalle und Edelsteine (Jaspis vertritt alle Edelsteine). Er strengte Ohr und Auge an, wandte fleissig Herz und Kräfte an, bediente sich des Wassers und Feuers, der Schätze und Dinge, um das Volk zu belehren, und das Volk hatte Nutzen davon. Nach 100 Jahren starb er, das Volk fürchtete seinen Geist 100 Jahre, bis er aufhörte, dann wandte das Volk seine Lehre noch 100 Jahre an, bis es damit wechselte; daher spricht man von 300 Jahren Hwaṅ-ti's."

Hier ist offenbar die Rede von einem fremden Volke mit einer neuen Religion, welches die Chinesen unterjochte. Nach dem, was in der Tradition von den „heiligen Männern" gesagt wurde, besassen diese die Bronze, bauten sie Häuser und Paläste, errichteten sie Grabhügel, hatten eine eigene Schrift (die in Bambu geritzte Bilderschrift) und kleideten sich in hänfene und seidene Gewänder; von ihnen scheint auch der feudale Staat herzurühren.

Ein Licht auf diese Vorgänge werfen manche Gebräuche. Wenn der Kaiser einen Ochsen dem Himmel, die Vasallen ein Schaf den Geistern des Feldes, die Beamten ein Ferkel und der gemeine Mann einen Fisch und geröstetes Fleisch opferten, so entspricht dies der Schweinezucht der Ackerbauer, deren Häuptlinge die Gelehrten waren, während der Adel einem Hirtenvolke entsprosste und der Kaiser jenem Volke, welches in allen civilisirten Ländern Asiens, Afrikas und Europas den Stier und den Pflug einführte. (Das Zeichen für Provinz-Vorsteher, *mu*, besteht aus den Elementen „Ochse" und „treiben", wie bei den Griechen die Könige ποιμὴν λαῶν „Völkerhirten" hiessen.) Ueberall wo der Pflugstier war, herrschte auch die Bronze, und aus Bronze waren die Stierbilder, welche man im Boden Europas gefunden hat. Wir haben im ersten Theile dieses Buches die Entwicklung der Cultur bei den Schweinezüchtern, den Hirten und den mit Stieren pflügenden Völkern verfolgt und dort darauf hingewiesen, dass die Hirten die Himmelskunde vervollkommnet haben. Hiermit dürfte im Zusammenhange stehen, dass die 28 Mondstationen sowohl bei den Chinesen, wie bei den Indern und Arabern gefunden wurden, dass die arabischen und chinesischen Mondstationen unter sich mehr als mit den indischen übereinstimmen, dass somit diese drei Völker ihre Kenntnisse aus einem gemeinschaftlichen Centrum haben müssen, als

welches sich Centralasien ergiebt. Hiermit hängt zusammen, dass Chinesen und Chaldäer die Beobachtung der Sonnenhöhe am Gnomon, sowie des Polarsternes als Grundlage der Zeitrechnung, die Eintheilung des bürgerlichen Jahres in 12 Monate, einen Cyclus von 12 Jahren, welcher der Umlaufszeit des Jupiters entspricht, einen Cyclus von 60, bestehend aus der sechsmaligen Umdrehung der Zehnzahl neben der fünfmaligen Umdrehung der Zwölfzahl, einen Cyclus von 10 Tagen und die Wasseruhren, nach denen die Eintheilung des Tages in Stunden von Wachen angeschlagen wurde, gemeinsam hatten.

Den schärfsten Unterschied zwischen Fo-hi und Hwaṅ-ti bildet die bei letzterem auftauchende Fünfzahl, deren Potenzen 10, 100, 1000 den früheren Potenzen 2, 4, 8, 64 gegenüberstehen. An Stelle der vier Elemente: Himmel, Erde, Feuer und Wasser, traten fünf: Holz, Feuer, Metall, Wasser, Erde, unter denen wohl Metall das jüngste den Menschen bekannt gewordene Element war. Diese Fünfzahl entspricht den fünf Fingern der Hand, welche das Symbol des ägyptischen Thaud und zugleich der fünfstrahlige Stern ★ war, der sich neben dem sechsstrahligen aus dem Dreieck der Inder (▽ Wišnu, △ Śiva, ✡ und ✡ Symbol des vereinigten Wišnu und Śiva, das Sigel Salomonis) entwickelte.

Hierauf beruhte die erweiterte chinesische Theologie: Im Anfang waren zwei Dinge: *Li* „die Kraft“ und *Ki* „der Stoff“ oder Feuer und Wasser. Den Bodensatz des Wassers bildete die Erde. Das ätherische Feuer ist das thätige Princip oder die Seele des *Ki* und heisst dann *Yaṅ* (Licht); das Wasser, welches nicht das Element, sondern eine trübe, schlammige Masse ist, heisst *Yin* (Finsterniss). *Yaṅ* und *Yin* sind das feinere und gröbere *Ki*, ursprünglich waren sie dasselbe wie *Li* und *Ki*. (Hieraus ersieht man, wie aus der ursprünglichen Dreiheit Feuer, Wasser, Erde sich die Fünfzahl entwickelte.) *Li* ist das feste Himmelsgewölbe von Krystall (die Chinesen kannten das Brennglas), *Ki* ist das Wasser; der Bodensatz war die Welt, der Sohn *(tsȩ)* jener beiden. Da *Yaṅ* und *Yin* so viel waren als *Li* und *Ki*, so sagten die Chinesen: *Yin* ist die uranfängliche Finsterniss, die über dem Chaos brütete, bis sie das Licht gebar, dies ist *Ti* „der Himmel“, der zugleich Vater und Sohn ist, da er der Sohn der Finsterniss und zugleich der Oberste ist. Diesen aus der Vermischung von *Yaṅ* und *Yin* mit *Li* und *Ki* entstandenen Widerspruch fühlten die Chinesen selbst und *Tšu-tsȩ* sagt: „Das Volk muss selbst prüfen und unterscheiden: in manchen Stellen (der Alten) ist der Himmel

das azurne Firmament, in manchen die herrschende Macht (*šań-ti* oder Geist) und in manchen ist auf *Li* angespielt.“ Auf dieser Fünfzahl beruhen die chinesischen Consonanten: *Li, Ki* und *Ti* bilden die Grundlage der Anlaute (*l* = *r* = *u* = *m* = *p* = *f* bilden die Lippenlaute, *k* ist die Grundlage der Kehllaute, *t* die der Zahnlaute), *Yań* und *Yin* bilden die chinesischen Auslaute *ń* und *n*. Obgleich alle Sprachen im Südosten Asiens einsilbig sind, gab es doch in alter Zeit in China selbst verschiedene Sprachen, denn ausdrücklich wird erwähnt, dass die chinesischen Kaiser durch Dolmetsche mit den Barbaren des Landes verkehrten. Auch nachdem diese Sprachen zu der jetzigen chinesischen Sprache sich verschmolzen hatten, blieben in den südlichen Provinzen consonantische Auslaute zurück; so heisst „Reich“ in der classischen Sprache „*kwo*“, zu Kanton *kwok*, in Annam *küok*; „zehn“ classisch *ši*, zu Kanton *šap*, in Annam *thap*; „Sonne“ classisch *ži*, in Kanton *yat*, in Annam *nhüt*. Uebrigens ist es nicht so sehr die Einsilbigkeit, welche die chinesische Sprache von den westlichen unterscheidet, denn diese Einsilbigkeit beruht nur auf der Bevorzugung der vocalischen Elemente an Stelle der consonantischen, sondern die Flexionslosigkeit. Die chinesische Sprache gleicht den Cyclopenmauern, die aus Steinen ohne Mörtel gefügt waren, ihr fehlt der Kitt der Präfixe und Suffixe, welche in den übrigen Sprachen aus den zerbröckelten Stämmen gebildet wurden; den Uebergang bilden die ägyptischen Hieroglyphen, welche durch ihre Determinativa, die ursprünglich wohl nicht ausgesprochen wurden, den Anstoss zur Flexion gaben. (| Einzahl *a*, || Dual *i*, ||| Plural *u*, ⌓ Femininum *t* u. s. w.)

Die Welt dachten sich die Chinesen, wie alle alten Völker, als einen Kreis oder ein Ei, in zwei Theile getheilt: in die Sphäre des Lichtes und in die Sphäre der Finsterniss. Erstere, *Yań*, war der gute Geist oder *Šin*; letztere, *Yin*, der Geist des Uebels, der Dämon *Kwei*; erstere wurde auch *Kyen* „Himmel“, letztere *Kwen* „Erde“ genannt, beide zusammen als *Kyen-kwen* geben den abstracten Begriff der unkörperlichen Welt und sind soviel als *Šań-ti*, der Herr des Himmels und der Erde, wie andererseits *Kwei-šin* als Dämon die zweifache Seele der Welt ist. (Aus dieser Idee bildete der Perser Zarathustra den schroffen Gegensatz zwischen Ahuramazda als Geist des Guten und Ahriman als Geist des Bösen, die Chinesen aber fassten gut und böse als relative Begriffe auf, ihnen war, wie Goethe, der Dämon ein Theil der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.)

Das Licht *Yań* wird erzeugt im Norden, strahlt aus im Osten und ist voll gesättigt im Süden; die Dunkelheit *Yin* beginnt im Süden, ist gesättigt im Westen und endigt im Norden. (Hierauf beruht unsere Eintheilung des Tages in zwölf Stunden und der Beginn des Tages um Mitternacht, der Beginn der zweiten Tageshälfte zu Mittag.) Bei der Eintheilung des Kreises in die Sphären des Lichtes und der Finsterniss dachte sich der Chinese in der Mitte stehend, den Blick nach Norden gerichtet; links liegt ihm Osten, das Reich des Lichtes, und Erzeugen, Ernähren, Ursache des Wachsens, Erfreuen ist sein Gebiet; seine Eigenschaften: Härte, Glanz, Wahrheit und Richtigkeit und der Pfad jedes guten Menschen gehört dahin; rechts ist das Reich der Finsterniss, und Verletzen, Verwunden, Ungerechtigkeit und Zerstörung seine Beschäftigung, seine Eigenschaften: Weichheit, Dunkel, Parteilichkeit, Selbstsucht, und der Weg jedes schlechten Menschen führt dahin. (Unsere Sprache versteht unter Rechts und Links das Gegentheil.)

Himmel und Erde gelten den Chinesen als belebte Wesen; „denn,“ sagen sie, „wenn der Himmel nicht belebt wäre, wie könnte er sich umwälzen? wenn die Erde nicht lebte, wie könnte sie Sachen erzeugen?“ Astronomisch sind *Yań* und *Yin* Sonne und Mond; auf den Wachthäusern in China sind sie dargestellt als , was den Grossvater *Šań-ti* oder die Sonne in dem Mondboote fliehend vor der Fluth darstellt. Dass eine allgemeine Fluth stattgefunden habe, glaubten die Chinesen daraus schliessen zu dürfen, dass man Schnecken und Perlenmuscheln (?), die auf dem Boden des Meeres vorkommen, auf Bergen fand, und gleiche Umstände mögen wohl überall den Anstoss zur Sündfluth-Sage gegeben haben. (Ebenso ist obiges Symbol über einen grossen Theil der Erde verbreitet, es ist das Symbol auf dem Haupte des ägyptischen Khons; häufig ist die Sonne durch einen Stern ersetzt, wie Venus, ursprünglich die Sonne, zum Morgen- und Abendstern geworden ist, worauf, je nachdem dieser oder jener mehr verehrt wurde, der Tag mit dem Abend oder mit dem Morgen begann.) Die Vereinigung von Himmel und Erde ist der Patron der Zeugung und bei Ehen wird die erste Abschrift des Heiraths-Contractes vor Himmel und Erde verbrannt, die Reproduction der obscönen Darstellung dieser Idee ist hier nicht möglich.

Der Kosmos wiederholt sich im Menschen: der Geist des Menschen ist das *Li*, sein Körper das *Ki*, Geist und Körper bilden zusammen den vernünftigen Menschen, wie Himmel und Erde die Welt: am vollkommensten

ist diese Vereinigung bei den Weisen und im Kaiser, daher ist der Kaiser der Himmel selbst und das Streben jedes Menschen muss auf Wissen gerichtet sein. Die „göttliche Vernunft“ anderer Völker ist bei den Chinesen das Wissen, und hieraus erklärt sich die Verehrung, welche die Chinesen allem Geschriebenen erweisen; die Schrift ist Geist, ein Theil des *Li;* um Schriftstücke, welcher Art immer, im Kothe nicht vermodern oder mit Füssen treten zu lassen, kaufen daher Genossenschaften von armen Leuten alle beschriebenen Papierschnitzel zusammen, welche diese auf den Strassen auflesen, und verbrennen dieselben, damit ihr *Li* sich wieder mit dem himmlischen *Li* vereinige; hieraus erklärt sich auch die Art ihres Betens, welche darin besteht, dass sie Gebete verbrennen.

Der Geist vom Himmel durchdringt alle Dinge. Der Mensch erhält ihn, und dann ist er der Geist des Menschen, Dinge erhalten ihn, und dann ist er der Geist aller Dinge, Gras, Bäume, Vögel und Thiere erhalten ihn, und dann ist er der Geist der Gräser, der Bäume, der Vögel und Thiere. Alles aber ist der Geist von Himmel und Erde.

Das sind die wichtigsten der von Kuṅ-fu-tse gesammelten Lehren, derselbe bemerkt ausdrücklich, dass er nichts aus Eigenem hinzugefügt habe; da aber kaum zu zweifeln ist, dass in China ein Bilderdienst herrschte, so kann man wohl annehmen, dass Kuṅ-fu-tse nur diejenigen Lehren als Muster hinstellte, welche die Weisen anerkannten, wie in Griechenland und Aegypten neben den abergläubischen Gebräuchen eine reinere Geheimlehre bestand. Auf diese Weise erklären sich auch die Worte Lao-tse's: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deshalb sagt man, wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches, wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches. In der Familie, in der Schule werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kuṅ-tse verehren. Diese Sitte muss abgeschafft werden.“ Lao-tse ist es nicht gelungen, sein Ideal zu erreichen, er hatte etwas Mystik in seine Lehren herübergenommen, und diese schoss üppig unter seinen Schüler in Blüthen auf, dagegen gelang es Kuṅ-fu-tse, eine Lehre des gesunden Menschenverstandes aufzustellen, welche sich dritthalb Jahrtausende rein erhalten hat. Keine Religion der Erde hat solche Erfolge aufzuweisen.

Ahnenverehrung und Götterdienst stehen nicht weit auseinander. Heute giebt es viele Tempel in China, welche dem weisen Kuṅ-fu-tse errichtet sind, aber dieselben dürften eher dem älteren Kuṅ-tse, „dem weisen Lehrer“, gelten als dem Philosophen des 6. Jahrhunderts vor Christo, sicherlich ist der letztere nicht der von Lao-tse erwähnte, da dieser fünfzig Jahre älter als Kuṅ-fu-tse war. Scherzer sah in einem Kuṅ-fu-tse-Tempel den Schutzgeist des Wissens dargestellt, in der einen Hand einen Griffel, in der anderen einen Klumpen Silber haltend. In dem Tempel eines berühmten Arztes sah er dessen Standbild in Lebensgrösse aus Holz geschnitzt und reich vergoldet (so wurden auch in Aegypten die Götterbilder gemacht); die Kleidung des göttlich Verehrten bestand aus riesigen Blättern, während er in den Händen eine Lotosblume hielt (die Lotosblume war auch das Symbol der ägyptischen und indischen Götter); über seinem Bilde standen in goldener Lapidarschrift chinesische Worte, welche bedeuteten: „Für alle Zeiten der weise Lehrer“ und daneben „der göttliche Naturpfleger und geheiligte Herrscher“.

Es ist wahrscheinlich, dass der Bilderdienst dem höchsten Alterthum angehörte, dass die „heiligen Männer“ diesen abschafften, dass er aber unter der Ahnenverehrung sich wieder einschlich, wie der von Moses verpönte Bilderdienst in derjenigen Religion wieder aufkam, welche eine Verbesserung der mosaischen sein sollte; auch die christliche Religion hat keine Götter, aber Gottesbilder und Heiligenbilder. Wir haben oben darauf hingewiesen, wie innig die philosophischen Ideen der Chinesen mit denen anderer Völker verwandt sind; es scheint die Philosophie, welche in China sich rein erhalten hat, dieselbe zu sein, welche in der Abraham-Legende die Menschenopfer abschaffte, welche unter den Hirten-Dynastien der Aegypter die Tempel schloss, welche die Grundlagen der Lehren des Moses, Zarathustra’s und Brahma’s bildeten. Ueber alle diese Religionssysteme aber erhob sich die chinesische Lehre durch ihre Abwesenheit eines Priesterthums; der chinesische Gelehrte, welcher in erster Linie Staatsdiener war, hatte keine Ursache, sich mit dogmatischen Grübeleien zu beschäftigen; da zudem der Kaiser selbst Gelehrter sein musste, so wäre es gegen die Dienstvorschrift gewesen, eine andere Macht neben die des Kaisers zu setzen, die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Autorität in der Person des chinesischen Kaisers rettete dieses Land vor den Verwirrungen, welche in anderen Ländern den Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht hervorrief.

Diese kaiserliche Allmacht konnte nicht ohne eigenes Verdienst erlangt werden. Der Lössboden ist zwar so fruchtbar, dass er keines Düngers bedarf, aber er bedarf reichlichen Regens, um Frucht zu tragen; bleibt dieser Regen aus, so entsteht Hungersnoth und die Bevölkerung muss, wenn sie nicht verhungern will, weiter wandern. Dieser Umstand mag viel zur Wanderschaft der Ackerbauvölker beigetragen haben. Weiters war der natürliche Raum für den Ackerbau auf die Flussebenen beschränkt, auf den dahinter liegenden Bergen hausten Jägervölker, welche stets bereit waren, über die Eindringlinge herzufallen und dieselben zu berauben. Aus diesem Grunde gruben sich die letzteren in die Höhlen der Lösswände, deren Schluchten übrigens leicht zu vertheidigen waren. In diesen Höhlen lebten die Ackerbauer mit Schweinen und Hühnern, welche ihnen ausser der täglichen Reis- und Hirsenahrung Fleisch für Festtage gaben.

In dieses Land zog nun ein kriegerisches Hirtenvolk ein, welches mit seinen Bronzeäxten die Wälder ausrodete, um Raum für seine Heerden zu finden, auf dem gewonnenen Boden Häuser baute, Brunnen grub und die Ansiedelungen mit Mauern zum Schutze gegen die Jägervölker umgab. Diese Hirten waren dem Ackerbau nicht feind, sie hatten in ihren früheren nördlichen Wohnsitzen selbst den Ackerbau betrieben, mühsam einem kargen Boden, welchen ihre Heerden düngen mussten, die wenigen Früchte abgerungen; in dieser Noth hatten sie sich mancherlei Vortheile angeeignet, welche die Lössbauern nicht kannten, z. B. den von Ochsen gezogenen Pflug, den Wagen, die Sichel, sie hatten gelernt, die Bäche zu vertheilen, um grössere Flächen zu berieseln, sie hatten sich eine genauere Himmelskunde und einen Kalender angeeignet, sie hatten eine vollkommenere Schrift, mit welcher sie sich leichter verständigten, sie unterwarfen die Jägervölker mit dem Schwerte und gewannen die Ackerbauer durch ihre höhere Intelligenz: so wurden sie Herren des Landes und des Bodens.

Wieviel von dieser Culturarbeit dem Šin-nuṅ, wieviel dem Hwaṅ-ti und seinen Nachfolgern zufällt, ist schwer zu entscheiden, damit stimmt aber auch die Tradition überein, dass Fo-hi den Pflug nicht einführte, und der Umstand, dass heutzutage der Pflug selten in China gebraucht wird, da wegen Mangel an Wiesen die Heerden, insbesondere die Rinder, fehlen und da das wenige in China vorhandene Heerdenvieh sich mit den Aeckerrainen und den Gräsern der Stadtgräben begnügen muss, beweist, dass für China die Heerden eine

ausländische Einrichtung waren, welche aufgegeben wurde, während die Kenntnisse der Hirten auf den heimischen Betrieb übertragen wurden.

Die Eroberung brachte es mit sich, dass der Boden in China kein Freieigenthum war, doch waren die Bauern auch keine Sklaven, die Weisheit der Eroberer liess ihnen die persönliche Freiheit und verwendete sie als Pächter. Man überliess ihnen die Bebauung des Bodens gegen Naturalabgaben, welche dazu verwendet wurden, um den Kaiser und seine Beamten zu ernähren und Vorräthe für trockene Jahre zu hinterlegen, damit eine Auswanderung und Zerstreuung des Volkes verhindert werde. Als Regel galt: nach dreijährigem Anbau habe man sichere Nahrung für ein Jahr übrig, nach neunjährigem für drei Jahre, nach dreissig Jahren wird, wenn auch eine Calamität, eine Dürre oder Ueberschwemmung eintritt, das Volk kein krankes Aussehen haben und dann hält der Kaiser seine Mahlzeit und begleitet sie mit Musik.

Das patriarchalische Verhältniss des Kaisers zum Volke konnte nur dadurch entstehen, dass der Kaiser für das Volk wie ein Vater für seine Kinder sorgte, selbst die Familienliebe wurde dem Volkswohle zum Opfer gebracht; die alten Kaiser wählten ihre Nachfolger, wenn ihre Söhne missriethen, nicht aus diesen, sondern aus den befähigtesten Beamten: auf Yao folgte nicht sein Sohn, sondern Šün, auf diesen ebenfalls ein Minister, Yü, der sich um die Cultivirung des Landes grosse Verdienste erworben hatte; als aber nach diesem, der einen tugendhaften Sohn Namens Ki hatte, sich der Minister Y auf den Thron setzen wollte, erkannte das Volk diesen nicht an und gehorchte dem Ki, welcher die erste Dynastie Hyao begründete. Wir wollen die Tugendhaftigkeit des kaiserlichen Prinzen unerörtert lassen, wir haben keine Beweise des Gegentheils, nur so viel scheint klar zu sein, dass mit Ki die Erbfolge eintrat; doch gilt noch gegenwärtig in China als altes Gesetz, dass der Kaiser seinen Nachfolger nach Belieben wählen könne.

Die Gleichheit der Güter war im alten China, wenigstens bei den Bauern, vorhanden. Jede Familie erhielt ein bestimmtes Stück Land zugetheilt, das sie bearbeiten musste. Jedes Ackerfeld war mit Wassergräben und Dämmen umgeben, hatte Raum für acht Familien und bestand aus neun Stücken, wovon das mittelste dem Kaiser gehörte und von der Gemeinde gemeinschaftlich bewirthschaftet wurde. Je nachdem das Land ohne Wechsel oder mit Wechsel bebaut wurde, galt es als gutes, mittelgutes oder schlechtes Land. Auf dem besten Lande wurde eine Familie zu sieben Personen

(Männer und Frauen) gerechnet, wovon drei dem Staate theils zu öffentlichen Arbeiten, wie: Strassenbau, Canäle graben, Städte bauen, oder zum Kriege dienen mussten, auf mittelgutem Boden wurde die Familie zu sechs Köpfen gerechnet und je zwei Familien mussten fünf Personen stellen, auf schlechtem Lande rechnete man fünf Köpfe auf die Familie, wovon zwei sich stellen mussten. Erst im 4. Jahrhundert wurde eine Grundsteuer eingeführt und den Privaten gestattet, ihre Aecker zu verkaufen.

Ehelosigkeit war nicht gestattet. Hatte ein Mann mit dreissig und ein Mädchen mit zwanzig Jahren nicht geheirathet, so wurden sie durch die Obrigkeit dazu gezwungen, übrigens sorgte hier wie bei den Indern und den Juden der Ahnencultus für die Fortpflanzung: Kindererzeugung, namentlich die der Knaben, war Gewissenspflicht, da der Sohn den Manen des Vaters opfern musste; blieb daher eine Ehe kinderlos, so suchte die Hausfrau dem Manne selbst eine Stellvertreterin (man vergleiche die Sage von Abraham und Sara), welche jedoch nur die Rolle einer Dienerin erhielt, obwohl ihre Kinder als vollbürtig galten.

Mit dem Rechte auf Nahrung war auch die Pflicht zur Arbeit verbunden. Bepflanzte Jemand sein Feld nicht, so musste er die Abgaben eines Hauses von drei Familien entrichten, im Unvermögensfalle scheint Prügelstrafe eingetreten zu sein. Nur Greise waren von Arbeit und Frohndienst befreit. Jeder Bauer sollte zwei Mutterschweine und fünf Bruthennen jährlich halten, auch mussten an den Häusern Hanf und Maulbeerbäume gepflanzt werden, damit die Frauen Garn und Seide bereiten konnten. Fleischnahrung und warme Kleidung waren besonders für Greise bestimmt, welche in China hochgeehrt werden. Unter einer schlechten Regierung, sagen die Classiker, müsste das Volk seine Greise in den Canälen ertränken und die Kinder tödten, unter einer guten Regierung würden Greise und Kinder, Witwen und Waisen ernährt und bekleidet.

Im Frühlingsmonate musste der Beamte die Grenzen berichtigen, Wege und Canäle in Ordnung erhalten und nach der Natur des Bodens das Volk anweisen, was für Getreide es zu bebauen habe. Im dritten Frühlingsmonate liess er die Kornspeicher öffnen, um unter die Armen Korn und Kleider zu vertheilen. Im ersten Sommermonate musste ein Beamter den District der Hauptstadt durchgehen, damit kein Landmann müssig bleibe. Im ersten Wintermonate wurden die Felder besichtigt, dass alles Gut einkomme und nichts

draussen bleibe. Im dritten Herbstmonate wurde befohlen, dass das Volk sich beeile, allerlei Gemüse einzusammeln, Vorräthe zusammenzubringen und Weizen zu säen. Die Beamten hatten so viel Einkünfte, als sie selbst durch Feldarbeit erworben haben würden.

Im Li-ki heisst es: „Der Arme wird leicht kleinmüthig in seinem Elend und Dieb, der Reiche übermüthig und widerspenstig, daher haben die alten weisen Kaiser die Vermögensverhältnisse des Volkes so geordnet, dass Eines Reichthum es nicht zum Uebermuth und Eines Armuth und Elend es nicht bis zum Kleinmuth kommen lasse, so gab es keinen Diebstahl und keine Unordnung." Es möchte dies als Fabel erscheinen, wenn nicht griechische und römische Berichte bestätigten, dass China wegen der Sittenreinheit seiner Bewohner im Alterthum berühmt war. Bardessanes bei Eusebius erzählt: „Die Serer haben Gesetze, welche den Mord, die Ausschweifung, den Diebstahl, den Götzendienst verbieten. Daher sieht man in diesem grossen Lande keine Tempel, keine ausschweifenden Frauen, keine Ehebrecher, keine Diebe, keine Mörder, noch Gemordete. Der Stern des Mars hat ihm nicht die Nothwendigkeit auferlegt, Menschen zu tödten und Venus' Verkehr mit Mars keinen bei ihnen angetrieben, sich mit einer fremden Frau zu vermischen, obwohl Mars alle Tage ihren Himmel durchläuft und alle Tage und jede Stunde Serer geboren werden." Ist auch diese Schilderung übertrieben, so beweist sie doch, dass die chinesische Regierungskunst ganz Asien mit Bewunderung erfüllte.

Das Volk war in folgender Weise eingetheilt: Fünf Familien bildeten eine Gruppe, *pi*, um sich gegenseitig beizustehen, fünf *Pi* bildeten eine Section, *liü*, um sich gegenseitig in Unglücksfällen aufzunehmen, vier *Liü* bildeten eine Gemeinde, *tso*, um sich bei Begräbnissen gegenseitig auszuhelfen, fünf *Tso* bildeten einen Canton, *tań*, dessen Familien sich gegenseitig bei öffentlichen Unglücksfällen beistehen sollten, fünf *Tań* bildeten ein Arrondissement *tšeu*, um sich bei den Ceremonien zu unterstützen, fünf *Tšeu* bildeten einen District, um gemeinsam ihre Männer von Verdienst zu ehren. Dieser strengen Familien-Eintheilung mag es wohl zuzuschreiben sein, dass, wie neuere Reisende behaupten, die Chinesen gegen Fremde mitleidslos sind und einen Fremden ruhig vor ihren Augen verschmachten sehen, ohne ihm zu Hilfe zu eilen, während sie gegen Familienglieder die grösste Aufopferung an den Tag legen. Dieser Mangel an Menschenliebe muss jedoch im Alterthum

ziemlich ausgedehnt gewesen sein, denn das bekannte Gleichniss Jesu vom barmherzigen Samariter konnte nur entstehen, wenn ähnliche Sitten auch bei den Israeliten vorhanden waren.

Ausser dem Ackerbau werden noch folgende Beschäftigungen aufgeführt: Baumzucht, Holzfällen, Thierzucht, Bearbeitung roher Materialien, Handel, Umgestaltung der Metalle, Sammlung von nützlichen Sachen, Erzeugung von solchen, Studium der Wissenschaften (oder vielmehr der sechs freien Künste: Gebräuche, Musik, Rechnen, Schreiben, Bogenschiessen, Wagenlenken), Ausübung einer ererbten Beschäftigung, wie Wahrsagen oder Medicin, endlich Fürstendienst.

Nach einer anderen Quelle gab es 1. Ackerbauer, welche die neun Arten der Feldfrüchte (zweierlei Hirse, zweierlei Reis, Hanf, zweierlei Erbsen und zweierlei Weizen) zogen, 2. Gärtner, welche Gemüse und Fruchtbäume zogen, 3. Holzhauer, welche die Grundstoffe der Berge und Seen bereiteten, 4. Hirten, welche an Sümpfen Vögel und vierfüssige Thiere zogen, 5. die hundert Arbeiter, welche die acht Rohstoffe (Perlen, Elfenbein, Jaspis, Steine, Holz, Felle und Federn) verarbeiteten, 6. die sesshaften und herumziehenden Kaufleute, welche Gegenstände von Werth sammelten und verarbeiteten, 7. legitime Frauen, welche Seide und Hanf verarbeiteten, 8. Dienerinnen, welche Esswaaren sammelten und bereiteten, 9. Lohnarbeiter ohne feste Beschäftigung.

Die Krieger waren folgendermassen eingetheilt: fünf Mann bildeten eine Fünfschaft *u*, fünf *U* eine Rotte, *liaṅ*, vier *Liaṅ* eine Compagnie, *tso*, von 100 Mann, fünf *Tso* ein Bataillon, *lüü*, fünf *Lüü* ein Regiment *ši*, fünf *Ši* ein Armeecorps von 12.500 Mann.

Obwohl ein alter Spruch sagt: „die Söhne von Beamten sollen Beamte, die der Handwerker Handwerker, die der Kaufleute Kaufleute, die der Ackerbauer Ackerbauer sein“, so hat sich in China doch kein Kastenwesen ausgebildet, und namentlich wurde die Aneignung von Kenntnissen Jedermann zugänglich gemacht, die Kenntniss des Lesens und Schreibens ist in China verbreiteter als in Europa. Noch gegenwärtig werden, mit Ausnahme bestrafter Personen und einiger als unehrlich geltenden Volksclassen alle Landeskinder zur Ablegung der Staatsprüfung zugelassen, auch Mongolen, Juden und Mohammedaner; es wird nicht gefragt, wie Jemand sich seine Kenntnisse angeeignet habe, ob in öffentlichen Schulen oder durch Privatunterricht; aber Niemand wird angestellt, der nicht die vorgeschriebenen Prüfungen abgelegt hat.

Schon im Alterthum geschah jede Anstellung durch ein Brevet, mit dem ersten erhielt man ein Amt und stand über den subalternen Schreibern, mit dem zweiten eine besondere Kleidung (und wahrscheinlich, wie noch jetzt einen privilegirten Gerichtsstand), mit dem dritten einen ausgezeichneten Platz am Kaiserhofe, mit dem vierten durfte man geweihte Gefässe beim Opfer haben, mit dem fünften Reglements für Untergebene erlassen, mit dem sechsten Beamte ernennen und die Apanage und Domänen verwalten, mit dem siebenten erhielt man ein grosses Reich, mit dem achten wurde man Vorstand mehrerer Lehenreiche, mit dem neunten Chef der Vasallen. Der Eintritt in den höheren Staatsdienst konnte erst mit dem 40. Jahre erfolgen (wie bei den Libyern der Mann erst mit 40 Jahren zur Stammesberathung zugelassen wurde, vergl. S. 202).

Die Stellung der Vasallen ist nicht ganz klar, nach der hier gegebenen Rangordnung waren sie Beamte, es wurden aber auch einheimische Häuptlinge zu Vasallen ernannt, um die Civilisirung zu erleichtern, und dies wird im Anfange des Reiches Regel gewesen sein; in diesem Falle dürfte ein Minister dem Vasallenfürsten als Beirath und Aufsicht beigegeben worden sein. Unter den Fürsten gab es verschiedene Rangsclassen, welchen eine grössere oder geringere Grösse der Provinz entsprach. Das Hausgut des Kaisers hatte 1000 □Li = 360 Kilometer, das Gebiet eines Kuṅ und Heu 100 Li, das eines Pe 70 Li, das der Tseu und Nan 50 Li. Wer nicht 50 Li besass, drang nicht bis zum Kaiser vor, sondern wurde ein Aftervasall oder Hintersasse. Ein Reich von 1000 □Li hiess ein grosses Reich und wurde zu 1000 Streitwagen angeschlagen, eines von 50 Li hatte 10 Streitwagen zum Kriege zu stellen. Die Streitwagen scheinen erst mit der dritten Dynastie (1122 vor Christo) aufgekommen zu sein. Grosse Lehenstädte umfassten ein Drittel der Hauptstadt, mittlere ein Fünftel, kleine ein Neuntel der Hauptstadt. Eine Hauptstadt eines Fürsten ersten Ranges hatte ein Quadrat von 9 Li, sein Palast eine Ausdehnung von 900 Pu = 7200 Fuss, die der Fürsten zweiten und dritten Ranges 7 □Li, der Palast 700 Pu, die vierten und fünften Ranges 5 □Li, der Palast 500 Pu. In gleicher Weise war die Rangordnung in Bezug auf Kleidung und Speisen geregelt. Trotz dieser genauen Rangvorschriften herrscht in China doch mehr die Höflichkeit als der Stolz vor, die Cultur wurde nicht erzwungen, sondern eingeschmeichelt, durch gefälliges Benehmen suchte man die gewaltthätigen Regungen zu

ersticken und erlangte im Laufe der Zeit wirklich eine angeborne Höflichkeit, welche alle Classen des chinesischen Volkes auszeichnet und die Hochachtung des Alters und des Wissens zur Grundlage hat. Wenn der Chinese Jemandem schmeicheln will, so nennt er ihn einen „älteren Bruder“, daher hat auch die chinesische Sprache kein Wort für Bruder, sondern nur für „älteren Bruder“ und „jüngeren Bruder“, und wie seit Hwañ-ti alle Verhältnisse auf fünf hinanlaufen, so unterschied man das Verhältniss zwischen Vater und Sohn, Gatte und Gattin, älterem und jüngerem Bruder, Fürsten und Unterthan, älterem und jüngerem Freund.

Was die Stellung des Kaisers betrifft, so galt seit alter Zeit der Grundsatz, dass das Volk nicht des Kaisers, sondern der Kaiser des Volkes wegen da sei, dessen Wohlbefinden die Aufgabe der Regierung war; noch gegenwärtig hält sich der Kaiser für alle Landescalamitäten verantwortlich. (Ein junger, unerfahrener Fürst, der nicht gut that, wurde einst von einem Minister so lange eingesperrt, bis er sich besserte.) In alter Zeit pflegten die Kaiser persönlich alle fünf Jahre die Provinzen zu durchreisen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Felder bestellt, das Volk arbeitsam und in Wohlstand sei. („Das Leben des Volkes besteht im Fleisse, beim Fleisse entsteht kein Mangel.“) Fürsten, deren Provinzen sich in blühendem Zustande befanden, wurden befördert, jene, in deren Provinzen die Aecker nicht bestellt wurden, abgesetzt oder in Grenzprovinzen versetzt, was einer Verbannung gleichkam. Bei diesen Inspectionsreisen des Kaisers untersuchte derselbe die Masse und regelte den Kalender, der in alter Zeit nach der Sternconstellation festgesetzt wurde, brachte die Musik in Uebereinstimmung, ordnete die Ceremonien und liess Modelle nützlicher Instrumente zurück.

In den vier Jahren, während der Kaiser nicht reiste, mussten die Vasallen bei Hofe erscheinen, bei welcher Gelegenheit der Kaiser seine ganze Macht entfaltete, um den Fürsten ihre Abhängigkeit nicht vergessen zu lassen, auch war eine solche Vorstellung bei Hofe ein Cursus an der Hochschule der Höflichkeit und Bräuche. Bei dieser Cour erhielten die Fürsten den Kalender für das folgende Jahr, man sagte ihnen, welche Abgaben sie vom Volke und welchen Tribut sie von den benachbarten Völkern zu erheben hätten.

Auch war es den Vasallen zur Pflicht gemacht, sich untereinander zu besuchen. „Wenn die Vasallenfürsten sich gegenseitig zur Höflichkeit ermun-

tern, so begehen sie nach aussen keine Usurpation, daheim beleidigen sie sich nicht gegenseitig. Wenn die Fürsten sich gegenseitig ermuntern, Reichthümer gering, die Arbeit aber hoch zu achten, dann wird das Volk gegenseitig nachgiebig, darum ist der Gebrauch, sich Besuche zu machen, ein so wichtiger Gebrauch."

„Wenn die Fürsten die Schwachen unterdrücken, sich das Gebiet des Kleinen aneignen, erklärt man sie schuldig; wenn sie die Guten unterdrücken, das Volk bedrücken, greift man sie offen an; wenn sie grausam im Innern, Usurpatoren nach aussen sind, baut man ihnen einen Altar (als ob sie todt wären) und setzt ihren Sohn oder ihren Bruder an ihre Stelle; wenn ihre Felder unbebaut sind und ihr Volk sich zerstreut, verringert man ihr Gebiet, wenn sie übermüthig sind auf ihre Macht und nicht gehorchen, greift man sie ohneweiters an; wenn sie ihre Verwandten misshandeln, unterdrückt man sie."

Doch vorher sandte der Kaiser heimlich Boten aus, um zu erfahren, ob die Beschuldigung wahr sei; erwies sie sich begründet, wurde der Fürst ermahnt, sich zu bessern, die Lobgedichte zu seinen Ehren durften bei den allgemeinen Versammlungen nicht mehr gesungen werden, sondern statt derselben Lieder, die Gelegenheit gaben, ihn zur Reue zu veranlassen. Ging er in sich, so blieb er im Besitze seines Reiches, wo nicht, so wurde er entsetzt und an den Hof berufen. Gehorchte er und war sein Vergehen kein unverzeihliches, so blieb er da ohne Amt, bis er Beweise der Besserung gab; gehorchte er nicht, so wurde er, aber sehr langsam und feierlich als Rebell erklärt, eine Generalversammlung der Vasallen und grossen Beamten berufen, dieser der Fall vorgelegt und er zum Tode verurtheilt. Die Generale wurden beauftragt, das Land nicht zu verwüsten, die Hausthiere nicht zu tödten, das Hausgeräth nicht zu vernichten, die Häuser nicht zu verbrennen, sich der Verwundeten anzunehmen, feindliche Parteien selbst laufen zu lassen und nur des Rebellen habhaft zu werden.

Der Beamte, wenn er zur Audienz ging, musste vorher Enthaltsamkeit üben (wie vor dem Opfer), die Nacht vorher (fern von seiner Familie) im Vorgemach zubringen, sich baden und waschen, sich die Schreibtafel bringen lassen, um darauf zu schreiben, was er dem Fürsten sagen wollte und was ihm dieser darauf erwidern werde, sein Hofkleid anlegen, in den Spiegel schauen, ob auch sein Anzug in gehöriger Ordnung sei und das Gehänge zu

beiden Seiten des Hutes gut zusammenhinge. Alle diese Vorschriften hatten jedenfalls den Zweck, an Reinlichkeit zu gewöhnen und durch die Fürsten und Beamten civilisirend auf das zu Volk wirken. Der Umstand, dass die Fürsten, wenn sie mit dem Kaiser sprachen, eine Tafel vor den Mund halten mussten (ein ähnlicher Gebrauch herrschte auch in Persien), um mit ihrem Athem den Kaiser nicht zu verletzen, beweist, dass gegründete Veranlassung zu Reinlichkeits-Vorschriften vorhanden war.

Natürlich musste der Kaiser in Bezug auf Tiefe und Umfang der Kenntnisse, sowie bezüglich der Feinheit der Sitten dem ganzen Volke als Muster voranleuchten, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dies bei den ersten Kaisern, sicherlich bei Hwañ-ti, Šün und Yü wirklich der Fall war. Von diesen Kaisern rühren auch Vorschriften her, welche das ganze Thun und Treiben ihrer Nachfolger regelten, die Grösse ihrer Wohnung, die Kleidung im Winter wie im Sommer, ihr Essen und Trinken, ihr Aufstehen und zu Bette gehen bis in's kleinste Detail bestimmten. (Gleiches haben wir auch bei den Aegyptern gefunden, was darauf hindeutet, dass es eine gemeinsame Quelle dieser Cultur gab.) Uebrigens regierten diese ältesten Kaiser nicht absolut, selbst bei Besetzung von Aemtern fragten sie ihre Grossen um Rath, wer zu dieser oder jener Stelle geeignet sein möchte. Von diesen Kaisern dürfte auch die noch jetzt bestehende Einrichtung der Censoren herstammen, welche die Aufgabe haben, das Thun des Kaisers, sowie seiner Beamten zu überwachen und dem Kaiser die Wahrheit zu sagen. Nach des Kaisers Tode werden ihre Berichte veröffentlicht. Ein solcher Bericht aus der Regierungsperiode des 1850 verstorbenen Kaisers Tan-kwañ lautet: „Der Himmelssohn hätte bedenken sollen, dass die Beamten selbst es sind, welche die Verdorbenheit des Volkes hervorrufen; da sie unterdrücken, betrügen und rauben, bleibt der armen Bevölkerung nichts übrig, als sich ebenfalls durch Trug und Raub zu helfen. Die öffentliche Sicherheit wird theils durch die Polizei selbst gefährdet, theils lässt diese Dinge geschehen, welche in Wahrheit furchtbar sind. Die Leute werden aus ihren Häusern entführt und nur für grosse Summen wieder losgelassen. Räuber, als Beamte verkleidet, ziehen in Booten flussauf, flussab und erheben unbefugte Steuern. Andere treiben sich im Lande herum, wo ihnen die Bauern Abgaben leisten müssen, damit sie ihrer Ernte, ihres Besitzthums und ihres Lebens sicher sind. In den Städten legen Banditen Feuer, schleichen dann herbei und tragen Alles davon, unter dem

Vorwande, zu retten und zu helfen. Dies ist der vorzüglichste Grund der vielen Feuersbrünste. Die höheren Beamten, welche aus der Ferne kommen (Niemand erhält eine Stelle in seinem Geburtslande, um den Nepotismus nicht einreissen zu lassen), haben keine Kenntniss der vielen Mundarten im Reiche; sie sind auf die Inhaber der niedersten Stellen, auf ihre Diener und Dolmetsche angewiesen. Diese nehmen Bestechungen, übersetzen falsch und ersinnen tausenderlei Mittel und Wege, um Geld zu erpressen. Die Einnehmer setzen einerseits die Angaben höher an, andererseits verschweigen sie gewisse steuerbare Erzeugnisse, streichen hiervon selbst die Erträgnisse ein und betrügen den Staat, wie sie nur können. Im Weichbilde von Wuywen, in der Provinz Tše-kiañ, wächst vortrefflicher grüner Thee, der in grosser Menge ausgeführt wird; in der amtlichen Ortsbeschreibung ist aber hiervon nichts zu lesen. Die Kaufleute, welche den Thee nach Šañ-hai bringen, zahlen an die Beamten wenigstens 20.000 Tael (über 80.000 Gulden). Solche Beamte spotten des erhabenen Himmelssohnes, welcher glaubt, über seine nachlässigen Diener ein hartes Gericht zu verhängen, wenn sie um die Hälfte oder auch die ganze jährliche Besoldung bestraft werden. Beträgt doch diese manchmal kaum den tausendsten Theil des Einkommens! Sie gestatten den Privaten für gewisse Summen die Salz-Fabrikation; daher in den neuesten Zeiten das geringe Ergebniss dieses Monopols. Am ärgsten aber steht es mit der Land- und Seemacht; sie gereicht dem Staate in voller Wahrheit nur zur Schande. Die Officiere sehen blos auf Gewinn, eine grosse Anzahl der in den Listen aufgeführten Soldaten ist gar nicht vorhanden, den Sold vertheilen die Herren untereinander. Die kaiserliche Marine steht mit den Schmugglern in Verbindung und so wird der Staatsschatz um Millionen betrogen. Am meisten Nachtheil bringt aber dem Lande die Opiumeinfuhr etc." Nach europäischen Berichten sind diese Beschuldigungen wahr, aber wenn sie einerseits zeigen, wie selbst die bestorganisirten Reiche demoralisirt werden können, so beweisen sie andererseits auch, dass die Klage Jacobis, „es ist das Unglück der Könige, dass sie die Wahrheit nicht hören wollen", auf China keine Anwendung hat. Die Annalen des chinesischen Reichs weisen wiederholt solche Zeiten der Verkommenheit auf, doch immer haben die weisen Lehren der Vorzeit regenerirende Wirkungen gehabt. So nützlich dieses Censorenamt aber auch gewirkt haben mag, so ist ihm doch die freie Presse ihrer Oeffentlichkeit wegen entschieden vorzuziehen.

Eigene Strafgesetzbücher giebt es nicht, das chinesische Recht beruht auf der Gewohnheit und jeweiligen kaiserlichen Verordnungen, welche in allen Städten und Dörfern zehn Tage lang ausgehängt wurden, damit das Volk sie erwäge. Das Nichtvorhandensein geschriebener Gesetze bei den indischen Ariern und bei den Germanen scheint daher auf der gleichen Anschauung wie bei den Chinesen zu beruhen: „Weiss das Volk, dass es Gesetze giebt, so fürchtet es die Höheren nicht mehr, alle neigen sich zum Streite, suchen die Bestätigung im Buche und rechnen sich zur Ehre, etwas durchzusetzen; damit lässt sich nicht regieren“; ferner: „Ich habe gehört, wenn Reiche zugrunde gehen, so haben sie viele Gesetze“.

Die Ueberlieferungen des Alterthums tragen den Geist der Milde, so dass man Grausamkeiten, welche gegenwärtig vorkommen, dem Umstande zuschreiben muss, dass zu verschiedenen Zeiten fremde Fürsten den chinesischen Thron bestiegen und barbarische Gewohnheiten eingeführt haben. Der Ausdruk *nu* „Sklave“ kommt erst unter der dritten Dynastie Tšeu vor, die Castrirung, um Sklaven für den kaiserlichen Harem zu erhalten, ist, wie dieser selbst, offenbar fremden Ursprungs. „Der Häuptling der Miao übte die Tugend nicht, herrschte nur durch Strafgesetze, er strafte Unschuldige und das Uebel nahm immer mehr zu. Wenn er zum Abschneiden von Nasen und Ohren, Castriren und zur Brandmarkung verurtheilte, machte er keinen Unterschied, ob er (der Angeklagte) sich rechtfertigen könne oder nicht. Alles gerieth in Verwirrung. Das Gerücht von solchen Grausamkeiten selbst gegen Unschuldige stieg zum Himmel empor. Er empfand nicht den Duft der Tugend, sondern nur den Gestank der martervoll Hingerichteten. Er hatte Mitleid mit so vielen unschuldig Hingerichteten, strafte die Urheber der Tyrannei und vernichtete die Miao.“ (Dieselben sind bis jetzt ein räuberisches Volk in den chinesischen Gebirgen geblieben.)

Der hier sich kundgebende Abscheu gegen Grausamkeit durchzieht das chinesische Alterthum. Das Schriftzeichen für „Krieg“ bedeutet „hemmen die Anarchie“, das Schriftzeichen für „erobern“ bedeutet „gehen, um in Ordnung zu bringen“. Die Kriegsunlust spricht aus folgendem Liede:

Als wir zogen aus,
Standen schön die Saaten;
Kommen wir nach Haus,
Sind sie schlecht gerathen.

Lange Reise, schmale Speise!
O, was ertrug ich Ungebühren
Seit man führen
Mich das Schwert liess statt den Pflug.

Einer der Vorfahren der dritten Dynastie der Tšeu wurde (1327 vor Christo) von den Barbaren bedrängt. Um sie zu befriedigen, gab er ihnen seine Schätze, als diese damit noch nicht zufrieden waren, versammelte er sein Volk und sagte, er sehe, dass die Barbaren auch sein Land und sein Volk haben wollten, daher sei er genöthigt, auszuwandern. So verliess er seine Heimath, um eine neue Ansiedlung zu gründen; aber das Volk zog mit ihm. Was an dieser Erzählung wahr ist, bleibt gleichgiltig, es genügt für den Charakter der Chinesen, dass eine solche Erzählung von den Classikern als Muster überliefert wurde.

Als im Jahre 569 die westlichen Barbaren mit den Chinesen ein Bündniss schliessen wollten, welches der Fürst aus Misstrauen nicht eingehen wollte, redete ihm der Minister zu. Die Kriegskunst dürfe man nicht hochschätzen, durch sie vergrössere sich das Haus der Hya nicht. Das Bündniss mit den Westbarbaren habe einen fünffachen Nutzen. Blosse Nomaden, liessen sie in ihrem Lande Handel treiben, die Grenzstädte würden nicht beunruhigt, das Volk könne seine Aecker bestellen; wenn die Barbaren Tsin (China) dienten, zitterten die Nachbarn, wenn es durch Tugend die Nachbarn beruhige, brauche Tsin seine Heere nicht in Bewegung zu setzen; wenn es die Tugend zum Muster nähme, kämen die Fernen zu ihm und die Nahen seien beruhigt.

Als die Stadt Pi abgefallen war, wollte Šo-kyuṅ, dass man, wenn man eines Menschen von Pi ansichtig würde, ihn ergreife und zum Gefangenen mache. Aber ein Grosser äusserte: vielmehr, wenn ihn friere, so kleide man ihn, wenn ihn hungere, so speise man ihn, man sei für ihn ein edler Gebieter, sorge für ihn bei Mangel und Erschöpfung, dann würden die Einwohner von Pi von selbst zurückkehren, und so geschah es.

Gleichwohl zeigt die Geschichte Chinas, dass die Chinesen muthig das Schwert zu führen wussten, wenn es Noth that, und die Eroberung Chinas durch die Mandžu wurde nicht durch die Feigheit der Krieger, sondern durch die Kopflosigkeit des Herrschers ermöglicht.

Den Uebergang vom Kriege zu friedlicher Beschäftigung lehrt ein Bericht über den Anfang der dritten Dynastie (Tšeu 1122 vor Christo). „Nachdem

Wu-wań die Dynastie Yn besiegt hatte, ging er nach (deren Hauptstadt) Šań. Noch war er nicht vom Wagen abgestiegen, so belehnte er einen Nachkommen (des Kaisers) Hwań-ti mit (der Provinz) Ki, einen Nachkommen Kaisers Yao's mit Tšo, einen Nachkommen Kaiser Šün's mit Tsin. Nachdem er vom Wagen abgestiegen war, belehnte er den Fürsten von Hya mit Khi, einen Nachkommen der Dynastie Yn mit Suń, errichtete er einen Grabhügel auf des Königssohnes Pi-kan Grabe, entliess Khi-tsou aus dem Gefängnisse, hiess die Einrichtungen der Dynastie Šań fortsetzen, setzte (die Beamten) in ihre Aemter wieder ein, ordnete die Regierung des Volkes und verdoppelte die Einkünfte der Masse der Beamten. Er setzte dann über den Hwań-ho nach Westen, seine Pferde vertheilte (zerstreute) er südlich vom (Berge) Hwa-šan und sie wurden nicht wieder bestiegen. Die Züge (Gespanne) Ochsen vertheilte er über die unbebauten Felder des Pfirsichwaldes (Thao-lin) und sie wurden nicht wieder geschirrt. Die Kriegswagen und Kürasse wurden mit Blut besprengt, im Arsenal aufbewahrt und nicht wieder gebraucht. Die Schilde und Lanzen wurden umgekehrt und in Tigerfelle gethan. Er sandte dann die Anführer der Heere aus und machte sie zu Vasallenfürsten, demnach wusste das ganze Reich, dass Wu-wań die Waffen nicht wieder anwenden werde. Nachdem das Heer zerstreut war, veranlasste er ein Bogenschiessen in Kyau. Das Schiessen, um ein Leder zu durchbohren (welches nur im Kriege geübt wurde), hörte auf, die untere Krone und die hölzerne Tafel (das Zepter) nahm man den Soldaten, die Garde legte ihre Schwerter ab. Er opferte im Ahnentempel und das Volk lernte so die Pietät, er empfing die Aufwartungen am Hofe, pflügte das Reservefeld und demnach wussten die Vasallenfürsten, was sie hoch zu achten hätten. Der Kaiser zog seinen Aermel auf und zerschnitt selbst das Opferfleisch, er nahm die Brühe und brachte sie ihnen selber dar, er nahm die Schale und gab ihnen selbst zu trinken. Den Ceremonienhut auf, in der Hand den Schild, lehrte er die Vasallen Bruderliebe üben. Auf diese Weise drangen Tšeu's Principien nach den vier Weltgegenden durch, Ritus und Musik verbreiteten sich überall hin."

Als schlechte Handlungen galten 1. Impietät, 2. Mangel an Liebe zu Verwandten, 3. Mangel an Liebe gegen die Verwandten von Mutter und Frau, 4. Mangel an brüderlicher Liebe, 5. Mangel an Treue im Amt, 6. Mangel an Menschenliebe oder Mitleid, 7. Verbreitung von falschen Gerüchten, 8. Erregung von Unruhe unter dem Volke.

Die Strafen bestanden in Verweisen, nach dreimaligen Verweisen in leichter Strafe (Bastonnade), nach dreimaliger Strafe wurde das Verbrechen bekannt gemacht und die Verbrecher öffentlich ausgestellt, man nahm ihnen Hut und Schmuck weg, schrieb ihr Vergehen auf eine Tafel, welche auf ihren Rücken befestigt wurde, und liess sie dann frohnden; besserten sie sich, so durften sie in ihre Gemeinde zurückkehren, wurden aber drei Jahre lang nicht unter der Bevölkerung mitgezählt. In alter Zeit verbannte man die Verbrecher in die Grenzländer, wo ihre Arbeit zwar stets durch die Angriffe der Barbaren gefährdet war, aber diese Verbannten leisteten auch für die Civilisation der Barbaren wesentliche Dienste. Schwere Strafen, wie: Nasenabschneiden, Füsseabschneiden, Castriren und Tod scheinen erst später unter barbarischem Einfluss aufgekommen zu sein; im Alterthum wurde die Todesstrafe nicht angewendet, die Verbannung erwies sich bei einer kleinen Bevölkerung und bei der grossen Zahl der umwohnenden Barbaren praktischer. Ein Beweis, dass barbarische Strafen jüngeren Ursprungs sind, liefert der Umstand, dass die gegenwärtige Verantwortlichmachung der Familie und in weiterer Ausdehnung der Gemeinde für das Verbrechen des Einzelnen den alten Gebräuchen geradezu widerspricht. Wen-wań sagt: „der Schuldige werde bestraft und nicht Frau und Kinder“, ferner wurde gelehrt, dass es besser sei, die Gesetze gegen einen Verbrecher nicht einzuhalten, als einen Unschuldigen hinzurichten.

Die Schuld eines Angeklagten wurde erwiesen durch Ertappung, durch Urkunden oder durch Zeugenaussagen; Ordalien gab es nicht. Für den Richter gab es fünf Anzeichen der Schuld: 1. indem der Richter auf die Worte des Angeklagten hörte (ob er sich nicht verwirre), 2. wurde die Gesichtsfarbe beobachtet (ob er nicht erröthe), 3. hatte der Richter seinen Athem zu beobachten (ob er nicht mit Mühe aufathme), 4. hatte er auf seine Ohren zu merken (ob er bestürzt werde, wenn er den Richterspruch höre), 5. hatte er auf seine Augeń zu merken (ob sein Blick frei oder getrübt sei). Uebrigens fand eine Appellation statt.

In China waren von jeher Justiz und Verwaltung vereinigt, und wie ausgebildet die Verwaltungskunde schon in der ältesten Zeit war, beweist das Buch Yü, dessen erster Theil eine Beschreibung der neun Provinzen enthält, in welche China zur Zeit des Kaisers Yao (2357 vor Christo) getheilt war. Diese Beschreibung enthält 1. die Grenzen, 2. die Namen der besuchten Districte, 3. diejenigen Flüsse, Seen und Sümpfe, welche in Ebenen und

breiten Thälern gelegen waren und entweder für die Bewässerung der Felder benützt werden konnten oder Yü zu der Anordnung von Eindämmungsarbeiten veranlassten, 5. die Farbe und Beschaffenheit des Bodens, die Ertragsfähigkeit der Felder, die jeder Provinz auferlegten Abgaben, nach Art und verhältnissmässigem Betrag, und den Tribut der Lehensfürsten, 6. den Weg von jeder Provinz nach der Hauptstadt des Reiches. Ausserdem finden sich hie und da Notizen über die unabhängigen und tributpflichtigen Stämme der Nachbarvölker, den Charakter der Vegetation und die wichtigeren Producte; es ist eine politische und statistische Geographie mit besonderer Beziehung auf öffentliche Arbeiten und Verwaltung. Im Alterthum wurden derlei Geographien auf kupfernen oder Bronze-Urnen, Ting genannt, eingegraben; die Kaiser der Tšeu-Dynastie verwahrten neun Urnen mit den Darstellungen der neun Provinzen als ihren höchsten Schatz, und der letzte Kaiser dieser Dynastie soll sie, als er seinem Untergange nicht entweichen konnte, in einen Fluss versenkt haben. Man hat aus den Zeiten der zweiten Dynastie Bronze-Urnen im Lössboden aufgefunden (Fig. 157); dieselben zeigen denselben ornamentalen Schmuck, sowie die Abwesenheit der Bildformen, wie die in Europa gefundenen Bronzegegenstände (vergl. das S. 28 Bemerkte), und wie die altchinesische Schrift, von der wir hier eine Gefässinschrift aus der Tšeu-Dynastie (ungefähr 1000 vor Christo) folgen lassen (Fig. 158). Die zweite Figur unten rechts zeigt noch deutlich einen Vogel, aber die ursprüngliche Bildform scheint absichtlich vermieden zu sein; Ungeschicklichkeit kann nicht die Ursache sein, dass die Bilder so entstellt wurden, auch nicht Flüchtigkeit; es ist daher anzunehmen, dass Moses nur ein bei den Bronzevölkern bestehendes uraltes Gesetz bei den Juden

Fig. 157. Alte Bronze-Urne aus der zweiten Dynastie.

Fig. 158. Altchinesische Inschrift.

einführte, welches menschliche Götterbilder zu machen verbot. In Aegypten hatte diese Lehre keinen Boden gefunden, doch hat die ägyptische hieratische Schrift ganz den Charakter der altchinesischen Zeichen, selbst das Uebereinandersetzen der Figuren, welches in China durch die quadratische Form der Wörter nothwendig war, hat sich in der ägyptischen hieratischen Schrift erhalten, obgleich bei der ägyptischen flectirenden Sprache das Nebeneinander mehr entspricht als das Uebereinander. Die chinesische Schrift wird in Säulen von oben nach unten und von rechts nach links geschrieben.

Aus den Tribut-Verzeichnissen des Kaisers Yü geht hervor, dass ausser dem Getreide der Ackerbauer das Land noch folgende Producte lieferte: Seidenwürmer, rohe Seide, Lack, Gewebe in verschiedenen Farben, Salz, See-Producte, feine Zeuge, Hanf, Zinn, Fichtenholz, kostbare Steine, farbige Erde, Kling-Steine, Fische und Perlen (welche die Barbaren fischten), Gold, Silber, Kupfer, Bambu, Zähne, Haare, Vogelfedern, Thierfelle, Kleider aus Gräsern (welche die Insel-Barbaren verfertigten), Muscheln, Orangen und Pampelnüsse, Cypressen, Mühlsteine, Rouleaux aus Gräsern, grosse Schildkröten, Schleifsteine, Stahl u. s. w.

In den Städten, um den Kaiserhof oder die Sitze der Fürsten und Vasallen siedelten sich die Handwerker an; auch sie mussten um ihre Häuser Maulbeerbäume pflanzen und Hanf bauen, sie verarbeiteten die thierischen

Fig. 159. Wasserleitung aus Bambu.

und mineralischen Producte, welche zu bestimmten Zeiten auf Märkten an die Landleute verkauft oder vertauscht wurden. Auf dem Marktplatze wurden Buden errichtet, in deren Mitte der Marktaufseher sein Haus hatte, von den Buden wurde ein Standgeld erhoben, aber die Waaren nicht besteuert, die Waaren mussten nach ihrem Werthe gruppirt werden, Mass und Gewicht wurden streng überwacht, Streitigkeiten durch die Marktaufseher geschlichtet. Seit den ältesten Zeiten hatten sich die Gewerbe der Pflege der Regierungen zu erfreuen, und diesem Umstande, sowie der angebornen mechanischen Geschicklichkeit ist das Emporblühen der chinesischen Industrie zu danken, welche in neuerer Zeit den chinesischen Handwerkern, z. B. den Schuhmachern, es möglich machte, auf den indischen Inseln jede Concurrenz zu verdrängen. Wie der Kaiser den Ackerbau protegirte, so galt die Kaiserin als Beschützerin der Seidenzucht; diese scheint aber heimischen Ursprungs zu sein, da die Barbaren (Urbewohner) Seide als Tribut lieferten. Ein wichtiges Landesproduct ist der Bambu, der zu den mannigfachsten Zwecken verwendet wird, er dient zu Wasserleitungen (Fig. 159), zu den Wasserrädern (vergl. S. 86 und Fig. 160), welche das Wasser der Flüsse heben und in die Wasserleitungsröhren leiten, zu Masten und sonstiger Ausrüstung der Schiffe, zu Schreibtafeln, als man das Papier noch nicht kannte, u. s. w.

Fig. 160. Wasserrad.

Richthofen bestreitet zwar, dass Yü, wie die Sage meldet, das Land von den Folgen einer grossen Ueberschwemmung dadurch befreit habe, dass er den Lauf der Flüsse verändert und deren Versandung an der Mündung behoben habe, Yü's Verdienste um die Landescultur müssen jedoch enorm gewesen sein, da die Sage sie so feiert. Die Wasserbaukunst ist von den Chinesen von der ältesten Zeit bis jetzt gepflegt worden, Canäle, so lang wie der Raum zwischen der Ostsee und dem Adriatischen Meere und, wie der Wuań-po, 200—300 Klafter breit, verbinden die Flüsse untereinander in

vielfacher Verzweigung, sie bildeten nebst den Flüssen die Verkehrsstrassen für den Waarentransport, während gut gepflegte Heerstrassen, an denen sich Herbergen befanden, dem Personenverkehre und der Armee dienten, Sümpfe wurden mittelst einer Art Schlitten passirt und zum Bergsteigen bediente man sich der Steigeisen.

Die Kleidung bestand aus dem Stoff der Pflanze Ko (einer Kriechpflanze), Nesselarten oder Hanf; Wollstoffe werden nicht erwähnt, aber Zeuge von Haaren, sowie Pelzkleider; aus Fellen wurde Pferde- und Wagengeschirr gemacht, Sandalen und Schuhe waren von Stroh, der Hut, das Zeichen der Männlichkeit, von Bambu. Neben Hüten werden im Winter Filzmützen getragen. Die Chinesen tragen, wie alle nordischen Völker, Beinkleider (vielleicht eine Erfindung der Reitervölker?), der Oberkörper wurde mit einem Mantel bedeckt; ausserdem wird auch ein Schurz erwähnt. Das Hauptkleid der Vornehmen dürfte ein weiter Rock gewesen sein. Eine grosse Rolle spielte der Gürtel, an welchen allerlei gehängt wurde, was wir in den Taschen tragen.

Die Tracht der Frauen war im Ganzen der der Männer gleich und nur in der Farbe verschieden, das Untergewand gelb, das Obergewand grün, beim Ausgehen trugen die Frauen einen Schleier. Vornehme Damen trugen ein

Fig. 161. Schlafgemach einer chinesischen Dame.

gesticktes Unterkleid, den Gürtel mit edlen Steinen besetzt, die schwarzen Haare, die wie eine Wolke frisirt waren, schmückte ein elfenbeinerner Kamm, auch Haarnadeln wurden getragen; falsche Haare kamen auch vor. Das Haar wurde mit Pomade parfümirt, auch Schminke mit Mennig wird erwähnt. Sonstige Erfordernisse einer Dame waren Schnupftücher, Sonnen- und Regenschirme (meist von Bambu), Fächer und metallene Spiegel aus Kupfer.

An dieser Tracht scheint wenig geändert zu sein, unsere Tafel VII zeigt eine Dame der Jetztzeit mit gesticktem Unterkleid, Figur 161 das Schlafgemach einer chinesischen Dame, welche von einer Dienerin frisirt wird; die Dame hält in der linken Hand einen Spiegel, die in der neueren Zeit aus Europa bezogen werden; grössere Spiegel werden in den Zimmern so angebracht, dass sie alle äusseren Gegenstände wiederspiegeln. In der rechten Hand hält unsere Dame die auch bei den Chinesinnen beliebte Pfeife. Die Zimmer der Frauen sind nur dem Gemahl, den Kindern und der weiblichen Dienerschaft zugänglich. Die Häuser sind nicht hoch, aber weit ausgedehnt und von Gärten umgeben. Im Vorhofe befinden sich allgemein Tische, Stühle und Bänke von grotesker Verzierung, worauf Krüge, Vasen, Becken, Dreifüsse und Teller mit duftenden Blumen sich befinden. Laternen, der stete Schmuck chinesischer Haushaltung, hängen von jedem Plafond herab, sie sind aus Papier, Seide oder Horn gemacht und vielfarbig mit phantastischen Bildern bemalt. Tische und Stühle sollen in China erst unter der Dynastie Lyań (502—556 nach Christo) aufgekommen sein, in alter Zeit sollen die Chinesen ihre Mahlzeiten auf der Erde sitzend, auf Matten, eingenommen haben; ebenso hatte man im Alterthum keine Betten, sondern schlief auf der Erde, den Kopf auf einem Kopfstück. Um so auffallender ist es, dass die Chinesen jetzt Tische, Stühle und Bettstellen haben, wie die Europäer. Es beweist dies keineswegs, dass diese Möbeln neuere Erfindungen seien, denn wir haben sie bereits bei den Aegyptern in alter Zeit angetroffen, wohl aber ist es ein Beweis, dass die Chinesen zu allen Zeiten fremden Einflüssen und Sitten zugänglich gewesen sind. Das Gleiche beweist auch der vielverspottete chinesische Zopf, den die Chinesen erst unter der Mongolen-Dynastie angenommen haben; im Alterthum wurde das Haar auf dem Haupte (der Knaben in zwei Hörnern wie auf Fig. 162) zusammengebunden. Die Barbaren trugen das Haar aufgelöst und das Kleid links geknüpft, die Chinesen das Haar in einen Knoten, ähnlich wie es der indische Mahadeva trägt, gebunden und das Kleid rechts

geknüpft. Auch der Ursprung der Frauensitte, die Füsse am Wachsthum zu verhindern, ist nicht aufgeklärt; sie scheint damit zusammenzuhängen, dass die chinesischen Frauen überhaupt ihre Körperformen verhüllen, die Hände sind meist von dem langen Aermel bedeckt und der Leib in lange und dichte Gewänder gehüllt. Eine Verkürzung des Fusses war nur bei Reitervölkern möglich, und damit hängt auch die europäische Anschauung, dass kleine Füsse schön seien, zusammen. Wenn die Blüthezeit der Frauen vorüber ist, pflegen die Chinesinnen alle Eitelkeiten in der Kleidung abzulegen und alle Sorgfalt, welche sie auf ihre eigene Toilette verwendet haben, auf ihre heranwachsenden Töchter zu übertragen. Die würdige Matrone zieht alsdann ihr einfachstes Gewand an; ihr Haar wird kunstlos geordnet, keine Blume, kein Edelstein oder Band soll seinen gebleichten Glanz erhöhen, nichts das Herannahen des Alters verstecken. In China ist die Achtung vor dem Alter so eingewurzelt, dass auch die Damen selbes als ihren grössten Schmuck betrachten. Arme chinesische Frauen können sich natürlich den Luxus kurzer Füsse nicht gestatten. Figur 162 zeigt eine Abbildung derselben, welche ihre Kinder auf dem Rücken tragen; daneben befinden sich arme Krämer, welche ihre Waaren an Tragstangen, die wir auch in Aegypten gefunden haben, über den Schultern tragen.

Fig. 162. Chinesen niederen Standes.

Während neuere Reisende den jetzigen Chinesen grosse Unreinlichkeit vorwerfen, war es im Alterthum Sitte, dass auch der gemeine Mann sich am Tage fünfmal die Hände waschen musste. Wenn der Hahn krähte, wurde aufgestanden und die jungen Leute wuschen sich die Hände und den Mund, kämmten das Haar, steckten es mit Haarnadeln fest, thaten die Haarnetze darüber und banden die Hutbänder zusammen. Dann legten sie ein langes

Kleid mit Aermeln an und banden um das Kleid den Gürtel, der bei Knaben aus Leder, bei Mädchen aus Seide war; am Gürtel hing ein Wischtuch, ein Messer, ein Schleifstein, ein kleines Horn mit Brennspiegel aus Metall. Der Knabe hatte rechts den Schützenring, Büchse, Messerscheide, ein grosses Horn und Hölzer zum Feueranzünden. Er legte seine Beinbinden an, zog die Schuhe an, band sie fest und legte die Schuhverzierung an. Wenn der Eltern Kleider schmutzig waren, baten die Kinder, sie waschen zu dürfen, wenn sie zerrissen waren, baten sie, dieselben ausbessern zu dürfen. Am Morgen brachten sie den Eltern Wasser und baten sie, die Hände zu waschen, darnach fragten sie die Eltern, was sie essen und trinken wollten. Jeden fünften Tag nahmen sie warmes Wasser und baten die Eltern, sich zu baden; die chinesische Sprache hat eigene Wörter für das Waschen der verschiedenen Körpertheile.

Die Wohnungen waren aus Holz. Wurde eine neue Hauptstadt angelegt, so wurde zunächst der Boden nivellirt, indem man sich des Bleilothes bediente. In den vier Ecken wurden vier Pfähle eingeschlagen, an jedem Pfahl

Fig. 163. Šan-hai nach einem chinesischen Originalplane (verkleinert).

ein Seil befestigt, dann beobachtete man aus der Ferne mittelst Nivellement die verschiedene Höhe des Bodens. Am Tage beobachtete man den Schatten, Nachts den Polarstern. Noch gegenwärtig verstehen selbst die gemeinen Chinesen sich genau nach den Himmelsgegenden zu orientiren. Uebrigens wird schon bei dem Kaiser Yü der Compass erwähnt, nach Kuṅ-fu-tse hatte er links die Messlinie, rechts den Compass und das Winkelmass stehen. (Winkelmasse sieht man schon bei den Aegyptern der Pyramidengräber.) Die Städte bildeten ein Quadrat und waren mit Mauern umgeben. In der Mitte der Hauptstadt befand sich der kaiserliche Palast, vor ihm der Audienzsaal und der Ahnensaal, hinter ihm der Marktplatz, zu beiden Seiten die Wohnungen des Volkes. Figur 163 zeigt den Plan des jetzigen Šaṅ-hai, in der Mitte befindet sich das Magistratsgebäude (1), die Doppellinien bezeichnen den Fluss und die Wassergräben, die punktirten Linien die Strassen, die Namen die öffentlichen Gebäude, z. B. 2 die Hochschule, 3 die Prüfungshalle, 21 die Halle der vereinten Wohlthätigkeit, 22 das Findelhaus; an der unteren Hauptstrasse liegen 36 der Durchweg der Früchte, 37 die Gasse des grossen Friedens; 58, 59, 60, 61, 62, 63 sind Stadtthore, 20 der Tempel des Kriegsgottes, 17 war früher ein befestigter Thurm, jetzt ein Buddhistentempel, 18 die Thorwarte der Königin, 19 das Stockwerk des mennigrothen Windes; ausserhalb der Stadt befinden sich 27 der grosse Exercirplatz (Raum des Unterrichts), 32 die Anhöhe der kleinen glanzlosen Sonne, 79 die Brücke des grünen Drachen, 31 der Saal der neun Blumen, 30 der Saal des bläulichten Nebels u. s. w. Die ausgeschweiften Dächer der Häuser und Thürme scheinen Nachbildungen alter Strohdächer zu sein. Die Thürme selbst sind offenbar aus einfachen Obelisken entstanden, wie solche in Aegypten heimisch sind; dass sie auch in China heimisch waren und nicht erst mit dem Buddhismus eingeführt sind, beweisen die Thurmbauten, welche sich noch aus vorbuddhistischer Zeit erhalten haben, wie der Lei-foṅ-ta oder Thurm der donnernden Winde am See Si-hu auf einem

Fig. 164. Chinesischer Thurm.

Vorgebirge, welches in den See hinausragt; seine pyramidale Form, das Massive seiner Bauart und der auffallende Styl lassen auf ein sehr hohes Alter schliessen; auch behaupten chinesische Geschichtschreiber, dass die Zeit von dessen Erbauung in das Jahrhundert, in welchem Kuṅ-fu-tse lebte, zurückzuversetzen sei. Vier Stockwerke sind davon noch übrig geblieben, doppelte Karniese theilen die Stockwerke ab, die aus gelbem Sandstein aufgeführt sind, die Fenster sind oben halbmondförmig und deren Verzierungen aus rothem Sandstein. Die neueren Thürme und Pagoden sind demnach nur verziertere Formen des uralten Symbols der Fruchtbarkeit.

Fig. 165. Thurm der donnernden Winde.

Die chinesischen Städte sind eigentlich nichts als Höfe, welche mit einander in Verbindung stehen, sie sind sorgfältig gepflastert und die unteren Stockwerke aller Wohnungen bilden Läden. Meist sind ganze Strassenhöfe von Leuten

Fig. 166. Strasse in Canton.

bewohnt, die alle das gleiche Handwerk oder denselben Handel treiben. So wohnen in der einen Gasse die Schuhmacher, in der andern die Kistenmacher oder Zimmerleute, in der nächsten die Laternenmacher oder Schneider (wie in den europäischen Städten im Mittelalter). Die Durchgänge von einem Hofe zum andern sind eng; die meisten dieser Thorwege sind mit einem eisernen Gitter verwahrt, an dessen einer Seite sich ein Wachposten befindet, der die Aus- und Eingehenden überwacht. Meistens ist die Aufsichtswache einem Gewerbetreibenden übergeben, der seine Ladenbude dicht dabei aufgeschlagen hat. Bei dem ersten Rufe „Haltet den Dieb!“ werden sofort die Thore geschlossen und ein Dieb kann nicht leicht entkommen. Noch strenger als am Tage sind die Höfe des Nachts bewacht und Niemand darf Nachts ohne Laterne ausgehen, worauf mit grossen Buchstaben sein Name zu lesen ist.

Die Wohnungen der Vornehmen zeichnen sich durch Weitläufigkeit aus. Es ist bereits oben erwähnt worden, dass von alter Zeit her eine strenge Rangordnung besteht, welche sich auch auf die Ausdehnung des Grundeigenthums erstreckt. Die Paläste der Vornehmen enthalten weitläufige Gärten mit Teichen und allen Erzeugnissen der Gartenbaukunst. Der Palast des Kaisers hat die grösste Ausdehnung, ausserdem besitzt der Kaiser noch eine Reihe von Landschlössern, namentlich im nördlichen China, da er auf seinen Reisen nur in seinen eigenen Schlössern übernachten darf.

Der Prunk einer glänzenden Hofhaltung war schon bei den ältesten Kaisern vorhanden, und es existirt noch ein Verzeichniss des Hofstaates der Kaiser der dritten Dynastie, welche eine lange Liste von Stellen enthält; unter dem Ministerium des Himmels standen: Intendanten, Köche, Aerzte für Speisen, Aerzte für Geschwüre, Aerzte für die übrigen Krankheiten, Thierärzte, Frauen zweiten und dritten Ranges, Concubinen, Gebetfrauen, Schreiberinnen, der Director für Frauenarbeiten etc.; unter dem Ministerium der Erde: Thorwärter, Barrièren-Vorsteher, Passbeamte, Marktwärter, Berginspectoren, Feldaufseher, Flussaufseher, Teichinspectoren etc.; unter dem Ministerium der Gebräuche: Musikmeister, Regulatoren der weiblichen Töne, Wahrsager, Traumdeuter, Beobachter der Phänomene, Bader, männliche und weibliche Zauberer, Annalisten, Sterngucker etc.; unter dem Ministerium des Krieges: Befehlshaber, Vermesser, Vorstände der Opfer, der Befestigungen und der Hindernisse, Vorstände der Panzer, Lanzen und Schilde, der Bogen und Pfeile, Pferdeärzte etc.; unter dem Ministerium der Justiz: Visitatoren

der Felder, Beamte, welche faulendes Fleisch und Leichen beseitigen mussten, Aufseher der Dämme, Beamte, welche Pflanzen gegen giftige Thiere kochten, Aufseher der Höhlen wilder Thiere, Verfolger von Raubvögeln, Vernichter wilden Gestrüpps und schädlicher Pflanzen, Vernichter der Nester der Unglücksvögel, Vernichter schädlicher Insekten und Frösche, Dolmetsche, Beamte für das Eigenthum der Fremden etc., das Verzeichniss der Beamten eines sechsten Ministeriums ist verloren gegangen.

Der Kaiser trug bei den Ceremonien bestimmte Kleider: opferte er dem Himmel, so trug er ein Pelzkleid aus Schaffellen und die Tiara auf dem Haupte, an derselben hingen Schnüre mit kostbaren Steinen; bei der feierlichen Gelegenheit des Drachen trug er ein gesticktes Kleid; im Kriege Kleider aus Leder. Die Ceremonienmütze eines Fürsten hatte neun Troddeln. Das Oberkleid war schwarzblau, das Unterkleid Fleischfarbe.

Von einem Fürsten ersten Ranges wurde der Kaiser bewirthet mit 40 Tellern mit Leckerei, 10 Schüsseln mit Körnern, 40 irdenen Gefässen mit in Salzbrühe eingemachten Sachen (wahrscheinlich Gemüsen), 42 Schalen mit Fleischbrühe, 40 Krügen Wein, 12 Kesseln mit gekochtem Fleisch, 12 runden Gefässen mit Hirse, 36 Kesseln mit rohem Fleisch.

Ein französischer Jesuit gab im Jahre 1691 folgende Schilderung der kaiserlichen Tracht: Der Kaiser trug ein langes Gewand mit Stickereien auf gelbem Seidengrund, worauf Drachen aus Seide und Gold abgebildet waren. Darüber trug er ein Oberkleid von Purpuratlas, worauf vier grosse Kreise, jeder nahezu ein und einhalb Fuss im Durchmesser haltend, gestickt waren, die je zwei gestickte Drachen enthielten. Einer dieser Kreise war auf dem Unterleibe, ein zweiter auf dem Rücken und die beiden anderen auf den Aermeln angebracht. Die letzteren, und besonders der Kragen, waren mit dem kostbarsten Hermelin verbrämt. Seine Mütze zierte vorn eine glänzende Perle und die Schuhe waren von schwarzem Atlas. Um seinen Hals trug er grosse Agatkugeln mit Korallen vermischt. Sein Pferd war ebenso prachtvoll geschmückt. Wie bei allen orientalischen Höfen, müssen die Audienzsuchenden sich vor dem Kaiser auf die Kniee werfen und mit dem Kopfe den Erdboden berühren, und zwar dreimal nacheinander.

Die ersten drei Dynastien der Hyao, Šan oder Yn und Tšeu bilden das chinesische Alterthum. Wir haben oben (S. 276) gesehen, dass die Tšeu-Dynastie Abkömmlinge der früheren Dynastien mit Fürstenthümern belehnte,

wir haben ferner gesehen, dass die Thronfolge nicht immer ohne Streit abging, die Thronprätendenten stützten sich auf einzelne Fürsten, ja selbst auf fremde Völker, um ihre Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen; daraus zogen die Vasallen Vortheil, indem sie die höchsten Stellen im Reiche sich erblich aneigneten, ihre Familien wurden dadurch dem Kaiser übermächtig, und so sehen wir während der dritten Dynastie die Kaisermacht zerfallen und die Fürsten sich selbständig machen. In dieser Zeit trat Kuń-fu-tse auf, der mit seinen Lehren die alte Reichseinheit herzustellen suchte; da er aber kein Krieger und kein ehrgeiziger Mann war, so begnügte er sich, die Keime auszustreuen, welche später eine neue Blüthe des chinesischen Reiches herbeiführten.

Kaiser Ši-hwań-ti befestigte im Jahre 245 vor Christo die Kaisermacht auf's neue, indem er die Fürstenmacht brach und die Fürsten wieder zu Vasallen der Krone machte. Sein Ehrgeiz, eine neue Aera und eine neue Dynastie zu begründen, verleitete ihn leider zu einer zwecklosen Barbarei, indem er, um das Andenken an die frühere Zeit zu verwischen, alle Bücher verbrennen liess; die alten von Kuń-fu-tse gesammelte Kińs (canonische Bücher) sollen nur mit Hilfe des Gedächtnisses einzelner Gelehrten wieder hergestellt worden sein. Sein Streben blieb erfolglos, er vermochte keine Dynastie zu gründen, dafür erhob sich mit Liu-pań 205 vor Christo die Dynastie Han, unter welcher China eine neue glänzende Epoche der Kunst und Wissenschaft erlebte.

Ši-hwań-ti hat auf die Geschichte der westlichen Völker einen grossen, wenn auch nur mittelbaren Einfluss dadurch gewonnen, dass er die berühmte Grenzmauer bauen oder vielmehr vervollständigen liess. Von nun an war den Tataren und Mongolen der Weg nach China versperrt und ihre überfluthenden Volksmengen ergossen sich nun über den westlichen Theil Asiens bis nach Europa.

Die Regierung Ši-hwań-ti's war wie ein wohlthätiges Gewitter über China dahingegangen, die Erweiterung der Grenzen des Reiches nach Westen hatte das Interesse für Völkerkunde und Geographie wieder wachgerufen, die Bücherverbrennung das Interesse an der alten Literatur wieder mächtig entfacht, unter den Han suchte man den Verlust der Bücher, wie erwähnt, aus dem Gedächtnisse zu ersetzen, wozu sich zahlreiche Commentare gesellten, und so entstand wieder eine blühende Literatur. Auch war durch Li-se die

alte Schrift vereinfacht und neu geregelt worden, Tšiṅ-mo hatte die cursive Li- oder Beamtenschrift aufgestellt, der General Muṅ-tian hatte den Pinsel erfunden oder wenigstens eingeführt, zu gleicher Zeit kam die Verwendung des Papiers statt der Bambutafeln in Gebrauch, welche ihrerseits wieder den Anstoss zum Buchdruck gegeben hatten, da das Einritzen der Schrift in Holz bei zufälligem Schwärzen und Abdrucken der Tafeln die mechanische Vervielfältigung der Schrift lehrte. Durch diese Erfindung dürften die Chinesen auch die Grundlage zum europäischen Buchdruck gelegt haben, denn das Auftauchen der ältesten europäischen Holzschnitte fällt mit dem innigeren Verkehr der Europäer mit den Arabern zusammen, nachdem die Araber die Bekanntschaft der Chinesen gemacht hatten. Wenn auch die Araber selbst den Buchdruck nicht anwendeten, so waren ihnen doch chinesisches Papier und die Druckblöcke bekannt; daher dürften auf dem Handelswege chinesische Bambu-Holztafeln auch nach Europa gekommen sein und hier den Anstoss zum Holzschnitt gegeben haben, welcher unserem Gutenberg die Idee des Typendrucks eingab, wie er schon im 9. Jahrhundert dem chinesischen Schmid Pi-šiṅ die Idee der beweglichen Typen eingegeben hatte. Da diese Idee bei der europäischen Buchstabenschrift leichter durchführbar war, als bei den vielen Zeichen der chinesischen Schrift, so war es natürlich, dass sich diese Idee in Europa glänzend entwickelte, während sie in China verkümmerte. Ideen gleichen Samenkörnern, welche durch den Wind verweht werden, einige fallen auf steinigen Boden und gehen zugrunde, andere fallen auf fruchtbares Erdreich und erzeugen eine üppige Vegetation. In ähnlicher Weise ist auch, wiewohl unabhängig von einander, in China und Deutschland das Pulver erfunden worden, aber die Europäer haben diese Erfindung besser auszubeuten verstanden als die Chinesen, und so konnte eine kleine Armee von Engländern und Franzosen mit leichter Mühe die Legionen des grossen chinesischen Reiches schlagen und die Hauptstadt Pekiṅ einnehmen. Gewiss stehen die Chinesen an Scharfsinn den Europäern nicht nach, aber es fehlte ihnen der kriegerische Sinn der Europäer und die Concurrenz in Erfindung von Kriegsmaschinen, welche den Erfindungsgeist anstachelt. Nur im Wetteifer entwickeln sich die Kräfte und Fähigkeiten der Menschen und der Anstoss zu diesem Wetteifer fehlte den von minder cultivirten Völkern umgebenen Chinesen sehr zum Schaden ihrer eigenen Ausbildung.

Mittheilungen über den Zustand der chinesischen Cultur im Mittelalter verdanken wir dem arabischen Reisenden Ibn Wahab und dem Venetianer Marco Polo. Ibn Wahab war im Jahre 851 unter geschickter Verkleidung nach China gekommen. Er fand weit ausgedehnte Städte aus leichtem Material, aber anmuthig gebaut und erfüllt von einer in dicke Seide gekleideten Bevölkerung, welche einen erstaunlichen Bienenfleiss entwickelte. Im kaiserlichen Palaste zeigte man ihm eine Gallerie von Gemälden historischen Genres, welche die Thaten der Helden des Landes verewigten. Ibn Wahab glaubte unter den Gemälden Noah als verzweifelnden Greis auf dem Dache seiner Arche sitzend, Moses mit einem Stabe den Kindern Israels den Weg weisend und Mahomed auf hohem Dromedar sitzend und gefolgt von Arabern, die volle lederne Geldgürtel trugen, aber dabei Thränen vergossen, zu erkennen. Auch Ibn Wahab weinte, als er hier seinen Propheten wiederfand. „Warum weinst du?“ fragte ihn der Kaiser von China. „Es ist ja mein Herr und Vetter!“ erwiderte der Fremdling. Darauf gab ihm der Kaiser reiche Geschenke und sorgte für seinen Unterhalt, so lange er in China weilte. Ibn Wahab reiste hinfort auf Staatskosten von Stadt zu Stadt und man sorgte später für seine Heimkehr, damit er die Wunderwerke des himmlischen Reiches seinen Landsleuten schildern könne. Es gab damals zweihundert Grossstädte in China mit je vier Thoren. Die Tagesstunden wurden an jedem Thor durch fünf Trompeter ausgeblasen. Man hatte Uhren mit Gewichten und gemünztes Kupfergeld in ungeheurer Menge, und Silbermünzen, die man „Itzebos“ nannte, wie noch heute die Japaner sie heissen. Auch sonst sah er überall Gold, Silber, Perlen und Edelsteine. Die Leute formten herrliche Geschirre aus Erde, die fast so durchsichtig wie Glas waren. Indem die Chinesen Wasser auf ein gewisses Kraut, Tša (Thee), gossen, bereiteten sie sich ein Getränk, das sie Wasser und Wein vorzogen. Ibn Wahab fand den Absud bitter, mehr mundete ihm ein aus Gährung gelber Halmfrucht gewonnenes Getränk (das Bier). Auch producirten sie Weine, die Wahab ebenfalls verschmähte, aus unbekannten Stoffen (hier ist jedenfalls der Reiswein gemeint). Jeder Chinese, ob arm oder reich, konnte lesen und schreiben, jedes grössere Dorf besass eine Freischule. Grundsteuern waren unbekannt, die Staatsrevenuen stärkten sich aus Chausséegeldern und Steuern auf Salz und Thee. Die Stadtarmen erhielten freie Arznei und jeder Einwohner, der das achtzigste Jahr erreichte, eine Alterspension von Staatswegen.

Die Justizpflege kann Ibn Wahab nicht genug rühmen. Um der Processirlust vorzubeugen, verbot ein weises Gesetz dem Rechtsfreunde des Klägers, irgend ein Honorar beanspruchen oder annehmen zu dürfen, falls er den Process verlor. Wahab rühmte auch das geschäftliche Ehrgefühl. Ein Bankerottirer wurde eingesperrt und seine Habe unter die Gläubiger vertheilt. Wurde er auf fahlem Pferde befunden, so ward er hingerichtet; war er unschuldig, so erhielt er seine Freiheit wieder, durfte jedoch kein Handelsgeschäft mehr beginnen.

Die Künstler stellten ihre Werke vor den Thoren des kaiserlichen Palastes aus und luden persönlich das Publikum zur Kritik ein. Wenn Niemand etwas auszusetzen fand, wurden die Bilder vom Kaiser angekauft und die Künstler zur National-Akademie zugelassen. Bei einer dieser Ausstellungen zog ein Gemälde insbesondere die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem Stück Seide war ein Vogel abgebildet, der auf einer Kornähre sass. Man bewunderte die Genauigkeit in Zeichnung und Farbe und Niemandem schien es zweifelhaft, dass der Künstler reichlichen Lohn ernten würde. Da trat unglücklicherweise ein Buckliger hinzu und erklärte, er entdecke einen „tödtlichen Fehler“. Man führte ihn zum Stadtoberhaupte, in China „der Kopf der Kleinen“ geheissen, und er erhielt von diesem den Befehl, mit der Kritik herauszurücken. „Der Maler,“ sagte der Recensent, „hat die Kornähre ganz aufrechtstehend gemalt, aber Jedermann weiss, dass, wenn sich ein Vogel darauf setzt, die Aehre sich beugen müsste.“ Der Einwurf wurde gebilligt, der Künstler musste sich und sein Product entfernen, und der Kritiker, weil er Recht behalten, entging der Bastonnade.

Die Fehler der Chinesen blieben Wahab's Auge nicht verborgen und er behauptet, dass ihre Sittlichkeit keineswegs mit ihrer Prosperität gleichen Schritt gehalten habe, obwohl ihm der Kaiser versichert hatte, dass nirgendwo in der Welt die Leute so gehorsam und zufrieden seien, und dass man die Gesetze mit Sorgfalt beobachte. Aber kaum hatte Wahab die gastliche Residenz verlassen, als eine Rebellion ausbrach, „wie sie schon neunzigmal zuvor das üppige Land verwüstet“, eine Hungersnoth folgte in unvergleichlicher Ausdehnung, die Justiz war machtlos und „das Land glich einer Schlachtbank“.

Aber aller noch so stürmische Zeitenwechsel konnte das „Blumenland“ nicht zugrunde richten; auch seine aus fremdem Lande hergezogenen Eroberer

und neuen Herrscher rührten nicht an die Gesetze des unermesslichen Reiches. Die Städte waren nach wie vor arbeitseifrig und der Reichthum der Provinzen von Ka-thé setzte Ibn Wahab ebenso in Erstaunen, wie vier Jahrhunderte später den venetianischen Reisenden Marco Polo. Beide kannten nur die dürftige Cultur Nordafrikas und Europas. Wahab fand breite Heerstrassen und gepflasterte Stadtgassen „mit Restaurants“, und überall sagte man ihm, dass es so und nicht anders schon seit Hunderten von Generationen gewesen. Ein ungeheures Canalsystem bestand, das die Arbeiten eines Xerxes und Cäsar als Kinderspiel erscheinen liess. Paläste sah er mit Teppichen behangen, die wiederum mit goldverbrämten Gemälden geziert waren, während unendliche Seidenmassen von allen Fenstern flatterten. Gärten schildert er, wie nach ihm Marco Polo, wo feinsinnige Gartenkunst die schönsten Bäume, die glänzendsten Blumen, die üppigsten Früchte zu einem sanft anheimelnden farbigen Landschaftsbilde zu vereinigen verstand. Zahllose Kauffartheiflotten schwammen auf breiten Strömen und betrieben einen Handel, mit welchem derjenige Venedigs und Genuas „in ihren Palmentagen“ keinen Vergleich ausgehalten hätte. Die Häuser der Reichen waren mit feinen Schnitzarbeiten in Holz und Elfenbein und zierlichem Metallschmuck geziert. Die Porzellanfabriken lieferten Vasen von einer Zartheit der Erfindung, welche etrurische und griechische Funde in Schatten stellte. „Diese Leute,“ schreibt Ibn Wahab, „gehen in Seide einher, wo der reichste Scheikh der Araber sich kaum einen einzigen seidenen Schlafrock kaufen kann.“

Die Stadt Kin-sai, „die Stadt des Himmels“, schildert er, ganz wie nach ihm Marco Polo gethan, in einer Weise, die ohne jenen Bürgen für eine Fabel gehalten werden müsste. Umgeben war die Stadt von reichen Dörfern und musterhaft cultivirten Gefilden. Er zählte zwölftausend Läden, in denen Edelsteine, Seide, Wohlgerüche und sonstige Waaren feilgeboten wurden, angesichts breiter, schön geebneter Strassen. Er sah zahllose Brücken von anmuthiger Architektur über wohlregulirten Flüssen, während ein weitverzweigtes Cloakensystem für die Säuberung der Stadt sorgte. Marco Polo fand die reichen Ladenbesitzer vor ihren Thüren in prächtiger Kleidung und neben ihnen ihre Frauen, von Juwelen strahlend (das stimmt mit den jetzigen Sitten nicht überein, da die vornehmen Frauen sich im Innern der Häuser verbergen), während die Commis die Geschäfte des Hauses besorgten. In den Gassen drängte sich eine Equipage nach der andern und alle wendeten sich

den öffentlichen Parks und den mit Buden besetzten Vergnügungsplätzen zu. Die Armen fanden Zuflucht in guten Spitälern, die Müssiggänger zwang man zur Arbeit und allseitiger Fleiss verursachte allgemeine Zufriedenheit.

Das chinesische Weltwunder von Kin-sai war der Palast des Königs inmitten paradiesischer Gärten, die sich über zehn Meilen ausdehnten, eingehegt von endlosen Terrassen, diese wieder überschattet von goldenen Dächern, welche auf Tausenden von Säulen ruhten. Darunter ebenso endlose Gemäldegallerien und unermessliche Reichthümer an Schnitzwerken. Ein riesiger Schlosshof, mit Marmor getäfelt, öffnete sich dem Auge, mit Fernblicken auf zahlreiche Seen und Teiche und Haine. Marco Polo rügt die Verschwendung edler Arbeit, die kein Auge mehr übersehen und schätzen kann, und das, was er „die Entheiligung des guten Geschmacks" nennt. In seinem Palaste bewirthet der Districtskönig mitunter zehntausend Gäste zu gleicher Zeit — alles Bürger der Stadt, „denn so lange ein chinesisches Reich bestanden, hat es nie einen erbgesessenen Adel gegeben". Der Luxus der „Stadt des Himmels" soll beiweitem die Verschwendung Roms unter Nero und Caligula übertroffen haben, und zugleich die Unsittlichkeit, wie es niemals wundernehmen kann, wenn Reichthum zu gedankenloser Ueppigkeit ausartet und das Bewusstsein des gerüttelt und geschüttelt vollen Besitzes das veredelnde Streben nach aufwärts einschläfert und zuletzt erstickt. Marco Polo schreibt: „Die reich gewordenen Industriellen der friedsamen Stadt haben niemals gelernt, ihren ehrlichen Erwerb vernünftig anzuwenden."

Wenn ein Beamter sich besonders ausgezeichnet hatte, liess ihm der Kaiser eine Wetterfahne auf's Dach setzen, welche gewöhnlich die Gestalt eines fliegenden Drachen hatte. Man kannte in China vierzig Winde.

Ibn Wahab brachte in seine arabische Heimath die ersten ärztlichen Recepte, die in chinesischen Buchstaben mit Rothfarbe auf Graspapier gepinselt waren. Auch erwähnt er eines Inculpaten, welcher die Bastonnade erhielt, weil er einen Apotheker zu Kin-sai einen Giftmischer gescholten. Die Laboratorien der chinesischen Apotheker waren beliebte Zusammenkunftsorte für die gute Gesellschaft, auch erwähnt er einer chinesischen Prinzessin, welche die Apothekerkunst erlernte, weil diese für „himmlischen Ursprungs" galt. Medicinisch wurden Arme und Reiche verschieden traktirt. Den Armen musste die gewöhnliche Salben- und Schmiermethode helfen, die Reichen durften kleine Onyxe und Smaragde verschlucken. Erwies sich die Krankheit

gar zu hartnäckig, so griffen die Doctoren zu einer Sorte Kunstwein, „Vipernwein“ geheissen, und der Rest war Schweigen. Sie liessen einen Patienten nie lange leiden.

Marco Polo erwähnt der chinesischen Kohlenbergwerke und Kohlenfeuer schon als einer alten Einrichtung. Schon damals war es Brauch, Röhrentubusse in ein dunstreiches Kohlenbett zu senken und das also gewonnene „natürliche Gas“ in die Wohnungen zu tragen und sogar die Hauptstrassen damit zu erleuchten. (Diese Gas-Fabrikation scheint in Vergessenheit gerathen zu sein.)

Ibn Wahab hat auch die Höhlenwohnungen in den westchinesischen Steppen besucht, welche sich von den auf S. 255 erwähnten dadurch unterscheiden, dass sie unter der Erde liegen. Es waren Aushöhlungen bis zu zwanzig Fuss Tiefe, jede mit dem Ausgange nach Süden, und Rasentreppen führten hinab. Das Dach, meist in Einer Linie mit der Oberfläche des Bodens, bestand in einem auf Baumstämmen ruhenden Ziergarten. Solche Wohnungen enthielten oft mehrere Zimmer ausser den Stallungen und Getreidekammern. Im Innern fand er die Wände öfters mit feingemalten Tapeten behangen, den Fussboden mit duftenden Kräutern bestreut, auch gepolsterte Bänke und weiche Seidenbetten. „Unter diesen Unterirdischen,“ schrieb er, „herrscht ein äusserst gastfreier Sinn, und der Reisende findet einen üppigen Tisch und freundliches Entgegenkommen mitten in weiter Einsamkeit.“ Sie sagten, sie hätten so und nicht anders schon seit unvordenklicher Zeit gewohnt. Es heisst, bei dem bald nachher erfolgten Einbruch der Tataren seien jene unterirdischen Ortschaften zerstört worden.

Von dieser Cultur ist die jetzige wenig verschieden; die Eroberung Chinas durch die Mongolen hat zwar manche Aenderung hervorgerufen, wie z. B. das Kahlscheren des Hauptes bis auf einen Zopf, der sorgsam gepflegt wird und bei Erwachsenen bis zum Boden herabhängt; aber die hochausgebildete chinesische Cultur imponirte den Eroberern und Khubilai-khan nahm die Lehre Kuṅ-fu-tse's für sich und das ganze Reich an; ebenso hat die Eroberung Chinas durch die Mandžu im 17. Jahrhundert nur eine neue Dynastie auf den Thron und eine stehende Mandžu-Armee von 80.000 Mann in's Land gebracht, den Sitten, Gebräuchen und Landeseinrichtungen haben sich auch die Sieger im Grossen und Ganzen unterworfen, manche barbarische Sitten der Jetztzeit dürften von ihnen herrühren.

Die gegenwärtige chinesische Cultur macht auf die Europäer (mit wenigen auf S. 252 angeführten Ausnahmen) nicht mehr den imponirenden Eindruck, welchen Ibn-Wahab und Marco Polo von ihr empfingen, im Gegentheil betrachtet man dieselbe im Verfall begriffen; aber zu oft war China durch schlechte Herrscher an den Rand des Abgrundes gerathen, ohne in denselben zu versinken, als dass ein Schluss auf die Zukunft dieses Landes gerathen wäre. Jetzt reist der Kaiser nicht mehr im Lande umher, um sich mit eigenen Augen von dem Wohlergehen des Volkes zu überzeugen, er macht nur prunkvolle, aber zwecklose Reisen in sein nordisches Heimathsland, aber noch immer werden die Prinzen in den Classikern unterrichtet, welche ihnen die Pflichten eines Regenten nahe legen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Lehren einmal in ein empfängliches Herz fallen können.

Was die gegenwärtige Verwaltung durch die Beamten betrifft, so kann sie keine europäische Feder schwärzer malen, als sie von dem Censor des Kaiser Tan-kwań geschildert wurde. Der geringe Sold der Beamten verleitet sie zur Bestechlichkeit und es wird sogar behauptet, dass nicht allein Wissen zu Stellen befördere, sondern dass auch die Unterstützung des Goldes dazu nothwendig sei; aber im Volke herrscht noch ein redlicher Sinn, und als vor nicht langer Zeit die Bauern einer Ortschaft von Räubern bedrängt waren und die Behörden nicht eingriffen, gründeten die Bauern einen Bund, griffen die Räubernester an und verbrannten sie; die Beamten, welche sich über diese Eigenmächtigkeit bei der Regierung beschwerten, wurden abgesetzt, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllt und dadurch das Volk zur Selbsthilfe genöthigt hatten. Eine grosse Revolution, welche in den Fünfziger-Jahren die Mandžu-Dynastie wegblasen zu wollen schien, ist resultatlos verlaufen, nachdem sie schon einen grossen Theil des südlichen China ergriffen hatte; es muss also doch das gegenwärtige Regiment einen festen Boden haben.

Im Verhältniss zu den europäischen Ländern ist die Regierung Chinas wenig kostspielig, man benöthigt nur den zehnten Theil der Beamten, welche in Europa die Administration führen; man hat auch nicht so zahlreiche Gefängnisse wie in Europa, kleine Vergehen werden mit Prügelstrafe geahndet, welche der Kaiser mitunter persönlich an die Minister austheilt und welcher alle Classen des Volkes unterliegen; grössere Vergehen werden mit Verbannung bestraft, welche von den Chinesen umsomehr gefürchtet wird, als es die wichtigste Aufgabe eines guten Sohnes ist, das Grab seines Vaters

zu pflegen, wozu ihm in der Verbannung die Gelegenheit fehlt. Noch im Jahre 1759 wurde die Dsungarei nach ihrer Eroberung durch die Chinesen mit verbannten Chinesen, Militärcolonien der Mandžu und den benachbarten Volksstämmen bevölkert, ein Beweis, dass die alte Tradition nicht vergessen ist. In jüngster Zeit wurde freilich der Ausdehnung des chinesischen Reiches nach Westen durch das Vordringen der Russen ein Damm gesetzt.

Die Lehre des Kuṅ-fu-tse herrscht noch in allen gebildeten Kreisen und sie hat auch auf die buddhistische Religion einen abschwächenden Einfluss geübt. Die Ceremonien in den Buddhistentempeln gehen ohne jeglichen Antheil des Volkes vor sich, die abergläubischen Leute besuchen diese Tempel nur, um von den Priestern Gebete in Gold- oder Silberschrift zu kaufen und sie vor dem Gotte zu verbrennen, wobei sie eine artige Ansprache halten, oder sie greifen nach den Losbechern und schütteln so lange, bis ein Losstäbchen herausfällt, worauf sie dann im Schicksalsbuche die Bedeutung des Loses nachschlagen lassen. Diesem Aberglauben fehlt jeder Prunk innerer Frömmigkeit und wird auch von den Gebildeten nur als Aberglaube betrachtet. Die Wahrheit der Behauptung, dass sich Buddhistenpriester zuweilen von ihren Gehilfen und diese sogar von Taglöhnern bei Verrichtung ihres Dienstes vertreten lassen, mag dahingestellt bleiben, aber Thatsache ist, dass die Priester jeglichen Ansehens entbehren. Die Bewohner der Höhlentempel würden aussterben, wenn sie nicht arme Kinder kauften und zu ihren Nachfolgern erzögen, und diese Priester sind zu einer Unwissenheit herabgesunken, die noch unter der des Volkes steht, sie leben nur vom Bettel. Die Bemühungen der christlichen Missionäre haben wenig Aussicht auf Erfolg, gar keine aber auf Einführung der europäischen Civilisation in China, auch die Getauften bleiben in Sitten und Gebräuchen Chinesen, das Christenthum kann allenfalls mit Buddhisten und der Sekte des Lao-tse concurriren, aber nicht mit der Lehre des Kuṅ-fu-tse.

Der Ackerbau wird noch immer mit der grössten Ausnützung und Düngung des Bodens betrieben; dagegen scheint das System der Vorrathshäuser aufgegeben zu sein zu der Zeit, wo die Gebundenheit des Bodens aufhörte; daher hören wir von Zeit zu Zeit von schrecklicher Hungersnoth, welche ganze Provinzen decimirt; die Folge davon mag wohl die Auswanderungslust sein, welche die Chinesen in neuerer Zeit ergriffen hat und sie nicht nur zu den indischen Inseln, sondern selbst nach Amerika geführt hat. In Calcutta

hat die chinesische Colonie bereits mehrere Gewerbe, wie das der Schuhmacher, Schneider u. s. w. monopolisirt. In diesen Gewerben zeichnet sich der Chinese durch seine unübertroffene Geschicklichkeit aus, welche mit geringen Werkzeugen staunenswerthe Erzeugnisse liefert. Die beistehende Abbildung, welche nach einer Photographie gezeichnet ist, erinnert an den slavischen Typus, und man erinnert sich dabei, dass die Tschechen als Schuhmacher, sowie in anderen ähnlichen Handwerken den Germanen überlegen sind. Ueberhaupt ist die Industrie eine blühende, so dass China vollkommen unabhängig vom Auslande lebt; Alles, was es bedarf, wird im Lande erzeugt, und die europäischen Rheder, welche ihre Schiffe nach China schicken, um massenhaft Thee und Baumwolle zu exportiren, wissen nicht, womit sie ihre Schiffe gewinnbringend für die Hinfahrt befrachten sollen; daher haben sie sich gern auf den Opiumhandel gelegt, ein Handel, der den Europäern keineswegs zur Ehre gereicht und nur geeignet ist, den Abscheu der Chinesen vor den „rothköpfigen Barbaren“ zu vermehren, der überdies durch betrunkene Matrosen und morallose Händler genährt wird.

Fig 167. Schuster.

Von den europäischen Wissenschaften haben die Chinesen ausser ihrer praktischen Anwendung zur Kriegführung nur wenig kennen gelernt, die Europäer haben wohl grosse Summen geopfert, um die Bibel in chinesischer Sprache zu drucken, aber keinen Dollar, um wissenschaftliche Werke in die chinesische Sprache zu übertragen. Das Ansehen, welches sich die Jesuiten im 17. Jahrhundert durch ihre astronomischen Kenntnisse erwarben, und der praktische Sinn der Chinesen dürfte Bürgschaft bieten, dass sie sich dem realen europäischen Wissen keineswegs ablehnend erweisen würden. Gegenwärtig macht das Studium der chinesischen Classiker und das Commentiren derselben den Hauptheil der chinesischen Wissenschaften aus, damit steht auch die Pflege der Paläographie im Zusammenhange, aber

Chinesische Reisbilder.

(Nach Originalen.)

gerade dadurch wird die Selbständigkeit des Denkens und die Freiheit der Forschung ebenso gehemmt, wie dies in Deutschland der Fall war, als die Gelehrten sich nur mit den Kirchenvätern und den römischen Autoren befassten. Fehlt somit den Chinesen die Höhe der modernen europäischen Wissenschaft, so stehen sie in Bezug auf allgemeine Verbreitung der Bildung den Europäern nicht nach, ja, die Kenntniss des Lesens und Schreibens ist in China, trotz der schweren Erlernbarkeit der chinesischen Schrift, verbreiteter als in Europa; noch jetzt gilt Gelehrsamkeit mehr als Reichthum und die Volkschulen stehen Jedem offen, die Kosten derselben werden grösstentheils durch freiwillige Beiträge, Stiftungen u. s. w. bestritten, Knaben bemittelter Eltern bezahlen für neun Monate Unterricht drei spanische Dollars. Manche Lehrer haben mehrere Hundert Schüler und verdienen sich zuweilen bis zu 1000 Dollars jährlich. Das sind freilich Ausnahmen, aber auch im allgemeinen scheint für den Lehrstand in China viel ausreichender gesorgt zu sein als in Deutschland. Er steht dort in weit höherem Ansehen und hat bessere Einkünfte. Die Eigenthümlichkeit der chinesischen Schrift trägt übrigens dazu bei, Kenntnisse zu verbreiten, denn da die Zeichen zugleich Begriffe sind, so ist ein gedankenloses Lesen, wie in Europa, nicht möglich, und beim Lesenlernen erhalten die chinesischen Kinder mehr positives Wissen als die europäischen bei den unnützen Fabeln und Märchen, mit denen unsere Elementarbücher angefüllt sind.

In der Malerei glänzen die Chinesen mehr durch sorgfältige Ausführung der Details, als durch kühne Conception; der chinesische Maler ist kein Künstler, sondern ein Handwerker, am beliebtesten sind die Bilder auf Reispapier, welcher Stoff jedoch nicht aus den Blättern der Reispflanze besteht, sondern aus dem Marke einer völlig verschiedenen Pflanze *(Aralia papyrifera)* bereitet wird. Diese Bilder, von denen unsere Tafel VII eine Probe nach Originalien giebt, werden sorgfältig untermalt und etwas erhaben ausgeführt. Die Porzellanmalereien der Chinesen sind aus den häufig in unseren Kaufläden vorkommenden Vasen bekannt. Die Plastik steht hinter der Malerei weit zurück, die Figuren sind mehr grotesk als schön, aber auch hier erfreut sich das Auge an der sorgfältigen Ausführung der Details. In den Lackarbeiten werden die Chinesen von den Japanesen übertroffen.

Die Poesie der Chinesen ist wie ihr ganzer Charakter nüchtern, ihre Dramen und Schauspiele, von denen sie grosse Freunde sind, leiden an

ermüdender Länge, jede Person, welche die Bühne betritt, giebt dem Publikum bekannt, wer sie ist und was sie beabsichtigt, und auf diese Weise wird der Gegenstand der Darstellung wiederholt breit exponirt. Darum sind die chinesischen Schauspiele auch sehr lang, aber der später Ankommende versäumt nichts, er erfährt sofort aus dem Munde der Spielenden, um was es sich handelt. Schauspiele, welche vor gebildeten Kreisen Chinas aufgeführt werden, würden kaum das Interesse einer europäischen Dorfbevölkerung erregen, nirgends zeigt sich das Zurückgebliebensein der Chinesen so sehr wie in diesen Dramen, allenfalls kann ihnen die chinesische Musik zur Seite gesetzt werden, welche um nichts besser ist, als die unserer Bettelmusikanten, wie auch das Aeussere der Musiker mit diesen übereinstimmt. Figur 168 ist nach einer Photographie gezeichnet.

Fig. 168. Musiker.

Am weitesten sind die Chinesen hinter den Europäern im Kriegswesen zurück, und daher vermochte eine kleine Armee von Engländern und Franzosen selbst Pekiñ mit leichter Mühe zu erobern. Obgleich die Chinesen das Pulver selbst erfunden haben, wussten sie es doch nicht zur Verbesserung der Kriegswaffe zu verwenden, sondern gebrauchten es nur zu Feuerwerken. Von den Europäern lernten sie wohl Flinten und Kanonen kennen, aber ihre Flinten haben noch die alten Steinschlösser und ihre Feldkanonen werden auf den Schultern der Mannschaft abgefeuert, auch ihre Hafengeschütze richteten an den englischen Schiffen wenig Schaden an. Noch immer glauben die chinesischen Soldaten, ihren Feinden Schrecken einjagen zu können, wenn sie sich mit grossem Geschrei auf dieselben werfen, und wie naiv sie im Kriege sind, beweist der Umstand, dass sie bei einem nächtlichen Angriffe der Engländer auf Canton mit den Laternen in der Hand entflohen, so dass diese Laternen gute Zielscheiben abgegeben hätten, wenn die Engländer nicht mit der

Fig. 169. Soldat.

Verscheuchung ihrer Feinde zufrieden gewesen wären. Diese Schwäche des chinesischen Staates beruht jedoch nur in der Nichtbeachtung der fremden Erfindungen, unter europäischen Exercirmeistern und mit europäischen Waffen ausgerüstet, könnte China furchtbar werden, da die geordnete Conscription eine grosse Zahl Streiter in's Feld führt und die Chinesen, trotzdem sie an keine Auferstehung nach dem Tode glauben, den Tod nicht fürchten. Nicht die Feigheit der chinesischen Soldaten, sondern die Kopflosigkeit ihrer Führer war die Ursache, dass sich die Mandžu auf den Thron setzen konnten und die Mandžu haben wie alle tatarischen Völker Kriegsmuth.

Was nun das Familienleben betrifft, so ist noch gegenwärtig der unbedingte Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, sowie die Achtung des Alters Gesetz und Gebrauch. In der Ehe herrscht bei den Vornehmen Polygamie, doch ist nur die erste Frau die rechtmässige Gemahlin, die übrigen werden gekauft, kinderlose Gattinnen pflegen ihrem Manne selbst ein Nebenweib auszusuchen, denn Mangel an männlichen Nachkommen ist für den Chinesen ein Unglück, da der Sohn den Manen der Eltern Opfer bringen und das Grab pflegen muss, auch die Tugend des Sohnes den Vater adelt, nicht wie bei uns, der Sohn durch die Verdienste des Vaters geadelt wird. Dagegen ist die Geburt einer Tochter kein frohes Ereigniss, und meist sind es Mädchen, welche bei der Geburt umgebracht werden; es soll sogar vorkommen, dass dieser Kindermord nicht blos bei armen Familien geübt wird. In Pekiň ziehen täglich vor Sonnenaufgang fünf von Ochsen gezogene Karren durch die fünf Stadttheile, wobei man das Nahen des Fuhrmanns an bestimmten Zeichen erkennt, die derselbe giebt; diese Karren nehmen die Kindesleichen auf, jedoch nicht speciell der gemordeten, sondern überhaupt der gestorbenen Kinder, da eigene Gräber nur für Erwachsene hergestellt werden (wie bei uns auch nur für Erwachsene Trauerkleidung getragen wird). Die Regierung begünstigt keineswegs den Kindermord, sie verbietet denselben, aber Niemand fragt, woran die Kinder gestorben sind, der Karren nimmt alle Leichen auf, die man ihm übergiebt; die Leichen werden dann in eine grosse gemeinschaftliche Grube gelegt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Zu diesem gemeinschaftlichen ceremonielosen Begräbniss der Kinder mag wohl der Umstand beitragen, dass die Begräbnisse der Erwachsenen sehr kostspielig und für minder Bemittelte sehr drückend sind. Häufig werden neugeborne Kinder ausgesetzt, insbesondere im Tempel der Neugebornen, wo Ammen auf Staats-

kosten unterhalten werden, oder Findelhäusern, welche durch freiwillige Beiträge gegründet sind. Gross geworden, werden diese Findelmädchen angeblich von bemittelten Leuten an Kindesstatt angenommen, in der That aber als Concubinen an reiche Männer verkauft. Diese Sitte ist gewiss abscheulich, aber vergessen wir nicht, dass bei uns arme Eltern mit grossen Opfern ihre Töchter auferziehen, ohne die Aussicht zu haben, sie brave Hausfrauen werden zu sehen.

Obgleich die Chinesen als gefühllose Egoisten verschrieen sind, findet man doch bei ihnen viele Wohlthätigkeitsanstalten und gemeinnützige Institute auf Stiftungen und freiwillige Beiträge gegründet. So hat zu dem Findelhause in Šań-hai ein einziger Chinese 3000 Taels, d. s. 4000 Dollars beigesteuert. Eine höchst merkwürdige Humanitäts-Anstalt, welche selbst im christlichen Europa fehlt, ist die Halle vereinter Wohlthätigkeit, welche in Šań-hai im Jahre 1804 durch eine Anzahl Menschenfreunde gegründet wurde, um die Leichen arm Verstorbener zu beerdigen. Diese Anstalt erhielt rasch durch Vermächtnisse, Geschenke und freiwillige Jahresbeiträge so reiche Zuflüsse, dass man in die Lage kam, ausser dem ursprünglichen noch andere, nicht minder humane Zwecke zu verfolgen. Man unterstützt verarmte Witwen, welche angesehenen Familien angehörten, sowie arme, über 60 Jahre alte Personen mit monatlichen Pensionen, theilt unentgeltlich hölzerne Särge und Grabgeräthe an Diejenigen aus, welche zu arm sind, um ihre verstorbenen Verwandten zu beerdigen (binnen 36 Monaten wurden auf diese Weise über 100 Särge unentgeltlich verabfolgt), man vertheilt unentgeltlich während der heissen, nassen, ungesunden Jahreszeit verschiedene sogenannte Universalheilmittel gegen Kopfweh, Magenleiden, Fieber, Diarrhöe und Krampf. Nach den alten Gesetzen waren dieses Handlungen, welche der Regierung oblagen; in neuerer Zeit, wo die Regierung sich wenig mehr um das Wohl ihrer Unterthanen kümmert, ist die Privatwohlthätigkeit eingetreten.

Die Nahrung der armen Chinesen ist einfach und billig, sie besteht in Reis, Gemüse, Fischen und Schweinefleisch. In den Wirthshäusern bezahlt man für Wohnung und Kost circa 20 Kreuzer, für eine Schlafstelle allein 6 Kreuzer in grossen Städten, auf dem Lande noch weniger; ein als Chinese verkleideter englischer Missionär bezahlte auf einer Reise für Abendessen, Nachtmahl und Frühstück 13 Kreuzer, eine Tasse Thee kommt nur auf etwas höher als 1 Kreuzer in den Theehäusern, welche ganz ähnlich unseren Kaffee-

schänken mit kleinen Tischen, Stühlen und Bänken eingerichtet und stark frequentirt sind. Reiche Chinesen halten grosse Tafeln, wobei Alles auf den Tisch kommt, was kostbar und selten ist. Was man isst, lehrt der Geschmack selten, da die chinesischen Köche ihre Kunst darein setzen, durch Brühen und Saucen den Speisen einen ganz anderen als den natürlichen Geschmack zu geben. Zu welchen Absonderlichkeiten diese Köche gerathen, beweist das Kunststück, gebratenes Eis zu bereiten, dasselbe wird nämlich in Kuchen gebacken, und zwar so schnell, dass das Eis nicht zerschmilzt; führt man diese Kuchen zum Munde, so läuft man Gefahr, sich die Lippen zu verbrennen, während der eisige Inhalt unangenehm die Zähne berührt. Vornehme Chinesen pflegen in den Restaurationen nicht zu rechnen, sie werfen dem Wirthe für das Diner die wohlgefüllte Börse hin. Wenn in dieser Weise die Chinesen den kalifornischen Goldgräbern gleichen, welche schnell reich geworden, nur mit ihrem Reichthum prunken, so besitzt der Chinese doch eine angeborne Vornehmheit in seiner Höflichkeit. Jemandem eine Ohrfeige zu geben, würde ein Chinese sich schämen, da dies ein Zeichen von Unbildung wäre, bei Begegnung und Besuchen wird eine ziemliche Zeit mit Complimenten vergeudet, welche allerdings übertrieben sind, aber doch eine schöne, sittliche Grundlage in der Achtung des Nächsten haben. Auch diese Höflichkeit ist ein Erbtheil aus Urväter Zeiten, wir haben oben gesehen, dass die Kaiser der ersten Dynastien die Civilisation des Landes damit begannen, dass sie ihre Vasallen und Unterthanen Höflichkeit im geselligen Umgang lehrten. Hierbei darf jedoch nicht verschwiegen werden, dass im Kriege und gegen Verbrecher die Chinesen sich einer raffinirten Grausamkeit schuldig machen, das Blut scheint bei ihnen das alte Raubthier zu erwecken, welches man durch die sociale Höflichkeit erstickt wähnte.

China scheint gegenwärtig an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, immer stärker pocht die europäische Civilisation an die Pforte des „himmlischen Reiches", bisher hat noch kein Land sich auf die Dauer derselben verschliessen können, hoffen wir im Interesse der Menschheit, dass die neue Cultur mit den Resten der Barbarei nicht die vielen guten Eigenschaften beseitigt, welche wir an den Chinesen kennen gelernt haben. Vieles können die Chinesen von den Europäern lernen, aber auch die Europäer können Vieles von den Chinesen lernen, mehr und Besseres, als wir von Juden, Griechen und Römern gelernt haben.

II. JAPAN.

Wenn man die Sitten der Japanesen und Chinesen vergleicht, so drängt sich die Vermuthung auf, dass die ersteren eng verwandt oder vielleicht identisch mit jenem Volke waren, welches im Alterthum China eroberte. Der von den chinesischen Classikern aufgestellte Plan, wonach die Residenz des Kaisers im Mittelpunkte des Landes lag und in Vierecken von den Ländern der Vasallen in absteigender Linie umgeben wurde, ist in China wegen der Bodenbeschaffenheit auf dem Papier geblieben, aber in Japan verwirklicht worden. Wie einst in China, gehört noch gegenwärtig in Japan alles mit Reis bebaute Feldland dem Kaiser und wird gegen eine jährliche Abgabe von 50—60 Percent an den Landmann verpachtet, der nur das mit anderen Nutzpflanzen bebaute Bergland sein Eigen nennt. In Japan hat sich der Feudaladel, der in China dem Gelehrtenadel Platz machen musste, erhalten, und nur diesem Feudaladel ist ein grösserer Luxus gestattet, welcher dem Kaufmann, auch wenn dieser die Mittel dazu besitzt, streng untersagt ist. Mit den Chinesen haben die Japanesen die Religion des Himmels und den Ahnencultus gemein, den Himmel dachte man sich unter dem Symbol eines reinen Spiegels, er galt zu erhaben, um in einem Tempel verehrt zu werden, oder sich um die Menschen zu kümmern (wie der Manitu der Indianer), daher schwört man nur bei ihm und verehrt Untergötter, Kama, welche die Welt regieren und sich der menschlichen Angelegenheiten annehmen. Hiermit verquickte sich der Ahnencultus, indem fromme Menschen nach ihrem Tode als Heilige verehrt

Fig. 170. Japanesischer Tempel.

wurden und das geistliche Oberhaupt schon bei Lebzeiten als ein Gott galt. Man glaubte an eine Vergeltung nach dem Tode, die Seelen der guten Menschen gelangten in den Himmel, während die der bösen Menschen auf der Erde herumschwärmen müssen. Daher wurde Reinheit des Herzens und des Leibes empfohlen und die Bewahrung des heiligen Feuers zur Pflicht gemacht. Diese Religion heisst Kami-no-mitsi „der Weg der Götter" oder nach dem chinesischen Aequivalent Sin-to (šin-tao). Ihre Tempel (Mias) müssen ohne Verwundung der Arbeiter erbaut sein und bestehen aus grossen Hauptplätzen, wo die Tempeldiener sich aufhalten, und kleinen Kapellen, in denen die Gottheit wohnt, meist stehen die letzteren neben heiligen Bäumen (Fig. 170). In späterer Zeit wurde diese Sin-to-Religion durch die Lehre des Kuṅ-fu-tse, welche die Gebildeten annahmen und durch den Buddhismus, dem das Volk anhängt, in den Hintergrund gedrängt, gegenwärtig ist die Behörde für den Sin-to-Cultus aufgehoben und dafür die Behörde für den religiösen Unterricht eingeführt worden.

Fig. 171. Der Mikado.

Wie in China vereinigte der japanesische Kaiser (Mikado oder Mikoto) die geistliche und weltliche Gewalt, er entstammt dem Geschlechte Zin-mu's, der im Jahre 660 vor Beginn unserer Zeitrechnung die Geschichte Japans eröffnet. Innere Verwicklungen und Fehden der einzelnen Vasallenfürsten (Daimio's) untereinander veranlassten den Mikádo Go-toba im Jahre 1185 unserer Zeitrechnung, seinen zweiten Sohn Yoritomo zur Unterdrückung der Unruhen

mit dem Titel eines Šogun (Krongeneral) an die Spitze eines grösseren Heeres zu stellen. Die glückliche Beendigung der Kriege und die in Folge dessen entstandene Anhänglichkeit des Heeres an ihn veranlassten Yoritomo, nach und nach alle äusseren Angelegenheiten an sich zu reissen und sich in eine vom Mikado unabhängige Stellung zu versetzen. Nach hartnäckigem Widerstreben erkannte der Mikado diesen Zustand im Jahre 1191 an, womit neben dem geistlichen und legislativen Oberhaupte in Japan ein weltliches und executives förmlich eingesetzt wurde. Von da an glich die Lage des Mikado der eines Gefangenen, ein steifes Hofceremoniell schloss ihn von der Gesellschaft ab, nur bei festlichen Gelegenheiten durften ihn die Vasallenfürsten von ferne wie eine Gottheit sehen (Fig. 171), oft blieb er auch hierbei von einer Matte verborgen, welche nur soweit aufgehoben wurde, dass man den Saum des Kleides Seiner Majestät sehen konnte. In neuester Zeit (1861) empörte sich jedoch der jugendliche Mikado gegen diese Sitte, er verbündete sich mit einer mächtigen Adelspartei gegen den Šogun, unterwarf denselben, öffnete das Land den Europäern und gegenwärtig ist Japan auf dem Wege, die ganze europäische Civilisation anzunehmen.

Der Adel beschäftigte sich, wenn kein Krieg war, mit der Jagd sowohl auf vierfüssiges, als auch auf Vogelwild. Diese Jagd ist sein Privilegium, doch ist dem Landmanne gestattet, das Wild, welches seinem Acker verderblich zu werden droht, auf diesem durch aufgestellte Schlingen und andere Vorrichtungen zu vertilgen. Im Kriege wurden Panzer getragen, die wichtigste Waffe aber waren die haarscharf geschliffenen Schwerter, von welchen die Adeligen im Kriege wie im Frieden stets zwei, zu jeder Seite eines, tragen. Die Hofkleidung der Adeligen zeichnet sich durch Ueberfluss an Stoff aus, nicht nur Damen tragen lange Schleppen, auch die Männer tragen Hosen, welche doppelt so lang als die Füsse sind, so dass ihr Gang einem Sacklaufen gleicht. Auch bei dem japanesischen Adel finden wir die hohe Mütze wie bei den Schasu und bei den Persern.

Fig. 172. Japanesischer Lancier.

Hoch entwickelt ist das Ehrgefühl. Dasselbe befiehlt dem Adeligen, der beleidigt worden ist, sich selbst zu tödten, indem er sich den Bauch aufschlitzt, worauf ihm ein guter Freund den Kopf abschlägt. Dieses Bauchaufschlitzen (Hara-kiri) ist jedoch für den Veranlasser von gleichen Folgen wie ein Mord, denn sämmtliche Verwandte und Freunde übernehmen die Pflicht, den Tod zu rächen. Es scheint fast, als hänge mit dieser Sitte das Entsetzen zusammen, welches im Mittelalter in Europa die Leiche eines Selbstmörders umschwebte, und welches man dadurch zu bannen suchte, dass man einen Pfahl durch den Leichnam stiess. Auf eine solche Weise konnte nur eine Seele an den Boden genagelt werden, welche um Blutrache schrie.

Wie in China werden in Japan Canäle und Landstrassen gepflegt. Der Weg ist durch festgestampften Schotter und Sand gleichmässig geebnet und zu beiden Seiten mit Abzuggräben für das Regenwasser, sowie mit dichten schattigen Bäumen versehen. Die Entfernungen sind durch Meilenzeiger kenntlich gemacht und von Strecke zu Strecke finden sich Anstandsorte, damit der Weg nicht verunreinigt und das Auge des Reisenden nicht beleidigt werde.

Fig. 173. Schlafzimmer in einer Herberge.

Die Häuser sind von Holz gebaut und werden fertig gekauft und aufgestellt. Die einzelnen Abtheilungen (Zimmer) haben eine bestimmte Grösse, da die Matten, mit denen man den Fussboden bedeckt, hineinpassen müssen. Im Gegensatze zu den jetzigen Chinesen, aber in Uebereinstimmung mit den Chinesen des Alterthums haben die Japanesen weder Betten noch Tische, Stühle oder andere Möbel, nur bei Adeligen kommt ein kleiner Feldstuhl vor; zum Schlafen bedarf der Japanese blos einer kleinen hölzernen Kopfstütze (ähnlich wie die ägyptische, aber massiver), ebenso bedient man sich niedriger Tische zum Essen, wobei man auf der Erde sitzt. Wie in China werden die Speisen mit Elfenbeinstäbchen genommen. Die Mahlzeiten sind einfach, die Japanesen sind keine solchen Leckermäuler wie die Chinesen.

Ebenso ist den Japanesen im Gegensatze zu den jetzigen Chinesen, aber in Uebereinstimmung mit den Chinesen des Alterthums die Vorliebe zur Rein-

Fig. 174. Mittagessen einer Bürgerfamilie.

lichkeit und häufigem Baden eigen. Alles dieses deutet darauf hin, dass die Chinesen des Alterthums wie die Japanesen von demselben Tatarenvolke stammen, aber seit die letzteren ihre Wohnsitze auf den Inseln eingenommen haben, sind auf dem Festlande während der letzten Zeiten der Dynastie Tšeu grosse Veränderungen in der Lebensweise vor sich gegangen.

Eigenartig ist die japanesische Haarfrisur. Bei dem männlichen Geschlechte pflegt der vordere Theil des Kopfes glatt rasirt zu werden, die Haare rückwärts und an den Seiten werden in der verschiedensten Weise gekämmt, auch zu einem Zöpfchen gedreht und manche Frisuren gleichen den Allongeperrücken des europäischen 17. Jahrhunderts, doch ist grosse Reducirung des Haarwuchses die gewöhnlichste Tracht. Das Frauenhaar wird mit allerlei Nadeln aufgeputzt, oft auch mit Blumen durchwunden. Bärte kommen nur in den untersten Classen (bei den Ureinwohnern?) vor und sind dann struppig. (Man vergleiche die beifolgende photographisch abgenommene und nur etwas verkleinerte Probe aus einem japanesischen Roman, Fig. 175.) In den japanesischen Bildern tritt häufig eine lange Nase hervor, doch sind die Augen stets schief geschlitzt, wie bei der ganzen mongolischen Rasse (vergl. Tafel VII).

Fig. 175. Probeblatt aus einem japanesischen Roman.

In der Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung scheint kein Verkehr zwischen China und Japan bestanden zu haben. Erst im 3. Jahrhundert, als die Japanesen Korea eroberten, traten sie durch eine Gesandtschaft mit den Chinesen in Verkehr. Der Sohn des im Reiche Petsi regierenden Fürsten, Atogi, brachte dem Herrscher von Nippon ein Gespann Rosse zum Geschenk und lehrte dem japanesischen Erbprinzen die Schrift. Hierauf liessen die japanesischen Herrscher koreanische Gelehrte nach Japan kommen, welche chinesische Bücher mitbrachten und chinesische Wissenschaft in Japan verbreiteten. Dass die Japanesen früher keine Schrift gehabt hätten, ist kaum glaublich, da doch auch die Koreaner eine selbständige Schrift neben der chinesischen besitzen und das japanesische Syllabar eine feste, aber durchaus unsymmetrische Anordnung besitzt, welcher uns unbekannte Einflüsse zugrunde liegen. Dieser Umstand ist um so auffälliger, als das älteste Syllabar von einem Buddhistenpriester herstammen soll, die Buddhisten aber chinesische Syllabare nach indischer Anordnung aufstellten.

Die Einführung chinesischer Wissenschaften in Japan musste einen mächtigen Einfluss auf den Charakter des Volkes ausüben. Wenn trotzdem der japanesische Volkscharakter sich von dem chinesischen wesentlich unterscheidet, so beweist dies, dass derselbe sich schon früher zu einer festen Individualität entwickelt hatte, wie auch die mehrsilbige japanesische Sprache

dadurch keine Aenderung erlitt, dass sie zum grossen Theile mit chinesischer Schrift geschrieben wurde und die Japanesen die chinesische Sprache lernen

Fig. 176. Japanesische Schule.

mussten, weil die Chinesen ihnen in den Wissenschaften ebenso überlegen waren, wie die Römer den Germanen. Gegenwärtig ist die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens in Japan ebenso verbreitet wie in China, fast jeder Japanese kann lesen, und da die Bücher zu ausserordentlich billigen Preisen hergestellt werden, so ist hinreichende Gelegenheit zur Uebung vorhanden. Hierbei muss bemerkt werden, dass das Lesen der japanesischen Schrift keineswegs leicht ist. Das einfachste Syllabar besteht aus 48 Zeichen, es ist die Katakanna-Schrift; ausserdem giebt es noch eine cursivere Form, die Firakanna-Schrift, welche Figur 175 zeigt, die nicht nur aus den flüchtigen Zeichen des Syllabars besteht, sondern auch Aequivalente und ganze Wörter aus der chinesischen Schrift entlehnt hat, welche jeder Japanese so kennt, wie die gebildeten Europäer im Mittelalter die lateinische Sprache. Ausser diesen beiden Schriften giebt es noch drei andere Syllabar, deren Zeichen manchmal auch in die Firakanna-Schrift gemengt werden. Die Titel werden gewöhnlich mit chinesischer Kyai-Schrift oder mit der noch älteren chinesischen Tšwan-Schrift geschrieben, welche sich zur Kyai-Schrift verhält, wie unsere gothische Mönchschrift zu unserer Schreibschrift.

Unsere Tafel VIII zeigt den Titel eines japanesischen Romans in Kyai-Schrift, die Worte lauten nach Dr. Pfizmaier's Uebersetzung: *Ni-fen-ge*

Gez. u. lith. v. H. Breuer.

Japanisches Titelbild eines Romans.

(Unterer, d. i. zweiter oder dritter Theil des zweiten Heftes), *Kō-bun tsukuru* (Ko-bun hat es verfasst, doch kann der Name Kobun auch Josi-fumi gelesen werden), *Kuni-josi e-gaku* (Kuni-josi hat es gezeichnet).

Was die Familienverhältnisse betrifft, so ist Polygamie gesetzlich gestattet, die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Range und dem Vermögen. Dem Anscheine nach sind die Japanesen wenig züchtig, in den Bilderläden sind die obscönsten Bilder ausgestellt, welche von Gross und Klein mit Wohlgefallen betrachtet werden; in grösseren Städten besteht eine wohlorganisirte Prostitution und verheirathete Männer erblicken in dem Besuche eines öffentlichen Bordells kein moralisches Vergehen, die Prostituirten pflegen etwa um das vierundzwanzigste Jahr sich zu verheirathen, und es wird ihnen ihr Vorleben nicht zur Schande gerechnet. Gleichwohl soll das sittliche Leben der Japanesen nicht solche Skandalgeschichten bieten, wie sie in Europa häufig vorkommen, die japanesischen Mädchen und Frauen werden wegen ihres züchtigen und eingezogenen Lebenswandels gelobt, und gerade die öffentliche Prostitution soll geeignet sein, die Ehre der Frauen vor Attentaten zu schützen.

Fig. 177. Japanesische Jongleurs.

Die Japanesen sind Freunde der gymnastischen Uebungen, man sieht allenthalben die Jugend mit der Pflege der Turn- und Fechtkunst beschäftigt, und die Productionen auf diesem Gebiete gehören zu den Lieblingsschauspielen der Japanesen. Ihre Jongleure haben auch in Europa durch ihre staunenerregenden Kunststücke Aufsehen gemacht. Jene Leute, welche dem Ringer- und Fechtergewerbe obliegen, pflegt man, damit sie bei Kräften bleiben, mit reichlicher und

kräftiger Kost zu versorgen, wodurch ihre Muskeln derart an Umfang zunehmen, dass die betreffenden Personen wandelnden Fleischklumpen gleichen.

Wie oben erwähnt, hat der jetzige Mikado europäische Cultur in seinem Lande eingeführt, das japanesische Heer hat europäische Exercirmeister erhalten und wird in den besten europäischen Waffen geübt, junge talentvolle Japanesen sind nach Europa gesendet worden, um an den hiesigen Hochschulen sich die europäischen Wissenschaften eigen zu machen. Medicin, Mathematik, Geometrie, Ingenieurkunst werden sich mit dem heimischen Fleisse und der natürlichen Anstelligkeit der Japanesen vereinigen, um diesem Lande alle Segnungen der Cultur zuzuführen, ohne dass es nöthig hat, unsere Ueberbleibsel aus dem finsteren Mittelalter mit in Kauf zu nehmen. Wenn die Chinesen sich noch ferner der europäischen Cultur verschliessen, so werden die Japanesen, welche bisher die Schüler der Chinesen waren, ihre Lehrmeister überflügeln, und Nippon wäre nicht die erste Insel, welche ihre Herrschaft über ein continentales Reich ausdehnte. Im Osten Asiens beginnt eine neue Geschichte, möge sie eine Geschichte menschlichen Wohlergehens werden!

III. INDIEN.

Indien liegt genau in denselben Breitegraden wie Aegypten, es zeichnet sich aber vor diesem nordöstlichen Theile Afrikas durch die Mannigfaltigkeit seiner Oberfläche aus. Grosse, fruchtbare, heisse Ebenen, von mächtigen vielverzweigten Flüssen durchströmt, wechseln mit Gebirgsland ab, dessen hohe Berge im Norden mit ewigem Schnee bedeckt sind, während sie im Süden die Gluth der äquatorialen Sonne paralysiren; ausserdem gehört zu Indien ein inselreicher Archipel, welcher, sowie die langgestreckte Küste des Festlandes, die Entwicklung der Schifffahrt begünstigte.

Dieses Land konnte nie ein homogenes Volk besitzen, die Eigenthümlichkeiten des Bodens und die damit zusammenhängende Verschiedenheit der Nahrung hätte eine Differenzirung der Arten allein schon hervorgebracht, wenn auch nicht Einwanderungen von aussen stattgefunden hätten; solchen Einwanderungen aber war Indien fortwährend ausgesetzt, und wenn auch weder die Perser unter Darius, noch die Makedonier unter Alexander dauernd Besitz auch nur von einem Theile Indiens ergreifen konnten, so haben dies doch

vor ihnen die Arier und nach ihnen die Araber, Mongolen und Engländer gethan.

Die Verschiedenheit der Bodenfläche scheint auch die Entstehung eines das ganze Land umfassenden mächtigen Reiches und damit die Entwicklung eines selbstbewussten historischen Sinnes gehindert zu haben, wie andererseits die Gluth der indischen Sonne die Energie auch der kräftigsten Völker gelähmt hat; denn dieselbe Rasse, welche sich in ungünstigeren nördlichen Gegenden mit überschäumender Lebenslust an ein Dasein nach dem Tode anklammerte, gelangte in diesem Lande des Ueberflusses, übersättigt vom Genusse, zu der Lehre, dass die Existenz eine Bürde sei, von welcher auf immer befreit zu werden, das Streben aller erleuchteten Geister sein müsse. Diese Verachtung des Lebens zeigt sich auch in dem Mangel klarer historischer Nachrichten dieses literaturreichen Volkes; dunkel und verworren, wie Träume, sind die Berichte über Völkerkämpfe, welche die Epen enthalten und die Ahnenverzeichnisse der Dynastien, welche an einzelnen Höfen aufbewahrt werden, tragen nichts dazu bei, das Dunkel zu lichten.

Bisher hat sich die Culturforschung darauf beschränkt, aus den ältesten Liedern der Arier, wie sie im Rigveda vorhanden sind, Schlussfolgerungen auf die Entwicklung der indischen Cultur zu machen, aber nichts wäre unrichtiger, als anzunehmen, dass diese Cultur ein Privilegium der arischen Einwanderer gewesen sei; noch vor der Entstehung dieser Lieder muss eine Vermischung der eingewanderten nördlichen Völker mit den Ureinwohnern stattgefunden haben, wie die Sprache der Veden beweist, denn diese, das Sanskrit, ist wohl der persischen Sprache verwandt, aber nicht persisch, sondern eine in Indien aus der Vermischung der persischen mit den urindischen Sprachen entstandene neue Sprache; darüber gestatten die nur in Indien vorkommenden Cerebrallaute keinen Zweifel.

Gegenwärtig wird Indien von zwei sprachlich verschiedenen grossen Volksmassen bewohnt: im Norden, in den Ebenen des Indus und Ganges, wohnen die arischen Hindu, im Süden, in den Gebirgen des Dekhan die dravidischen Völker, deren Name die ausser dem Gesetze (der Hindu) Stehenden bedeutet. In diesen letzteren Ländern haben wohl auch Hindu ihren Sitz genommen, aber nie in so compacten Massen wie im nördlichen Tieflande. Hier wohnen in ihren Ursitzen an der östlichen Küste der Südspitze die Tamulen, an der westlichen die Malayalam, zwischen ihnen die Todas,

nördlich den Malayalam die Kanaresen, ihnen gegenüber an der östlichen Küste die Telugu, nördlich von diesen die Gond und die Khond und am nördlichsten, bis in die Nähe des Ganges reichend, die Kol, welche aber einer anderen Völkerrasse angehören und mit den unterworfenen Stämmen der Ebenen verwandt sein dürften. Die Arier selbst zerfallen in die Arier des Himalaya und die Arier der Ebenen, letztere in die Brahmanen, Dschat, Radžputen, Kurmi oder Kunbi, Gudžar, Ahir, Gwala, Khatri, Baniya oder Banianen, Kayasth oder Kayath und Parbhu. Diese Völker sind theils Ackerbauer, theils kriegerische Stämme oder Handelsleute, sie haben von ihren ursprünglichen Eigenthümlichkeiten viel verloren, wie z. B. die Brahmanen, welche einst eine Priesterkaste waren, jetzt Industrie und Handel treiben und gute Soldaten geworden sind; auch die Khatri, welche einst den Kriegsadel bildeten, sind ebenfalls Handelsleute geworden, dagegen sind die Kayath und die Parbhu, einst niedere Kasten, jetzt die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten der Hindu, erstere in Bengalen, letztere in Gudžarat. Mitten unter ihnen leben die unterworfenen Ureinwohner als Sudras und Parias, letztere insbesondere tief verachtete Leute.

Nach dem, was sich aus den religiösen Bildern und der Kenntniss der Völker, welche sich bis auf die Gegenwart unvermischt erhalten haben, ermitteln lässt, war Indien vor der Einwanderung der Arier von zwei wesentlich verschiedenen Völkern bewohnt, von einem am Körper haarlosen und von einem stark behaarten Volke, ersteres mit Kraushaar, letzteres lockenhaarig. Dieses letztere Volk hat sich bis jetzt als die dravidische Bevölkerung in einzelnen Stämmen, z. B. der Todas, rein erhalten, das andere Volk ist von den Ariern unterworfen oder nach Osten, nach Hinterindien und auf die Inseln verdrängt worden. Einen Gott der letzteren haben wir in dem unbärtigen kraushaarigen nackten Gomad-Iśwara (S. 16, Fig. 5) kennen gelernt, ihm entspricht der ebenfalls unbärtige, kraushaarige, nackte Buddha (Fig. 178), dessen Religion zwar neueren Datums, aber nur die Wiederherstellung einer uralten Landesreligion ist, denn in einem Edict des buddhistischen Königs Aśoka von Magadha (dem uralten indischen Culturlande am Ganges) heisst es ausdrücklich: „daher sollen bestimmt werden die Vorschriften der wichtigsten Weisheit, welche die Unterdrückung der

Fig. 178. Buddha.

Aryas überdauert haben, und vor künftigen Gefahren bewahrt werden die Gesänge der Einsiedler, die Sutras der Einsiedler, die Gebräuche der niederen Asketen, der Tadel der leichtsinnigen Leute und der schlechten Lehren. Diese Sachen, wie sie der göttliche Buddha gelehrt hat, mache ich kund und wünsche sie angesehen als Vorschrift des Gesetzes."

Suchen wir in Indien nach bartlosen selbständigen Völkern, so treffen wir dieselben zunächst als Malayen auf den Inseln des indischen Archipels, und hier fällt uns auch sofort die auffallende Verwandtschaft der Schriften in's Auge, indem die Schriften der Malayen auf den Philippinen sich an die alte Volkschrift der Multan im nordwestlichen Indien, die der Battak und Redžaṅ auf Sumatra sich an die heilige Pali-Schrift der Buddhisten anlehnen. Man vergleiche die folgenden Alphabete der Tagala auf den Philippinen mit den Multan-Zeichen im nordwestlichen Indien:

Tagala:
k g ṅ t d n p b m y r l v s h

Multan:
k ǵ ṅ th dh n p b m y r l v s h

Ferner das folgende Alphabet der Redžaṅ und Battak auf Sumatra mit den Pali-Zeichen der Buddhisten:

Redžaṅ:

Battak:

Pali:
k g ṅ tš · dž ń t d n p bh m y r l v s h.

Die Abweichung einzelner Zeichen lässt sich durch eine mehrtausendjährige Isolirung genügend erklären.

Eine Einführung dieser Schriften seitens brahmanischer oder buddhistischer Apostel ist wohl möglich, aber andererseits können die indischen Spuren, welche man in den Götternamen finden will, auch davon herrühren, dass die Urreligion diesen Völkern gemeinsam war, sonst würden, aller Erfahrung zufolge, mit fremden Alphabeten und fremden Worten auch fremde Laute, namentlich die Cerebrallaute Eingang in die malayische Sprache gefunden haben.

Professor Dr. Friedrich Müller hat in seiner „Allgemeinen Ethnographie“ den Beweis geliefert, dass die Malayen der Inseln von Westen nach Osten gewandert sind, er nimmt an, dass dieses Volk, bevor es auf die Inseln gedrängt wurde, die Küsten von Hinterindien bewohnte, es wäre daher nicht unmöglich, dass dieses Volk einst sogar das Thal des Ganges bewohnt hat und über Assam nach Hinterindien und von dort weiter verdrängt wurde.

Fig. 179. Tagalen.

Die Hautfarbe dieser Malayen ist kupferbräunlich, mit einem Stich in's Gelbliche, etwa wie schwach gerösteter Kaffee, der Bart mangelt fast ganz, die Behaarung der bedeckten Körpertheile ist schwach entwickelt (Fig. 179), die Haare sind schlicht und grob, doch findet sich auch beim polynesischen Typus das Haar zum Kräuseln geneigt. Wichtiger sind uns die psychischen Eigenthümlichkeiten dieser Völker.

Der Grundzug des Charakters der malayischen Rasse ist, wie der der nordamerikanischen Rothhäute, Verschlossenheit und Härte, die sich äusserlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Ein Ausfluss dieses Zuges sind im Westen die ceremoniellen

Gewohnheiten, im Osten die Tapugesetze, wonach alles Eigenthum unverletzlich ist. Eine weitere Folge sind Wildheit, Unbändigkeit und Blutdurst, welcher den Malayen zur Menschenfresserei verleitet; bei solchen Gelegenheiten werden die Geschlechtstheile der Gemordeten, als das edelste Fleisch, dem Könige vorgesetzt, was an die Sitte der Aegypter erinnert, auch dann noch, als sie längst die Menschenfresserei aufgegeben hatten, diese Körpertheile dem Monarchen als Siegeszeichen zu überbringen. (Ueberhaupt erinnern viele Eigenthümlichkeiten der Malayen an altägyptische Gebräuche, die unter einer späteren Cultur verblassten.) Die Beschäftigung der Malayen ist Ackerbau, Fischfang und Handel, sie sind unerschrockene Seeleute. Während aber die Neuseeländer noch das Steinbeil tragen, die Polynesier Waffen aus Holz und Fischknochen haben, kennen die westlichen Malayen die Bearbeitung der Metalle und verstehen sogar Stahl herzustellen. Die Battaks bedienen sich zum Ackerbau noch einer Hacke und eines mit Eisen beschlagenen Stockes, die Javanen verwenden den von Büffeln gezogenen Pflug. Ueberhaupt zeigt sich in der Richtung von Osten nach Westen eine Zunahme der Cultur, welche auf den Einfluss westlicher Völker deutet. In Polynesien gehen die Kinder bis zum Eintritt der Pubertät nackt, erwachsene Weiber und Männer tragen einen Gürtel, der bei ersteren bis über die Kniee hinabhängt. Die Dajaks auf Borneo umwinden ihre Schenkel mit einem 4 bis 5 Ellen langen Tuche, dessen Enden vorne und hinten herabhängen, eine Tracht, welche man häufig auf indischen Götterbildern findet. Die Neuseeländer tragen wegen der rauheren Witterung Mäntel aus Fellen des einheimischen Hundes, bei festlichen Gelegenheiten werden Matten über den Rücken geworfen. Das Haar wird von den Männern entweder lang getragen und zu einem Knoten zusammengebunden oder bis auf eine grosse Locke abgeschnitten. Häufig ist das Beizen des Haares mittelst Korallenkalk, wodurch es eine röthliche, oft flachsgelbe Färbung erhält (wie solche auch auf altägyptischen Bildern zu bemerken ist). Mit den Aegyptern haben die Malayen auch die Beschneidung gemein; eigenthümlich ist ihnen aber die Tatuirung, die übrigens in alter Zeit, wie aus dem Verbot Mosis und aus den Abbildungen der Libyer hervorgeht, einst weit verbreitet war. Auf dem indischen Festlande kommt die Tatuirung noch bei den Nayastämmen in Assam vor.

Die Häuser der Malayen sind Pfahlbauten, auch wo die Abwesenheit von Flüssen und Ueberschwemmungen sie nicht nothwendig macht. Wie die

Peruaner, machen die Polynesier aus der Wurzel einer Pflanze (Ava oder Kava-Pflanze) durch Kauen derselben ein berauschendes Getränk. Die Gesellschaft zerfällt in Adel, Volk und Sklaven, letztere durchwegs Kriegsgefangene. Die Landbauer stehen zum Adel in einem Lehensverhältniss, das gemeine Volk ist dagegen vollständig rechtlos, wie die Sutras im alten Indien; die Weiber der niederen Stände mussten jedem Gelüste des Adeligen dienen und die Männer verrichteten Beschäftigungen, welche sonst den Weibern obliegen: Feldbau und Kochen. Der königlichen Familie war, wie bei den alten Persern, Blutschande erlaubt, welche dem übrigen Volke verboten war, wahrscheinlich weil der König sich nur mit seinesgleichen verehelichen durfte. Die Familie war für die Vergehen eines Einzelnen haftbar, eine Sitte, welche sich in dem heutigen China durch den Einfluss der Barbaren eingeschlichen hat (s. S. 277). Die Todten werden in einem kahnförmigen Sarge oder einem alten Kahne begraben, eine Sitte, welche an das hebräische תבה *theba* „Arche, Sarg“ erinnert. Ueber dem Grabe werden Steinhaufen errichtet, welche man auch in Indien in Gegenden findet, wo sie von ausgewanderten Völkern herrühren. Kindesmord ist, wie in einem grossen Theile des Orients, im Gebrauch, es giebt Leute, welche aus diesem Verbrechen ein Geschäft machen und in den Dörfern umherziehen, doch bleibt das Kind am Leben, wenn es nicht am ersten Tage ermordet wurde. Auch alte Leute, welche durch Alter oder Krankheit für die Gesellschaft nutzlos geworden waren, wurden ermordet, eine Sitte, welcher entgegenzuwirken in China die Gesetze die Ehre des Alters befahlen. Bei den westlichen Malayen kam in früherer Zeit die Leichenverbrennung vor, die sich in Indien bis jetzt erhalten hat. Eigenthümlich sind den Malayen die Hahnenkämpfe, welche aber auch in Japan beliebt sind, und auf einem altägyptischen Bilde ist ein Prinz zu bemerken, welcher einen Hahn in der Hand trägt, der ganz die Form eines Kampfhahnes hat. Diese Hahnenkämpfe müssen auf religiösen Ideen beruhen und man dürfte wohl nicht fehlgreifen, wenn man bei der Unsicherheit mancher ägyptischer Hieroglyphen und mit Rücksicht auf den Hahnenkopf des Iao hier an die Horuskämpfer erinnert.

Die malayischen Völker haben einen lebhaften Geist und die Maoris auf Neuseeland besitzen schöne Sagen, welche man bei anderen Völkern nicht findet, während andere Anschauungen mit denen anderer Völker übereinstimmen. Tylor in seinen „Anfängen der Cultur“ bemerkt: „Wenn ein Süd-

see-Insulaner hätte nach Delphi gehen und die convulsivischen Krämpfe der Pythia beobachten können, und wenn er ihre wilden, kreischenden Aeusserungen gehört hätte, er würde keine Erklärung für diesen Ritus bedurft haben, der in so vollständiger Uebereinstimmung mit seinen eigenen wilden Anschauungen stand." Wie die Edda erzählt, dass beim Weltenuntergang die Seelen der Menschen in zwei Bäumen erhalten bleiben, um in Gimil ein neues Menschengeschlecht fortzusetzen, so glauben die Dajaks auf Borneo, dass die menschliche Seele in Baumstämme eingeht, wo man sie feucht und blutähnlich wahrnehmen kann, ohne dass sie noch Persönlichkeit oder Empfindung besitzt. Diese Anschauung führte dann dazu, Götterbilder aus Holz zu machen (wie auch die ältesten ägyptischen und griechischen Götterbilder von Holz waren), und die Dajaks verfertigen rohe Figuren von nackten Männern und Frauen und stellen dieselben einander gegenüber am Wege zu den einzelnen Behausungen auf; ihr Kopf ist mit einem Rindenkopfputz geschmückt, an der Seite hängt der Betelnusskorb und in den Händen tragen sie einen kurzen hölzernen Speer; diese Figuren sollen jede von einem Geiste bewohnt sein, der feindliche Einflüsse von den Ländereien fern hält und auch ihren Uebergang auf die Dörfer verhüthet, und Böses trifft Denjenigen, der seine profane Hand gegen sie erhebt — heftiges Fieber und Krankheit sind die sicheren Folgen.

Es kann kein Zweifel sein, dass die Malayen ein Bruchstück jenes grossen Volkes sind, welches einst den ganzen Osten von Asien bewohnte, die auf dem Festlande gebliebenen Massen mögen unterdrückt worden sein oder sich mit den Eroberern vermischt haben, wie ja auch der westliche Theil der Malayen sehr gemischt ist; die Inselbewohner sind jener kriegerischere Theil, welcher über das Meer flüchtete.

Von noch grösserer Wichtigkeit für das Verständniss der indischen Cultur sind die Sitten und Gebräuche der dravidischen Völker, besonders der Todas. Marshall, der sie in einer vorzüglichen Arbeit schilderte, behauptet, nie ein Volk gefunden zu haben, welches so durchgängig den dolichocephalen Typus zeige, wie dieses. Unseren Lesern ist dieses Volk übrigens nicht neu, wir haben ihre nächsten Anverwandten in den ägyptischen Schweinehirten (Seite 207) kennen gelernt, und von diesen unterscheiden sich die Todas nur dadurch, dass sie Rinderhirten sind. Da dieses Volk in seiner Waldeinsamkeit auf den Nilagiri-Bergen seine ursprüngliche Lebensweise ziemlich unverändert

bewahrt hat, so ist das Studium seiner Sitten ebenso lehrreich als irgend ein ägyptischer Papyrus, der in einem mehrtausendjährigen Grabe an den Ufern des Nils aufgefunden wurde. Marshall fand in ihren Sitten viel Uebereinstimmendes mit den Kelten, den Ureinwohnern Britanniens, wir finden in denselben noch Näherliegendes, nämlich den Ursprung des Brahmanenthums.

Wer wäre nicht versucht, die beistehende Figur 180 für einen alten Germanen zu halten, wenn nicht ausdrücklich dabei stände, dass es ein Toda, ein Glied des dravidischen Volksstammes sei, der wegen seiner vom Sanskrit sehr verschiedenen Sprache von den Philologen nicht zur „indogermanischen Rasse" gerechnet wird. Man könnte ihn auch für einen Semiten halten, und Marshall veröffen licht Lichtabdrücke von Todas, bei denen man sich unwillkürlich daran erinnert, die gleiche Physiognomie auf irgend einem Bilde als heiligen Petrus gesehen zu haben. Ebenso könnte es ein alter Türke oder ein Kirghise sein: das Lockenhaar, der volle Bart und die Bedeckung des Körpers mit Haaren scheint den meisten Hirtenvölkern gemein zu sein, welche in gebirgigen Gegenden wohnten oder vorzugsweise von Kuhmilch lebten.

Fig. 180. Ein Toda.

Die Todas erinnern sich noch einer Zeit, wo der Anzug, den Figur 180 zeigt, ihr einziges Kleid war, nur eine ganze Familie besass einen Mantel gemeinsam, welchen Derjenige benützte, welcher die Hütte verliess, während die Anderen daheim bleiben mussten, da das einfache Lendentuch keinen Schutz gegen die Kälte des Gebirges bot. Heute sind die Todas so wohlhabend, dass jeder einen solchen Mantel besitzt, der noch mit einem bunten Saum eingewebt ist, auch tragen die Frauen (aber nur die verheiratheten), wie Figur 181 zeigt, Ringe um die Arme und Halsschmuck.

Die Nilagiri-Berge, auf denen die Todas wohnen, sind reich an Wild, aber der Toda jagt nicht, er bebaut auch nicht den Boden, er lebt ausschliesslich der Rindviehzucht und bezieht das Korn von den umwohnenden Badagas, deren Boden als den Todas gehörig betrachtet wird und für dessen Benützung sie den Todas einen Theil ihrer Feldfrüchte als Tribut liefern. Dieser Tribut wird von den einzelnen Mitgliedern der Familien eingesammelt, wobei es fast

zweifelhaft ist, ob derselbe in Form einer Schuldigkeit oder als Bettel erhoben wird. Was würden die Todas thun, wenn ihnen die Badagas den Tribut verweigerten? Sie haben keine anderen Waffen, als einen Stab zum Viehhüten, sie können sich den Tribut nicht erzwingen, sie können sich ihn nur erbetteln. In früherer Zeit mögen freilich die Todas kriegerischer gewesen sein, denn mit den Todten werden Bogen, Pfeil und Flöte verbrannt, welche er nie gebraucht hat, welche sogar erst zum Zwecke des Begräbnisses von den benachbarten Kotas eingehandelt werden.

Fig. 181. Eine Todahütte mit Bewohnern.

Der Reichthum der Todas besteht in den Büffeln, aber die Pflege und das Melken derselben liegt einem eigenen Viehhüter ob, der dieses Amt wie ein Priesterthum vollzieht und von dem Volke heilig gehalten wird. Er ist von einem eigenen Stamme, den Peikys, entnommen, muss ehelos leben, um seine ganze Sorgfalt dem Vieh zu widmen, und sich auf sein Amt vorbereiten, indem er sich von seiner Familie trennt, jeden Verkehr mit ihr abbricht, acht Tage und Nächte (genau der deutschen Sprache entsprechend) nackt im Walde zubringt (wahrscheinlich um sich gegen alle Strapazen der Kälte abgehärtet zu erweisen) und sich mit dem Safte des Tudbaumes

einreibt. Der Stamm Peiky nennt sich „Kinder Gottes", gerade so wie die Bibel die Bne-Elohim nennt; inmitten dieses Stammes leben als Hüter der heiligsten Kühe einige Einsiedler, die in eigenen Gehöften ein streng asketisches Leben führen. Sie heissen Palal (Milchmann) und haben einen Hirten zur Seite, sie beten die kurzen Gebete, mit denen die Todas die Sonne und den Mond begrüssen, nicht, denn sie sind selbst Gott und so heilig, dass Frauen nicht in ihre Nähe kommen, und auch Männer sie nicht berühren, sondern nur in geziemender Entfernung mit ihnen sprechen dürfen. Doch können sie ihre Stelle nach einer monatlichen Kündigung niederlegen und erhalten dann einen oder zwei Büffel.

Die Leitkühe der Heerde werden nicht aus der Heerde ausgewählt, sondern wenn eine verendet ist, wird eine andere aus dem heiligen Stamme der Peiky-Kühe genommen, deren Geschlechtsregister von den Palals geführt wird, gerade so wie bei der Pferdezucht ein Stammbaum edler Pferde besteht. Der neuen Leitkuh wird durch drei Tage die heilige Kuhglocke umgehängt, welche der Palal in seiner Hütte verwahrt, dann leitet sie die Heerde ohne die Kuhglocke. Die ganze Religion der Todas beruht auf der Sorge für die Kühe, die Kühe sind Götter, ihre Milch eine göttliche Flüssigkeit, selbst die Kuhglocke ist ein Gott. Vor dieser heiligen Kuhglocke werden Opfergaben, bestehend in Milch, auf die Erde gegossen und die Gebete verrichtet. Wir haben hier den Ursprung der heiligen Kuh der Inder und Aegypter, ja selbst der Name ihres höchsten Gottes: *Usuru Swāmi,* stimmt mit dem Namen Osiris überein, den der ägyptische Stiergott trägt, ebenso wie das Amenti oder die Unterwelt der Aegypter sich an das Amnor (die nächste Welt) anlehnt, wohin nach dem Glauben der Todas die Todten gehen, um dort wieder Heerden zu weiden. Auf die Frage, wo dieses Land sei, antwortet der Toda, ebenso wie es einst der Aegypter that, indem er auf die untergehende Sonne zeigt.

Da die Kühe den Todas heilig gelten, so ist es begreiflich, dass sie dieselben nicht tödten, aber sie verzehren auch die Ochsen nicht, sondern überlassen dieselben, sowie die todten Kühe, die Felle und Hörner, gegen ein Geringes den benachbarten Kotas, einem Stamme, der sich nur mit Industrie, namentlich mit Holz- und Metallarbeiten beschäftigt und auch Musik betreibt: sie sind sehr verachtet. Nur einmal des Jahres geniessen die Todas Fleisch, indem sie unter dem heiligen Tudbaume ein Kalb schlachten und an einem

eigens durch Reibung von Hölzern erzeugten heiligen Feuer braten. Warum dies geschieht, haben die Todas selbst vergessen, aber die ganze Ceremonie macht den Eindruck eines dem heiligen Baume dargebrachten Sühnopfers, welches die Sünden des Stammes auf sich nimmt und denselben vor Schaden bewahren soll, wie das Opferlamm der Juden. Wollte man noch weiter zurückgehen, so fände man wohl die Ersetzung des Menschenopfers, namentlich des Erstgebornen, durch das Thieropfer.

Die Todas glauben an unsichtbare Götter, welche auf gewissen Hügeln wohnen, an Geister *(bhūt)* und Hexen *(pilli)*; auch besitzen sie Tempel in Form von runden Zuckerhüten (verwandt mit den Pyramiden), in denen sie jedoch nichts als einzelne unscheinbare Gegenstände der Verehrung, Töpfe, Milcheimer und Quirl aufbewahren; kein Altar, kein Stein, selbst keine Kuhglocke oder Axt, wie solche in den Hütten der Palals als Heiligthümer aufbewahrt werden, ist hier zu finden. Der Innenraum ist ohne Licht. Diese Tempel sind (wie auch die Viehstände) mit Steinmauern umgeben und Niemand als der Palal darf hier eintreten; die Spitze des Thurmes ist mit einem quergelegten Steine bedeckt, um das Eindringen des Regens zu verhindern. Der Tempel heisst *boa* oder *boath.*

Fig. 182. Todatempel.

Das Volk der Todas zerfällt in mehrere Stämme, jeder Stamm hat seine Wiesen und Wälder, welche unter die verschiedenen Dörfer getheilt sind, jedes Dorf liegt inmitten seines Besitzthums, wie auf unseren Gebirgen noch gegenwärtig die Bauerngüter. Jedes Dorf besteht aus einer Familie, welche in einer bis drei Hütten wohnt und ihre eigene Heerde besitzt. Das Land kann nicht veräussert oder verkauft werden, die Heerden allein sind Eigenthum und auch nur der Männer. Die Milch wird unter die Einwohner nach ihrem Bedürfniss vertheilt, ebenso das Korn, welches von den Batagas gesammelt wird, die Frauen haben kein Besitzthum, sondern werden von ihren männlichen Verwandten erhalten. Hierauf stützt sich die Sitte der Polyandrie und des weiblichen Kindermordes. Da für die Frauen Kühe gegeben werden

müssten, so sucht man die Frau in der Verwandtschaft zu erhalten, denn dann entfällt das Geschenk, das ja in diesem Falle nur Verwandte unter sich geben würden. Die Frau, welche dem Manne in die Hütte folgt (nachdem sie früher einen Tag und eine Nacht zur Probe mit ihm verbracht hat), wird auch die Frau seiner jüngeren Brüder, und da dies nur nothwendig ist, wenn es an Frauen fehlt, so bestand die Sitte, dass nur ein oder zwei weibliche Kinder am Leben gelassen, die übrigen umgebracht wurden, wie bei den Malayen. Aus diesen Heirathen innerhalb des Stammes ergiebt sich auch die Reinheit des Blutes, zumal die Frauen häuslich und sittsam leben. Die Ehen finden ohne Ceremonien statt, ausser dass die junge Frau von ihrem Manne einen Halsschmuck erhält; die Mädchen heirathen mit 14—16 Jahren, sohin noch immer nicht so früh, wie bei anderen orientalischen Völkern.

Mit diesem Volke haben die Brahmanen, welche die ältesten Veden dichteten, um so sicherer gemeinsamen Ursprung, als der Inhalt der Veden fast nur vom Rindvieh handelt; selbst die Wolken sind ihnen nur Kühe, welche ihre Milch als Regen auf die durstende Erde fliessen lassen, und ihr Feind ist Vitra (Mitra? die Sonne im Zenit), welcher die Wolken in der Höhle verschliesst. Auch vom Kastenleben zeigen sich bei den Todas Spuren. Die Badagas, welche gegen eine Abgabe von Korn einen Theil des Bodens der Todas bebauen, entsprechen den Vaiśyas des Manu-Gesetzes, und die industriereichen, aber verachteten Kotas entsprechen den Sudras der Hindu. Es hat demnach schon in vorarischer Zeit eine Aristokratie der Hirten in Indien gegeben und die letztere dürfte auch schon eingewandert sein, denn das Vaterland der Büffel dürfte weniger Indien als vielmehr Tibet gewesen sein. Hierbei ist zu bemerken, dass das Volk der Todas nicht das cultivirteste, sondern eben das mindest cultivirte unter den dravidischen Völkern ist, und seine Sitten nur deshalb hier citirt wurden, um den Charakter dieser Hirtenvölker in seiner vollsten Reinheit zu schildern.

Ausser diesen braunen Völkern gab es in Indien und giebt es noch zum Theile schwarze Menschen, zu diesen gehören sogar manche Brahmanen. In der Vorzeit war schwarz jedenfalls nicht die Hautfarbe einzelner Personen, sondern die Hautfarbe eines eigenen Volkes, und wenn es gegenwärtig schwarze Brahmanen giebt, so dürfte dies nicht blos dem Einflusse der Sonne, sondern auch einer Völkervermischung zuzuschreiben sein, welche sich auch in der Aufnahme schwarzer Götter in den indischen Pantheon kundgiebt.

Es sind insbesondere zwei schwarze Götter, welche in Indien verehrt werden, nämlich Krišna (Fig. 17) und Wišnu (Fig. 22). Krišna ist der Wilde, der Schlangenbändiger, der Jäger, und er würde, wenn man unter Ariern weisse Menschen verstehen müsste, der entschiedenste Gegensatz derselben sein. Nun ist es aber Thatsache, dass das Schlangenbändigen mit Geschick von den Brahmanen betrieben wird, dass diese Arsenik essen, um sich vor den Folgen des Schlangenbisses zu sichern; weiters ist es Thatsache, dass unter den indischen Hilfsvölkern der persischen Könige sich schwarze indische Regimenter befanden, was darauf hindeutet, dass die Schwarzen einen hohen Rang in der indischen Gesellschaft einnahmen, denn Sklaven konnten nicht neben der adeligen Kriegerkaste im Heere dienen. Uebrigens sind es nicht nur die indischen Arier, welche den schwarzen Krišna verehren, noch jetzt findet man häufig schwarze Muttergottesbilder mit dem kleinen schwarzen Krišna (Fig. 38) von Christen verehrt, allerlei Legenden sind an diese Bilder geknüpft, um die schwarze Hautfarbe zu erklären, denn der christlich-germanische Stolz wird nicht zugeben, dass er einen Negergott verehrt. Andererseits haben die Legenden von Krišna mit denen von Jesus eine so auffallende Aehnlichkeit, dass die Meinung, Krišna sei ein Product des Christenthums, auftauchte und sich erhalten würde, wenn nicht die Thatsache vorläge, dass Krišna schon den Griechen als indischer Gott bekannt war.

Die Griechen identificirten ihn mit ihrem Herakles, der auch in der Wiege die Schlangen erwürgt hatte; dieser Herakles mit seinen zwölf Arbeiten ist aber die Sonne, welche die zwölf Thierkreiszeichen durchläuft. Da nicht anzunehmen ist, dass von Indien Auswanderungen nach dem westlichen Asien vorkamen, vielmehr immer Einwanderungen aus dem westlichen Asien erfolgten, so dürfte mit dem Auftreten des Krišna in Indien eine Einwanderung babylonischer Ureinwohner (der persischen Dämonen) stattgefunden haben und mit diesen auch der babylonische Thierkreis nach Indien gekommen sein. Diese Einwanderung fand wohl nicht gleichzeitig mit der Einwanderung der Stämme der Vedas statt, da Krišna gar nicht und Višnu noch nicht als höchster Gott in den Veden vorkommt, auch scheinen die Schwarzen dieser Art den südwestlichen Theil Indiens besetzt gehabt zu haben, somit erst spät mit den Ariern in Berührung gekommen zu sein.

Der andere schwarze Gott, Wišnu, ist, wie sein Bild zeigt, ebenfalls Schlangengott, aber insbesondere Gott des Wassers und daher identisch mit

den Dasa oder Dasyu, welche die Arier am Ganges antrafen. Diese werden als ein dunkelhäutiges, schwarzgefärbtes Volk mit stumpfer Nase und kleinen, eng geschlitzten Augen geschildert, sie hatten ihre hässlichen Gestalten mit lauter Gold und glänzendem Gestein beladen, ihre Priester waren Regenzauberer, das Volk betrieb Ackerbau und wohnte in befestigten Städten. Wenn man von einer khamitischen Rasse reden will, so können dies nur Ackerbauer sein, und ein solches khamitisches Volk waren die Dasa, d. h. „Fischer“, wie die Taṅkaleute in China. Obgleich die Dasa als „verwerflich“ und „unterwürfig“ bezeichnet werden, somit leicht zu Sudras erniedrigt werden konnten, haben die Hindu doch die Erinnerung an eine Vermischung mit ihnen erhalten. Sie erzählen nämlich, dass eine Tochter des Königs der Dasa, Satyavati (Sage), auf ihres Vaters Befehl Leute über den Fluss fahren musste (geradeso wie die weiblichen Bootführer in China). Hier traf sie der Riši (Weise) Paraśara (Perser?) und zeugte mit ihr einen Sohn. Diese Satyavati heisst auch Kali (die Schwarze), und spätere Ausleger haben diesen Namen, um eine Vermischung von Schwarzen und Weissen abzuleugnen, damit erklärt, der Paraśara habe einen dunklen Nebel um sie gezaubert, da sich Satyavati genirt habe, seine Umarmungen angesichts der Zuschauer am Ufer zu empfangen; aber im Wišnu-Bilde malen sie selbst die Verbindung von Schwarzen und Weissen, nur ist hier umgekehrt Wišnu schwarz und Lakšmi, seine Gemahlin, weiss. Aus dieser Verbindung entstand Brahma, d. h. die Brahmanen, wie aus der Verbindung des Paraśara und der Satyavati Vyasa, der Anordner der Vedas und der Verfasser des Mahabharata. Für dessen Geburt gewährte der heilige Mann (Paraśara) der Satyavati den lieblichsten Wohlgeruch statt des ihr seit ihrer Geburt anklebenden Fischgeruchs, was sich sowohl auf die entstehende Verehrung der Lotosblume, wie auf die Aufnahme der Fischer in die Gemeinschaft der Arier als Kaste der Vaiśyas deuten lässt. Bevor wir auf die dadurch geschaffenen neuen Verhältnisse eingehen, wollen wir die Arier vor ihrem Eintritt in das Gangathal betrachten.

Die Söhne des Manu (jedenfalls identisch mit den chinesischen Min, den Turkmenen, Germanen u. s. w.) waren nicht blos Kuhhirten, wie die Todas, sie hatten auch Schaf- und Ziegenherden, Pferde als Zugthiere, den Hund als Wächter und Gänse als Hausthiere, sie trieben nicht nur Viehzucht, sondern auch Ackerbau, Jagd und Fischfang, sie hatten Wagen mit Rossen und Rindern, bauten Flösse und Ruderschiffe, sie lebten wie die freien Bauern

der Germanen unter kleinen Königen. Ihre Kleidung bestand aus Wolle und Leder, sie kannten den Webstuhl mit dem aufgespannten Aufzug und dem Weberschiff, sowie die Nadel, die Scheere und ein zweiarmiges Messer. Die Kleider waren bunt gefärbt, ein Lendenschurz umhüllte das Geschlecht, ein Mantel darüber den Körper (wie bei den Todas). Spangen wurden an den Schultern und Füssen, Goldgeschmeide oder Brustschilde, Reife und Ringe an Knöcheln und Handgelenken, goldene Ohrgehänge und Halsketten von Perlen und Edelsteinen getragen. (Dies scheint jedoch erst später der Fall gewesen zu sein, denn es wird ja die Ueberladung mit Putz an den Dasa hervorgehoben, und wie Tacitus von den Deutschen behauptet, dass sie Gold und Silber nicht geachtet hätten, so heisst es auch Jesaias XIII, 17, 18 von den Medern, dass sie nicht Silber suchen oder nach Gold fragen, sondern die Jünglinge mit Bogen erschiessen und sich der Frucht des Leibes nicht erbarmen, noch das Kind schonen. Das sind skythische Sitten und die Verachtung des Goldes hängt mit der Lehre der Edda zusammen: „da wurde Mord zuerst in der Welt, als sie mit Geren die Goldstufe stiessen“; eine gleiche Verachtung des Goldes herrschte bei den Spartanern und bei den alten Römern, wo Marius Curius, welcher drei Triumphe gefeiert hatte, in seinem kleinen Häuschen mit eigener Hand Rüben kochend, die Gesandten der Samniter, welche ihm viel Gold boten, mit den Worten abwies: „Der bedarf keines Goldes, dem ein solches Mal genügt, für mich ist es doch gewiss ehrenvoller, Diejenigen zu besiegen, die Gold haben, als selbst Gold zu haben.“)

Ihre Häuser trugen schräge Dächer, auf starken Holzpfosten ruhend, die Wände und das Dach waren mit Röhricht, Stroh, Mattengeflecht, zuweilen wohl auch aus Schindeln hergestellt. Zur Seite und hinter dem Hause lagen Ställe und Scheuern. An der Vorderseite, welche frei blieb, war der Eingang, offen oder mit einer durch Riemen verschliessbaren Thüre versehen. Gegenüber dem Eingange, also wohl in der Mitte des Hauptraumes, an oder neben einem Strebepfeiler waren dem liebsten Gaste und Hausfreunde, dem Gotte Agni, seine Sitze bereitet. Rings um das Herdfeuer waren Bänke oder Polsterlager für die Familien-Angehörigen und die Gäste angebracht. Bänke, Schemel auf Fussgestellen, Polsterkissen werden in Liedern erwähnt. Solche dienten dann auch wohl einem Theile der Familie des Nachts als Lagerstätte; übrigens schlief man auch auf Thierhäuten, die am Morgen zusammengerollt wurden,

und nur bei Frauen werden weiche Lager, Sänften und Betten erwähnt. Die Krippen und Tröge in den Ställen, die Kufen und Kübel in den Speiseräumen, die Eimer, Schüsseln, Löffel, Becher u. dgl. waren von Holz. Letztere, namentlich Trinkschalen und Becher, waren mitunter schön geschnitzt (eine alte Kunst, nach der Sage den Ariern von den Elfen, *Ribhu,* gelehrt, die sich ohne Zweifel wie an den Waffen und Streitwagen der Krieger, so wohl auch schon an den Pfosten und Pfeilern der besseren Wohnhäuser bethätigte). Uebrigens hat es wohl schon auch irdene Gefässe gegeben; einen ehernen Kessel rühmen sich Sänger, als etwas Kostbares, empfangen zu haben. Eisern waren die Radschienen am Wagen, die Axt des Zimmermanns, das Schlachtmesser des Schlächters, das Streitbeil und die Lanzenspitze des Kriegers, die in früheren Zeiten aus hartem Holz *(svadhiti)* oder Stein gewesen.

Nach dem Liede sind die Frühaufstehenden die heil- und wunderbringenden Aśvin (sie erinnern an das deutsche Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im Munde“), welche zuerst den Ackerbau einführten; sie säeten mit dem Pfluge Gerste an, spendeten (melkten, wie Milch aus dem Euter der Kuh) Labsal den Manus-Söhnen, da sie mit dem Kriegshorn den Dasyu hinwegbliesen und weiten Glanz den Aryas verliehen. Diese Aśvin oder Rosselenker weisen auf die Pferdebändiger als Erfinder des Pfluges hin. Die weckende Ušas (Morgenröthe) sah die Menschen zu verschiedenem Lebenswerke eilen; den Zimmermann in den Wald und an die Schnitzbank, den Schlächter, wie er die Kuh vom Felle trennt und die Haut in der Sonne ausbreitet, den Becherformer an seine Mulde, den Schmied an die Esse eilen, wo er das Eisen schweisst und das Gold hämmert, der Jäger geht auf die Jagd, den Hund zur Seite, „der in's Ohr beisst“, Löwen, Wölfe und Bären fing man im Hinterhalt, wilde Büffel, Antilopen und Gazellen schoss man mit Pfeilen, mit Lockrufen wurde das scheue Reh in's Netz gelockt, des „wälderverzehrenden“ Elephanten wird selten erwähnt.

Die Nahrung bestand meist aus Milch und Getreide, vornehmlich Gerste, dann auch Weizen, Bohnen und einer Art Linsen, ausserdem Obst und Kräutern. Fleisch war eine seltene Kost. Die Milch wurde sauer genossen und aus ihr Butter bereitet, die am Feuer zerlassene Schmelzbutter war die Lieblingsspeise der Götter und Menschen. Aus Milch und eingerührtem, auch zuvor geröstetem Gerstenmehl wurde Brei gekocht. Das berauschende Somagetränk wurde am meisten verehrt; wie Odhin im Meth, berauschte sich der

indische Gott Indra in Somasafte und zog berauscht in die Schlacht, wie sehr wahrscheinlich auch die Krieger. Eine Eigenthümlichkeit der indischen Arier war die Vorliebe für das Würfelspiel, welches in Indien, sowie im alten Germanien den Wohlstand der Familien ruinirte und freie Krieger zu Knechten machte.

Das Haar der Männer wurde in einen Schopf gebunden, Indra wickelt um sich die Welt wie (um's Haupt) sein Lockenhaar, es trägt der Getreue gleichwie einen Haarschopf den Himmel. Junge Mädchen trugen das Haar in flatternden Locken, Frauen geschlichtet, die Weiberflechte angelegt und darüber ein Kopftuch oder eine Art Haube.

Die Braut wurde durch Freunde geworben. Am Hochzeitstage begab sich der Bräutigam im Freiersschmucke, geleitet von seinen Angehörigen, Eltern, Verwandten und Freunden, auch den Werbern, welche nun als Brautführer kranzgeschmückt mit ihm zogen, zum Vaterhause der Verlobten, wo die ganze Sippschaft der Braut, ihre Freundinnen und Gespielinnen alle im vollen Festanzuge seiner harrten. Kühe oder Rinder waren zum Festschmaus geschlachtet worden, das Haus mit Blumen und Reisern geziert, die Braut im Hochzeitsschmucke, das Diadem auf dem Haupte, den Schleier um's Gesicht. Vor dem Herdfeuer fand die Vermählung statt. Der Familienvater oder dessen Stellvertreter nahm die rechte Hand der Braut und legte sie mit einer entsprechenden Anrede in die dargebotene Hand des Bräutigams, der sie erfasst und festhält: „Ich ergreife deine Hand zum Heil, auf dass mit mir als Gatten das Alter du erreichst, Bhaga, Aryaman, Savitar, Purandhi, die Götter gaben dich mir zur Führung des Hausstandes.“ Hand in Hand führte der Bräutigam die Braut um das Hausfeuer, nachdem er sie in sieben Schritten zu einem neugelegten Stein geleitet und denselben mit ihrer Fussspitze hat betreten lassen. Mit dem dreimaligen Herumführen um den häuslichen Agni ist die feierliche Handlung, die unauflösliche Eheverbindung, geschlossen, und unter Glückwünschen der Theilnehmer beginnt die Festfreude, Schmaus, Spiel und Tanz des Hochzeitstages. Auf glänzend geschmücktem Wagen mit Korb und Verdeck, mit hohem Polstersitze, nach herkömmlicher Weise mit zwei (weissen) Zugstieren bespannt, wird die Frau nach dem Hause des Gatten geführt. Hier schallen ihr Glücksrufe entgegen, der junge Gatte hebt sein Weib vom Wagen und beide beschreiten feierlich Hand in Hand die Schwelle des Hauses, bei dessen Betreten der jungen Gattin dann sogleich

und förmlich die Herrschaft der Hausfrau übergeben wird. Sie zünden die Hochzeitsfackel an, opfern dem neu eingesetzten Hausfreunde Agni, umschreiten das heilige Hausfeuer wieder mit frommem Spruche und geniessen miteinander die erste Mahlzeit in ihrem Heimsitze. — Das Kind wird gesäugt, bis es geht und Zähne hat, und dies, sowie das Anlegen eines Kleides sind Ereignisse, welche mit Opferspenden festlich begangen werden. Die Väter traten, wenn sie Greise geworden waren, den Haushalt an den ältesten Sohn ab. Das Weib wurde mit dem Gatten noch nicht verbrannt, vielmehr heisst es:

> Erhebe dich, o Weib! zur Welt des Lebens,
> Sein Hauch entfloh, bei dem du liegest, komm!
> Der deine Hand einst fasste, um dich freite,
> Des Gatten Ehe hast du nun vollendet, —

ja sie konnte, wie die Levirathsehe beweist, sich wieder verheirathen, wenn die Ehe kinderlos geblieben war.

Diese Dr. Lefmann's „Geschichte des alten Indiens“ entnommene Schilderung zeigt eine auffallende Verwandtschaft der Sitten der indischen Arier mit denen unserer europäischen Bauern, sie enthüllt aber auch den grossen Wechsel, der in dem Leben der arischen Inder eingetreten ist und mit ihrem Einzug in das Gangathal seinen Anfang nahm.

Von einer Priesterkaste zeigt sich in den Veden zwar keine Spur, aber gleichwohl hatten die Arier Priester, da der Zauber und die Feststellung der Opferfeste dies voraussetzte. Sie hiessen Purohita, d. h. Vorsteher der Opfer, und scheinen fürstlichen Geblütes gewesen zu sein. Doch bildeten die Priester keine Collegien, und deshalb vermisst man in den Veden ein bestimmtes theologisches System, es heisst sogar ausdrücklich: „Nicht ist ein Kleiner unter euch, o Götter! noch ein junges Kind, ihr Alle seid an Grösse gleich.“ Die Arier in Pendžab scheinen in kleine Stämme und Königreiche zersplittert gewesen zu sein, von denen manche besondere Gottheiten verehrten, die aber alle in gleicher Weise angerufen wurden, so dass den Stämmen selbst klar war, der Gott des Nachbarstammes sei kein anderer als der eigene, er führe nur einen anderen Namen. So ist Dyaus „der Himmel“ identisch mit Viśvakarman, dem „Allwirker“, mit Varuna, dem „verhüllenden Wolkenfürsten“, Indra (der aber vorzugsweise Kriegsgott war), Bhaga, dem „Schutzherrn“, Varuna, dem grossen Geiste, Mitra, dem persischen Sonnengotte, wie andererseits Prithivi „die weite Erde“, Aditi „die Unendlichkeit“. Auch mögen einige

Götter nebeneinander bestanden haben, wie die Trilogie Indra, Varuna, Agni, der Dualismus von Mitra „Tag“ und Varuna „Nacht“ u. s. w. beweist. Agni wird auf einem Widder dargestellt, er war also der Gott der Schafhirten (lateinisch *agnus*, verwandt mit *ignis* „Feuer“, wie *Phryxos*, der Urheber des goldenen Vliesses, verwandt mit *phryktos* „Feuerbrand, Fackel“ ist).

Die merkwürdigste Gottheit ist Vak „die Sprache“, mit deren Verehrung wohl auch die kunstreiche Pflege zusammenhängt, welche die Sprache bei den indischen Ariern gefunden hat und deren Frucht das in Indien entstandene Sanskrit ist. Der Reichthum dieser Sprache lässt sich nur aus der Zersplitterung der Stämme erklären; zugleich musste eine Vorliebe für Schönrednerei vorhanden sein, welche sich auch in den Veda-Liedern offenbart. Diejenigen, welche neue Gebete oder Lieder machten, wurden bewundert, es waren, wie in Europa, Barden, zugleich auch die Zauberer, deren Lehren im Atharvaveda niedergelegt sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese, wie die nordamerikanischen Medizinmänner, ihre heilkräftigen Sprüche und Götteranrufungen an die Laien verkauften, welche dieselben begierig auswendig lernten, wenigstens erklären sich daraus die ermüdenden Wiederholungen, welche die Vedas so ungeniessbar machen. Gesammelt wurden dieselben erst in späterer Zeit, als die alte Religion ihre praktische Wirksamkeit schon verloren hatte, und man nennt zwei Sammler, von denen der eine um 460, der andere um 410 vor Christo lebte. Die geistige Ideenverwandtschaft, welche man zwischen dem Rigveda und den Anschauungen der Todas findet, lässt vermuthen, dass die Barden der Veden heilige Männer wie die Palals der Todas waren, welche zurückgezogen bei ihren heiligen Kühen lebten und nur ihre Künste spielen liessen, wenn sie gerufen wurden, einen Zauber zu brechen, Krankheiten zu heilen u. dgl.

Manche indische Gottheiten stammen aus Babylon, so insbesondere Viśvakarman, der „Allwirker“, der mit Gesicht und Händen nach allen Seiten gerichtet gedacht wurde. Auf ihn mag sich der babylonische Hymnus an einen Gott beziehen, dessen Namen man nicht weiss und dem folgende Worte in den Mund gelegt werden:

In meiner rechten Hand halte ich den Feuerdiscus.
In meiner linken Hand halte ich den zerfleischenden Discus.
Die Sonne mit fünfzig Gesichtern, die erhobene Waffe meiner Gottheit, ich
halte sie.

Den Tapferen, der die Berge zermalmt, die Sonne, von der sich die Erde nicht abwendet, ich halte sie.
Die gewaltige Waffe, die gleich einem Windwirbel im Kreise die Leichen und Kämpfenden hinstreckt, ich halte sie.
Der die Berge zerschmettert, die alte Waffe des Anu, ich halte sie.
Den, der die Berge krümmt, den Fisch mit sieben Flossen, ich halte ihn.
Die flammende Klinge der Schlacht, die das aufrührerische Land verheert, ich halte sie.
Das gewaltige Schwert, das die Reihen der Tapferen niederschmettert, das Schwert meiner Gottheit, ich halte es.
Jene, deren Angriffen der Berg nicht entgeht, die Hand der tapferen Männer der Schlacht, ich halte sie.
Die Freude der Helden, die Lanze, welche Kraft verleiht in der Schlacht, ich halte sie.
Die Schlinge, welche umschnürt die Menschen und den Bogen des Blitzstrahls, ich halte sie.
Die Keule, welche zermalmt die Wohnsitze des aufrührerischen Landes und das Schild der Schlacht, ich halte sie.
Den Blitzstrahl der Schlacht, die Waffe mit fünfzig Köpfen, ich halte sie.
Gleich der mächtigen siebenköpfigen Schlange, die Köpfe bewegt, den . . . . mit sieben Köpfen, ich halte ihn,
Gleich der Schlange, die die Fluthen des Meeres peitscht, indem sie angreift den Feind von vorne,
Verwüsterin im Getümmel der Schlachten, indem sie ihre Macht über Himmel und Erde ausbreitet, die Waffen mit sieben Köpfen, ich halte sie.
Welcher seinen Glanz gleich dem des Tages sprühen macht, den funkelnden Gott des Ostens, ich halte ihn etc. etc.

Dieser babylonische Gott dürfte Adar-Samdan, „der Held der göttlichen Kämpfe, der die Feinde besiegt, der schreckliche“ gewesen sein, Adar ist im Hebräischen als אדר *eder* „weiter Mantel, Herrlichkeit“ (das krystallene Himmelsgewölbe), als Adar der zwölfte Monat (vom Neumond des Märzen an), er ist ohne Zweifel Indra der Inder, von dem es in den Veden heisst: „Er, der die schwankende Erde fest machte, der die entflammten Berge beruhigte, der das weite Firmament ausspannte, der den Himmel wölbte, er, Menschen, ist Indra. Er, ohne den Menschen nicht siegen, den sie um Beistand anrufen.

wenn sie im Kampfe sind, der zerschmettert, die ihm widerstreben, und den Uebermüthigen keinen Erfolg verleihet, er, Menschen, ist Indra" etc. Ferner: „Wo die Feinde sich sammelten, sind sie erschlagen, vernichtet schlafen sie in der tiefen Grube, Verzehrer der Feinde, zermalme sie mit deinem weitschreitenden Fusse, deinem gewaltigen, weitschreitenden Fusse." Die Art, wie Indra in indischen Bildern dargestellt wird, lässt zwar wenig von diesen Ideen erkennen, aber sie ist eine jüngere, wie der Elephant beweist, auf dem man ihn reiten lässt, denn den Elephanten lernten die Arier erst spät kennen, wie dessen seltenes Vorkommen in den Veden beweist; auch widerspricht eine Stelle im Veda, wo es heisst: „Du, Indra, bist König, die Götter sind deine Unterthanen" der anderen mit der alten Clanverfassung der Arier mehr in Einklang stehenden Stelle, wonach alle Götter an Rang einander gleich sind; dagegen dürfte das tibetanische Götterbild des Yamandaga oder „Ziegengesichts" (Fig. 183), das unmöglich von den Buddhisten entlehnt sein kann, der ältere Indra sein, denn wir sehen hier die weitausschreitenden Füsse, welche die Menschen zertreten, und wir finden hier seine vielen Arme, mit allerlei Waffen und Marterwerkzeugen in den Händen. In der späteren brahmanischen Lehre ist dieser Todesgott theils zu Yama, dem Höllenrichter, theils zum Mahadeva oder Śiwa geworden, mit welchem Yaman-daga auch den lieblichen Frauenkopf im Haupte gemein hat. Dieser ältere Indra steht zur Lehre der Brahmanen in schroffem Gegensatze, der noch in einer Stelle des Mahabharata hervortritt, wo es heisst: „Indra verleihet Denen, die in der Schlacht gefallen sind, die Welten, in denen alle Wünsche gewährt werden, sie sind seine Gäste; weder durch Opfer, noch durch Geschenke an Brahmanen, noch durch Busse und Wissenschaft erreichen die Sterblichen in solcher Weise den Himmel, wie die in der Schlacht gefallenen Helden"; es ist dieselbe Idee, welche in der Odhins-Religion hervortritt, es ist die Religion der Ritter. Das Vorkommen der Pferde, sowie das Pferdeopfer in den Veden weist auf skythischen Einfluss hin, und da das Pferd

Fig. 183. Yaman-daga.

als Genosse des Menschen so ziemlich um dieselbe Zeit von Aegypten bis China auftritt, nämlich zur Zeit des Hyksos-Einfalles und der dritten chinesischen Dynastie, so lässt sich auch die Zeit bestimmen, wann der Einfall der Arier in Indien erfolgte, nämlich zu Beginn des zweiten Jahrtausends vor Christo. Die Philologen sind aus anderen Gründen zu derselben Ansicht gekommen.

Wären die Veden nicht die heiligen Bücher der jetzigen Brahmanen, welche die Götter Brahma, Wišnu und Śiva als höchste Gottheiten verehren, so wäre nicht anzunehmen, dass die Arier, deren Sitten und Gebräuche uns im Veda entgegentreten, und die heutigen Brahmanen ein und dasselbe Volk seien, denn die Verwandten der Arier, z. B. die Perser, sind weiss, Wišnu schwarz; die Arier sind bärtig und in den Veden wird die Behaarung gewisser Körpertheile gefeiert, die Götter Wišnu und Śiva sind unbärtig, nur Brahma wird als bärtig dargestellt; die Häuser der Arier sind von Holz, Tempel werden nicht erwähnt, eine Priesterkaste war nicht vorhanden, die heutigen Brahmanen sind eine Priesterkaste, welche die Gottesverehrung als ihr Privilegium betrachtet und ihre Götter in prächtigen steinernen Tempeln anbetet. Die Arier liebten den Rausch, die Brahmanen übten (wenigstens öffentlich) Mässigkeit und Entsagung. Es giebt wohl Brahmanen, welche keine Priester sind, aber alle Priester sind Brahmanen. Sind somit die Veden das einzige Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart, so haben die Ueberlieferer derselben eine Charakter- und Religionsveränderung angenommen, welche ihnen ermöglichte, die spätere imponirende Stellung einzunehmen. Von einer natürlichen Entwicklung, wobei grösseres Wissen grössere Macht verliehen habe, kann keine Rede sein; alte Sitten sind schwer zu beseitigen, und die Krieger, welche, wie oben erwähnt, ihre Kriegsthaten für höher erachteten, als alle Gebete der Priester, hätten sich nie dazu herbeigelassen, den Priestern einen höheren Rang einzuräumen; erst durch die Unterdrückung der Kriegerkaste, von welcher indische Traditionen berichten, konnten sich die Priester zur höchsten Kaste erheben. In einer alten Schrift wird nämlich geklagt: „Nach Vertilgung der Kšatriya (Krieger) entstand eine grosse Veränderung in der Welt, sie schützten die Gesetze, jetzt wurden die Schwachen von den Mächtigen bedrängt, Niemand war seines Eigenthums sicher, Śudras und Vaiśyas (Ackerbauer) bemächtigten sich der Frauen der vornehmsten Brahmanen, die Erde, von Uebelthätern bedrängt, drohte sich in die Tiefe zu versenken, da

gewährte ihr Kaśyagu (der Lichtgott) den Wunsch, dass Kšatriya wieder Könige werden und sie beschützen sollten.“ Im Mahabharata wird erzählt, dass Rama Paraśu (Rama mit dem Beil) in langen Zwischenräumen einundzwanzigmal die ganze sich immer wieder auflehnende Kriegerkaste erschlagen und nur einige Kšatriya gerettet wurden, da ihr Dasein durch die Weltordnung verlangt wird.

Die Ereignisse dürften sich ungefähr in folgender Weise entwickelt haben: Die Einfachheit der Sitten, welche uns in den Veden entgegentritt, konnte nur so lange bestehen, als das Volk auf dem Gebirge wohnte und auf magerem Boden mit Fleisse sich sein Brot erwarb. In den Flussebenen am unteren Indus und Ganges, namentlich am letzteren, lebten Ackerbauer, welche auf einem ertragreichen Boden und unterstützt durch den Handelsverkehr zu Land und zur See, sich einen grossen Reichthum erworben hatten; sie wurden später von den arischen Gebirgsvölkern unterjocht, aber um die Beute entspann sich ein Streit. Die Krieger setzten die Urbewohner zu Pächtern des Landes ein, welches das Kriegsglück ihnen zu eigen gegeben hatte, sie gaben hierauf ihre frühere Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht auf, lebten von den Steuern der Ackerbauer, huldigten dem Müssiggange und der Schwelgerei und erlaubten sich jeden Uebermuth. Ihre Zauberer und Sänger occupirten die Heiligthümer der früheren Götter und traten an die Stelle der Priesterkaste, welche schon früher in diesen Ländern bestanden hatte, verehrten auch deren Götter und lebten gleichfalls herrlich und in Freuden von den reichen Opfern, welche sie für ihre Götter forderten. Je mehr sie von einem Volke verehrt wurden, welches von jeher gewohnt war, in seinen Priestern überirdische Wesen zu erblicken, desto stolzer erhoben sie ihr Haupt und verlangten auch von den Kriegern die gleiche Verehrung, welche ihnen diese aber weigerten. So entstand ein Streit zwischen Staat und Kirche, in welchem die Priester die Unzufriedenheit, die der Uebermuth der Krieger bei den Ackerbauern erregt hatte, benützten, um das Volk gegen die Kriegerkaste aufzuhetzen, indem sie deren Gottlosigkeit für alles zufällig eingetretene Uebel verantwortlich machten, und es ergab sich als nothwendige Folge, dass die Menge des Volkes sich empörte, und unterstützt durch geschickte Leitung der Priester über den Adel den Sieg errang. Beinahe wäre dies den Brahmanen übel bekommen, da die Revolution sich schliesslich gegen ihre eigenen Prärogative zu kehren drohte, und so suchten sie durch Begünstigung

einzelner Familien neue Fürstenthümer zu gründen und schufen das Gesetzbuch des Manu, welches die Ständeordnung regelte. Von dem früheren Kriegergeschlechte waren nur wenige übrig geblieben; die Brahmanen errichteten Leibgarden für die Könige, welche die früheren Kšatriya-Geschlechter ersetzten, den Königen, welche zum grössten Theile von ihnen selbst auf die Throne gesetzt waren, nöthigten sie die weitgehendsten Privilegien ab; indem sie den Despotismus in jeder Weise begünstigten, unterdrückten sie auch die Ackerbauer und führten so den Zustand herbei, wie er noch jetzt vorhanden ist, wonach das Volk der Hindu nur mehr aus Brahmanen, Śudras und Parias besteht.

Das ist zwar nur Hypothese, aber es liegen ihr beachtenswerthe Facta zugrunde. Erstens der positive Ausspruch des Königs Aśoka, dass sein Volk, die Magadha, eine Religion besass, welche Vorschriften wichtiger Weisheit, Gesänge der Einsiedler, Sutras der Einsiedler und Gebräuche der Asketen enthielt, Lehren, welche die Unterdrückung der Aryas überdauert hätten. Zweitens lassen die Brahmanen den Vyasa, den Ordner der Vedas und Verfasser des Mahabharata aus der Verbindung der Dasyu-Tochter mit dem Paraśara, d. h. der Einwohner von Magadha mit den Ariern entstehen; demnach und da keine epischen Anklänge in den Veden vorkommen, stammt das indische Epos von den Magadhiern. Drittens hatte das Volk der Vedas keine Tempel, wie es scheint, auch keine Götterbilder. Die ältesten indischen Tempel sind die des Wišnu und sie finden sich, namentlich die Felsentempel, auf dem Boden der dravidischen Völker; diese Tempel ähneln den buddhistischen Felsentempeln, wie denn Buddha nichts Anderes als eine Form des Wišnu ist. Wie ferner Vyasa der Sohn der Satyavati und des Paraśara ist, so ist im Wišnu-Bilde Brahma die Frucht der Vereinigung des Wišnu mit der Lakšmi, der Göttin der Schönheit, nur ist hier Lakšmi die Weisse und Wišnu der Schwarze. Die vedischen Indier konnten den Brahma um so eher mit ihren unkörperlichen Göttern identificiren, als jener keine Tempel besass. Alles was die Religion der Hindu an Götterbildern und Mythen aufzuweisen hat, ist daher nicht Eigenthum der Arier, sondern der Magadhier und der Dravidas, und aus der Verschmelzung der Veden mit diesen Sagen und Bildern entstand die Brahma-Religion.

Auf diesem Standpunkte gewinnen die Avataras oder Fleischwerdungen des Wišnu eine besondere Bedeutung, sie zeigen uns eine Reihe indischer Götter und die damit verbundenen Culturformen. Die erste Fleischwerdung als

Fischmensch ist bereits auf Seite 62 (Fig. 45) abgebildet worden. Dieser Fischmensch ist der Dagon der Philister, die Astaroth oder Astarte der Phönikier, die Istar und der Oannes der Babylonier, die Aphrodite der Griechen, die von den Fischervölkern verehrte Sonne, sie war ohne Zweifel die Hauptgottheit der Dasyu und schliesst sich an Wišnu an, wie der Fisch an das Schiff, und wie der Oannes der Babylonier dem Wišnu entspricht, so zeigt auch das Gangesthal dieselbe Cultur und Canalisirung wie Babylon.

Die zweite Fleischwerdung geschah als Schildkröte. Wir finden die heilige Schildkröte jetzt nur mehr bei den Mongolen, wo sie die Himmelsrichtungen personificirt. Auf ein Hirtenvolk weist wohl der Umstand hin, dass die indische Legende mit dieser Schildkröte die Erfindung des Butterns verbindet, indessen dürfte die ursprüngliche Bedeutung mehr der Amphibie gelten, die im Wasser, wie auf dem Lande lebt, welches Amphibienleben viele Völker der Vorzeit führten. In ethnographischer Beziehung war dies die Zeit, wo in Dänemark aus den Abfällen der Mahlzeit die grossen Muscheldämme entstanden. So finden wir auch die Schnecke auf dem Bilde der Parwati an bevorzugter Stelle, und eine Seemuschel in der Hand des Fisch-Wišnu, die Muschel der griechischen Tritonen. Wenn die Inder sich die Welt als auf einer Schildkröte ruhend dachten, so war diese Schildkröte identisch mit dem gefesselten Loki der Edda, durch dessen Bewegungen Erdbeben entstehen, und Loki ist um so identischer mit Wišnu, als er sich in einen Lachs verwandelte.

Fig. 184. Ganeśa.
Faulmann, Culturgeschichte.

Die dritte Fleischwerdung geschah als Eber. Wir haben Seite 67 die Verherrlichung des Schweines mit der Einführung des Feldbaues in Verbindung gebracht, und in der That finden wir in der Nähe des Ganges ein ackerbauendes Volk, die Paharia oder Maler, d. h. Bergbewohner, deren nördlichster Theil nur Schweine züchtet, während sich der südliche auch mit Rinderzucht beschäftigt, die Gottheit der Schweinezüchter

heisst Budo Gosai (wahrscheinlich von *Buddha gōsrāmi* „heiliger Lehrer Buddha“), der als Buddha identisch mit Wišnu ist. Im südlichen heissen Indien ist das Schweinefleisch ungesund und daher scheint hier ein Ureinwohner an die Stelle des hyperboräischen Schweines getreten zu sein, nämlich der Elephant, als Gott Ganeśa (Fig. 184), als Gott der Künste und Erfindungen, wie es bei seiner Klugheit und Geschicklichkeit nur natürlich ist. Mit dem Schweinegott stimmt der Elephantengott durch den Schmeerbauch und den Rüssel überein, und an die geile Natur des Schweines erinnert die Abbildung des den Lingam anbetenden Elephanten (Fig. 191). Obgleich die Paharia als keusch geschildert werden, so gilt es bei ihnen doch nicht als anstössig, dass eine Witwe, die sich nicht wieder verheirathen darf, mit einem Manne als Concubine lebt. Charakteristisch ist auf manchen Ganeśabildern die alterthümliche Form der Streitaxt, welche an die Waffe der uncultivirtesten Stämme erinnert. Auf unserem Bilde sitzt der Elephant auf einem Büffel, was den Uebergang von der Schweinezucht zur Rindviehzucht andeutet, und über seinem Haupte steht das Wort ओं õ, der heilige Ausruf der Inder, der von dem Elephantengebrüll herkommen mag. In einigen Bildern ist Wišnu statt des Ebers als Bär dargestellt, was ebenfalls auf nordischen Ursprung hinweist.

Fig. 185. Wišnu als Mannlöwe.

Die vierte Fleischwerdung Wišnu's ist die als Mannlöwe (Fig. 185). Darüber erzählen die Inder, ein Riese habe sich durch Bussübungen Unverwundbarkeit gesichert. Wišnu wusste dies, und da er ihm weder als Gott, noch als Mensch, noch als Thier, noch im Himmel oder auf Erden beikommen konnte, verwandelte er sich in einen Mannlöwen. Als nun einst der Riese seinen eigenen Sohn umbringen wollte, weil dieser behauptet hatte, dass Wišnu allgegenwärtig sei und der Vater rief: „auch in dieser Granitsäule dort?“ auf diese zusprang und sie mit seinem Granitbeile spaltete, sprang Wišnu aus den Trümmern heraus und zerfleischte den Riesen auf dem Sockel der Säule. Wir haben hier die nordische Mythe vom betrogenen Teufel, aber auch die geborstene Säule kommt in der Edda

vor, wo Thorr den Eisenkeil durch die Säule wirft und den dahinterstehenden Riesen durchbohrt. Dieser Mannlöwe ist babylonischen Ursprungs, er kommt auch bei den Persern vor als Löwe, der den Stier zerreisst (doch lässt das Bild auch eine symbolische Kreuzung der Jäger und Hirten zu); wir finden Aehnliches in Figur 20, wo Durga auf dem Gepard (der noch gegenwärtig in Indien zur Jagd abgerichtet wird, wie nach der eranischen Sage Tahmurath den Panther zur Jagd abrichtete) den Mahišasura, den Rinderhirten (vgl. die Todas) verfolgt. Waren diese Jagdvölker, wie die Hekšasu in Aegypten, Tempelfeinde, so liesse die zerborstene Säule eine historische Deutung zu, das Zerfleischen der Menschen aber deutet auf die Menschenfresserei der Malayen, sowie die Rettung des Riesensohnes auf die Abschaffung der Menschenopfer in der Abrahams-Sage. Es ist oben (S. 323) darauf hingewiesen worden, dass bei den Todas das jährliche Schlachten eines Kalbes auf abgeschaffte Menschenopfer hindeutet. Als Seitenstück zu Figur 20 möge Figur 186 betrachtet werden, wo aus dem Rumpfe der Kuh ein affenartiger Wilder mit Schwert und Schild aufsteigt, d. h. nachdem ein nordisches Jägervolk die Rinderhirten besiegt hatte, erhoben sich die durch diese gebändigten Urbewohner und wurden Räuber. Ob die Durga die Arier repräsentirt, muss dahingestellt bleiben, ihre vielen Arme scheinen auf den Gott Indra zu weisen; dass aber Amazonen wirklich auch in Indien vorkamen, beweist erstens der Umstand, dass sich Amazonengarden bis zum Anfang unseres Jahrhunderts in Vorderindien und bis jetzt in Siam erhalten haben, zweitens die Selbstwahl der Frauen, die im Mahabharata erwähnt wird, wo Drupadi, die Tochter des Königs Trupada, der über Pankšala herrschte (ihr eigentlicher Name war Krišṇa „die Schwarze“), nur Denjenigen zum Gemahl nehmen zu wollen erklärt, der den Bogen ihres Vaters zu spannen vermöge (ganz wie

Fig. 186. Durga und Mahišasura.

die Penelope des griechischen Epos). Dies führte der Pandu-Sohn Arguna aus und daraus entstand der Krieg zwischen den Kuru- und Pandu-Söhnen, der den Hauptinhalt des Mahabharata ausmacht. Den Namen Pandu führen noch jetzt in Südindien mit rother Farbe bestrichene Steine, welche als Feldhüter aufgerichtet werden; die Pandus, die Freunde der Brahmanen, dürften somit Ackerbauer gewesen sein.

Auf den Ackerbau deutet auch die fünfte Fleischwerdung Wišnu's als Zwerg Tripada „der Dreischrittige", der den König Bali um so viel Land bittet, als er mit drei Schritten abmessen könne, und auf die erhaltene Erlaubniss hin mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel bedeckt, so dass dem Bali nichts Anderes übrig bleibt, als sich in die Unterwelt zu flüchten.

Es ist dieselbe Sage, wie die von der Dido zu Karthago und der Gefion in Schweden, die Symbolik des unscheinbar auftretenden, aber riesenhaft umsichgreifenden Ackerbaues. Dieser „dreischrittige" Zwerg ist ohne Zweifel auch der Triptolemos der Griechen (S. 127) und Rama mit dem Pfluge und dem Stössel zum Kornquetschen in der Hand (Fig. 73), denn die folgenden beiden Fleischwerdungen Wišnu's heissen beide Rama, der erste trägt die Axt, der zweite Bogen und Pfeil, ersterer soll der Eroberer von Ceylon, der zweite der Vernichter der Kriegerkaste gewesen sein, beide würden also in die historische Zeit fallen, wie die neunte Verkörperung des Wišnu als Buddha, womit die Identität Buddha's und Wišnu's ausser Zweifel gestellt ist.

Die Mythe von Rama ist eine Ackerbau-Sage, wie der Raub der Proserpina, nur dass der Mann an die Stelle der Mutter tritt; in mancher Beziehung lehnt sie sich auch an die Sage von der Genofeva. Merkwürdigerweise lassen die Inder den Rama einen Sohn einer Königin von Siam sein, der in seinem fünfzehnten Lebensjahre mit seiner Frau Sita (d. i. Ackerfurche) und seinem Bruder Lokman (also als Trilogie wie die Trimurti) über den Ganges ging, um in Hindostan die Lehre von der Seelenwanderung zu verbreiten. Sein Bruder Lokman war entweder der Affe oder König Ravana von Ceylon, der ihm seine Frau raubte, worauf Rama mit Hilfe des Affenkönigs Hanuman den Ravana besiegte und seine Gattin befreite, welche ihrem eifersüchtigen Gatten ihre unverletzte Treue in verschiedenen Proben bewies. Mit der Lehre von Rama soll auch die Verehrung der Affen in Indien Eingang gefunden haben. Wie die Griechen ihre Mythen in den Mysterien theatralisch darstellten, so wird noch jetzt in Indien Rama's Fest im October dramatisch

gefeiert. Eine grosse Festung wird gebaut, das Volk trennt sich in zwei feindliche Lager, jeden Tag kommt eine andere Gottheit, von einer Menge Hindu auf einem ungeheuren Wagen gezogen, in einem der beiden feindlichen Lager an. Der Lärm wird mit jedem Tag toller, bis endlich Ravana selbst in Gestalt eines dreissig bis vierzig Fuss hohen Riesen erscheint. Dieses Ungeheuer hat acht oder zehn Köpfe, wovon einer im Innern mit einem Feuerwerk versehen ist. Während die Affen die Burg Ravana's erstürmen, fängt diese Feuer und fliegt mit furchtbarem Prasseln in die Luft. Am anderen Tage wird die befreite Sita im Triumphe mit ihrem Gemahl in einer Sänfte herumgetragen.

Die siebente Verkörperung ist der schwarze Krišna, der als Hirt mit der Flöte und als Jäger auftritt, er dürfte ebenfalls historisch eine Einwanderung vorstellen, mythologisch hängt er aber mit dem Ackerbau zusammen. An ihn knüpft sich die Sage vom Baue des Tempels des Džaggernath (*džagat natha,* „Herr der Welt", ist ein Beiname des Wišnu). Sein Hauptaltar befindet sich in Puri, 300 englische Meilen von Calcutta entfernt; die Gegend ist ausserordentlich unfruchtbar, aber zehn Meilen im Umkreise ist der heilige Boden von Džaggernath und wer hier stirbt, ist der ewigen Seligkeit gewiss. Ueber den Bau des Tempels wird erzählt, dass ein Jäger Augada einst auf der Jagd einen Pfeil absendete, aber statt des Zieles den Krišna traf, der zufällig unter einem Baume sass. Eine unbekannte Person sammelte Krišna's Gebeine und that sie in eine Büchse. Um dieselbe Zeit hiess Wišnu einen König, Namens Indra Dhuwua, der zu ihm flehte, das Bild von Džaggernath schaffen und die Gebeine Krišna's in dessen Bauch thun, wodurch er sich eine Erhörung seines Gebetes erwirkte. Auf die Frage, wer das Bildniss machen sollte, lautete die Antwort: Viśvakarma, der Baumeister der Götter. Dieser unternahm es, das Bild in einem Monate zu vollenden, vorausgesetzt, dass er daran durch nichts gestört werde. Er begann auch wirklich auf einer Anhöhe bei Orissa, die der blaue Berg heisst, einen Tempel zu bauen, womit er in einer Nacht fertig ward. In diesem Tempel wollte er das Bild schaffen. Der König aber war ungeduldig und kam bereits in den ersten vierzehn Tagen, um nach dem Bilde zu sehen, was den Viśvakarma so verdross, dass er es unvollendet liess. Brahma tröstete den König damit, dass er das Bild in seiner jetzigen Form berühmt zu machen versprach. Er hauchte ihm Leben ein und machte es zu einem Gott. Der Sage nach liegt das Urbild in einem Teiche bei Džaggernath Ksitra und alle drei Jahre sollen die Brahmanen ein neues machen. Das

Bild, welches man gegenwärtig den Besuchern zeigt, ist ein behauener Holzblock mit schauderhaften Gesichtszügen, schwarz bemalt, mit verzerrter Mundöffnung, Augen und Kopf sehr gross, ohne Beine und Hände, sondern blos mit Armstumpfen, die aber bei grossen Ceremonien durch Arme aus Gold und Silber ersetzt werden. Zwei andere Götterbilder sollen seinen Bruder und seine Schwester vorstellen, sie sind von weisser und gelber Farbe (die drei Bilder repräsentiren daher drei Menschenrassen). Der sechzig Fuss

Fig. 187. Džaggernath.

hohe Wagen, auf dem diese Götterbilder angebracht sind, hat die gewöhnliche Form indischer Pagoden und ruht auf einem massiven Gestelle von vier oder sechs Räderreihen, die unter dem schweren Gewichte des Ganzen tief in den Boden einschneiden und von denen sich nicht selten wahnwitzige Fanatiker zermalmen lassen, um selig zu werden. Die Mauer des Tempels und die Seitenwände des Wagens sind mit obscönen Bildern bedeckt. Der Tempel selbst, welcher 1174 bis 1398, also während 224 Jahren gebaut wurde.

hat in seinem riesigen Eingangsthore, seinen Höfen und Säulenhallen, Aehnlichkeit mit den ägyptischen Tempelbauten; die obige Erzählung erinnert aber an eine ganze Reihe occidentaler Sagen, wie Baldur's Tod durch den Pfeil des blinden Hödur, den Bau der Asenburg durch Loki, das armlose Bild erinnert an die Sage vom Tyr, dem der Wolf die Hand abbiss, die Trilogie des Džaggernath mit Bruder und Schwester entspricht der Rama-Sage, die Bilder heissen aber Krišna, Śiva und Subhadra, das Bild im Teiche, die Ausfahrt zu Wagen erinnern endlich an die Fahrt der Göttin Nerthus auf der Insel Rügen. Wir finden somit ein System von Ackerbau-Sagen vom Ganges bis zur Ostsee verbreitet, ohne sagen zu können, wo der unzweifelhaft gemeinsame Ursprung derselben war.

Mit diesen Fleischwerdungen Wišnu's dürften die Mahayugas oder Götterjahre zusammenhängen, Zeitperioden, wie die Phönix- und Sirius-Periode in Aegypten und die in 2000 Jahren erfolgende Veränderung des Thierkreises zur Sonne, an welche auch die germanische Idee vom tausendjährigen Reiche erinnert. Inwieweit hier aber Ahnungen oder wirkliche Kenntnisse zugrunde lagen, müssen wir dahingestellt sein lassen, die indischen Angaben sind zu verworren; so hat das erste Weltalter des jetzigen Mahayuga 4800 Götterjahre, das zweite 3600, das dritte 2400, das jetzige 1200, zusammen also 12.000 Jahre, offenbar ein Zahlenspiel. Ein Jahr der Menschen gilt als ein Tag der Götter, somit hat das jetzige Mahayuga 4,320.000 irdische Jahre. Das jetzige Zeitalter, das der Sünde, soll am 18. Februar 3102 vor Christo begonnen haben.

Die hervorragendste Eigenschaft des Wišnu ist die Dreieinigkeit (Fig. 61), welche wir Seite 90 und 93 als charakteristisches Product des Ackerbaues kennen gelernt haben; von den Anhängern des Wišnu rühren daher die Felsentempel mit dem Idol der Trimurti her, die sich im Süden Indiens finden, es ist die Verehrung der unterirdischen Naturkraft (des Amon der Aegypter), die sich im Entstehen, Blühen und Vergehen kundgiebt, der drei Eigenschaften der Sonne als Aufgang, Zenith und Untergang, der Familie, welche sich in Mann, Weib und Kind gliedert, die Felsenhöhlen, welche die Ackerbauer ursprünglich in Lössboden bewohnten, und welche sich von der Koṇkanaküde südlich von Guzerat über die Gebirge von Bamian in Afghanistan bis zum Ufer des Hwaṅ-ho in China verbreiten. Der innige Zusammenhang, der zwischen dem Wišnu-Cultus und dem des Buddha besteht, erklärt

die Heilighaltung und Nachahmung der Felsentempel von Seite der Buddhisten. Wenn demnach die mit Inschriften versehenen Tempel nicht vor die christliche Zeit hinausreichen, so ist doch offenbar, dass die älteren Felsentempel ein höheres Alterthum haben. Sie reihen sich ihrer Idee nach an die Felsengräber Aegyptens und in jüngerer Zeit an die Felsengräber der persischen Könige zu Kirman-šah. Die in früherer Zeit mit dem Ackerbau verbundenen Menschenopfer waren aber durch die Hirtenvölker abgeschafft, wir finden sie nur noch bei den exilirten Malayen.

Die bei den Wišnu-Verehrern herrschende Idee der Trimurti veranlasste die Purohita der Arier, ihre Götter einzuschmuggeln. Wišnu liessen sie bestehen, weil er auch von ihnen verehrt wurde, ihren Brahma erhoben sie als höchsten und gaben ihm den Śiva zur Seite. Und doch war eigentlich dieser Śiva der höchste Gott, er hiess Devadeva „Gott der Götter“ oder Mahadeva „der grosse Gott“. Der Grieche Megasthenes, der zur Zeit der Blüthe des Reiches von Magadha lebte, machte die gewiss richtige Bemerkung, dass Wišnu der Gott der in Ebenen wohnenden Inder war, während Śiva vorzugsweise von den Bergvölkern verehrt wurde. Dementsprechend haben wir ihn auch Seite 50 bei den Berggöttern erwähnt, und die Art, wie er gewöhnlich dargestellt wird, (Fig. 188) schliesst sich eng an das Marienbild (Fig. 31) an. Śiva bildet mit der nebensitzenden Parvadi den doppelten Berggipfel mit dem hindurch führenden Pass, Śiva ist der Berg, aber seine Gemahlin Parvadi (Fig. 33) ist auch die Ebene, Śiva und Parvadi bilden den Dualismus, den in anderer Weise auch Agni darstellt, der zweiköpfig dargestellt wurde, weil aus Reibung zweier Hölzer, eines harten und eines weichen, eines männlichen und eines weiblichen, das Feuer entstand; Siva und Parvadi trugen denselben Glorienschein wie Figur 31, und dieser war nicht nur die Sonne, er war auch die Qarena

Fig. 188. Śiva und Parvadi.

Fig. 189. Maharadža Rendžit-Siṅ.

(lateinisch *corona* „Krone"), die Majestät, welche nach persischer Anschauung das Haupt des rechtmässigen und frommen Fürsten umgab, und welche noch bis in die jüngste Zeit von indischen Malern um das Haupt der Könige gemalt wird, wie die Abbildung des Maharadža Rendžit-Siṅ (Fig. 189), welcher um 1848 in Lahore herrschte, beweist. Als Gegenstück und zur Vergleichung mit der Tracht der Parvadi diene das Bild der Königin Rani Tšenda von Lahore (aus derselben Zeit), welche keine Corona um das Haupt hat, weil sie nicht regierende Königin, sondern nur Mutter eines Königs war (Fig. 190).

Den Hirtencharakter des Śiva deutet das daneben befindliche Kuhhaupt als Quelle an, den Jägercharakter die Tigerhaut, auf der er sitzt, und die Schlangen, welche ihn umgeben, sein grässlichster Schmuck ist der Kranz von Todtenköpfen, welcher als Halskette ihn umgiebt, in mildester Auslegung sind es die Köpfe des Brahma (des Jahres), wornach er einen Jahrescyclus (vielleicht von sechzig Jahren, wie ihn die Chinesen haben) bedeuten würde. Damit ist die Bedeutung des Siva nicht erschöpft, seine Unbärtigkeit lässt ihn als Weib erkennen, er ist die auf dem Panther, Gepard oder Tiger reitende Durga, er ist die Lakšmi, die zu Wišnu's Füssen sitzt und dann ist Parvadi sein Kind wie Figur 31, oder er ist die Mahakali (Fig. 41), mit der er auch die Schlangen gemein hat. Während Wišnu die Familie ist, ist Śiva die freie Liebe, die Zweiheit, entweder Mann und Weib, oder Weib und Kind, aber niemals die Trimurti. Er ist das Prototyp des wilden Karenen, der das Weib nur aufsucht, wenn er warmes Essen haben will, und der sich um die Folge seines Besuches nicht kümmert. Er ist die ungezügelte Liebesbegierde und sein Symbol ist der Lingam (genau *lĭgã*). Figur 191 zeigt einen Lingam in der am wenigsten obscönen und für den Culturhistoriker interessantesten Form. Man hat nämlich

Fig. 190. Rani Tšenda.

auf deutschen Bergen, welche zu altgermanischen Opferfesten dienten. Rinnen für den Abfluss des Blutes gefunden, Figur 191 lässt keinen Zweifel darüber, dass diese Berge die Yoni der Inder oder das weibliche Geschlecht vorstellten; ebenso hat sich die Yoni, welche rechts beim Lingam ist, nämlich das Gehäuse mit der weiblichen Figur darin, in den vielen Säulen enthalten, welche noch jetzt an den Wegen, namentlich im Gebirge vorkommen und jetzt mit christlichen Bildern geschmückt sind. Auch in Figur 191 finden wir den Eber durch den Elephanten ersetzt, wie solches schon oben erwähnt wurde. Erwähnenswerth dürfte noch sein, dass Frauen, wenn sie den Lingam anbeten, einen Strumpf über den rechten Arm anziehen. Zu den Lingam-Tempeln wallfahrten die kinderlosen Frauen, und ihr Gebet soll, wahrscheinlich unter Vermittlung der Brahmanen, nicht ohne Folgen sein.

Fig. 191. Lingam.

Auf diesen ererbten Grundelementen bauten nun die Brahmanen, nachdem sie die Kšatriya vernichtet, ein ihnen ergebenes Königthum errichtet und das Volk gezwungen hatten, ihnen reichlichen Unterhalt zu liefern, ihr theologisches Gebäude auf. Zunächst waren sie bemüht, den Ständeunterschied möglichst aufrecht zu erhalten und zu erweitern. Nach Manu's Gesetzbuch gab es zwei Classen von Menschen in Indien, Aryas und Sudras, die ersten waren die herrschenden Classen, die zweiten die dienenden; nur den Aryas war es erlaubt, sich zu unterrichten und die Veden zu lesen, den Sudras wurde nur die Aussicht gegeben, dass sie nach ihrem Tode, wenn sie brav gedient hatten, als Aryas wiedergeboren werden könnten. Der Unterschied der Kasten hiess *varna* „Farbe", aber dieser Ausdruck dürfte nicht auf die Hautfarbe zu beziehen sein, denn es giebt jetzt sehr schwarzhäutige Brahmanen, *varna* heisst auch „sich mit Farbe bemalen" und dementsprechend malen sich alle Inder der höheren Kasten ein Zeichen auf die Stirne, die Verehrer des Wišnu ein Dreieck, die des Śiva drei Linien mit einem Kreis in der Mitte, denn schon äusserlich sollten sich die Aryas von den Sudras unterscheiden. Da sich die Inder nach ihrem Gesetze des Tages mehrmals baden müssen, so nehmen Baden und die Wiederherstellung der Malerei einen ziemlichen Theil des Tages in Anspruch. Auch ist es ein Privilegium der oberen Kasten, die Poita, d. h. die über die rechte Schulter geworfene und die Brust kreuzende

heilige Schnur zu tragen. Das Anlegen derselben ist eine festliche Ceremonie, und Diejenigen, welche damit bekleidet sind, heissen die „Zweimalgeborenen“.

Nicht minder sorgten die Brahmanen für ihren eigenen Stand. Wie die Palals der Todas erklärten sie sich heilig, ein Brahmane konnte keine Sünde begehen; was bei Anderen Sünde war, Unzucht, Diebstahl u. dgl., war es nicht, wenn es ein Brahmane that. Noch gegenwärtig gilt es für Glieder niederer Kasten als heilsam, das Wasser zu trinken, in dem ein Brahmane seine Füsse gewaschen hat. Die Vaisyas mussten den Brahmanen Geschenke machen und darauf sehen, dass es ihnen an nichts mangele. Hatte ein Brahmane etwas nöthig, so durfte ihm Niemand, von dem er es forderte, verweigern, „denn dies zu thun, ist gegen das göttliche Gesetz“. Wenn Jemand einen Schatz findet, gehört er dem Könige, wenn ihn ein Brahmane findet, so behält er ihn. Den Königen wurde in den Legenden und Epen an das Herz gelegt, die Brahmanen reich zu beschenken, sie erzählten sogar von Königen, welche den Brahmanen ein Königreich angetragen hätten, was jedoch von den bescheidenen Brahmanen abgelehnt worden wäre. Andererseits lehrten sie ihren eigenen Standesangehörigen die Verachtung irdischer Güter. Der Brahmane muss heirathen, denn die religiöse Meinung gebietet, einen Sohn zu zeugen, der die Opfer für den verstorbenen Vater zu bringen hat (wie bei den Chinesen und Juden), wenn aber für die Nachkommenschaft gesorgt ist, hat der Brahmane seine Lebensaufgabe erfüllt und er muss jetzt für sein Seelenheil sorgen, trachten, sich aller irdischen Bedürfnisse zu enthalten, um fähig zu werden, in Brahma's Schoss einzugehen. In Manu's Gesetzbuche heisst es: „Es ist Pflicht jedes Brahmanen, dass der Familienvater oder der Grihastha (Hauswohner), wenn er Runzeln, graue Haare und Nachkommenschaft seiner Nachkommenschaft sieht, aus dem Dorfe in den Wald ziehe.“ Wenn er dieses thut, tritt er in das dritte Lebensstadium (das erste war das des Schülers, das zweite das des Hausvaters) und wird ein Vānaprastha (Niederleger aller Neigungen) oder griechisch ein Hylobios (Waldleber). Er nimmt das heilige Feuer mit und lebt im Walde von Früchten, Wurzeln und Wasser, gekleidet in ein Kleid von Rinde oder von dem Felle einer schwarzen Gazelle; er verrichtet die fünf täglichen Opfer, beschäftigt sich mit dem Lesen der Vedas und dem Studium der Upanišad (der eigentlichen Theologie) und bleibt der Betrachtung hingegeben zur Reinigung seines Leibes, zur Vermehrung seiner Wissenschaft und Frömmigkeit, zur Vollendung seines Geistes.

Er kann seine Gattin bei seinen Söhnen zurücklassen oder mitnehmen. Das Gesetz schreibt ihm auch verschiedene Arten von Tapas (Bussübungen) zur Abtödtung der Leidenschaften vor, wovon die Einsiedler auch Tāpasa genannt wurden, er soll durch stets gesteigerte Kasteiung seinen Körper ausdörren, er soll in der heissen Jahreszeit fünf Feuern sich blossstellen, nämlich vier angezündeten Scheiterhaufen und der Sonne; er soll in der Regenzeit sich dem Regen unbekleidet preisgeben und in der kalten Zeit ein nasses Kleid anlegen. Ein solcher Brahmane tritt endlich in das vierte Stadium ein, welches blos eine Steigerung der dritten ist. Der Einsiedler muss allein sein, ohne Feuer hausen, von Almosen leben, Stillschweigen beobachten, seine Gedanken stets auf den höchsten Geist richten, den Tod nicht wünschen, noch fürchten. (Diese letzte Stufe ist dasselbe, was der Toda vom Peiky-Stamme acht Tage hindurch ausführen musste, um ein Palal zu werden.)

Es war von jeher bei den Menschen Sitte, ihre Pflichten mit ihren Neigungen in Uebereinstimmung zu bringen und Gleiches thaten auch die Brahmanen. Die meisten lebten an den Höfen der Könige oder als Priester und Beamte im Lande, denn als vorzügliche Kenner der Veden und der übrigen Wissenschaften waren sie allein zu Verwaltungs- oder Richterstellen fähig; von Denjenigen, welche in den Wald gingen, suchten sich die meisten die schönsten Stellen aus, wie auch die Klöster ihrer Nachfolger, der Buddhisten, sich gewöhnlich an den reizendsten Stellen des Landes befinden; den Rest bildeten die im religiösen Wahnsinn Befangenen, die sich mit der Wollust des Irrsinns die grössten Martern auferlegten. Alle wenig unterrichteten Völker haben eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Wahnsinn, sie glauben, der Verrückte sei von einer Gottheit beseelt, und somit musste die letztere Classe von Brahmanen dazu dienen, die Heiligkeit des Standes aufrecht zu erhalten, welche von ihren weltlichen Genossen oft sehr gefährdet war. Natürlich erzog diese Disciplin auch Fanatiker, welche sich unter die benachbarten Völker begaben und auf diese Weise die Brahmanen-Religion über den grössten Theil Indiens verbreiteten; als Einsiedler bahnten sie den Königen den Weg, die mit ihren Waffen festhielten, was die Einsiedler durch ihr asketisches Benehmen und ihre Ueberredung erobert hatten.

In diesen Einsiedeleien, welche nicht nothwendig ein Alleinleben bedingten, entstanden die metaphysische Vertiefung der brahmanischen Religion, die Commentare zu den Vedas und die Mährchen, welche wie die von Tausend und

Eine Nacht oder die vom weisen Papagei, ihren Weg nach Persien und von da nach Europa gefunden haben. Von Haus aus polytheistisch angelegt, nahmen die Brahmanen alle Götter und Legenden, welche sie bei den unterworfenen oder benachbarten Völkern fanden, an, und webten sie in ihre theologischen Systeme ein, die denn auch mehrere Tausend Götter zählen. Wie nach der isländischen Edda am Anfang Nichts war, „nicht Sand, nicht See, nicht sanfte Wellen, nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel: gähnender Abgrund und Gras nirgends“, so sagten auch die Brahmanen: „Damals war weder Nichtsein noch Sein, keine Welt, keine Luft, noch etwas darüber; nichts, irgendwo in dem Glücke von irgend einem, einhüllend oder eingehüllt, Tod war noch nicht, noch damals Unsterblichkeit, noch Unterscheidung des Tages und der Nacht. Aber das athmete, ohne zu hauchen, allein mit Selbstsetzung, welche in ihm enthalten ist. Ausser ihm war nichts Späteres. Finsterniss war da; dieses All war in Finsterniss gehüllt und ununterscheidbares Wasser; aber die von der Hülle bedeckte Masse wurde durch die Kraft der Betrachtung hervorgebracht. Verlangen, Liebe wurde zuerst in seinem Geiste gebildet und dieses wurde der ursprünglich schöpferische Samen, welchen die Weisen, durch die Einsicht in ihrem Herzen es erkennend, unterscheiden im Nichtsein als die Fessel des Seins.“ Es sind dieselben hochtrabenden Worte, welche bei allen Philosophen von den ältesten bis in die jüngsten Zeiten die Unklarheit des Gedankens verbergen.

Von den übrigen Wissenschaften erhielt, wie bei allen Völkern des Alterthums, die Astronomie die grösste Pflege, noch gegenwärtig wird bei der Geburt eines Kindes und bei Verheirathungen das Horoskop gestellt. Das Kind erhält drei Namen, wovon der erste und zweite sich auf Himmelserscheinungen beziehen, der dritte der Familienname ist; so heisst z. B. ein Inder Krišna Tšandra Dutt; Krišna ist ein Gott, *tšandra* der Mond, Dutt ist der Familienname. Es macht einem Hindu keine Schwierigkeit, nach dem Namen eines Menschen den Planeten zu finden, unter welchem er geboren wurde. Wie die alten Chinesen und Japanesen, so zerlegen auch die Inder Himmel, Erde, Haus und Menschen in Quadrate von 81 (9 × 9) Theilen. Der Geist des Hauses hat sein Haupt im Nordwesten und sein Gesicht ist niederwärts gekehrt. Sein Kopf wird von Agni gehalten, sein Gesicht von Apaḥ, seine rechte Brustwarze von Aryaman und seine Brust von Apavatsa, Pardžana und die drei nächsten Gottheiten bewachen sein rechtes Auge, Ohr

und Schulter, Satya und die folgenden liegen an seinem rechten Arme, Savitar und Savitra an seiner rechten Hand, Vitatha und Bhṛhatkšata sind an seiner Seite, Vivasvant am Bauche, die Lende bewacht Yama, die Kniee Gandharva, den unteren Schenkel Bhṛngarudža, die Hüfte Mṛga. In derselben Weise haben die übrigen Götter ihren Platz an der linken Seite, das Geschlecht wird von Indra und Džayanta bewacht, das Herz von Brahma, die Füsse von den Pitars. Es ist dies jedenfalls ein Ausfluss der Lehre der babylonischen Mathematiker, eine uralte Sternkarte mit dem Drachengestirne oder dem grossen Bären in

Roga	Ahi	Mukhya	Bhallāta	Soma	Bhudžoga	Aditi	Diti	Agni
Pāpa-yakšman	Rudra						Apaḥ	Pardžana
Śoša		Radža-yakšman	Pṛthvīdhara			Apavatsa	Rayanta	
Asura		Mitra	Brahma			Aryaman	Indra	
Varuṇa							Surya	
Kusurnad							Satya	
Sugriva		Indra	Vivasvant			Savitar	Bhṛša	
Dausārika	Džayanta	Bhṛngarudža	Gandharva	Yama	Bhṛhatkšata	Vitatha	Savitra	Antarikša
Pitars	Mṛga						Pušan	Anita

Fig. 192. Bṛhat-Saṅhita oder Himmelskarte.

Mitte, um dasselbe die acht Himmelsseiten, welche im ägyptischen Thierkreis von Denderah (siehe Facsimile-Beilage Nr. 2) durch die Horusgötter und die weiblichen Genien vertreten waren, endlich die 36 Dekane an den Grenzen; diese Sternkarte ist offenbar älter als der zwölftheilige Thierkreis, der in diese erst eingeschrieben wurde, und sie stammt jedenfalls nicht von den brahmanischen Ariern, sondern von ihren Vorgängern im Gangesthale ab.

Aus dieser Neuntheilung ergab sich das Decimalsystem, welches, wie aus den Keilschriftziffern Seite 69 hervorgeht, ebenfalls babylonischen Ursprungs

ist, aber in Babylon durch das Decimalsystem und später durch das Schock verdrängt wurde. Beachtenswerth ist, dass das einzige indische Alphabet, welches auf der Neunzahl beruht, das der Leptša am Himalaya ist. Diese Zahlensysteme entstanden durch den Gebrauch von quadratischen Rechentafeln, welche die praktischen Logarithmen lehrten. Auf diesen Rechentafeln, aber im noch älteren Achtersystem, beruht das Schachspiel und die damit in Verbindung gebrachte Potenzirung der Getreidekörner, welche bei fortwährender Verdopplung die Zahlen von 18,446,744,073,709,551,615 Körnern ergeben. Man kann deshalb über die grossen Ziffern der indischen Mythologie nicht staunen, sie ergaben sich als mathematische Berechnungen oder auch als Zahl-Spielereien.

Die brahmanische Medicin war, wie überhaupt im Alterthum, eine Mischung von Erfahrungen und von Aberglauben. Ein europäischer Arzt urtheilt über ihre Medicamente: „Ohne gerade leugnen zu wollen, dass viele derselben ihrem Zwecke entsprechen mögen, sind doch andere wieder von der Art, dass man kaum begreifen kann, wie ähnliche Albernheiten in das Gehirn eines Menschen haben kommen können.“ Figur 193 zeigt einen indischen Arzt mit seinem Arzneikram.

Fig. 193. Indischer Arzt.

Es ist bereits oben (S. 325) erwähnt worden, dass die Brahmanen sich durch Arsenikessen gegen den Biss giftiger Schlangen sichern. Das merkwürdigste medicinische Experiment der Brahmanen besteht darin, sich in einen scheintodten Zustand zu versetzen, sie haben dieses Kunststück vor europäischen Aerzten ausgeführt, sich 40 Tage begraben lassen, dabei so wenig Zeichen des Lebens gegeben, dass das Kinn, welches früher abrasirt wurde, nach der Ausgrabung eben so glatt war wie bei der Beerdigung. Sie sollen das Bändchen unter der Zunge zerschneiden und mit Hilfe von Einreibungen und Ziehen der Zunge dieselbe so verlängern, dass sie bei ihren Experimenten mit derselben die Oeffnung der Nasenhöhlen

im Rachen verschliessen und die Luft im Kopfe eingesperrt erhalten können. Ferner gehören zu diesem Experiment mehrere Tage vorher spärliche Milchdiät, das Einnehmen eines Purgirmittels, das Verschlucken eines drei Finger breiten und über 30 Ellen langen Leinwandstreifens, mit welchem der Magen ausgeputzt wird, das Aufziehen eines beliebigen Streifens Wasser durch den After, womit die Gedärme gereinigt werden. Hierauf erfolgt Verstopfung aller Körperöffnungen, der oberen und unteren, mit aromatischen Wachsstöpseln, Umschlagen der Zunge tief in den Rachen zurück, Kreuzung der Hände über der Brust und Erstickung durch Athemanhalten. Bei der Wiederbelebung des Scheintodten wird die Zunge vermittelst eines Fingers herausgezogen, ein warmer Teig aus Hülsenfrüchtenmehl auf seinen Kopf gelegt, ihm Luft durch die von den Wachsstöpseln befreiten Ohren eingeblasen, worauf die Stöpsel aus der Nase mit Geräusch herausgetrieben werden. Unter unausgesetztem Reiben fängt der Scheintodte allmälich zu athmen an, öffnet die Augen und kommt zum Bewusstsein. Die Sage von den Siebenschläfern dürfte darauf hindeuten, dass derlei Kunststücke auch im Occident nicht unbekannt waren.

Für das Volk sorgten die Brahmanen in ihrer Weise dadurch, dass sie durch häufige prachtvolle Processionen seine Schaulust befriedigten und durch viele Feiertage ihm die Last der Arbeit erträglicher machten. Auch schmeichelten sie, wenn man gegenwärtige Verhältnisse auf frühere beziehen kann, dem Volke der unteren Rangsclassen damit, dass sie Töchter desselben ehelichten, was diesen für eine grosse Ehre gilt und wofür sie die Brahmanen reichlich lohnen. Es giebt jetzt Bettelbrahmanen, so unwissend, dass sie weder lesen noch schreiben können, aber geheiligt durch ihre Geburt, welche bis fünfzig Weiber ehelichen. Diese Weiber bleiben bei ihren Eltern und der Mann besucht sie zuweilen, um sich füttern zu lassen. Die Pedanterie, verbunden mit Gedankenlosigkeit, hatte aus dem früheren Gebrauche, dass die Frau ihren verstorbenen Gatten auf den Holzstoss begleitete, den Missbrauch erzeugt, dass die Weiber mit ihren Männern verbrannt wurden. Allerdings wurde keine dazu gezwungen, aber die Verachtung, welcher die Witwen begegneten, liess sie den Tod wünschenswerther betrachten, als ein ödes Leben. Noch in den Vierziger-Jahren fanden solche Verbrennungen statt, jetzt hat die englische Regierung sie verboten, aber vergebens bitten die zahlreichen Brahmanen-Witwen um die Erlaubniss, sich wieder verheirathen zu dürfen.

1. Seite.

2. Seite.

TRANSSCRIPTION (Von Prof. Dr. Friedrich Müller.)

1. Seite.

tavahhavatuvīḍodžāḥprādžyavṛṣṭiḥpradžāsntvamapivihitayadžñōvadžriṇoprīṇayālā
tša . kratubhirutšītahhāgāstvāsurānprīṇayālāsurapatirapivṛṣṭyātvatpradžārthāvidha
kālaḥ . rādžā . ahamapiyathāśaktiśrēyasiyatiṣyē . mārītśaḥ . kintēbhūyaḥpriyamu
ramitštšhatitadetadastu . pravartatāmprakṛtihitāyapā[rthivaḥ]sarasvatīśrutimatāmahīya

gurutaraparivṛttairēvamanyōnyakṛtyairnayatamuhhayalōkānugrahaslāghanīyaiḥ . api
ttāmitisamaguṇamupakāravyaṅgitaśrimahimnorvradžatihabutitbōsauhṛdēnēva
pakarōmi . rādžā . bhagavanataḥparamapipriyamastitathāpibhagavānyadiparika
tām . mamāpitšaśrapayatunīlalōhitaḥpunarbhavamparigatabhaktirātmanā . mārītšaḥ

2. Seite.

vatsaēvamastuitiniṣkrāntāḥsarvē . saptamōṅkaḥ . samāptātšēyamahhidžñānaśakunta
śritšakrāyanamonamaḥ . śrīramākāntaghōṣasyalibiriyā . śuhhamastuśākābdāḥ .
isuphpur ·:· namōhhagavatevāsudēvāya . džayatiparāsarasūnuḥsatya

lā . śrīḥ . śrībhagavatyaidakṣinakālikāyainamaḥ . nārāyaṇāyabhagavatenamah .
1494 . vitevīkh 12 vaiśakbrodžsomavārmokāmsenahāṭīdaruṇparganē
vatīhṛdayanandanovyāsab . yasyāsyakamalagalitāvāṅmayamamṛtamdžagatpihati .

ÜBERSETZUNG.

1. Seite.

(Kasjapa): Es segne Indra — Mit Regen dein Volk! — Und du, erfreue — Die Götter durch Heil beider Welten! König: O Heiliger! So viel ich vermag, will ich diesem Glücke nach-König: Giebt's einen Segen, der erfreulicher sein könnte, als jener? Willst du mir aber, o Heiliger, Für des Volkes Glück! — Von den Schriftgelehrten — Sei Sarasvati geehrt! — Mich aber bewahre

Opfer! — Lebt hundert Jahre — Einander so dienend, — Dass zu preisen ihr seid — Für das streben. Kasjapa. Mein Sohn! Mit welchem anderen Segen soll ich dich noch erfreuen? noch eine Gnade erweisen, so gebe folgendes Wort der Bharata's in Erfüllung: Es sorge der Fürst — — Vor der Wand'rung der Seele — Der blaurothe Gott, — Der Unendliche, Ewige. Kasjapa:

2. Seite.

Mein Sohn! So möge es sein! Also treten alle ab. Der siebente Akt. Und vollendet ist das Verehrung dem heiligen Narayana! (Vischnu) Verehrung! Verehrung dem heiligen Discus!*) Dies die Datirung: der 12. des Monats Vaisakha; Tag: Montag; Ort: Senabati im Pergana (Districte) schlürfen, Parasara's Sohn, — ihm der Satyavati Labsal, Vyasa sei der Himmel Lohn!

Schauspiel betitelt: „Die (am Ringe) wiedererkannte Sakuntala". Heil! Verehrung der heiligen Kali! ist die Schrift Ramakantaghoscha's. Glück auf! Jahr der Saka-Aera (Aera Salivahanas) 1494 und Jusufpur. — Verehrung dem heiligen Vasudeva (Krschna)! Dessen Worte wir gleich Nektar

*) Der Discus, das Emblem Vischnus.

Sanskrit-Manuscript der Sakuntala in Bengali-Schrift auf Palmblatt aus dem Jahre 1570 nach Christo.

(Die älteste bekannte Handschrift dieses Dramas.)

Die heilige Sprache der Hindu ist das Sanskrit, welches nur mehr eine todte Büchersprache ist, es wird mit einer Schrift geschrieben, welche Devanagari, d. h. Schrift der Götterstadt, heisst; sie war ursprünglich die Schrift der Städte überhaupt, vielleicht die der städtebauenden Nagas oder Schlangenverehrer. Neben dieser heiligen Schrift gab es und giebt es noch jetzt eine Menge anderer Schriften (unsere Facsimile-Beilage Nr. 3 zeigt die von Gelehrten häufig angewendete Bengali-Schrift). Zum Schreiben verwendete man Papier aus Birkenrinde oder Palmenblätter.

Nach Manu's Gesetzbuche muss der König, nachdem er am Morgen aufgestanden, die in der Kenntniss der drei Vedas ergrauten weisen Brahmanen verehren und in ihrem Befehle verharren. Von ihnen möge der König, er, der bescheidenen Geistes sein muss, bescheidenen Anstand lernen, denn ein König, welcher bescheidenen Geistes ist, geht nie zugrunde. Durch unbescheidenes Benehmen sind viele Könige zugrunde gegangen sammt ihrem Geschlecht und ihrer Habe, durch bescheidenes Benehmen haben sogar Waldsiedler Königreiche erlangt, wofür Beispiele nach beiden Seiten aufgezählt werden. Ferner lesen wir in diesem Gesetzbuche die Bestimmung, dass der König die Ansichten der sieben oder acht Minister, die er anstellen soll, erst der einzelnen, dann aller gemeinschaftlich einhole und alsdann die Massregel annehme, die ihm die heilsamste erscheint; darauf aber mit einem kenntnissreichen Brahmanen, der vor allen den anderen ausgezeichnet ist, sich über die wichtigsten Angelegenheiten seines Reiches berathe, diesem Brahmanen solle er vertrauensvoll alle Geschäfte vorlegen und nachdem er mit ihm seinen letzten Beschluss gefasst habe, diesen ausführen. Die Brahmanen musste der König reichlich beschenken, auch die Schüler, die nach Vollendung ihrer Studien aus den Einsiedeleien und Häusern der Lehrer zurückkehrten, musste der König durch Geschenke ehren. Die Geschenke bestanden in Kühen, in Gold und Silber. Es ist oben erwähnt, dass die Brahmanen es ablehnten, ganz Indien, welches ihnen König Dasaratha zu Füssen legte, anzunehmen, dafür soll ihnen der König hunderttausend Kühe, zehnmal zehn Millionen an Gold und die vierfache Zahl an Silber geschenkt haben, ein Beweis, wie unersättlich die Habgier der indischen Priester war, welche eine so grosse Verachtung aller irdischen Güter heuchelten.

Daher ging auch die Empörung gegen diese übermüthige Priesterherrschaft von einem Königssohn aus, und zwar war das uralte Culturland Magadha

die Wiege dieser Revolution. Dieser Prinz war Sakyamuni (der Einsiedler aus dem Geschlechte der Sakya), der Sprössling eines Kšatriya-Geschlechtes, gegen 623 vor Christo, der in seiner Jugend von den Brahmanen in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet worden war und bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre das lustige Leben indischer Prinzen führte. Die Legende, die alle Begebenheiten seines Lebens in's Wunderbare erhob, lässt nicht erkennen, welche physischen Ereignisse seine Geistesumwandlung bewirkten, jedenfalls muss er durch den Uebermuth der Brahmanen verletzt und mit der Vorzeit seines Volkes bekannt worden sein, denn die Frucht seiner Lehre war, wie es in Aśoka's Edict klar ausgesprochen wird, die Wiederherstellung der alten von den Ariern unterdrückten Landesreligion. Im neunundzwanzigsten Jahre verliess er seine Frauen und seine Paläste, schnitt sich das Haar ab und vertauschte seine kostbare Kleidung mit einem gelben Bettlergewand. Sechs Jahre lebte er als Einsiedler in Betrachtungen versenkt und mit Kasteiungen beschäftigt, dann entsagte er diesen und trat in Vārāṇasī als Prophet auf. Neunzehn Jahre zog er, von zahlreichen Schülern begleitet, predigend und wunderthuend in Indien herum, nur während der Regenzeit sich in die Häuser der ihnen wohlgesinnten Hausväter zurückziehend, bis er fünfzig Jahre alt im Haine Upavartava starb, nachdem er eine Reihe zeitgenössischer Könige für seine Lehre gewonnen hatte. Der Name Buddha, unter welchem er am bekanntesten geworden ist, bedeutete „der Erleuchtete“.

Würde man nur den metaphysischen Theil der Lehre Śakyamuni's in's Auge fassen, so ergäbe sich allerdings wenig Unterschied von der Brahmanenlehre; jene Lehre besteht nämlich aus drei Hauptsätzen: erstens, dass alle Erscheinungen inhaltsleer und ohne Substanz sind; zweitens, dass das Dasein der in beständigem Wechsel begriffenen Welt lediglich aus der Einbildung oder dem Glauben an ihre Wirklichkeit entstehe, und dass diese irrige Vorstellung die erste Handlung des noch nicht individualisirten und mit einem Körper bekleideten empfindenden Sinnes sei; drittens, dass alles Daseiende den Schmerzen der Geburt, des Todes und anderen Schmerzen unterworfen sei, dass daraus die Sehnsucht entstehe, welche mit Freude und mit der Leidenschaft verbunden ist, sie durch dieses oder jenes Mittel zu befriedigen, dass die Befreiung von den stets neugebornen Schmerzen nur durch die völlige Unterdrückung und Vernichtung der Sehnsucht bewirkt werden könne, und endlich, dass das Mittel, welches zu dieser Vernichtung führe, aus acht

Theilen bestehe: aus der rechten Ansicht, dem Willen, der Anstrengung, der Thätigkeit, dem Leben, der Sprache, dem Gedanken und der wahren Betrachtung. Die Lehre von der Seelenwanderung wurde zwar beibehalten und die Nirvāna oder die gänzliche Auflösung des menschlichen Seins in die Gottheit weicht von dem Himmel der Brahmanen wenig ab, desto entschiedener trat aber der Buddhismus den Brahmanen entgegen, indem er diese Nirvāna nicht blos der Priesterkaste in Aussicht stellte, nicht durch Opfer und Geschenke an die Priester erkaufen liess, sondern Jedem die Möglichkeit bot, durch tugendhaften Lebenswandel die Wiedergeburt und die Leiden des Erdenlebens zu vermeiden, während die Götter nicht mehr durch kostspielige Opfer, sondern durch Spenden von Blumen und Wohlgerüchen günstig gestimmt werden konnten. Die zehn Gebote des Buddhismus sind: Tödte kein lebendes Geschöpf. — Stiehl nicht. — Begehe keine unreine Handlung. — Sage keine Lüge oder Unwahrheit. — Trinke keine geistigen Getränke. — Lebe blos von Pflanzen. — Salbe weder Haupt noch Körper. — Gehe zu keinem Gesang oder Schauspiel. — Schlafe nicht auf einem hohen oder breiten Bette. — Iss blos einmal des Tages, und zwar vor Mittag.

Für die niederen Kasten war diese Lehre eine Befreiung von zeitlicher und ewiger Sklaverei, nach jahrtausendjähriger Unterdrückung winkten ihnen die Menschenrechte, vorgetragen nicht in einer ausgestorbenen, ihnen unverständlichen Sprache, wie das Sanskrit es bereits war, sondern in der ihnen verständlichen Volkssprache. Dennoch hätte der Buddhismus keine Aussicht gehabt, in Indien durchzudringen, wenn nicht die Fürsten des Reiches von Magadha den Vortheil der neuen Lehre erkannt hätten, den Particularismus der Brahmanenfürsten zu brechen und ein grosses indisches Gesammtreich zu begründen. Stumm, wenn auch wuthschäumend mussten die Brahmanen jetzt zusehen, wie dasselbe Mittel, durch welches sie die Kšatriya vernichtet hatten, jetzt gebraucht wurde, um ihnen ihre Prärogative zu entreissen. Aber gegen die Volksbegeisterung, welche die neue Lehre entfachte, waren ihre Intriguen machtlos. Unter der Herrschaft der magadhischen Fürsten brach jetzt für Indien ein glückliches Reich an, welches selbst den Kriegern des welterobernden Makedoniers imponirte und diesen zwang, in seinem Siegeszuge am Indus Halt zu machen. Erst als der Reichthum diese Dynastie verdorben und geschwächt hatte, gelang es den brahmanischen Intriguen, einzelne Fürsten zur Auflehnung gegen den Gesammtstaat aufzustacheln; der Niederlage

der Gesammt - Staatsidee folgte die der Träger der indischen Reichsidee, zwischen dem 5. und 10. Jahrhundert wurden die Buddhisten aus ganz Vorderindien vertrieben, aber der Sieg der Brahmanen war auch das Ende der indischen Selbständigkeit; in das von Bürgerkriegen erschöpfte, seiner fleissigsten Bewohner beraubte, in ein Conglomerat von einzelnen Fürstenthümern zerbröckelte Land drangen die Mohammedaner mit leichter Mühe ein und im 12. Jahrhundert herrschte vom Pendžab bis zu den malayischen Inseln der Koran statt der Vedas.

Die Zeit vom 4. Jahrhundert nach Christo bis zur Invasion der Mohammedaner war noch ein Spätsommer des Brahmanenthums. Die alten Sagen wurden gesammelt, das Drama entwickelte eine blühende Poesie, Musik und Theater wurden aus Anlass der Götterfeste gepflegt, die Mathematik fand zu Anfang des 3. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Begründung durch Aryabhatta, die indischen Mathematiker kannten genau die Rechnung mit bestimmten Zahlen, sie hatten den unendlichen Quadranten entdeckt, welcher sich aus der Theilung bestimmter Grössen durch eine Zahl ergiebt, sie besassen eine allgemeine Methode der Auflösungen von Gleichungen des zweiten Grades u. s. w.; aber alle technischen Fortschritte konnten den geistigen Verfall nicht aufhalten, der die Folge der kirchlichen Reaction war.

Der Buddhismus ist die verbreitetste Religion der Erde, man schätzt die Zahl seiner Bekenner auf mindestens 340 Millionen, während das Christenthum nur 337 Millionen, der Islam nur 180, der auf Vorderindien beschränkte Brahmanismus nur 14 Millionen umfasst, und doch wurde der Buddhismus nur durch friedliche Propaganda verbreitet. Selbst zur Zeit seiner Herrschaft in Vorderindien wurden die Brahmanen nicht verfolgt, und als die Buddhisten aus Vorderindien vertrieben wurden, siedelten sie sich in Hinterindien an, von wo sie sich nach China verbreiteten. Aber schon zur Zeit seines Aufblühens drangen seine Apostel nach dem Westen, Afghanistan war bis zur Eroberung durch die Mohammedaner buddhistisch, von hier verbreitete sich die Lehre weiter nach Westen, und es ist noch unerörtert, welchen Einfluss sie auf die Geister bis zum Mittelmeere nahm; andererseits verbreitete sie sich nach Norden zu den Tataren, Mongolen und auch von dieser Seite nach China; im 6. Jahrhundert drang sie nach Tibet, wo gegenwärtig der Dalai-Lama ihr mächtigster Vertreter ist, das prägnanteste Beispiel eines geistlichen Herrschers.

Eine Hauptursache dieser weiten Verbreitung der Buddhisten war ihre Duldsamkeit gegen Andersgläubige, ihr Anschmiegen an die Landessitten und die Bewunderung, welche namentlich in älterer Zeit die Tugenden ihrer Vertreter erregten. Die nothwendige Folge war aber auch, dass die buddhistische Lehre bald ihre anfängliche Reinheit verlor und zu einem gedankenlosen Mechanismus ausartete. Schon in Vorderindien und kurz nach Śakyamuni's Tode fand diese Veränderung statt. Ursprünglich war die Lehre ein Atheismus mit etwas Animismus versetzt, er kannte keine Götter und das Eingehen in Nirvāna war im Grunde nichts als die Auflösung des Leibes und die Vernichtung der dem Animismus entnommenen Idee der Seele. Śakyamuni erklärte ausdrücklich, er sei kein Gott, sondern ein Mensch, aber bald nach seinem Tode kamen Bilder von ihm auf, die von dem an Götterbilder gewöhnten Volke als Gott verehrt wurden, und bald schlichen sich alte Ideen ein, welche an die Stelle des Śakyamuni den nackten kraushaarigen Wišnu des alten Magadha setzten (Fig. 178); ebenso entstanden Tempel, zuerst als Reliquienbehältnisse, wobei wiederum die uralte Wišnu-Idee zum Vorscheine kam, wenn z. B. eine als der linke Augenzahn des Buddha ausgegebene Reliquie sich als der Hauer eines jungen Elephanten erwies; die fromme Einfalt konnte diesen groben Betrug nicht merken, denn sie dachte sich ihren Gott als gewaltig genug, um derlei niedliche Zähne zu besitzen. Wie Śakyamuni selbst, so wurden seine hervorragendsten Schüler verehrt, bekehrte Brahmanen brachten ihre Gottheiten in die Buddhalehre, so dass zuletzt Buddha als König der brahmanischen Götter erschien. In gleicher Weise wendete sich der Cultus vom Vernünftigen zum Missverständnisse, aus den während der Regenzeit rastenden Aposteln wurden Mönche und Nonnen, welche im geistigen und körperlichen Müssiggang ihr Leben verbringen; die Priester lehren nicht nur die Ueberlieferungen Śakyamuni's, sondern bannen auch Geister, vertreiben Krankheiten, deuten die Sterne

Fig. 194. Buddhistische Priester.

als Astrologen, wie die Brahmanen, und die Gebete wurden so gehäuft, dass förmliche Gebetsmaschinen aufkamen, um dieselben leichter abzuhaspeln. Mit den ägyptischen haben die buddhistischen Priester das glatt geschorene Haupt (Fig. 194) gemeinsam; diese Sitte führte die Legende auf Śakyamuni zurück, der sich das Haupt schor, als er seine Familie verliess, um Einsiedler zu werden, sie steht aber im schroffen Gegensatze zu dem bärtigen Brahmanenthum und ist daher durchaus keine zufällige Erscheinung. Die Buddhisten ahmten nur alte Sitten nach.

Von diesem Standpunkte aus verdienen die buddhistischen Götter eine grössere Beachtung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist, sie sind keine Schöpfungen der jüngsten Zeit, sondern Ueberbleibsel der alten Volksreligionen, welche von dem weitherzigen Buddhismus aufgenommen und bewahrt worden sind, sie sind für die Culturgeschichte ebenso wichtig, wie die Versteinerungen für die Paläontologie. Auch der Dalai-Lama in Tibet, welcher schon bei Lebzeiten als Gott verehrt wird, ist nichts Anderes als die verstärkte Idee des Palals der Rinderhirten in buddhistischem Gewande.

Unstreitig hat der Buddhismus viel zur Milderung der Sitten beigetragen, aber er wirkte wie Morphium auf die Menschheit, einschläfernd, aber nicht heilend, seine Verabscheuung der Fleischspeisen schuf ein schwaches Menschengeschlecht, seine Nirvāna apathische Geister, die Menschheit braucht aber Kraft und Wissen.

Gleichwohl hat sich der Buddhismus regierungsfähiger erwiesen als das aristokratische Brahmanenthum, welches durch seinen rücksichtslosen Egoismus sich schliesslich selbst der Wurzeln seines Daseins beraubt hat. Ein gründlicher Kenner indischer Verhältnisse, Kerr, bemerkt, wenn der Satz „ein Brahmane soll nicht in einer Stadt wohnen, welche von einem Sudra regiert wird“, nicht ein todter Buchstabe, sondern in Macht wäre, so könnte jetzt kein Brahmane in Indien leben. So leben die Brahmanen als ein verarmter Adel in dem Lande, dessen Könige er einst beherrschte, als Soldaten, Kaufleute und Ackerbauer u. s. w. ihren Unterhalt gewinnend, aber in unbändigem Ahnenstolze, welcher noch vor Kurzem den aus dem Gefängnisse vor den Sikhfürsten gerufenen Fakir veranlasste, ohne jeden Anlass den ihm wohlwollend entgegenkommenden Fürsten „Wäschersohn“ zu schimpfen. Die Kastenunterschiede zersplittern sich in die eigenthümlichsten Spitzfindigkeiten. Ein Hindu von Rang wird seinem Kinde nicht erlauben, in demselben Zimmer mit einem Europäer

zu essen oder zu schlafen, aber er wird ihm erlauben, eine Schule zu besuchen, wo ein Europäer lehrt. Ein Hindu verliert seine Kaste nicht, wenn er die Bibel liest, oder selbst wenn er getauft ist, aber er verliert sie, wenn er mit einem Christen isst. Ein Hindu verliert seine Kaste nicht, wenn er einen Diebstahl oder eine Fälschung begeht, aber er verliert sie, wenn er wegen dieser Verbrechen transportirt wird, weil er dadurch genöthigt ist, mit Fremden zu essen, oder Nahrung zu geniessen, welche von Fremden angerührt ist. Glücklicherweise giebt es Mittel, diesen Verlust der Kaste wieder zu repariren, hier ist das Geld der Heiland, der den Unglücklichen erlöst, ein Gastmahl und Geschenke an die Brahmanen machen Alles wieder gut. Aber die Kastenunterschiede beschränken sich nicht auf die Brahmanen, die Sudras zersplittern sich in noch mehr Kasten, jeder Diener verrichtet nur die ihm eigenthümliche Arbeit und weigert sich entschieden, eine andere Arbeit zu thun; ein Jäger trägt wohl seinem Herrn das geschossene Wild nach Hause, aber er wird unter keiner Bedingung es auf den Markt tragen, das ist die Aufgabe eines anderen Dieners u. s. w. Aus diesem Grunde muss ein vermöglicher Mann eine grosse Anzahl von Dienern halten, aber dieser Umstand beweist, dass der Kastenunterschied nicht arischen Ursprungs ist, nicht mit dem Ständewesen verglichen werden kann, Kasten fanden die Arier in Indien vor, sie nahmen dieselbe nur an; die Abgeschlossenheit der Kasten ist ein Product niederer Cultur, sie kommt schon bei den Australnegern vor.

Die Wohnungen der vornehmen Hindus haben hohe Veranden und terrassenförmige Dächer, weite Hallen, die auf schlanken Säulen ruhen, die Säle sind hoch, alle Thüren sind offen und blos mit einem Gaze-Vorhang oder leichtem Bambugeflecht versehen, um die Fledermäuse abzuhalten. Die Wände sind von weissem Stuck aus gestossenen Muschelschalen. In gewissen Entfernungen von einander hängen vielarmige Candelaber an den Wänden, sie enthalten Gläser, worin Cocosnussöl brennt. Den Fussboden bedeckt feines glänzendes Rohrgeflecht. Mobilien aus den seltensten Holzsorten und den elegantesten Formen füllen die Gemächer, die Wohnungen sehen aus wie Raritäten-Cabinete; vierfüssige Thiere und Vögel aller Art erfüllen die Gärten. Im Speisesaale brechen fast die Tische unter der Last der darauf befindlichen Speisen, darüber befindet sich ein grosser massiver Schirm (punkah), der wie ein grosses Perpendikel hin- und herschwankt und Luft zufächelt. Schaaren von Dienern erfüllen die Räume, von denen jedoch jeder, wie oben erwähnt,

nur die ihm speciell zufallende Dienstleistung verrichtet und nie in die Competenz des anderen eingreift. Im Speisesaale steht hinter jedem Stuhle ein Diener, den Turban auf dem Haupte und die Arme über die Brust gefaltet; sobald man sich gesetzt hat, öffnet er sie, zu den Verrichtungen seines Dienstes bereit. Am Schlusse des Gastmahls bringt man den Hukuh, die Wasserpfeife. Geraucht wird der Godak, ein trockener Teig, bestehend aus Rosenblättern, Candiszucker, Opium und getrockneten Holzäpfeln, es kommt wenig oder kein Tabak hinzu. Diese Zusammensetzung würde nicht brennen, wenn nicht das Feuer durch Kugeln unterhalten würde, die aus Steinkohle, Asche und Reismehl bestehen und einmal angezündet, stark brennen. Die eingebornen Frauen bringen ihre Zeit, diejenige ausgenommen, die sie zum Schlafen, zur Toilette, zum Gebet und zum Gastmahl verwenden, mit Rauchen zu.

Die Armen wohnen in Lehmhütten und schlafen auf Matten, meist auf blossem Boden, jeder an der Schwelle seiner Hütte. Der Turban dient den Männern, ihr Haarwuchs den Frauen als Kopfkissen. Jeder liegt so im Freien, das Gesicht mit einem Zipfel seines Gewandes bedeckt, um sich vor Thau und Insekten zu schützen. (Aehnlich verbot das mosaische Gesetz, dem Schuldner das Kleid zu pfänden, „denn es ist die Decke, womit er schläft".) Mann und Frau sind in dasselbe Stück Zeug eingewickelt, das den Tag über der Letzteren als Unterrock, während der Nacht aber Beiden als Decke dient. Mit dem Nahen des Morgens richten sich diese Leiber auf, wickeln sich aus den sie bedeckenden Tüchern und die Toilette beginnt, abermals in freier Luft. Die verheiratete Frau holt Wasser herbei, womit sie Kopf und Schultern des kauernden Gatten begiesst; sie wäscht und reibt ihn, oft wird sie ihm auch seinen ganzen Körper einölen, seine stets sehr langen Haare, die aber häufig nur ein Büschel auf den Kopfscheitel bilden, kämmen und flechten, dann wird sie, je nachdem er ein Bekenner von Brahma, Wišnu oder Śiva ist, seine Stirn mit verschiedenen senkrechten oder horizontalen weissen, gelben oder rothen Linien in glänzenden Farben bemalen, womit seine Kaste bezeichnet werden soll. Ist dieses Geschäft beendet, so kauert sich der Herr und Gebieter wie ein Affe auf der Schwelle seines Hauses nieder und raucht seinen Hukuh. Die Frau oder die Frauen, da er meist mehrere hat, reinigen das Haus, bevor sie an ihre eigene Toilette gehen, und den Theil der Strasse, der die Nacht über zum Schlafgemach gedient hat, dann besprengen und bestreichen sie die Wände mit Kuhmist, der in Wasser aufgelöst ist (die Kuh ist ein heiliges

Thier, daher ihr Wasser Weihwasser) und wodurch üble Gerüche und Insekten zerstört werden. Wer das Volk in seiner öffentlichen Thätigkeit beobachten will, muss sich auf den Bazar begeben, wo sich auch die grösseren Buden befinden. In denen der Schneider sind die kostbarsten Stoffe von Kašmir und Delhi ausgebreitet, diese geschickten Arbeiter sitzen gruppenweise in ihren Werkstätten. Die Buden der Färber zeichnen sich durch lange Streifen von gefärbten Stoffen aus, welche an Stangen vom Dache herabhängen. In jeder Strasse befindet sich ein Banquier oder Wechsler, der einen Haufen Kaurimuscheln, die in Indien als Kleingeld dienen, zur Seite hat.

Da in Indien, wie in allen heissen Ländern, die Armen sich mit wenig Reis als Nahrung begnügen, so ist der Lebensunterhalt, wenn nicht Hungersnoth herrscht, leicht zu bestreiten, und diese Bedürfnisslosigkeit mag die ruhige beschauliche Gemüthsart der Inder erklären. In neuerer Zeit bringt jedoch theils der Einfluss europäischer Cultur, theils die Concurrenz der Chinesen eine Aenderung der Verhältnisse mit sich, der sich der Hindu auf die Dauer nicht zu entziehen vermag.

Uebrigens ist der Charakter des Inder nicht überall derselbe. Die obige Schilderung bezieht sich auf Bengalen; von diesem schüchternen Volke sticht der allerdings gemüthliche, aber nicht unkriegerische Bewohner des Südens sehr ab und von beiden wiederum der ungestüme, blutdürstige und raubgierige Mahraṭe, welcher noch am meisten den Charakter des Ariers der Vedas beibehalten hat. Alle Inder aber, so gleichgiltig und unterwürfig sie auch gegen die Gewalt der weltlichen Macht sind, gerathen in ungeheuere Aufregung, wo ihre Religion ihrer Meinung nach in Gefahr ist; für diese setzen sie ihr Leben ein, und vor wenigen Jahren hatten die Engländer einen furchtbaren Aufstand zu bewältigen, weil sie den Soldaten Patronen mit Schweinefett bestrichen aufdrängten.

Obgleich Indien ein von der Natur reich gesegnetes Land ist, haben die Engländer mit der Besitzergreifung dieses Landes doch keine glänzende Erbschaft angetreten, denn das indische Budget weist ein Deficit auf, welches in den Jahren 1876/77 36,150.000 Gulden betrug, wobei allerdings die Zinsen einer Staatsschuld von 1.153,268.000 Gulden, entstanden durch die Kriege, welche die Besitzergreifung im Gefolge hatte, in Betracht kommen, aber unzweifelhaft geht Indien unter den Segnungen der europäischen Civilisation einer schönen Zukunft entgegen.

Diese Civilisation hatte und hat zum Theile noch jetzt eine schwere Arbeit. Seit der Vertreibung der Buddhisten strömte durch die nordöstlichen und nordwestlichen Grenzen eine wilde Horde um die andere nach Indien, und im vorigen Jahrhundert noch ereigneten sich sechs solche grosse Einfälle in dreiundzwanzig Jahren. Eine solche Invasion war nicht nur gleichbedeutend damit, dass 20.000 und 100.000 barbarische Krieger unter Mord und Brand durch das Land zogen, Alles zerstörten und aufzehrten, ohne das Geringste dafür zu zahlen, sondern zum Schlusse kam auch noch ein grosses Massacre in der Hauptstadt des angegriffenen Landes. Während des ersten der eben erwähnten sechs Einfälle, welcher von einem Abenteurer aus Persien angeführt worden war, wurden in den Strassen von Delhi an einem Vormittag 8000 Männer, Frauen und Kinder in Stücke gehauen und die fünf afghanischen Invasionen, welche auf die erste folgten, bilden eine Reihe der gräulichsten Blutthaten, die jemals in der Geschichte der Menschheit vorkamen. Das ganze Grenzland zwischen Afghanistan und Indien wurde entvölkert. Die unwissenschaftliche Grenze des vorigen Jahrhunderts bedeutete 60.000 Quadratmeilen Grenzland voll Gestrüppe, welches den wilden Thieren überlassen blieb, dann ödes Gebiet, welches die Bewohner aus Furcht vor den räuberischen Grenzstämmen zu bebauen sich nicht getrauten. Ebenso verhielt es sich mit den Himalaya-Abhängen im Osten, der fruchtbare Theil von Assam war der fortwährende Schauplatz von Kampf und Gemetzel. Nach dem Zusammenbruche des Mongolenreiches zogen Räuberbanden in Schaaren von Tausenden durch ganz Bengalen, und im Jahre 1772 betrugen diese Räuber mehr als 50.000 Mann. Auch die See, welche die natürliche Vertheidigung des übrigen Indien bilden sollte, war von der Geissel der Piraten heimgesucht, welche die Dörfer verbrannten, deren Einwohner sie entweder ermordeten oder in die Sklaverei fortschleppten. Das Land selbst war in kleine Fürstenthümer zersplittert, in denen häufige Revolutionen herrschten, Anarchie wechselte mit Gewaltherrschaft und der ruhige Einwohner war nicht sicher, auf der Strasse oder in seinem eigenen Hause ermordet zu werden. Hungerjahre, welche noch jetzt das Land heimsuchen, verwüsteten dasselbe früher in der schrecklichsten Weise. Eine einzige Hungersnoth 1770 raffte 10 Millionen Menschen fort und nichts geschah, um den Nothleidenden beizustehen. Dagegen gab die englische Regierung zu Bengalen 40 Millionen Gulden aus und in den folgenden fünf Jahren 140 Millionen, um dem Volke Nahrung zu verschaffen.

Den Engländern gelang es, Gesetz und Ordnung in diesem Lande wieder herzustellen, sie haben die Genugthuung, dass die vielen Eingebornen-Staaten, welche sich früher gegenseitig isolirten und hassten, wenn sie sich nicht gegenseitig bekriegten, nun ruhig mit einander verkehren und Handel treiben, verbunden durch Eisenbahnen, Strassen und Telegraphen; Hospitäler, Schulen und Gerichte sind über das ganze Land verbreitet. Viele Tausend Meilen dichtes Gestrüppe sind in prachtvolles, reichbevölkertes Getreideland verwandelt und an Stelle von grossen fieberbrütenden Sümpfen befinden sich jetzt gesunde Städte. In dem Districte von Gulpara, wo die Regierung bis vor 25 Jahren mehr für die Ausrottung wilder Thiere bezahlen musste, als die ganze Grundsteuer ausmachte, wurden 13.000 Quadratmeilen der Theecultur eröffnet, welche jetzt jährlich 160 Millionen Gulden dem Lande einbringt; das früher öde Gebiet, welches die Bewohner anzubauen sich nicht getrauten, liefert jetzt 30 Millionen Pfund Getreide; früher wurde oft ein ganzer Bezirk durch Elephanten verheert und unbewohnbar gemacht, in zwei Districten waren 56 Dörfer während der letzten Jahre der einheimischen Administration auf diese Weise verwüstet worden, heute sind die wilden Elephanten schon so selten, dass die Regierung dieselben schützen muss. Tiger, Löwen und Leoparden tödteten jährlich Tausende von Menschen und Hunderttausende von Rindern, heute giebt es keine Wölfe mehr, und die Engländer, welche zur Jagd nach Indien kommen, klagen, dass sie fast niemals mehr einen Tiger zu sehen bekommen. Nur die Schlangen konnten nicht ausgerottet werden, sie raffen noch jetzt jährlich an 20.000 Menschen hinweg. Mit den Seepiraten hat England so gründlich aufgeräumt, dass die indischen Gewässer jetzt so sicher sind wie der englische Canal.

Auch die innere Mission hat sich England angelegen sein lassen, es machte keine Bekehrungsversuche wie die Spanier in Mexico, aber es verstand, die Bewohner an eine höhere sociale Anschauung zu gewöhnen, den Sinn für Industrie und Thätigkeit zu wecken und durch seine Schulen wahre Menschenbildung zu verbreiten. Schon jetzt reisen Brahmanen-Söhne nach England, um an dessen hohen Schulen europäische Wissenschaft zu studiren, und es dürfte sich mit der Zeit in diesem Lande der Kastenunterschiede die Einsicht nunmehr verbreiten, dass nicht der Zufall der Geburt, sondern Wissen und Können den richtigen Massstab für die Werthschätzung der Menschen bieten.

IV. BABYLON.

Der südliche Theil Mesopotamiens vom 34. Grad bis zum 30., wo die vereinigten Flüsse Euphrat und Tigris sich in den persischen Meerbusen ergiessen, ist Alluvialboden und war daher in der ältesten Zeit ein Schlamm- und Sumpfland, das wohl von wilden Jagdvölkern bewohnt war. Die einheimische Sage knüpft die Cultur des Landes an einen Fischmenschen, Oannes, an, der vom persischen Meerbusen gekommen sei und den Menschen alle Künste lehrte, aber nur während des Tages sich auf dem Lande aufhielt, des Abends aber in das Wasser ging. Wir wissen aus dem Handelsverkehre in älterer Zeit, dass derselbe vom Misstrauen beherrscht war. Waren die Urbewohner Babylons Wilde, wie die Caraiben Amerikas oder die Feuerländer, waren die Fischmenschen ein seefahrendes Volk, so ist es erklärlich, dass letztere sich Nachts auf ihre Schiffe zurückzogen, um vor feindlichen Ueberfällen geschützt zu sein. Im Alterthum pflegten die Seefahrer Getreide mit sich zu führen, um es anzubauen, wenn ungünstige Winde sie längere Zeit an fremden Küsten aufhielten, und so dürfte der Ackerbau in Babylon, wie es scheint, von Indien her eingeführt sein, wo die erste Fleischwerdung des Wišnu, der Fisch im Gangathale, wie Wišnu selbst der Seefahrer war. Dass die Babylonier mit Indien in alter Zeit in Seeverkehr standen, ist durch die Auffindung des indischen Teakholzes in den Ruinen von Ur in Chaldäa ausser Zweifel gestellt. Wenn dagegen die Bibel erzählt, dass die Menschen von Westen her in Sinear eingezogen seien, wo sich ihre Sprachen verwirrten, so dürfte sich dies auf ein anderes Volk, auf das der Hirten beziehen, welche als Semiten und Arier ethnographisch wenig verschieden sind, aber sehr verschiedene Sprachen reden; in Babylon verdrängte die assyrische oder aramäische Sprache eine ältere.

Fig. 195. Susianer.

Fig. 196. Ackerbauende Babylonier.

Alte babylonische Bilder (Fig. 195) zeigen uns die Bewohner von Susa, der Hauptstadt der Elamiter, welche zwischen dem Tigris und Pasitigris im Osten Babyloniens wohnten, als ein negerähnliches wildes Volk, und die Feder als Kopfschmuck bei dem einen derselben deutet auf die Jagd hin; ferner ackerbauende Babylonier (Fig. 196) mit sehr primitivem Pfluge, bartlos und mit einem Schurz bekleidet, wie ihn die ackerbauenden Aegypter trugen, wogegen der melkende Ziegenhirt (Fig. 197) den langen Bart trägt, der den späteren Babyloniern, den Assyrern, Juden und in verkürzter Form auch den Persern eigenthümlich war. Ein persischer Geograph des 6. Jahrhunderts bemerkt, dass in Persien die Bewohner der Ebenen rothbraun von Farbe und von spärlichem Haarwuchse waren, während die Bewohner der Gebirge sich durch weisse Hautfarbe und starken Haarwuchs auszeichneten. Wenn daher auf späteren babylonischen Bildern fast nur bärtige Männer erscheinen, so lässt sich dies daraus erklären, dass nur die Edlen abgebildet wurden. Die babylonische Frau (Fig. 198) trägt eine Leibbinde, deren Band vorn herunter hängt, wie die Bilder der indischen Durga sie tragen und wie sie noch bei malayischen Stämmen üblich ist, diese Binde dürfte auch mit dem Rachat der Bewohner des ersten ägyptischen Gaues (Fig. 63) eng verwandt sein. Wir haben im vorigen Capitel die Vermuthung ausgesprochen, dass die braunen Malayen einst das Festland von Indien bewohnten, sie dürften sich

Fig. 197. Hirten.

Fig. 198. Babylonische Frau.

aber noch weiter westwärts erstreckt haben, denn König Sargon I. von Babylon, welcher zu Anfang des 2. Jahrhunderts vor Christo lebte und eine Insel im persischen Golfe erobert hatte, rühmt sich, über braune Menschen geherrscht zu haben. Durga war die Göttin des Wagens und ritt auf einem Panther, und dem entsprechend finden wir auf den ältesten babylonischen Bildern schon vierspännige Wagen (Fig. 199), welche eine grosse Aehnlichkeit mit den sibirischen Rennthierschlitten haben und Kämpfe mit den Löwen, von Männern ausgeführt, die nur den Speer und das Beil als Waffe haben (Fig. 200). Wir finden also in Babylonien in der ältesten Zeit Ackerbau, Viehzucht und Jagd vertreten, zu einer Zeit, wo sich die bildliche Darstellung noch auf der niedrigsten Stufe befand, und diese Bilder eröffnen uns einen Ausblick in eine Zeit, welche weit vor der historischen Geschichte Babyloniens liegt.

Fig. 199. Babylonischer Wagen.

Wenn friedliche Ackerbauer neben Jägervölkern wohnten, so waren sie stets der Gefahr ausgesetzt, ihrer Vorräthe beraubt zu werden, sie mussten daher ihre Häuser durch Wälle schützen, und so ergab sich die Gründung von Städten als eine unbedingte Nothwendigkeit, da die Kräfte der einzelnen Familie zum Schutze nicht ausreichten. In Babylon bot der Lehmboden ein zwar leicht zu bearbeitendes, aber dennoch schwierigeres Material, als die Gebirgsbewohner in ihren

Fig. 200. Löwenkampf.

Steinen fanden; nur durch Verbindung mittelst des in den Bergen Assyriens vorkommenden Erdpechs konnten die luftgetrockneten Ziegel eine solche Festigkeit erhalten, dass sie den Einflüssen der Regenzeit widerstehen konnten. Es ist daher anzunehmen, dass die Hirten der Berge in die Ebenen zogen, die schutzlosen Feldbauer unterjochten und Städte gründeten. Diese Städte bestanden anfangs wohl nur aus Rohrhütten oder Zelten und wenigen festen Gebäuden, aber diese Ansiedlungen waren mit einem Wall umgeben und hatten einen künstlichen Hügel in der Mitte, der als Lug in's Land diente, um die Ackerbauer bei drohender Gefahr rechtzeitig in den schützenden Wall zu rufen. Hieraus erklärt sich die Pyramidenform der babylonischen Tempel und die Verehrung ihrer höchsten Gottheit, des Himmelsauges oder der Sonne, die zugleich als Sonnenschein und Regen den Landbau beförderte. Dieser höchste und daher älteste Gott hiess bei den Babyloniern *Il* oder *Ra*, bei den Assyrern *Assur*, bei den Persern *Ahura-mazda* und Figur 201 scheint diese drei Völkerschaften zur Anbetung dieses Gottes vereinigt darzustellen, indem die Figur links den Assyrer, die mittlere fischköpfige Figur den Babylonier und die Figur rechts vor dem Feuer den Perser oder Meder darzustellen scheint, als viertes finden wir noch den heiligen Baum, der neben den drei Männern das Weib personificiren dürfte, welches Früchte trägt. In der

Fig. 201. Assyrische Cylinder mit dem Sonnenauge.

späteren feineren Ornamentik trägt er Pinienzapfen, die hier abgebildeten Früchte scheinen aber Eicheln zu sein und deuten auf die grosse Rolle hin, welche die Schweinezucht im Ackerbau spielte (vgl. S. 67 ff.).

„Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache", sagt die Bibel und behauptet, dass das Auseinandergehen der Sprachen erst in Babylon entstanden sei; es ist sehr wohl möglich, dass die oben erwähnten drei oder vier Völker einerlei Sprache hatten, da sie dieselbe Religion besassen und das Auseinandergehen der Sprachen an den Namen ihres Gottes leicht erkennbar ist. *Il* oder *Ra* war der Himmelsgott, der sich in der Sonne und im Regen offenbart, babylonisch *il* heisst „leuchten", *Ra* ist der ägyptische Sonnengott, *r* und *l* wurden im Alterthum nicht sehr verschieden ausgesprochen, es war ein dem *rl* ähnlicher schwankender Laut. Im Aegyptischen heisst das Auge *an* und *ar*, kann ebensowohl die leuchtende Sonne als das weinende Auge, der Regen sein, *ra* heisst babylonisch überschwemmen, das Land hiess , das Land *Ra*, vielleicht *kurra* „das Land der Ueberschwemmung", aber כור *kur* heisst im Hebräischen „Ofen, Schmelzofen", und Moses sagt von Aegypten: „und er hat euch herausgeführt aus dem eisernen Ofen Aegyptens", wie auch die Bibel einen „Gesang der drei Männer im feurigen Ofen" kennt,

Fig. 202. Assurbilder.

der als Gesang in Babylon eine ziemlich harmlose Deutung fände. *Ra* vereinigt die höchsten Götter Babylons und Aegyptens; unser Auge (Fig. 201) ist aber unzweifelhaft der ägyptische Osiris, wie der assyrische Assur, welcher letztere wiederum der ägyptische Horus ist und aus einer Verbindung der Sonne und des Vogels (des Sturmgottes Šem) entstand, wie Figur 202 lehrt. Hier sehen wir zuerst den einfachen Vogel, die zweite Figur ist die halbe Sonnenscheibe ohne Flügel, aber mit zwei Händen, von denen eine den Bogen hält; die dritte Figur hat ebenfalls den Bogen, die Vogelgestalt, aber der Körper ist zum Manne ausgebildet, das ist der Eros, Heros und der mit Pestpfeilen schiessende Phoibos Apollon der Griechen. Die vierte Figur hat keinen Bogen, aber einen

Ring, das Zeichen des Sieges, der bei den Griechen und Römern zum Kranze wurde, während er bei den Aegyptern zur Form ☥ *anχ* (Leben, ewiges Leben) sich bildete. Diesen sogenannten Nilschlüssel oder das Henkelkranz hat auch ein chaldäischer König der Vorzeit in der Hand, und die Assyrer, welche sich ausschliesslich „Diener des Assur" und die anderen Völker „Feinde des Assur" nennen, dürfen wohl identisch mit dem Hor-šasu oder „Genossen des Horus" gewesen sein, und zwar zu einer Zeit, wo sie, wie die Löwenjäger (Fig. 200), noch keine andere Waffen als den Speer und das Steinbeil hatten. Damit stimmt auch der künstliche Bart überein, den die späteren Könige Aegyptens trugen, er erinnert an das in Afrika ausgestorbene assyrische Culturvolk, von welchem die ägyptischen Könige abzustammen sich rühmten. Ob die Nubier mit ihnen identisch waren, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls musste das heisse Nilthal andere körperliche Veränderungen hervorrufen als die luftigen Höhen der assyrischen Gebirge. *Il* ist aber auch der *Eloh* oder die *Elohim* der Juden, und wie das ägyptische Auge als 𓂀 *uten* dem nordischen *Odhin* entspricht, so auch die Keilschriftform *ut, tam, taš, par, liχ,* „Sonne, Tag, Fluss, Wasser", welche sich durch *par* an *par, pir, ṣap, zap, liχ,* „Schaar, Leute" anlehnt. Die polyphonen Zeichen der Keilschrift machen es erklärlich, wie die Sage von der Sprachenverwirrung in Babylon entstehen konnte.

Fig. 203. Chaldäischer König.

Die Identität der Assyrer und Hor-šasu geht aber auch aus der Form des assyrischen sperberköpfigen Genius (Fig. 204) hervor, welcher unzweifelhaft früher der oberste Gott der Assyrer war und erst später, nach Aufnahme der chaldäischen Planetengötter, den unbestimmten Charakter des Genius erhielt. Dieser trägt dieselben Embleme, den Tannzapfen und den Korb, wie der Fischgott Oannes, der

Fig. 204. Sperberköpfiger Genius der Assyrer.

Fig. 205. Nin.

als Nin (hebräisch נון *nun* „Fisch“) auch eine assyrische Gottheit und in assyrischem Costüm dargestellt wird (Fig. 205); er beschränkt sich daher nicht auf die Berge und das Land, sondern lässt auch die Idee der Seefahrt zu. Diese Bilder charakterisiren die Assyrer der Vorzeit: von ihren Bergen lugten sie wie Adler in die Ebene, überfielen die Ackerbauer und machten sich zu Beherrschern derselben, unternehmend zogen sie in die See auf Raubfahrten aus und gründeten Colonien, aber sie führten auch das gezähmte Rindvieh in die Ebene und spannten es vor den Pflug, den Sumpfbewohnern jene intensive Ausbeutung des Bodens lehrend, zu welcher ihr Bergland sie gezwungen hatte.

Diese Ausführung scheint zwar mit dem Umstande nicht vereinbar, dass Assyrien erst in späterer Zeit ein dominirender Staat wurde, aber es wäre ein Irrthum, die Assyrer deshalb, weil sie lange Zeit keine grosse politische Rolle spielten, für barbarisch zu halten; ihre eigenthümliche Sculptur, die sich später so plötzlich entfaltete, als sie zu Reichthum gelangten, muss sich auf heimischem Boden langsam entwickelt haben, sie wurde nicht von den Babyloniern entlehnt. Wahrscheinlich war Assyrien zur Zeit der babylonischen Blüthe in Clans zerspalten, welche sich untereinander befehdeten und daher nach aussen hin nicht erobernd auftreten konnten; einzelne Clans waren es, welche sich vom Gesammtstamme losrissen und in die Ferne wanderten, wo sie die Cultur begründeten. Ebenso haben sich die Perser eigenartig entwickelt, ihr Gott Ahura (die Perser verwandelten das assyrische und indische *s* oft in *h*), dessen Form Figur 112 zeigt, ist wohl identisch mit dem Assur (Fig. 202), namentlich mit der letzten Form desselben, aber ältere persische Sculpturen beweisen, dass diese Idee nicht von den Assyrern ausging, denn sie zeigen sogar die Figur des Scarabäus oder geflügelten Käfers. Zur Zeit des Hor-šasu waren somit Assyrer und Perser noch ein Volk und zu diesem Volke gehörte auch Abraham, der aus Ur in Chaldäa auszog, oder nach der arabischen Sage durch Nimrod von dort vertrieben wurde.

Auch Babylonien war in ältester Zeit nicht ein Reich, sondern, wie es scheint, bildete jede einzelne Stadt ein Königreich mit einem Heiligthum, dessen Gottheit fast überall dieselbe war, aber unter verschiedenen Namen angerufen wurde. Sie hiess zu Babylon *Bel* und *Merodach*, woraus später *Bel-Merodach* wurde, zu Borsippa *Nebo*, zu Kutha *Nirgal*, zu Nipur oder Kalneh *Beltis*, zu Hit *Hea* oder *Hoa*, zu Erech *Ana*, zu Ur wurde der Mond,

zu Sipparah die Sonne verehrt. Aus diesen einzelnen Göttern wurde später, als Babylonien zu einem Reiche vereinigt wurde, ein Götterpantheon gebildet, und wie die einzelnen Königreiche Vasallenstaaten wurden, so wurden auch die einzelnen Götter die Unterthanen des einen Gottes *Il* oder *Ra*.

Die Vereinigung zu einem Reiche wird in der Bibel dem Nimrod zugeschrieben, von dem es heisst: „Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akad und Kalneh im Lande Sinear.“ Wer dieser Nimrod, „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“, war, ist schwer zu ermitteln. Die Bibel macht ihn zu einem Sohne des Kuš, worunter Aethiopien verstanden zu sein scheint. In den Hieroglyphen ist Kuš und geschrieben, letzteres ist verwandt mit als Spiegel, der Spiegel war der Himmelsgott bei vielen Völkern, aber sowie sind weibliche Formen, welche an die indische Durga erinnern, die Aegypter verstehen unter Kušiten gewöhnlich einen Bogenschützen und wir haben (S. 231) gesehen, dass der Bogen erst zur Zeit des mittleren Reiches in Aegypten eingeführt wurde, während er in Babylon sehr alt, aber doch nicht so alt ist, wie die Figur 200; auch die Assyrer, welche später stets mit dem Bogen auftreten, haben denselben als Hor-šasu noch nicht, es ist also die Möglichkeit vorhanden, dass die Kušiten Skythen waren, deren Name (Schützen) ebenfalls auf den Bogen hinweist, und zur Zeit der Sasaniden wohnte noch im Nordosten Persiens ein Volk Kušan.

Man hat die Sprache der ältesten Keilschriften der turanischen oder alttürkischen sehr ähnlich gefunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Pfeilform dieser Schrift mit den Skythen zusammenhängt. Der Norden Asiens war der Geburtsort der Metallurgie und die Pfeile wurden erst durch die Metallspitze zur gefürchteten Waffe. Mit solchen Pfeilspitzen wurden die Runen in Holz geritzt und mit ebensolchen Pfeilspitzen scheint man die Schrift in die babylonischen Ziegel geritzt zu haben. Zugleich waren die nordischen Völker wegen ihrer Zauberei berühmt, und dass die Keilschrift in Babylon und Assyrien die hieratische oder heilige Schrift wurde, kann nur auf Aberglauben beruhen. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt einen Altar, auf welchem ein grosser Keil liegt und ein solcher Keil auf dem Altare befindet sich in dem babylonischen Himmelsbilde (Fig. 208 unten links); Pfeile und Stäbchen, welche zur Enthüllung zukünftiger oder verborgener Dinge dienten, waren nach dem Koran ein Werk des Satans. Sicher hatten die Assyrer früher schon dieselbe Cursivschrift, die später neben der Keilschrift auf ihren Cylindern sporadisch

auftritt, und diese Schrift ist sehr alt, denn wie ich in meiner „Illustrirten Geschichte der Schrift“ nachgewiesen habe, hängt eine der ältesten Sagen, die Erschaffung der Welt, im ersten Capitel des Genesis mit der alphabetischen Ordnung der phönikisch-aramäischen Schrift zusammen. Aber auch die Pfeilschrift, welche die Turanier nach Babylon brachten, war noch keine Keilschrift, denn die ältesten Schrifttafeln zeigen eine andere Form, welche eine runenähnliche Bildform hat. (Fig. 206.)

Fig. 206. Chaldäische Inschriften in Strich- und Keilschrift.

Diese Inschrift rührt von dem Könige Urokh her, der von 2093 — 2070 vor Christo zu Ur herrschte, und lautet: „Beltis, seine Gemahlin, hat veranlasst Urokh, den frommen Herrn, König von Ur und König des Landes Akkad, zu bauen ihr einen Tempel.“ Die Keilform war nicht die nothwendige Form der Ziegelsteine, denn auch die Striche konnten eingeritzt werden, es scheint vielmehr hier eine Vermischung zweier Schreibformen stattgefunden zu haben, welche mit dem Namen Akkad in Verbindung steht. Es ist bereits Seite 180 darauf hingewiesen worden, dass der Name Akkad mit der Knotenschrift zusammenhängt, jener Schrift, deren sich auch die ältesten Ackerbauer bedienten, und von deren Vorkommen in Mittelasien die Sage vom gordischen Knoten bezeugt. Lenormant hat nachgewiesen, dass der Name der Chaldäer mit den griechischen Namen der Khaldauoi, Kardakes, Karduchoi, Kordiaioi etc. zusammenhängt, die Schnur der gordischen Sage war mit dem Pfluge verknüpft; eine turanische Form der Göttin Istar, die Anunit oder Anahit der Perser, die Liebesgöttin, trug nach einem persischen Opfergebet, welches eine zweifellos den Tempelbildern entlehnte Beschreibung derselben giebt, folgende Tracht: ein golddurchwirkter Schleier umgab den Kopf, in der Hand hielt sie ein Büschel Zweige (die Aehren des Ceres), sie trug Ohrgehänge, Halsgeschmeide und Diadem, die Mitte ihres Leibes war unter den starken

Brüsten gegürtet, ihre Kleider von Biberfellen verfertigt, ihre Wagen mit weissen Zugthieren bespannt (vgl. Fig. 199). Wir haben oben (Seite 71) die Bedeutung des Bibers für den Ackerbau kennen gelernt. Anunit ist nach ihrer Beschreibung die indische Wagengöttin wie die deutsche Nerthus und die griechische Demeter. Die babylonische Keilschrift muss eine Vermischung der Knotenschrift mit der Figurenschrift sein, welche durch die Vereinigung der erobernden turanischen Jägervölker mit den Ackerbauern entstand, nur so erklärt sich die Bildform mancher Figuren, während die meisten Keilschriftformen keine Spur eines Bildes erkennen lassen, und die Bildform mit der Zeit mehr und mehr verschwand, so dass zuletzt der Stern zu ►►| und ►►| ►►| wurde.

An den turanischen Einfluss erinnert auch die Viertheilung des Landes. Wir haben diese quadratische Form in China und Japan und im indischen Himmelsbilde kennen gelernt, auf welchem der runde ägyptische Thierkreis zu Denderah beruht, diese Viertheilung verpflanzte sich später auch nach Assyrien. Noch zeigen die babylonischen Theogonien die Trilogie, aber wie Noah über seinen drei Söhnen steht, so steht auch in Babylon *Il* oder *Ra* über den Trilogien, er wurde dann der Gott der Nacht und der Sternenkunde.

In den babylonischen Keilschrifttafeln kommt der Name Nimrod nicht vor, dagegen ein anderer Heros, der nach seinen phonetischen Elementen *Iz-du-bar* gelesen wird, der aber gleichwohl einen anderen Namen gehabt haben kann, wie z. B. der babylonisch *an-pa-du-sis* geschriebene Name auch Nabukudurusur oder Nebukadnezar gelesen wurde. Diese Legende, welche die Eroberung Babyloniens behandelt, lautet:

„. . . Belesu, er erniedrigte Belesu.
Wie ein Stier zerstampfte er sein Land hinter sich;
Er vernichtete ihn, und sein Ansehen entschwand.
Das Land wurde unterjocht nnd darauf nahm er die Krone;
Izdubar setzte auf die Krone, und darauf nahm er die Krone.
Mit Wohlgefallen die Königin Istar richtete ihre Augen auf Izdubar,
und sie sprach also: — „Izdubar, du wirst sein mein Mann;
Dein Wort wird mich binden in Fesseln;
du wirst sein mein Mann und ich werde sein dein Weib.
Du wirst gefahren werden in einem Wagen von Edelsteinen und Gold,
dessen Kasten ist golden und dessen Deichsel herrlich;

du wirst emporsteigen in den Tagen grossen Ruhms,
zum Bit-Ani, dessen Gebiet einschliesst der heilige Pinienhain;
der Bit-Ani in seinem Eingang
vom Euphrat her wird küssen deine Füsse.
Dort werden dir unterworfen sein Könige, Gebieter und Fürsten,
sie werden dir zuführen die Tribute der Berge und Ebenen, Geschenke der Ehrfurcht
werden sie dir reichen. Deine Rinder- und Schafheerden werden doppelte Trachten ergeben.
. . . . . . das Maulthier wird willig sein
. . . . . . vor dem Wagen wird es stark sein und ohne Schwäche
. . . . . . unter dem Joche. Du wirst keinen Nebenbuhler haben.

Istar und Izdubar sind Personificationen von Völkern. Istar ist die ägyptische Isis, die Göttin des Ackerbaues und des Fischfangs, sie ist auch als nacktes Weib die Sonne oder die Glücksgöttin. In Babylon hiess sie Mylitta und ihr zu Ehren mussten die Mädchen ihre Jungfrauschaft Jedem preisgeben, der sie im Namen der Göttin dazu aufforderte. Dieser Brauch datirt noch aus jener Zeit, wo die Fischweiber unabhängig als Amazonen lebten, und die Stricke, mit denen sie das Haar durchflochten hatten, erinnern an die Netzkleidung des amerikanischen Weibes auf unserer Tafel III. So anstössig für unsere Anschauungen diese Sitte ist, so bemerkt doch Herodot, dem wir die Schilderung dieser Sitte verdanken, ausdrücklich, dass diese Mädchen nur einmal sich prostituirten und später mit den reichsten Geschenken nicht verführt werden konnten, sei es, dass diese beschämende Scene einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Gemüth machte (vornehme Mädchen fuhren in verschlossenen Wagen und dicht verschleiert zum Tempel), sei es, dass die Zeugung, wie bei allen khamitischen Völkern, als religiöse Handlung aufgefasst wurde; bei den Babyloniern scheint daher diese Sitte nicht zur Unzucht geführt zu haben, und die Aeusserungen der Juden darüber sind nur vom Gesichtspunkte des Abscheues aufzufassen, den diese Sitte schon an sich bei ihnen erregte. Dagegen war in Palästina und den benachbarten Inseln die gewerbsmässige Prostitution aus dieser Sitte hervorgegangen und erstere wurde so wenig missachtet, dass die Mädchen mit dem auf diese Weise erworbenen Gelde den Grund zu einem ehelichen Hausstande legten, ja, es wird sogar berichtet, dass ein von ihnen erkorener Mann die Wahl nicht ausschlagen durfte. Da hätten

wir denn die Frauenwahl im vollsten Sinne des Wortes, die uns schon bei den Indiern begegnet ist und die auch in der obigen Istar-Legende hervortritt. Istar wählt sich den Izdubar zum Gemahl.

Aus der obigen Erzählung geht aber auch hervor, dass das Land unter den Königinnen sich in einem so blühenden Wohlstande befand, wie Indien zur Zeit der Dasya oder Fischervölker, wo ebenfalls eine Königstochter sich mit dem fremden Stamme verband.

Nach Berosus, einem chaldäischen Priester, welcher zur Zeit Alexander's die Geschichte Babylons in griechischer Sprache schrieb, von dessen Werke uns aber nur einige Bruchstücke aus zweiter Hand erhalten sind, regierten in Chaldäa seit der grossen Fluth zehn Dynastien. Die erste, aus 86 Königen bestehend, soll 34.000 Jahre regiert haben, dann folgte eine medische Dynastie von acht Königen ungefähr um 2488 vor Christo, als deren erster Zoroaster genannt wird. Es drängt sich hier die Frage auf, ob dies derselbe Zoroaster ist, von welchem die Parsen-Religion herrührt. Man ist geneigt, das Leben des Letztern in die Zeit des Königs Darius zu versetzen. Thatsache ist jedoch, dass die medische Feueranbetung schon auf alten babylonischen Bildern vorkommt, wie der Mann rechts auf Figur 201 beweist. Figur 207, ebenfalls aus babylonischer Zeit, zeigt ein Opfer, wie es bei den Parsen zu allen Zeiten gebracht worden ist, die kein Fleisch assen, ehe nicht ein Theil desselben geopfert wurde; auch hier ist das heilige Feuer, und zwar auf dem Boden, ohne Altar, so dass man an jene brennenden Naphthaquellen erinnert wird, welche in Medien sich befinden und den Babyloniern umsomehr bekannt sein mussten, als sie von dort ihr Erdpech zum Verkitten der Steine bezogen. Uebrigens weist die Parsi-Religion neben den Zügen, welche geradezu den Sitten der Perser widersprachen, wie das Aussetzen von Leichen den Vögeln, das Verbot des Begrabens in der Erde, womit die Königsgräber des Cyrus, Darius und selbst der Sasaniden unvereinbar sind, Lehren auf, welche uralt sein müssen, wie z. B. die gottwohlgefälligen Werke des Anpflanzens von Obstbäumen, des Ackerbaues, des Schutzes der Thiere, welche kaum zu

Fig. 207. Opfer.

einer Zeit erlassen wurden, wo Fülle von Obstgärten herrschte und alle Ebenen sich im Besitze ackerbauender Völker befanden. Das Zendavesta mag aus jüngerer Zeit, vielleicht erst aus der Zeit der Sasaniden stammen, sein Verfasser mag ein in Baktrien lebender Priester gewesen sein, aber er war nicht der Begründer der Ahuramazda-Religion, er war nur ein Reformator derselben, etwa wie Kuṅ-fu-tse in China die Traditionen der alten Dynastien erneuerte. Der Gebrauch, die Leichen den Vögeln auszusetzen, ist in Tibet zu Hause, im westlichen Asien war davon nie etwas bekannt, dagegen finden wir das heilige Feuer der Hestia bei den Griechen und Römern, und der Umstand, dass dasselbe von Jungfrauen unterhalten werden musste, kann nicht von den Persern abstammen, bei denen Männer das heilige Feuer unterhielten.

Wenn Zarathustra, den die Griechen Zoroaster nennen, der Sternkundige war, wie der zweite Theil des griechischen Namens andeutet, der auch im Avesta als Tistrija (persisch *tištar*, Stern) vorkommt, so lehnt sich Izdubar in doppelter Weise an Zarathustra an, erstens insofern, als der Name Izdubar den Begriff der Flamme ausdrückt, zweitens, weil an den Namen Izdubar die Legenden geknüpft sind, welche sich auf den Thierkreis beziehen.

Die Babylonier hatten anfangs nicht 12 Thierkreiszeichen, eine Himmelskarte (Fig. 208) zeigt nur 10 Zeichen, von denen fünf Altäre, drei liegende Thiere mit steinbockähnlichen Köpfen sind, ausser denen noch ein Vogel auf einem Gestell, ähnlich dem Horussperber in dem Thierkreise zu Denderah, und ein Hund (wahrscheinlich der Sirius) den Rand einnahm, der zur Hälfte von einer Schlange umgeben ist, die auf der einen Seite zischend ihr Haupt erhebt. Diese Schlange dürfte die Milchstrasse sein. Den Mittelpunkt des Bildes, welches zu zwei Drittel beschattet ist, nimmt

Fig. 208. Chaldäische Himmelskarte.

die Sonne in dreifacher Gestalt ein, als heisse Zeit, als Regenzeit und als fruchtbare Zeit. Um diese herum sind noch einzelne Hieroglyphen, darunter das einzige der späteren Himmelszeichen, der Skorpion. Dieses Himmelsbild befand sich auf einem konischen Cylinder, welcher den Berg Meru vorstellte.

Ganz verschieden davon ist der Thierkreis, den die Izdubar-Legende schildert und der im Ganzen unserem jetzigen Thierkreise entspricht. Diese Legenden sind jedoch nicht geradezu kosmisch, eher scheinen sie culturhistorisch zu sein, wie schon die oben gegebene Legende, welche dem Monat der „Botschaft der Istar“ oder dem Thierkreiszeichen der Jungfrau entspricht, beweist. Nicht alle Legenden sind erhalten geblieben, es fehlt das erste, dritte, siebente, achte, neunte und zwölfte Täfelchen, deren Inhalt wir nur aus den Keilschriftnamen der Monate vermuthen können. Der culturhistorische Inhalt derselben dürfte ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt rechtfertigen.

Der erste Monat ist der Monat des Altars und bezieht sich wahrscheinlich auf die Errichtung von Hügeln als Opferstätten, wie sie sich auch in Amerika vorgefunden haben. Im Thierkreise entspricht ihm das Zeichen des Widders, den Abraham statt seines Sohnes opferte, wahrscheinlich erfolgte in diesem Monate das Opfer des Erstgebornen, dessen Anwendung ausser der Abraham-Sage auch ein Keilschrift-Täfelchen bezeugt, welches lautet:

Den Sprössling, der aus der Menschheit emporwächst,
Den Sprössling hat er für sein Leben hingegeben;
Das Haupt des Sprösslings hat er für sein Haupt hingegeben,
Die Stirne des Sprösslings hat er für seine Stirne hingegeben,
Die Brust des Sprösslings hat er für seine Brust hingegeben.

Der zweite Monat ist der des geflügelten Stiers oder vielmehr die Einfangung desselben. Die Flügel dieses, sowie aller geflügelten Vierfüssler, dürften wohl nur Symbole ihrer Schnelligkeit sein. Wenn dieses Zeichen ein Opfer bedeutete, so war es ein Stieropfer, an dasselbe knüpfte sich die Legende von der Zähmung der Stiere an.

Der dritte Monat war der Monat des Baues mit Ziegelsteinen, diesmal ein kosmisches Element, da um diese Zeit die Ziegel getrocknet werden mussten. Auch in diesem Monate scheinen Menschenopfer gebracht worden zu sein, es ist der Monat des Thierkreiszeichens der Zwillinge. Lenormant weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, dass die Gründung von Städten nicht selten mit Brudermord in Verbindung gebracht wurde. So baute Kain kurz

nach dem Brudermord die Stadt Hanoch, Romulus ermordete bei der Gründung Roms seinen Bruder. Im deutschen Mittelalter cursirten Sagen, wonach bei Erbauung von Städten ein Kind eingemauert wurde, der Teufel als Baumeister der Götter verlangte für die Asenburg die Idun, und wie die Krieger der Edda sich die Arme ritzten und in ihrem Blute Freundschaft tranken, so glaubte man auch im Menschenblute einen festen Bund mit den finstern Mächten, den dauerhaftesten Kitt, zu besitzen. Man mauerte Kinder in Stadtmauern ein, um die Stadt uneinnehmbar zu machen, in Brücken, um deren Einsturz zu verhindern, und der Nepomuk, der auf unseren Brücken sich befindet, erweckt eigenthümliche Erinnerungen wegen des Kindes, welches er in seinen Armen trägt. Ersetzte das Jesukind, das für die Sünden der Menschheit geopfert ward, ein früheres Kinderopfer? Der Name Nepo erinnert an den babylonischen Nebo (Fig. 209), der mit seinen ineinandergelegten Händen dem Moloch gleicht, in dessen Armen in Palästina die Kinder verbrannt wurden, und babylonische Sagen reden von einem Feuerofen, in welchem Menschen geopfert wurden. Auch der altindische Buddah hat solche verschränkte Arme und lässt vermuthen, dass auch er einst einen blutigen Charakter hatte. Diesen hat er verloren, ebenso wie der babylonische Nebo, als er von dem Erdengotte der Planet Merkur wurde, dessen Name übrigens auch an Moloch (das hebräische מלך *melekh* = מלך *molekh* heisst „König“, Merkur war der Gott der Grenzen) mahnt. Das Zwillingspaar deutet auf Doppelmord, der ebenfalls im Alterthum, selbst bei den Persern, vorkam; Herodot erzählt, dass Amestris, das Weib des Perserkönigs Xerxes, in ihrem Alter sieben Paare, Knaben und Mädchen, Kinder vornehmer Perser, lebendig begraben liess als Dankopfer für den Gott, der unter der Erde wohnend gedacht wurde.

Fig. 209. Nebo.

Das vierte Täfelchen enthält die Geschichte des Meerungeheuers Bul, welches das Land verwüstete und dem ebenfalls Menschen, nämlich Jungfrauen, geopfert wurden. Hier lehnt sich die babylonische Legende an die griechische Sage an, wie Theseus die Andromeda befreite, so spricht Izdubar:

— „Geh, mein Jägermeister, mit dem Weibe Hakirtu
und dem Weibe Upasamru,
und wenn das Ungeheuer vorübergehen wird,
heraustretend aus seinem Gebiet,
dass ein jegliches Weib ablege ihre Kleidung;
so wird ihre Schönheit sichtbar sein,
und es (das Ungeheuer) wird sich stürzen auf sie zu.
Dann du, tödte es, indem es sich so darbietet."

Fig. 210. Istar.

Eine Illustration hierzu bietet das Bild der nackten Istar in derselben Stellung wie Nebo, zuweilen auch mit einem Kinde auf dem Arme als Mutter, aber möglicherweise auch eine Molochfigur. Welcher Art das Ungeheuer Bul war, ist nicht angegeben, der Umstand, dass es auf's Land geht, lässt ein Krokodil oder Nilpferd vermuthen, in Griechenland aber scheinen Jungfrauen den Haifischen geopfert worden zu sein, welche die Küsten beunruhigten. Das entsprechende Thierkreiszeichen ist der Krebs oder der Hummer, und dies wäre ein sehr unschuldiges Thier, wenn seine vielen Füsse uns nicht an die vielarmigen indischen Götterbilder, z. B. Yaman-daga (Fig. 183), erinnerten, der ebenfalls ein Weib, man weiss nicht, ob zum Lieben oder Fressen, in den Armen hält. Auch die im Wasser glitzernde Sonne war ein Meerungeheuer, welches die Badenden verschlang, zumal Landvölker, welche nicht schwimmen konnten und sich, wie die Assyrer, aufgeblasener Häute bedienen mussten, um über einen Fluss zu gelangen. Der Monat entspricht unserem Juni, von dem es in Deutschland heisst, dass ein Badender in demselben ertrinken müsse, weil der Fluss sein Opfer haben wolle. Die harmloseste Bedeutung hat diese Zeit in den nordischen Runenmalen, hier ist es das Zeichen | *is*, die Zeit des Häringfanges, und die Rune der Silberblick des Härings, der ebenfalls von den Haifischen verfolgt wird. Es ist möglich, dass aus einem Missverständnisse das blutige Opfer entstand, welches den Haifischen statt Häringe Menschen zu fressen gab; dass der babylonische Gebrauch nicht harmlos war, beweist der Name dieses Monats, Adar (hebräisch *eder* „Herrlichkeit"), der dem indischen vielarmigen Indra entspricht

und als Gott der Waffen verehrt wurde. Auf ihn dürfte sich der Hymnus beziehen, der Seite 331 citirt wurde.

Das folgende Täfelchen bezieht sich auf den Monat des Feuers, es handelt von dem Löwen, der den Stier zerreisst, astronomisch die heisse Sonne, welche die Wolken verjagt, culturgeschichtlich die Jägervölker, welche die Rinderhirten unterjochten und sich mit ihnen vermischten (denn auch dieses kann das Bild vorstellen). Der Löwe, der den Stier zerreist, war das Wappen der Assyrer und Perser, in Indien war es die vierte Fleischwerdung des Wišnu als Mannlöwe. Der Gott, welcher diesem Bilde entspricht, ist Nirgal „der grosse Mann“, später der Planet Mars. Er ist die ägyptische Sphinx, aber keineswegs aus Aegypten nach Babylon, sondern eher umgekehrt aus Babylon, Persien oder Indien zu den Aegyptern gekommen. Eine Sculptur, welche in Nimrud (Kaleh) gefunden wurde und den Horus darstellt, der die Sphinx besiegt (Fig. 212), weckt eigenthümliche Gedanken über den Ursprung der Sphinx. Auf dem Obelisken Salmanassers findet man ähnliche Figuren, wie diese Sphinx, aber dies sind leibhaftige Affen, welche aus Indien dem Assyrerkönige als Tribut gesendet wurden. In diesen Affenbildern ist der menschenähnliche Gesichtsausdruck so übertrieben, dass man eher Thiere mit Menschenköpfen als simple Affen zu erblicken vermeint. Weitere Uebertreibungen konnten leicht den Affenleib in einen Löwenleib umgestalten, und hier verdient der Umstand Beachtung, dass der ägyptische Gott der Weisheit und des Priesterthums, Thaud, unter der Form des Affen verehrt wurde. Unsere Figur 212 findet ein Seitenstück in Figur 50, wo Garudha, der Vogel des Schiffgottes Wišnu, den Affen Hanuman liebend umfängt; in der griechischen Sage ist es Zeus, welcher sich in einen Schwan verwandelt, um mit Tyndareus (des Babyloniers) Frau den (Biber) Kastor zu zeugen (vergl. S. 74).

Fig. 211. Nirgal.

Interessant ist der Umstand, dass die unter dem Assyrerkönig Sennacherib nach Samarien verpflanzten Kuthäer (aus Babylonien) unter dem Namen

Fig. 212. Sperber und Sphinx.

Nergal den Hahn als Symbol des Feuers verehrten, der geflügelte Löwe ist somit eine Verschmelzung der dem Feuergotte Nirgal beigelegten Symbole des Hahnes und des Löwen.

Das sechste Täfelchen behandelt die Botschaft der Istar, welche bereits oben (S. 373) citirt wurde. Hier ist aber Istar nicht die nackte Frau, sie tritt in den Bildern theils als Ceres mit den Aehren, theils als Amazone mit Bogen und Pfeil, im indischen Thierkreise sogar als die das ewige Feuer hütende Jungfrau auf. Vielleicht dürfte sich hieran auch die Legende von der Höllenfahrt der Istar geknüpft haben, es beginnt die Zeit, wo die Nacht die Oberhand über den Tag gewinnt.

Vom siebenten, achten und neunten Monat sind keine Täfelchen vorhanden, es sind die Monate des Hügels, der Haut und der Wolken, oder die Thierkreiszeichen der Wage, des Skorpions und des Schützen. Das Zeichen der Wage kannten die Griechen nicht, sie hielten die kleinen Sterne dieses Zeichens für die Scheere des Skorpions und warfen beide Zeichen zusammen, indem sie nur 11 Zeichen annahmen, wie auch das phönikische Alphabet aus 2×11 Buchstaben besteht und Jakob nur 11 Söhne in Mesopotamien zeugte. Damit dürfte der Beginn des Jahres im Monat September im Zusammenhange gestanden sein.

Der zehnte Monat ist der Monat des Fleckens. Izdubar wird aussätzig und steigt in's Meer, um sich vom Aussatz zu heilen. Das Thierkreiszeichen ist der Steinbock, ein Monstrum, welches halb Ziege, halb Fisch und einem Walross ähnlich ist. Izdubar, der in's Meer steigt, ist die Sonne, welche im December untergeht und neu geboren wird. Merkwürdigerweise finden wir

in Amerika eine ähnliche Sage, wo ein syphilitischer Mensch sich in's Meer stürzt und als Sonne wieder aufgeht. Wenn im Hebräischen חרס *χereš* sowohl „die Sonne" als „Krätze" ist, so steht dies mit der Sage von Izdubar in unmittelbarem Zusammenhange.

Mit dem folgenden Monat, dem Zeichen des Wassermannes, ist die Sündfluth-Sage verbunden. Auch diese Sage scheint auf einer Thatsache zu beruhen, da die Oberfläche der Erde wirklich sich im Laufe der Zeit verändert hat, Continente zu Inseln und Archipel zu Continenten geworden sind. Diese Sage ist so vielfach behandelt worden, dass es nicht nöthig sein dürfte, weiter darauf einzugehen.

Der zwölfte Monat ist der der Vermessung. Auch hier fehlt das Täfelchen. Das Thierkreiszeichen ist das der Fische, zwischen denen sich auf dem Thierkreise zu Denderah bewässertes Land befindet. Die fehlende Legende dürfte wohl des Interesses nicht bar gewesen sein.

Lenormant negirt, dass die Zeichen des Thierkreises aus den Arbeiten der Landwirthschaft entlehnt seien und bemerkt weiter: „Man weiss ja, zu welchen grundlosen Conjecturen Dupuis' Schule, da sie einen derartigen Zusammenhang finden wollte, ihre Zuflucht nahm, indem sie gezwungen war, die Erfindung des Thierkreises auf die fabelhafteste Vergangenheit zurückzuführen, um nur einen Zeitpunkt zu finden, wo, Dank dem Vorrücken der Nachtgleichen, die Gegenwart der Sonne im Zeichen des Stieres mit der Zeit des Pfluges zusammenfiel u. s. w." Ich habe in meiner „Illustrirten Geschichte der Schrift" nachgewiesen, dass die Grundlage des Thierkreises die Male des nordischen Runenkalenders waren, welche von den Sternbildern unabhängig an die Vorgänge der Natur anknüpften. Es war natürlich, dass bei der Kenntniss der Astronomie auf den alten Grundlagen fortgebaut wurde, und dass an die Hieroglyphen des Himmels auch andere Sagen geknüpft wurden, welche sich in den Kreisen der Priester vererbten. Wieviel davon historisch, wie viel kosmisch ist, wird sich schwer von einander trennen lassen; die Logik, das Kind der exacten Wissenschaft, ist erst jüngeren Datums, im Alterthum war die Phantasie stets geneigt, die Wissenschaft sich dienstbar zu machen.

Eine noch genauere Kenntniss der Astronomie setzt aber die Verehrung der Planeten voraus. Die Fixsterne gehen regelmässig Jahr für Jahr und Tag für Tag auf und unter, die Planeten aber haben ihre eigenen Bahnen und es

bedurfte einer sehr sorgfältigen Beobachtung, um den Saturn zu fixiren, und doch beruht auf dieser Planetenlehre die erste biblische Geschichte, die Lehre von der Erschaffung der Welt in sechs Tagen und von dem Ruhetag, welcher dem fernsten Planeten, dem Saturn, geweiht war.

Ursprünglich verehrten die Menschen die Trilogie der Himmelserscheinungen, wie sie als Sonne, Mond und Sterne sich dem Auge leicht kennbar darstellen. In Babylon war *Sin* oder *Hurki* der Gott Mond und zugleich der gefeiertste, sein Zeichen war die Sichel, er wurde später der Saturn, in Babylon *Nin* oder *Ninip*, der Fischgott und der Gott der Ueberschwemmung, der Noah der Juden. Die Sonne hiess *San* oder *Sansi*, wovon das hebräische שנה *šana* „Jahr“ herkommt, ihr Zeichen war die Kugel, einfach oder in vier Theile getheilt und auch die Vereinigung von Sonne und Mond. Der Sternengott war *Vul* oder *Iva* (Fig. 213), der indische Siva, wie dieser auf einem Ochsen stehend oder reitend, das Symbol der Nacht und des Feuers; man dachte sich den Himmel als ein Haus, aus dessen Fenstern das Herdfeuer als Sterne blickte; er war auch der unterirdische Gott, dessen Feuerflamme in den Vulkanen und brennenden Naphthaquellen sich kundgab. Auf assyrischen Bildern kommt eine weibliche, auf einem Löwen stehende Gottheit vor, welche sich auch in Aegypten als Göttin *Kens* findet, doch ist letztere sicher assyrischen Ursprungs. Dieser Götter-Trilogie entspricht eine andere, welche aus *Ana*, *Bil* und *Hea* besteht, welche mit der Sonne verbunden, den Aufgang, Zenith und den Untergang darstellen.

Fig. 213. Vul.

Die Sonne wurde unzweifelhaft zuerst verehrt, aber die regelmässige Gleichheit, mit welcher sie am Aequator auf- und untergeht und sich an kein Bitten der Menschen kehrte, liess den Eifer der Verehrung erkalten. Das Zu- und Abnehmen des Mondes zeigte mehr Veränderung, man schrieb dem Monde daher grösseren Eigenwillen zu und bewarb sich eifriger um seine Gunst, namentlich die Frauen. Aber mit der Zeit erkannte man, dass auch er seinen regelmässigen Gang gehe und so auch die Fixsterne, von denen mancher, wie der Sirius, als specieller Götterbote, Wächter der Sternenheerde, Warner der Menschen vor den Ueberschwemmungen gegolten hatte. Jetzt richteten sich die Augen auf die Veränderungen im regelmässigen Laufe der Gestirne, und die gefürchtetsten und daher verehrtesten Götter wurden die Planeten. Es lässt sich sogar beobachten, dass die Planetengötter aus den

Sonnen- und Mondgöttern entstanden. Der nächste derselben bei der Sonne, Merkur, in Babylon Nebo, ist das Götterbild κατ' ἐξοχην (Fig. 209), der Gottmensch, der Stein, der Pfahl, ohne weitere Attribute, wie die griechische Herme; als Säule war er ursprünglich der Sonnengott, der Lichtstrahl, die Zeugungskraft der Natur. Später wurde er der Götterbote. Venus war ursprünglich die weibliche Form der Sonne, sowie der Mond, die Sichelform dieses Planeten scheint zu der Ideenverbindung von Mond und Stern Anlass gegeben zu haben, in Babylon hiess diese Venus Istar, und sie sowohl wie Merkur wurde in doppelter Weise als Abendstern und als Morgenstern verehrt, woran sich wieder eine Bevorzugung der Tageszeit oder der Nachtzeit knüpfte. Mars als Nirgal war ursprünglich der Stern überhaupt, daher er noch „der Sterne Herrscher" genannt wird, sein rothes Licht galt als verderbendräuend, er war daher ursprünglich identisch mit *vul* = *mul* „Stern". Merodach war identisch mit Bel, daher er auch Bel-Merodach genannt wurde, Bel aber war die Sonne, er wurde als ein schreitender Mann dargestellt mit dem Scepter in der Hand, wie der ägyptische Osiris auf dem Thierkreise zu Denderah, sein Bild (Fig. 214) hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem einer etruskischen Sculptur (Fig. 215). Der letzte Planet, welcher den Alten bekannt war, Saturn, ist am fernsten von der Sonne, er wurde auch als der fernste und höchste der Götter verehrt. Mit der Vollendung seines Umlaufes glaubte man das Weltende gekommen und daher war er besonders der Gott der Sündfluth.

Fig. 214. Merodach.

Fig. 215. Etruskische Sculptur.

Von der Zeit an, wo die Planetenverehrung aufkam, wurden Sonne und Mond ebenfalls als Planeten betrachtet und oberste Gottheit wurde die Erde, welche. als Berg in den Himmel steigend, als das Centrum der Welt betrachtet wurde, um welches sich die sieben Himmelskörper bewegten, der Berg Meru, die Pyramide. Nach diesem Plane wurden die Städte angelegt, in der Mitte der Tempel, dessen vier Seiten genau nach den vier Himmelsrichtungen gerichtet waren, von ihm gingen die vier Hauptstrassen aus. Ursprünglich bestanden die Tempel nur aus drei Stufen (Fig. 216), im unteren Raume befand sich ein höhlenförmiger Raum, der dem

Fig. 216. Alter babylonischer Tempel.

Gotte Anu geweiht war, die Grundfeste war mit Strebepfeilern gestützt, darüber der Opferplatz und oben der Tempel des Gottes Nebo. Die Form dieser Tempel ist die ägyptische Hieroglyphe *as*, das Symbol der Isis und des älteren Osiris, sowie der babylonische Istar. Aber der Tempel von Babylon, „der Tempel der sieben Lichter der Erde", hatte sieben färbige Stufen; von einem Thurm in Khorsabad fand man die vier noch erhaltenen Stufen von unten nach oben schwarz, weiss, roth und blau gefärbt; die Mauern der Königsburg der Meder zu Ekbatana, die ohne Zweifel nach babylonischem Muster gebaut war, bestand aus sieben concentrischen Ringen, deren Zinnen weiss, schwarz, scharlachroth, blau, orangegelb gefärbt waren, die beiden innersten Ringe hatten mit Silber und Goldblechen belegte Brustwehren. Die Farben golden, silbern, scharlachroth, blau, orangegelb, weiss, schwarz dürften den Planeten in folgender Reihenfolge entsprochen haben: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn. Das Gold der Sonne und das Silber des Mondes entsprach dem Gelb des Jupiter und dem Weiss der Venus, das Blau des Merkur und das Schwarz des Saturn waren Farben der Nacht.

Für eine Bestimmung der Zeit, zu welcher die Bahn der Planeten oder die Sternbilder des Thierkreises bestimmt wurden, fehlt jeder Anhaltspunkt; die Trümmer von Babylon, welche über viertausend Jahre alt sind, sowie die Aegyptens, welche noch älter sind, lassen die Kenntniss der Astronomie in dieser Vollendung voraussetzen. Ausser diesen grossen und Staatsgöttern besassen die Babylonier noch besondere Hausgötter, Fetische, welche das Glück des Hauses wahren sollten, wie die römischen Laren. Auch scheinen alle Sterne als namenlose Gottheiten verehrt worden zu sein, denn auf diese dürfte es sich beziehen, wenn es im Sündfluthberichte heisst: „Die Götter gleich den Hunden, wenn sie ihre Schwänze verbergen, krochen zusammen" und „die Götter gleich Zügen von Fischen versammelten sich über dem Opfer".

Auf den historischen Boden führt eine Stelle in Ovid's Metamorphosen, wonach ein König Orchames der Siebente aus dem Geschlechte des Bel gewesen sei. Die Ausgrabungen von Loftus und Taylor haben Inschriften eines Königs Urukh oder Urkham zu Tage gefördert, welcher König von Ur

und Kangi-Akkad war. Er dürfte von 2093—2070 regiert haben. Seine Ziegel finden sich in tieferen Erdschichten als alle anderen und die Inschriften derselben unterscheiden sich durch die Einfachheit des Styls und die alterthümliche Form von den oft complicirteren Formen späterer Monarchen. Seine

Fig. 217. Ruinen von Ur.

Bauten sind höchst einfach und gebrannte Ziegel dabei selten angewendet, manchmal sind sie durchaus aus luftgetrockneten Ziegeln gebaut. Dennoch sind die Arbeiten grossartig. Der Bau zu Erech ist 200 Fuss im Gevierte und 100 Fuss hoch, über 30 Millionen Ziegel wurden dazu verwendet. Urukh baute in Ur einen Tempel dem Mondgotte, in Erech einen Tempel der Göttin Beltis (Mylitta), zu Kalneh oder Nipur zwei Tempel dem Bel und der Beltis und zu Larsa oder Ellasar einen Tempel dem Sonnengotte San. So einfach aber auch diese Bauten sind, so zeugen sie doch von Kenntniss und Erfahrung der Baumeister, Strebepfeiler sind angewendet, die Wälle abgedacht und Gräben zur Ableitung des Regenwassers gegraben. Die Grabgewölbe zu Ur, welche 7 Fuss lang, 3 Fuss 7 Zoll breit und 4 Fuss hoch aus luftgetrockneten Ziegeln gebaut sind, zeigen bereits den Uebergang zum Rundgewölbe (Fig. 218),

Fig. 218. Chaldäisches Grabgewölbe.

welches in Asien frühzeitig ausgebildet wurde, während die Aegypter noch den Quadratbau anwendeten.

Dass die Babylonier schon eine vorgeschrittene Kenntniss der Mathematik hatten, beweisen ihre Ziffern. Sie besassen ausser dem Zehnersystem, welches den Winkel ◀ so oftmal setzte, als Zehner vorhanden waren, wie dies auch die Aegypter thaten, noch eine höhere Schrift, in welcher die Einheit in zweiter Potenz als sechzig und in dritter Potenz als drei Tausend sechs Hundert galt und berechneten den Quadratinhalt der Zahlen. So findet man z. B. Rechentafeln mit folgenden Ziffern:

d. h. $43 \times 60 + 21 = \square 51$ ($= 2601$)

$45 \times 60 + 4 = \square 52$ ($= 2704$)

Ein früher im Besitz des Sir R. Potter befindliches Unterschrift-Siegel, das leider verloren gegangen ist, von dem aber noch rechtzeitig eine Abbildung gemacht wurde, zeigt den König auf einem Thronsessel mit Löwenfuss, wie er auch auf ägyptischen Bildern vorkommt, seine Kleidung ist einfach, der Oberkörper scheint nackt zu sein, ein Band schräg über die Schulter hält das lange Unterkleid, welches einen einfachen bunten Saum hat, am rechten Arm befindet sich ein Armreif. Vor ihm steht eine Frau (das zeigt klar die weibliche Brust an, welche aus dem Kleide hervorblickt) in Priesterkleidung und die Tiara auf dem Haupte; es ist zweifelhaft, ob dies die Königin ist, letztere könnte auch die mittlere ebenfalls weibliche Figur sein, welche von den beiden Priesterinnen dem Könige zugeführt wird. Der Mond zeigt an, dass König Urukh als die Personification des Mondes selbst göttlich verehrt wurde, in diesem Falle kann die Frau in der Mitte auch die Personification der Stadt Ur sein, welche von den Priesterinnen der Gnade des Königs empfohlen wird. Sämmtliche Figuren links halten die Hand vor dem Mund, um den König nicht mit ihrem Athem zu berühren, wie dies auch bei den Persern Sitte war.

Fig. 219. König Urukh von Ur.

Wenn es hier auffallend ist, den Frauen im Priestergewande zu begegnen, so bietet Figur 220 ebenso Auffallendes. Das Bild ist besser ausgeführt als das vorige, aber der König trägt ein kürzeres Gewand als Urukh, er hält in der Hand einen Bogen; vor ihn werden Gefangene geführt, von denen die einen kraushaarig und bartlos, die anderen bärtig sind. Der dieselben vorführende General trägt dieselbe Tiara wie die Frauen auf Figur 219, ist aber bartlos, man hält ihn für einen Eunuchen, wenn aber die Tiaraträger auf Figur 219 Frauen waren, so wäre es nicht unmöglich, dass die babylonischen Könige auch Amazonengarden hatten, wie noch jetzt die Könige von Siam und Dahomey.

Fig. 220. Gefangene vor den König geführt.

Das lange Frauengewand, welches babylonische Könige trugen, und welches auch von assyrischen, medischen und persischen Königen angenommen

Fig 221. Babylonische Frauen.

wurde, ist eine auffallende Erscheinung, eine Analogie bietet zwar der Mantel, in den sich der Toda-Rinderhirt hüllt und die Trachten afrikanischer Hirten, aber im Grunde ist es doch eine weibische Erscheinung; auf manchen Bildern tragen die Priester sogar Falbenkleider (Fig. 207) wie die kanaanitischen Frauen, und dies erinnert daran, dass manche phönikische Priester geradezu weibliche Trachten trugen. Die anderen Priester auf Figur 207 scheinen jedoch Kleider in Form der libyschen Röcke (Tafel V) zu tragen, da der Fuss beim Vortreten entblösst ist. Bei der Einfachheit der königlichen Tracht wäre es wahrscheinlich, dass das gemeine Volk ebenso nackt ging, wie die Aegypter zur Zeit des alten Reiches, doch findet man auf den Bildern nur die Gefangenen nackt, die Männer tragen, wie Figur 196 und 200 zeigen, kurze Leinenröcke wie die Aegypter, die Frauen zum wenigsten eine Binde um den Leib (Fig. 198), auf anderen Bildern tragen sie gewebte Kleider mit Borduren und Fransen. (Fig. 221.)

Unter den babylonischen Königen ist noch Sargon I. oder Gurguna 1825 bis 1775 von culturhistorischem Interesse. Er herrschte zu Agane, dem auf dem entgegengesetzten Ufer des Euphrat gelegenen Theile von Sippara, welches als Doppelstadt in der Bibel Sepharvaim heisst. Ueber seinen Ursprung berichtet er selbst Folgendes: „Sargon, der mächtige König, der König von Agane, ich bin es. Meine Mutter ward schwanger, ohne meinen Vater zu kennen. Der Bruder meines Vaters bedrückte das Land. In der Stadt Azurpirani, welche am Ufer des Euphrat liegt, empfing sie mich. Meine schwangere Mutter brachte mich zur Welt an einer verborgenen Stätte. Sie legte mich in einen Korb aus Binsen, dessen Deckel sie mit Asphalt befestigte; sie vertraute mich dem Flusse an, dessen Wasser nicht über mich kommen konnten. Der Fluss empfing mich; er trug mich bis zum Akki, dem bewässernden Arbeiter (Mann-des Wassers-Zieher). Akki, der bewässernde Arbeiter, in der Güte [seines Herzens] mich aufnahm. Akki, der bewässernde Arbeiter, zog mich auf wie [seinen] Sohn. Akki, der bewässernde Arbeiter, setzte mich ein als Gärtner, und Istar in meinem Berufe eines Gärtners liess mich gedeihen. Nach Verlauf von fünf Jahren bemächtigte ich mich der königlichen Gewalt. Ich habe beherrscht [die Menschen] mit braunem Gesichte, ich habe... Ueber die schwersten zugänglichen Länder habe ich rollen lassen meine Kriegswagen aus Bronce. Ich habe beherrscht die oberen Länder, [ich habe befohlen] den Königen der unteren Länder. Ich habe dreimal genommen....,

ich habe unterworfen Dilnum (Insel im persischen Meerbusen), ich habe sich beugen lassen das grosse Duban, ich habe zerstört....“ Zum Schluss bemerkt er, wenn ein König, der ihm folgen werde, in Zukunft solche Thaten verrichten werde, so werde seine Säule fortgenommen werden (müssen) von seiner Stadt Agane.

Lenormant, dessen „Anfängen der Cultur“ ich diese Uebersetzung entnehme, glaubt zwar, dass diese Inschrift erst viele Jahrhunderte nach dem Ableben dieses Königs in seine zu Agane göttlich verehrte Bildsäule eingegraben sei, doch ist für die Culturgeschichte die Thatsache von Interesse, dass in einem Lande, wo die Prostitution ein religiöses Institut war, ein uneheliches Kind beiseite geschafft wurde und dass dies in derselben Weise geschah, wie solches von Moses in Aegypten erzählt wird. Solche Ideen konnten überhaupt nur aufkommen, wenn ähnliche reale Verhältnisse vorhanden waren, wenn z. B. die Opferung des Erstgebornen nicht blos im Feuer, sondern auch im Wasser erfolgen konnte, und wenn sich der Glaube daran knüpfte, dass eine Rettung des Opfers mit Willen der Gottheit geschehen sei, welche den Knaben zu grossen Dingen bestimmt habe. Wurden solche Kinder mit abergläubischer Ehrfurcht betrachtet, so konnten aus ihnen grosse Revolutionäre entstehen, wie dies auch bei Cyrus, sowie bei Romulus und Remus der Fall war. Der Sinn für das Wunderbare, der so viele Propheten und Religionsstifter zu Ansehen erhoben hat, konnte auch Abenteurern Anhänger zuführen, mit denen sie Königreiche stürzten und errichteten. Andererseits konnten aber auch nachträglich solche Sagen erdichtet sein, um bei einem adelstolzen Volke den Makel niedriger Geburt abzuwaschen, der einem Emporkömmling anklebte. In der That fängt auch Berosus mit diesem Könige keine neue Dynastie an, G. Rawlinson, welcher ihn für den Sohn seines Vorgängers Ibil-anu-duma hält, weiss von ihm nur den Namen zu berichten. Dagegen erzählt Lenormant, dass er seine Macht weit über die Grenzen derjenigen seiner Vorfahren ausgedehnt, den grössten Theil der kleinen Königreiche, in welche jene Gegenden damals zerfielen, zerstört, ganz Babylonien und Chaldäa, mit Ausnahme von Larsa und Apirak erobert, und daraus einen einzigen Staat geschaffen habe. Er habe ferner die Elamiter besiegt und Syrien seinem Scepter unterworfen, wodurch er mit dem Könige Kedor-Laomer identisch wäre, von dem die Bibel erzählt, dass er in Syrien eingefallen sei und die Könige Palästinas besiegt und gefangen genommen habe, darunter

auch Lot, welchen Abraham befreite. Es wäre dies umsomehr möglich, als Sargon oder Sar-gina eigentlich kein Name, sondern ein Usurpatorentitel ist und soviel als der „factische König“ im Gegensatze zum erblichen bedeutet. Lenormant erzählt ferner von ihm, dass er ein berühmter Gesetzgeber gewesen sei, welcher sich angelegentlich mit den Fortschritten der Wissenschaften beschäftigt habe, dass er die grosse Bibliothek zu Erech schuf nach dem Muster derjenigen, welcher Sippara den Namen „Stadt der Bücher“ verdankte, und dass er letztere erneuert und bedeutend vermehrt habe. Unter den Abschriften, welche Assurbanipal anfertigen liess, besitzen wir einen ansehnlichen Theil der grossen Werke über Astronomie und Astrologie, über Magie, Grammatik und Gesetzgebung, welche er ausarbeiten liess und welche die Arbeiten, sowie die Tradition des chaldäischen Priesterthums zusammenfassten.

Im Alterthum waren die Kriege grossartige Plünderungszüge, welche den siegenden Staaten einen Ueberfluss an allen Bedürfnissen einbrachten, der nothwendig Verweichlichung und Erschlaffung zur Folge hatte, während die eroberten Länder einestheils durch Unterdrückung, anderentheils durch den Anblick des Ueberflusses zu Revolutionen gereizt wurden, welche die Besiegung ihrer Eroberer zur Folge hatte. So folgte auch bald nach den erobernden chaldäischen Königen eine arabische Dynastie und von dieser Zeit an dürfte der Gestirncultus oder Sabäismus datiren, durch welchen Südarabien lange Zeit berühmt war, wenn er nicht ebenso alt als die babylonische Cultur ist.

Ueber die babylonische Cultur selbst haben wir zu der Zeit, wo das alte Reich noch blühte, wenig Kenntniss. Die Errichtung der grossartigen Bauwerke lässt einen grossen Wohlstand vermuthen, das Land selbst war im Alterthum fruchtbarer als jetzt, sein Hauptreichthum war Getreide, welches hundertfältige Frucht trug, und Dattelpalmen, der Boden wurde von Sklaven bearbeitet, er scheint das Besitzthum eines adeligen Kriegervolkes gewesen zu sein, welches sich vorwiegend mit der Jagd auf die reichlich vorhandenen Raubthiere beschäftigte. In den Städten wohnte eine reich dotirte Priesterkaste, welche sich theils mit Zauberei und Nativitäts-Constellationen, theils aber auch mit reiner Wissenschaft beschäftigte, und es liegen Nachrichten vor, dass die oberen Priester wirkliche Astronomen waren, welche den Planeten-Aberglauben verachteten. Das Volk lebte in tiefster Unwissenheit, es hielt die Götterbilder für lebendige Wesen, welche die Opfer, die man

ihnen brachte, selbst verzehrten; zur Zeit des jüdischen Exils spotteten die Juden über die Götter, welche Waffen in den Händen trugen, aber sich doch nicht der Diebe erwehren konnten, und sie erzählten, dass Daniel dem Könige Cyrus bewiesen habe, dass die Priester heimlich des Nachts mit Weib und Kind in den Tempel gingen, um die Opfer zu verzehren. Wir haben oben gesehen, dass Istar dem Izdubar verspricht, der Gott Bit-Ani werde ihm die Füsse küssen. Wahrscheinlich besassen die ägyptischen Priester schon den ganzen Gaukelapparat, der die Götterbilder die Arme bewegen und weinen liess. Die Medicin stand auf niederem Standpunkte, man hielt die Krankheit für die Emanationen böser Geister, die man austrieb, doch dürfte schon in Babylon die dreifache Heilmethode der Parsen in Gebrauch gewesen sein, wonach es Aerzte des Gebetes, Aerzte der Kräuter und Aerzte des Schneidens gab; noch das Avesta hält diejenigen Aerzte, die mit Gebet und Besprechungen heilen, für die besten.

Obgleich in den Ruinen noch viele Werkzeuge von Stein gefunden wurden, waren Bronce, Gold und Silber häufig, die Bronce scheint durch die Turanier eingeführt worden zu sein. In einem Hymnus heisst es: „Wie das Kupfer möge dein Ruhm strahlen im hellsten Glanze“. Auch Alabaster und Marmor waren, wenn auch vielleicht selten, im Gebrauche, der Mondgott wird „Herr des Alabasterhauses“ genannt und von ihm gesagt, „indem er die marmorne Ringmauer erweitert“, in Babylon wurde die Ziegelbrennerei erfunden, mittelst welcher wir uns noch jetzt billige und gute Häuser bauen; die Weberei gelangte nach und nach zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit, eine Probe der Kleiderpracht zur Blüthezeit der alten babylonischen Dynastie zeigt das Bild des Königs Merodach-iddin-akhi (Fig. 222), welcher im 11. Jahrhundert vor Christo herrschte.

Fig. 222.
König Merodach-iddin-akhi.

Die Mannigfaltigkeit der Waffen schildert der Hymnus auf Seite 331, auch werden broncene Kriegswagen (S. 389) erwähnt. Die Broncewaffen dürften überhaupt den Turaniern den Sieg über die Urbevölkerung verschafft haben. Dagegen dürften Panzer schon in Babylonien vorgekommen sein, denn

diese waren offenbar als Nachbildung der Fischhäute erfunden, wir haben sie in Aegypten auf den Šepu-Bildern kennen gelernt und die Fischhaut in Figur 205 dürfte der Anfang der Panzer gewesen sein.

Wie China die Cultursonne war, von welcher die umwohnenden Völker ihre Bildung empfingen, so wirkte auch Babylon veredelnd auf die umwohnenden Assyrer, Meder, Perser, Araber, und die Juden leiten ihren Ursprung aus Babylonien her. Noch lange war im Alterthum die Weisheit der Chaldäer berühmt und ein Theil der babylonischen Sagen, wie über die Erschaffung der Welt, den Sündenfall, Kain und Abel, den babylonischen Thurmbau und die Sündfluth, ist durch die Juden in das Christenthum übergegangen; von seiner Astrologie nährten sich die europäischen Völker noch bis vor nicht langer Zeit und sie ist die Mutter der Astronomie geworden, welche, indem sie uns die Räume des Himmels erschloss, von unseren Augen den Nebel des Aberglaubens hinwegnahm, der die freie Bildung hinderte.

V. ASSYRIEN.

Die Geschichte Assyriens bildet ein grosses culturhistorisches Interesse, weil sie uns einen Einblick in die Culturform nicht nur dieses Landes, sondern auch einer ganzen Reihe Bergvölker gestattet, welche von Assyrien unterjocht wurden. Diese letzteren wären ohne die Inschriften der assyrischen Eroberer unbekannt geblieben, oder man hätte sie als wilde uncultivirte Stämme betrachtet, wenn nicht die Städte, welche erobert, die Festungen, welche erstürmt, die Dattelbäume, welche umgehauen wurden, und die Wälder von Pinien, Eichen, sowie die an den Berghalden gelegenen Weingärten, welche auf assyrischen Basreliefs abgebildet sind, von der hohen Cultur und dem behäbigen Wohlstand dieser Völker zeugten. In der assyrischen Geschichte begegnen wir auch den Khethitern wieder, welche wir bereits aus ihren Kämpfen mit Aegypten kennen und deren Festung Figur 139 zeigte. Uebereinstimmend mit dieser ägyptischen Abbildung sind die assyrischen, ja letztere erlauben uns sogar einen Einblick in das Innere einer solchen befestigten Stadt (Fig. 223). Danach bestand dieselbe nicht nur aus Backsteinhäusern, auch die Hirten schlugen, wahrscheinlich im Falle eines Krieges, ihre Zelte in derselben auf, und diese letzteren zeigen uns das häusliche Leben derselben. Da sind keine auf dem Erdboden hockende oder auf

Teppichen mit untergeschlagenen Beinen sitzende Gestalten wie in Indien, die ärmsten Leute sitzen auf etwas, das einem niedrigen Schemel gleicht, während die Vornehmen auf hohen Lehnstühlen sitzen. Die Betten haben

Fig. 223. Inneres einer assyrischen Festung.

hochbeinige Bettgestelle und Kopfkissen und werden wie unsere aufgebettet. Die Tische haben ein Kreuzgestell, an Haken hängen um die mittlere Zeltstange Krüge, sonst ist wenig Mobiliar zu bemerken. Die Backsteinhäuser haben entweder die Gestalt der ägyptischen (Fig. 151), meistens aber konische Aufsätze, wie sie noch jetzt in Nordassyrien vorkommen. In diesen Aufsätzen befand sich wahrscheinlich der Hausgötze und das luftige Schlafgemach. Auf unserem Bilde unterscheidet sich der fürstliche Palast nur durch seine Grösse von den übrigen Häusern. Es kann kein Zweifel sein, dass die Assyrer und ihre Nachbarn ethnographisch zu den Völkern gehörten, welche als Hor-šasu wie als Hek-šasu in Aegypten einfielen, ist doch die Gottheit, die Khu-en-atan verehrte, die Sonne mit ihren als Hände abgebildeten Strahlen nichts Anderes als der Assur der Assyrer und Ahura der Perser. Auf den Gebirgen im Norden Babylons wohnte ein Culturvolk, welches Ackerbau und Obstzucht trieb, Rinder und Schafheerden züchtete, prachtvolle Rosse theils ritt, theils vor die Wagen spannte, Bergbau betrieb und aus Erz Panzerhemden, Helme, Schwerter und Speere schuf, ein kräftiges, musculöses und freiheitliebendes Volk, in dessen gesundem Körper auch wohl ein gesunder, wenn auch abergläubischer Geist wohnte.

Die Bibel behauptet, die Assyrer seien aus Babylonien ausgezogen, und damit stimmt überein, dass auch die Hor-šasu von Süden her in Aegypten eindrangen, dass ferner die Assyrer dieselben Götter wie die Babylonier besassen, und dass die assyrische Keilschrift unzweifelhaft die Tochter der babylonischen ist, aber wir finden bei den Assyrern auch manches nicht Babylonische, insbesondere die herrlichen Sculpturen und Basreliefs, welche den ägyptischen des alten Reiches ähnlich sind. Freilich entwickelte sich in Aegypten ein eigener Styl, dessen steife Formen und eigenthümliche Tracht sofort die assyrischen Basreliefs ägyptischen Ursprungs aus jüngerer Zeit, wo eine Familienverbindung assyrischer und ägyptischer Herrscher stattfand, erkennen lässt. Offenbar hatten die Assyrer von jeher Sinn und Fähigkeit zur Sculptur, wenn auch diese Eigenschaften sich erst offenbaren konnten, als das Land durch Eroberungen und Plünderungszüge reich genug geworden war, um prunkvolle Paläste aufführen und ausschmücken zu können. Als Vorschule dieser Eroberungen diente ihnen der Kampf um's Dasein, den sie in ihren Bergen gegen die Raubthiere führen mussten, welche in ihre Heerden einfielen und ihre Pflanzungen zerstörten.

Aus dem Dunkel der Vorzeit erhebt sich zuerst im 16. Jahrhundert vor Christo der Name Aššur-bel-nisis oder Bel-pasku, welchen die Inschriften den „vorangehenden König“, den „Urquell des Königthums“ nennen, wahrscheinlich der erste, welcher die einzelnen Stämme zu einem Volke vereinte. Salmanasser I. (1290—1270) gründete Kaleh (Nimrud), nachdem früher Assur die Hauptstadt des Landes gewesen, er eroberte einen Theil des Gebirges, welches das Thal des Tigris einfasst. Sein Nachfolger Tiglat-Nin I. oder Tiglat Samdan I. breitete das Reich nach Süden aus, eroberte Babylon, wagte jedoch nicht, die grosse und berühmte Stadt einfach seinem Reiche einzuverleiben, sondern begnügte sich, Babylon zu einem Vasallenstaate zu machen und eine assyrische Dynastie dort einzusetzen. Um diese Zeit mag wohl die Annahme der babylonischen Keilschrift erfolgt sein, zugleich mit der Erwerbung vieler Culturmittel, welche in dem früher reich gewordenen Babylon entstanden oder mittelst des Seehandels von auswärts dahin gekommen waren. Ihm folgte Iva-luš, von dem wir nur wissen, dass er sein Sohn war, aber dessen Nachfolger Tiglath-Pileser I., um 1110 vor Christo, trat mächtig in die Fussstapfen seines Grossvaters und er erzählt in einer langen Inschrift die Eroberungszüge selbst, die er gemacht hat.

Die Inschrift beginnt mit einer Glorification der grossen Götter, welche herrschen über Himmel und Erde und die Beschützer des Königthums sind. An der Spitze steht der assyrische Nationalgott Aššur, der an die Stelle des babylonischen Ra tritt, als höchster Herrscher über die Götter, dann folgen: *Bel,* der Herr, der Vater der Götter, Herr der Welt, *Sin,* der Führer, der Herr des Reichs, *Šamas,* der Schöpfer des Himmels und der Erde, *Iva,* der den Sturm erregt und ihn rasen lässt über die feindlichen Länder, *Nin,* der Vorkämpfer, der böse Geister und Feinde unterwirft, und *Istar,* die Quelle der Güter, die Königin des Sieges, welche die Schlachten lenkt (die griechische Pallas Athene). Von diesen Göttern behauptet Tiglath-Pileser, sie hätten ihn auf den Thron gesetzt, ihm die höchste Krone anvertraut, die Macht über die Herrschaft des Volkes des Bel (Babylon) verliehen, und ihm Vorrang, Erhabenheit und kriegerische Macht gewährt; sie werden von ihm angerufen, sein Reich dauernd in den Händen seiner Erben zu erhalten, ewig, wie der grosse Tempel zu Kharris-Matira.

Die zweite Abtheilung enthält die Titel des Königs: Tiglath-Pileser, der mächtige König, König des Volkes verschiedener Sprache, König der vier

Regionen, König aller Könige, Herr der Herren, der Höchste, der Monarch der Monarchen, der erlauchte Herrscher, welcher unter dem Schutze des Sonnengottes steht, bewaffnet ist mit dem Zepter und dem Gürtel, mit dem Gürtel der Macht über die Menschheit, herrschend über alle Völker des Bel, der mächtige Fürst, dessen Ruhm weit verbreitet ist unter den Königen, der erhabene Souverain, dessen Diener Assur berufen hat zur Herrschaft der vier Regionen und dessen Namen er berühmt gemacht hat bis in die fernsten Zeiten, der Eroberer vieler Ebenen und Berge des oberen und unteren Landes, der siegreiche Held, der durch den Schrecken seines Namens die Nationen niederbeugt, der glänzende Stern, welcher, wenn er wünscht, die feindlichen Länder bekriegt, und unter den Auspicien des Bel, dem nichts gleich ist, die Feinde Assurs unterworfen hat. Man sieht hieraus, dass die Assyrer, wie die Aegypter und Chinesen, wenig Kenntniss der Geographie besassen, ihr geistiger Horizont reichte nicht weit über die Grenzen ihres Landes hinaus, indem sie über das Land an den Ufern des Euphrat und Tigris herrschten, glaubten sie Herren der Erde zu sein.

Hierauf zählte er seine Feldzüge und Erfolge auf, er besiegte Völker, welche ihm Heere von 20.000 Mann entgegenstellten, verheerte ihr Land, verbrannte die Städte, plünderte die Tempel, verwüstete das offene Land und erbeutete eine Menge Vieh und Schätze; 6000 gemeine Soldaten, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, gab er seinen Unterthanen als Sklaven. Auf seinem zweiten Feldzuge erbeutete er bei den Kethitern 120 Kriegswagen. Ebensoviele erbeutete er auf seinem dritten Feldzuge bei den Nairi-Stämmen, denen er einen Tribut von 1200 Pferden und 2000 Stück Rindvieh auferlegte. In fünf Feldzügen eroberte er 42 (allerdings kleine) Länder von den Ufern des Zab bis zu denen des Euphrat, dem Lande der Khethiter und dem oberen Meere, in welchem die Sonne untergeht (dem mittelländischen Meere). Er nahm Geiseln und legte ihnen Tribute und Opfer auf.

In Friedenszeiten beschäftigte sich der König mit der Jagd. Er rühmt sich, im Lande der Khethiter vier starke und feurige wilde Stiere mit seinen Pfeilen erlegt, ferner in der Nachbarschaft von Harran zehn grosse wilde Büffel erlegt und vier lebendig gefangen zu haben. Diese gefangenen Thiere, sowie die Hörner und Felle der erlegten, brachte er in seine Hauptstadt mit. Die Zahl der von ihm erlegten Löwen schätzt er auf 920. Alle diese Erfolge schreibt er dem mächtigen Schutze des Gottes Sin und Nirgal zu.

Hierauf giebt er einen Bericht über seine Regierungsgeschäfte. Er erbaute Tempel für die Istar, den Martu, den Bel, den Ra und die Gottheiten der Stadt Assur, ferner Paläste für seinen Gebrauch und zum Schutze des Landes, sorgte für Bewässerungsanlagen, führte fremde Nutzthiere und zahlreiche Jagdthiere ein, acclimatisirte fremde Pflanzen, vermehrte die Kriegswagen und verbesserte den Wohlstand seiner Unterthanen.

Ausser dieser grossen Cylinder-Inschrift existiren Annalen, welche fernere Kriegszüge von ihm berichten. Von Streitigkeiten mit Babylon ist darin nichts erwähnt. Dieses hatte sich nach der ersten assyrischen Eroberung wieder unabhängig gemacht, in der folgenden Zeit scheinen beide Länder einander gefürchtet zu haben, und Tiglath-Pileser selbst war während seiner ersten Regierungsjahre viel zu sehr im Norden beschäftigt, als dass er daran denken konnte, einen Krieg mit Babylon zu beginnen; doch noch vor dem Ende seiner Regierung brachen Feindseligkeiten aus. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren drang Tiglath-Pileser mit Feuer und Schwert verwüstend in die nördlichen Provinzen Babyloniens ein, erbeutete selbst Babylon und zog hierauf plündernd das Euphrat-Thal entlang. Hier ereilte ihn aber sein Schicksal. Merodach-iddin-akhi griff ihn an, und wenn er ihn auch nicht besiegte, so gelang es ihm doch, einen Theil der assyrischen Bagage wegzunehmen, worunter sich die Götterbilder befanden, welche Tiglath-Pileser mit in's Feld führte, weil deren Gegenwart, wie man glaubte, den Waffen den Sieg verlieh. Diese Götterbilder brachte Merodach-iddin-akhi nach Babylon, wo sie mehr als vierhundert Jahre als Siegestrophäen aufbewahrt wurden.

Mit der Siegeszuversicht schwand das Siegesglück und von den folgenden Zeiten schweigen die assyrischen Inschriften. Assyriens Macht war gebrochen, und dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, dass die Könige aus dem Stamme Juda, David und Salomo, sich zu Herren Palästinas machten; denn die einzeln angegriffenen Könige konnten keine Grossmacht zu ihrer Hilfe herbeirufen, weil die Grossmächte Aegypten, Assyrien und Babylon mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt waren, um nach aussen kräftig aufzutreten.

Mit dem Könige Aššur-idanni-pal begann 884 vor Christo eine neue Blüthezeit des assyrischen Reiches. Während der 25 Jahre seiner Herrschaft erweiterte Assyrien seine Grenzen und verbreitete seinen Einfluss nach allen Richtungen, im Innern entfaltete sich grosser Wohlstand und ein auffallender

Fortschritt in den Künsten. Die Grösse und Pracht seiner Bauten, die artistische Vollkommenheit ihrer Ornamentik, der Pomp und Glanz, welchen sie uns vorführen, die Fertigkeit in verschiedenen nützlichen Künsten, welche sie entfalten oder vermuthen lassen, haben die Bewunderung Europas erregt, welches mit Staunen erfuhr, dass Vieles von seinen Erfindungen schon damals bekannt war, und dass seine Ueppigkeit fast gleich derjenigen ist, welche das assyrische Volk im 9. Jahrhundert vor Christo entwickelte.

Sein erster Feldzug war in Kurdistan und dem angrenzenden Theile Armeniens, er rühmt sich, Gegenden durchzogen zu haben, welche seine Vorfahren nie erreichten. Seine folgenden Feldzüge waren gegen Westen und Nordwesten gerichtet, er erreichte das Mittelländische Meer, errichtete hier einen Altar und opferte den Göttern. Von hier nahm er unter anderer Beute eine Anzahl Bäume, wahrscheinlich Cedern, mit, welche er nach Nineveh schickte, damit sie bei öffentlichen Bauten verwendet werden sollten.

Auch Aššur-idanni-pal war ein Freund der Jagd, er errichtete einen Jagdpark, in welchem sich eine grosse Zahl seltener Thiere befand und in einer Inschrift erzählt er, dass er ausser Sorten von allen Antilopen folgende Thiere erlegt habe: Löwen, Wildschafe, Rothwild, Brachen, wilde Ziegen, Leoparden, Hyänen, wilde Esel und eine Menge anderer, deren Identität nicht festgestellt werden konnte. Nach einer anderen Inschrift erlegte er 360 grosse Löwen, 257 grosse Wildochsen und 30 Büffel.

In der Baukunst übertraf er, wie oben erwähnt, alle seine Vorgänger. Der grosse Palast in Kaleh, welches er von einer Provinzstadt zur Hauptstadt erhob, war ein Gebäude von 360 Fuss Länge und 300 Fuss Breite, er bestand aus 7 oder 8 grossen Sälen und einer grossen Zahl kleinerer Zimmer um einen Hof von 130 Fuss Länge und 100 Fuss Weite. Der Palast erhob sich auf einer Plattform aus sonnengetrockneten Ziegeln, welche mit gehauenen Steinen belegt waren. Während die frühere Zeit ausser einem Felsbilde des Tiglath-Pileser keine Sculptur aufzuweisen hat, sind die Bauten Aššur-idannipal's mit allen Mitteln der Ornamentik, mit emaillirten Ziegeln und Frescogemälden geschmückt. Figur 224 giebt eine Probe eines Mosaik-Fussbodens aus dem Palaste Koyundžik; Figur 211, das Bild Nirgals, ist offenbar gleichfalls assyrisches Kunstwerk, ebenso die sperberköpfige Figur 204 und alle Bilder, welche wir in diesem Abschnitte abdrucken, sind Zeuge assyrischer Kunst. Die Gemälde zeigen eine beträchtliche Fertigkeit in der Herstellung

von Farben, die bunten Ziegel insbesondere viele Geschicklichkeit in der Durchführung mancher schwierigen Processe.

Fig. 224. Mosaik-Fussboden aus dem Palaste zu Koyundžik.

Einfacher als die prächtig ornamentirten Paläste waren die Tempel, welche aber gleichfalls schöne Säulenhallen zeigen, an einigen befand sich noch ein besonderer Anbau mit einer Capelle. Sie liegen gewöhnlich auf Hügeln am Wasser und Figur 225 zeigt zugleich die sehr einfachen Fahrzeuge, deren sich die Assyrer bedienten. Dieselben vermochten nur wenige Männer aufzunehmen, bei Flussübergängen der Heere bedienten sich Diejenigen, welche nicht schwimmen konnten, aufgeblasener Thierhäute als Schwimmkissen.

Ein anderes grosses Bauwerk Aššur-idanni-pal's war der grosse Canal, welcher den Zabfluss mit dem Tigris in der Länge von mehr als 25 Meilen verbindet, und dabei in einem Tunnel einen Berg durchschneidet. Dieser Canal scheint gebaut worden zu sein, um Kaleh mit Trinkwasser aus dem Gebirge zu versehen, aber die Ueberbleibsel von Dämmen und Schleusen zeigen, dass er auch zur Bewässerung diente.

Fig. 225. Assyrischer Tempel.

Die Metallurgie erzeugte Schwerter, Schwertscheiden, Dolche, Ohrringe, Halsgeschmeide und Armbänder, von grosser Zierlichkeit und gutem Geschmack, die Goldschmiedkunst stand hinter der neueren nicht zurück, ebenso war die Weberei kunstvoll ausgebildet, die Kleider waren mit Stickereien reich geschmückt, wie Figur 226, das Bild eines Veziers, zeigt, der sich durch seine Stirnbinde von dem die Tiara tragenden Könige (Fig. 233) unterscheidet; die Sattler verfertigten kunstreiche Pferdegeschirre. (Schon die babylonischen Wagen waren so schön gearbeitet, dass sie als Tribut an den ägyptischen Hof geliefert wurden, als Ramses noch seine Herrschaft über ganz Vorderasien ausgedehnt hatte.) Figur 227 zeigt einen einfachen Reisewagen, welcher übrigens wohl wenig gebraucht wurde, da die Assyrer gute Reiter waren und selbst Frauen auf Maulthieren ritten (Fig. 228), Figur 229 zeigt einen Kriegswagen, der sogar vier Krieger trägt, während der Kriegswagen der Khethiter nur drei Mann führte. Natürlich fuhr der König in seinem Kriegswagen nur mit einem Wagenlenker.

Fig. 226. Tracht eines Veziers.

Waren die Assyrer nicht ein Theil des Hyksos-Volkes, welches ein Jahrtausend früher in Aegypten einbrach, so waren sie jedenfalls diesem unterworfen und haben einen grossen Theil seiner Cultur, namentlich die Pferdezucht von ihm angenommen, denn im wesentlichen ist es das Pferd und der Bogen, welche die Hor-šasu und die Hekšasu, die Löwenjäger Babylons und die Assyrer von einander unterscheiden. Aus den assyrischen Kriegsbildern ist zu entnehmen, dass die Assyrer nicht nur Erbauer, sondern auch geschickte Zerstörer von Festungen waren. Unter dem Schutze der Bogenschützen, welche die Mauervertheidiger auf's Korn nahmen, gingen die Pionniere mit Helmen zum Schutze gegen die Steine, die von oben auf sie geschleudert wurden, und bedeckt mit ihren mannsgrossen

Fig. 227. Reisewagen.

Schilden zur Mauer, hieben sie ein oder erkletterten sie auf Leitern. Selten vermochte eine Festung diesen zerstörenden Angriffen zu widerstehen, je

Fig. 228 Frauen auf einem Maulthiere.

Fig. 229. Kriegswagen.

fester die Wälle gebaut wurden, desto erfinderischer erwies sich der Geist in Zerstörungsmitteln.

Fig. 230. Assyrischer Musikchor.

Wie die Aegypter waren die Assyrer Freunde der Musik und prunkender Feste, bei solchen wurden die Götterbilder in Procession herumgetragen, und Musikchöre, bestehend aus Männern, Frauen, Eunuchen und Kindern, die Harfe spielend, das Hackbret schlagend, auf der Doppelflöte spielend, singend und mit den Händen den Tact schlagend, begleiteten die Processionen und empfingen den König bei seiner triumphirenden Rückkehr. (Fig. 230.)

Wir können Aššur-idanni-pal nicht verlassen, ohne auch seiner Grausamkeit zu gedenken. Ein feindlicher Häuptling, welcher gefangen genommen war, wurde nach Arbela geführt, dort geschunden und dann an der Stadtmauer aufgehängt, die Einwohner einer Stadt Assur (wahrscheinlich eine alte Colonie der Assyrer), welche sich empört, ihren Gouverneur ermordet und einen Fremden zum König gemacht hatten, wurden grausam behandelt: nachdem die Stadt ausgeplündert worden war, wurden die Häuser der Vornehmen den Officieren des assyrischen Heeres geschenkt, von den Rädelsführern einige

gekreuzigt, andere verbrannt und die übrigen mit Abschneiden der Ohren und Nasen bestraft. Allein wenn wir an die Gräuel des europäischen Mittelalters denken, so fühlen wir uns nicht berechtigt, dieselben als Ausfluss des semitischen Charakters zu denunciren; selbst die neueste Zeit hat keine Anzeichen, dass die Blutzeit vorüber sei; zwar pflegen in Europa nur mehr die Montenegriner und Dalmatiner Nasen und Ohren abzuschneiden, aber selbst die französische Republik richtete in ihrer eroberten communistischen Hauptstadt ein Blutbad an, und lange noch, nachdem die Ruhe hergestellt war, knallten die Schüsse, welche Männer und Weiber, die gefangen genommen waren, dem Tode überlieferten. Die europäischen Staatsgefängnisse erzählen erschütternde Grausamkeiten, welche an edlen und geistvollen Männern verübt wurden, deren Verbrechen oft nur darin bestand, dass sie den Ideen ihrer Zeit vorausgeeilt waren. Selbst wenn ihre Körper verschont blieben, wurde ihr Geist gefoltert und wenige entkamen ungebrochen an Leib und Seele ihren lebendigen Gräbern. Unsere Zeit übt gegen den gefangenen Fremdling Menschlichkeit und Schonung, aber unbarmherzig ist sie gegen die eigenen Landsleute, welche von Leidenschaft verblendet, Acte des Aufruhrs begehen oder Lehren verkünden, welche als „staatsgefährlich“ betrachtet werden. Auch die Assyrer behandelten nur die Empörer grausām, plünderten und verbrannten nur die widerstehenden Städte, wie dies noch jetzt Kriegsbrauch ist; die sich freiwillig unterwerfenden Städte wurden verschont und nur mit Tributen belegt, welche das Steuersystem des assyrischen Reiches bildeten.

Salmaneser II., welcher 884—859 regierte, übertraf seine Vorgänger an kriegerischem Ruhme. In zweiunddreissig Feldzügen, welche er persönlich leitete, und vier oder fünf von seinen Generalen unternommenen, unterwarf er Babylonien, Chaldaea, Medien, die Zimri, Armenien, das obere Mesopotamien, das Land an den Quellen des Tigris, die Khethiter, die Patena, Tibarener, Hamathiter und die Syrer von Damascus. Er erhielt Tribut von den phönikischen Städten Tyrus, Sidon und Byblus, von den Tsukhi oder Šušiten, von dem Volke von Muzr, von den Bartsu oder Partsu (wahrscheinlich Persern) und Israeliten.

Auf einem Obelisken von schwarzem Marmor, auf welchem seine Triumphe geschildert werden, findet sich auch ein Zug baktrischer Kameele als Tributgegenstand; zwar können diese Kameele auch den Arabern gehören, ebenso wie eine Abbildung eines Feueropfers in den Bergen, welches sich durch die

nebenhängenden gekreuzigten ahrimanischen Schlangen (Fig. 231) als Dienst der Zoroastrischen Religion kundgiebt, sich auf Baktrien wie Medien beziehen kann; nach Rawlinson durchreiste Salmaneser das Land zwischen dem Persischen Golf im Süden bis zum Niphates im Norden und zwischen der Zagroskette oder vielleicht der persischen Wüste bis zu den Ufern des Mittelländischen Meeres und dann wäre er nicht nach Baktrien gekommen; allein auf

Fig. 231. Feueropfer in Baktra.

eine weitere Ausbreitung seines Reiches deuten die Tribute: Gold, Silber, Kupfer in Barren und Würfeln, Becher, Elfenbein, Zeuge, Pferde, Kameele, Affen und Paviane, Hirsche, Löwen, Wildochsen, Antilopen, Rhinozerosse und Elephanten. In der Errichtung von Bauwerken stand er seinem Vater nicht nach. Sein Alter war trübe, sein ältester Sohn empörte sich gegen ihn, er musste seinen zweiten Sohn Šamas-Iva gegen seinen Bruder senden, welcher den Aufstand besiegte und seinem Vater auf den Thron folgte. Šamas-Iva regierte in der Weise seines Vaters.

Von dem Sohne dieses Königs, Iva-luš IV., weiss man aus den Inschriften nichts, als dass er der Gemahl der Summuramit war, welche der Semiramis der Herodot'schen Erzählung dem Namen nach entspricht und zugleich die einzige Frau ist, welche auf assyrischen Inschriften erwähnt wurde. Die Assyrologen sind daher der Ansicht, dass die Sage von der Semiramis eine Fabel sei, und dass die Summuramit des Königs Iva-luš eine babylonische

Königin war, mit welcher sich Iva-luš ehelich verband, um dadurch eine dauernde Verbindung beider Reiche zu schaffen, und dass aus diesem Grunde Summuramit neben dem Könige genannt wurde. Es ist natürlich nicht zu entscheiden, welche Ansicht die richtige sei, dass aber eine assyrische Frau wirklich die kriegerische Rolle spielen konnte, welche der Semiramis zugeschrieben wird, bezeugen mehrere Umstände. Erstens war die assyrische Göttin Istar, wie aus Tiglath Pileser's Inschrift hervorgeht, eine kriegerische Amazone, zweitens finden wir (Fig. 228) Frauen unverschleiert auf Maulthieren reiten, was durchaus nicht dem Brauche der Orientalen entspricht, welche die Frauen in den Harems verschlossen halten, drittens finden wir auf einem assyrischen Bilde (Fig. 232) neben dem Könige eine Person in die Schlacht

Fig. 232. Reiter in der Schlacht.

reiten, die zwar von den Assyrologen für einen Eunuchen gehalten wird, die aber viel eher einer Frau ähnlich sieht. Frauen sind auf assyrischen Bildern leicht durch ihre schönen schmalen Gesichtszüge von den breitgesichtigen Eunuchen zu unterscheiden, auch würde es aller Sitte widersprechen, dass der König einen Eunuchen, und wäre er noch so hoch gestellt, wäre er selbst ein Feldherr, an seiner Seite reiten liesse. Sagen sind keine Geschichte, aber sie werden auch nicht aus der Luft gegriffen und somit ist es immerhin möglich, dass der Herodot'schen Erzählung die Thatsache zugrunde liegt, dass eine assyrische Königin sich im Kriege hervorgethan habe.

Von den späteren assyrischen Herrschern ragen noch Sargon (II.), ein Usurpator, welcher glückliche Kriege in Palästina und mit Aegypten führte, und Sanherib oder Sennacherib (Fig. 233) hervor, welcher die Meder und

Fig. 233. Sennacherib.

Babylonier wieder unterwarf, die sich unter früheren schwachen Königen selbständig gemacht hatten, ferner Aššur-bani-pal (gestorben 647 vor Christo), welcher (wie verlautet) der einzige unter allen assyrischen Fürsten war, der sich durch seine Liebe zur Literatur auszeichnete. Es scheint unter seiner Regierung die grosse Bibliothek von Ziegelsteinen geschaffen worden zu sein, welche Layard in den Ruinen von Nineveh entdeckte und welche sich gegenwärtig im britischen Museum befindet, die beste Quelle des Studiums für babylonische und assyrische Sprache und Wissenschaft. Diese für unsere Begriffe und Gewohnheiten etwas seltsame Bibliothek bestand ausschliesslich aus flachen, viereckigen Täfelchen aus Terracotta, die auf beiden Flächen mit äusserst feiner und gedrängter cursiver Keilschrift bedeckt waren, welche vor dem Brennen der Täfelchen auf dem frischen Thon eingezeichnet wurde. Ein jedes derselben war numerirt und bildete das Blatt eines Buches, dessen Gesammtheit durch die Vereinigung einer Folge von solchen Täfelchen entstand; diese lagen zweifelsohne in der Bibliothek übereinander geschichtet, da die Täfelchen den Boden einen Fuss hoch und höher bedeckten. Die von den Arbeitern Layard's gesammelten Fragmente solcher Täfelchen erreichen die Zahl von ungefähr zehntausend und rühren von Werken verschiedenartigsten Inhalts her, als Grammatik, Geschichte, Recht, Mythologie, Naturgeschichte, Astronomie und Astrologie. Diejenigen, welche grammatikalischer Natur sind, haben uns das Verständniss der akkadischen Keilschrift und ihrer vielen polyphonen Zeichen erschlossen, da Verzeichnisse derselben mit gegenüberstehender assyrischer Aussprache gefunden worden sind. Leider waren viele dieser Täfelchen zerbrochen, andere entwendet worden, so dass die Bücher Lücken aufweisen; dagegen hat man mehrere Exemplare eines und desselben Werkes gefunden, welche die Controle der Entzifferung erleichterten. Die meisten in dieser Bibliothek vorgefundenen Werke sind Abschriften von Büchern, welche im Tempelarchive zu Erech aufbewahrt wurden, und welche Aššur-bani-pal, der in sehr wohlwollendem Verkehre mit den Priestern zu Erech stand und ihnen eine Bildsäule der grossen Göttin Nana, die ihnen 635 Jahre früher von einem elamitischen

Könige geraubt worden war, zurückbrachte, abschreiben liess. Vielleicht galten diese Werke als Geheimniss der Priester, und das Geschenk Aššur-bani-pal's war der Schlüssel, welcher den Mund der Priester und die Thüre ihrer Bibliothek dem assyrischen Fürsten öffnete.

Wenn überhaupt die Keilschrift und die Ziegelsteine gewählt wurden, um die Schriften dauernd zu erhalten, so hat sich dieses Mittel ziemlich gut bewährt. Es ist nämlich eine Thatsache, welche aus den assyrischen Sculpturen hervorgeht, dass man sich nicht ausschliesslich des Thones als Schriftmaterial bediente. Die auf den Basreliefs abgebildeten Schreiber (Fig. 234) haben einen Stoff in der Hand, dessen gebogene Form entweder Papier oder Leder ist. Wahrscheinlich hielt man diese Stoffe als verweslich, nicht geeignet, um darauf Lehren aufzuzeichnen, welche in Ewigkeit dauern sollten. Sowohl die babylonische Sage wie die der Edda spricht von vergrabenen Tafeln, die nach der Sündfluth wieder aufgefunden worden seien. In dem feuchten Klima Babylons liefen Pflanzenstoffe oder Thierhäute leicht Gefahr, zu verfaulen, und es dürfte wohl möglich sein, dass die gänzliche Abwesenheit anderer Beschreibstoffe als der gebrannten Steine ihren Grund hierin findet. Uebrigens kommen neben der Keilschrift auch den althebräischen ähnliche Zeichen vor, welche die eigentlichen assyrischen Schriftzeichen gewesen sein dürften.

Fig. 234. Assyrische Schreiber.

Das assyrische Reich wurde durch die verbündeten Armeen der Meder und Babylonier vernichtet, welche auch Nineveh, die letzte Hauptstadt des assyrischen Reichs, im Jahre 625 vor Christo zerstörten. Mit diesem Siege begann für Babylon unter Nabopolassar und seinem Sohne Nebukadnezar (beide Namen kommen sowohl in der Bibel wie in den Keil-Inschriften vor) eine neue Zeit der Blüthe, aber sie dauerte nicht lange, denn schon 538 eroberte Cyrus Babylon und machte der dortigen Herrschaft ein Ende.

Obwohl Babylon zu dieser Zeit der Inbegriff aller Pracht und Herrlichkeit seiner Zeit war, glauben wir doch auf eine Schilderung der dortigen Zustände verzichten zu können, da die neu-babylonische Cultur nur eine Verschmelzung

der alt-babylonischen mit der assyrischen in der Weise war, dass Religion und Priesterthum babylonischen, die profane Cultur assyrischen Charakter hatte. Selbst Schrift und Sprache waren assyrisch, die alte babylonische Sprache erhielt sich nur in den Tempelarchiven, die Inschriften Nebukadnezar's zeigen nur geringfügige Abweichungen von den assyrischen. Uebrigens lebte das babylonische Königthum unter den Perserkönigen wieder auf, da Cyrus Babylon zur Hauptstadt seines Reiches machte und die Sitten der babylonischen Könige annahm.

VI. PERSIEN.

Die Perser besitzen Sagen über die Vorzeit ihres Volkes, welche, wie die chinesischen, sich durch ihren culturhistorischen Inhalt auszeichnen und vermuthen lassen, dass dieses Volk, obgleich es erst im 6. Jahrhundert vor Christo in der historischen Geschichte hervortritt, eine grosse Vergangenheit hatte.

Der erste König, den die Sage nennt, ist Haušyanga oder Huscheng, welcher über die Diws herrschte. Diese Diws sind identisch mit den indischen Dewas und dem lateinischen und griechischen Gottesnamen, aber auch mit den griechischen Dämonen. Die Parsenreligion identificirt die Diws mit der Dunkelheit und allen bösen Thieren, Pflanzen und Begebenheiten, wie Trockenheit, Neid, Lüge, Tod u. s. w. Die Verehrung dieser Dämonen hängt mit dem sehr menschlichen Glauben zusammen, dass es einen guten und einen bösen Gott gebe, dass der erstere wegen seiner Gutmüthigkeit weder zu fürchten noch zu verehren sei, dass man sich dagegen bestreben müsse, den bösen Gott günstig zu stimmen, zumal wenn er zugleich, wie der ägyptische Amon, als die unterirdische Zeugungskraft gedacht wurde, welche die Keime aus der Erde treibt. Diesem Gotte brachten die Ackerbauer Menschenopfer. Damit stimmt überein, dass Huscheng den Menschen das Graben des Eisens aus der Erde gelehrt und ihnen gezeigt haben soll, wie man nützliche Gegenstände, wie Sägen und Aexte, daraus bereite, dass er das Feuer erfunden habe, indem er bei Verfolgung einer Schlange einen Stein auf einen anderen geworfen und dadurch Funken entlockt habe, dass er den Gebrauch der Hausthiere eingeführt und die Verwendung von kostbaren Pelzen, wie von Hermelin u. dgl., zu Kleidern gelehrt habe.

Ein späterer König Tahmurath oder Tachmuraf (Tachma urupa) war ein Feind der Dämonen, er lehrte die Wolle der Thiere zu Zeugen verweben und die Hausthiere mit Stroh und Körnern füttern, er führte das Halten von Hühnern und Hähnen ein, damit letztere das Nahen des Tages verkünden sollten, zähmte die Unze und den Leoparden und richtete sie zur Jagd ab, er führte grosse Bauwerke auf, das alte Schloss von Merw, dann die Städte Babylon, Madain oder Seleucia u. s. w., er soll auch ein festes Gebäude errichtet haben, in welchem er die Bücher vor der Sündfluth vergrub, nachdem er vorher den Diws die Schreibkunst entrissen hatte, welche diese den Menschen vorenthielten. Seine Frau verrieth den Diws gegen ein Seidenkleid, welches diese ihr schenkten, den Ort, wo ihr Gemal Furcht vor den Dämonen habe, worauf diese ihn ermordeten. Tachmuraf ist offenbar die Personification der Hirten und Jägervölker, welche die Ackerbauer unterjochten, die Einführung des Hahnes weist auf die Horus-Idee und zugleich auf die Anbetung der aufgehenden Sonne im Gegensatze zur Verehrung der Nacht, die bei den Ackerbauern heimisch war, ein Sonnenmythus ist auch sein Verrath und Tod, der dem des Siegfried entspricht. In der Sage von Tachmuraf liegen die Keime der späteren zoroastrischen Religion.

Die dritte Persönlichkeit, welche in dieser Sage auftritt, ist Yima oder Džemšid, das personificirte Königthum; er schied die Menschen in Stände: Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker, liess von Dämonen Häuser aus Backstein bauen, erfand die Schifffahrt und die Kunst, die Edelsteine aus anderen Steinen auszuscheiden, und erbaute sich einen Thron, um von seinen Arbeiten auszuruhen. Als er aber log, er sei allein der Urheber des Glücks, entfernte sich die Majestät in Gestalt eines Vogels von ihm und wurde von verschiedenen reinen Wesen aufgefangen, damit sie nicht in unrechte Hände gerathe.

Die Tendenz dieser Sage hat Aehnlichkeit mit dem Rigr-Liede, den drei Monarchen entsprechen der Thräl, der Bauer und der Adelige dieser Sage. Mit dem Adel wird hier der durch Schifffahrt und Gewinnung von Edelsteinen erworbene Reichthum verbunden, zugleich aber auch das Königthum an die Sanction der Priester geknüpft, die nur dem gottesfürchtigen Könige den Glorienschein der Majestät zuerkannten, dafür aber versprachen, ihn gegen jede Usurpation zu schützen, ein Versprechen, welches sie selten gehalten haben und selten zu halten fähig waren.

An den Sturz des Yima scheint sich eine historische Erinnerung an die Unterjochung der Babylonier zu knüpfen, denn Azi-dahaka oder Zohak, der den Yima der Herrschaft und des Lebens beraubte, wird vom Avesta nach Bawri (Babel) versetzt und als ein dreiköpfiger Drache (*azi-dahaka* bedeutet „die verderbliche Schlange") oder als ein Mensch geschildert, dem zwei Schlangen aus den Schultern gewachsen sind (vgl. das Bild der Kali Fig. 41). Ein Volk, welches Schlangen verehrte, waren auch die Meder, deren letzter König Astyages „Drache" bedeutet, dessen Nachkommen in den alten Liedern der Golthener als Drachensöhne gefeiert wurden.

Die Tyrannei der Eroberer rief eine Empörung hervor, an deren Spitze sich der Schmied Kawe stellte, indem er sein Schurzfell an eine Stange band. Dass dieser Schmied eine historische Persönlichkeit war, scheint daraus hervorzugehen, dass sein ledernes Banner zu allen Zeiten die Reichsfahne war, welche erst in der Schlacht bei Kadesia (635 nach Christo) von den Arabern erobert wurde. Der legitimistischen Anschauung zufolge konnte jedoch nur ein Nachkomme des Yima den Thron besteigen und daher lässt die Sage Kawe einen solchen in der Person Feridun's auffinden, mit welchem er sich verbindet und den Dahak besiegt. Hier schiebt sich wieder ein mythisches Element in die Sage, indem Kawe den Dahak in der Heimat des Feridun, in dem „Dorf der Schmiede" am Berge Demavend angeschmiedet habe, wo er noch lebt und durch das Rütteln seiner Fesseln Erdbeben bewirkt. Es ist dies die Sage von Loki und von Prometheus, der an einen Fels des Kaukasus angeschmiedet war.

Feridun theilt hierauf die Welt unter seine drei Söhne: Selm, welcher die Städte des Abendlandes, Tur, welcher Turkestan und China, Iredž (älter Aryu), welcher Eran erhält. So vertheilte auch nach der babylonischen Sage Xisuthrus die Welt unter seine drei Söhne Zerovanes, Titan und Japetosthes und leitet die Bibel alle Völker von Noah's Söhnen Sem, Kham und Japhet ab; der eranischen Sage eigenthümlich ist aber, dass Iredž von seinen Brüdern ermordet worden sei, weil sie sein besseres Erbe beneidet hätten. Ein Nachkomme des Tur, Mörders des Iredž, soll bis an die Hauptstadt Tabaristans gedrungen, aber von Minotšehr, dem Enkel Feridun's, hinter den Oxus zurückgedrängt worden sein. Dieser Sieg wurde noch zu Zeiten des Islam am Tage Aban des Monats Aban (10. Tag des 8. Monats) durch ein Fest gefeiert. Von Minotšehr wird aber auch erzählt, dass er in Babylon gewohnt, das Bett des Euphrat

und Tigris gegraben, Canäle zwischen dem Euphrat und Tigris sowie Blumen- und Fruchtgärten angelegt habe.

Wir unterlassen es, diese Mythen weiter zu verfolgen, da dieselben, obgleich sie sich meist um die Kämpfe zwischen Persien und Turan drehen, doch bis auf Ardeschir dirazdert, das ist Artaxerxes I., Langhand, keinen einzigen geschichtlichen Namen aufzuweisen, indem weder Cyrus noch Darius, dagegen Namen erwähnt werden, die bei weit entlegenen Völkern vorkommen. So haben wir bei Aegypten darauf hingewiesen, dass einer ihrer Königsnamen (S. 220) Aehnlichkeit mit dem Kaikaus der eranischen Sage hat, der Name Kai oder Kava, den die vermuthlichen Herrscher Baktriens tragen, ist dem oben erwähnten Schmied Kawe ähnlich, eine Kawi-Sprache ist aber auch in die alte Schrift Javas und ein turanischer König wird aus Peghu stammend (نژاد پیغو *peγu nezad*) genannt (Pegu ist jetzt ein Land in Hinterindien), der mit Peghu-Schrift geschrieben habe, andererseits schliesst sich König Gustasp nicht nur an den schwedischen Namen Gustav, sondern seinem Lebenslaufe nach auch an Siegfried an, denn wie dieser verdingt er sich an einen Schmied und unter seinen Schlägen zerstieben Eisen und Ambos.

Unter diesem Gustasp soll der Prophet Zarathustra oder Zoroaster im Lande Baktra mit seiner neuen Lehre aufgetreten sein. Diese Lehre ist in der Form einer Unterredung gehalten, welche Zarathustra auf einem Berge mit Ahura mazda hatte, wie bei der Gesetzgebung Moses soll dabei der Berg in Flammen gerathen sein, welche aber Zarathustra unversehrt liessen, wie Moses kehrte Zarathustra mit dem heiligen Buche in der Hand vom Berge zurück, wie Moses ging er einst trockenen Fusses durch ein Meer, da Zarathustra es für unschicklich hielt, dass seine Anhänger, unter denen sich auch Frauen befanden, sich entblössten, um durch das Wasser zu waten. Leider fehlt jede Spur eines Zeitpunktes, wann dieser Zarathustra lebte, und es muss daher unentschieden bleiben, ob die jüdische Tradition von der persischen oder diese von jener entlehnt sei; es genügt, zu constatiren, dass beide Religionen im Wesen eine grosse Aehnlichkeit haben.

Wie bereits bei Babylon erwähnt wurde, ist die Feuerverehrung daselbst uralt, sie konnte nicht erst zur Zeit der Achämeniden aufgestellt werden; die Haomapflanze, welche in den indischen Vedas auch schon eine grosse Rolle spielt, wurde in Medien sogar in einer Weise gebraucht, wie sie der Parsi-Religion ganz entgegen ist; sie wurde von den Magiern in einem Mörser

zerstampft, indem die Unterwelt und die Finsterniss angerufen wurde, sodann mit Wolfsblut vermischt und an einen von der Sonne nicht beschienenen Ort geworfen. Es scheint, dass Ahura mazda und Ahri-man oder Agromainyus ursprünglich ein und derselbe Gott war, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Herr des Lichtes und der Finsterniss, und dass, wie schon oben angedeutet, die finstern Mächte vorzugsweise verehrt wurden. Durch den baktrischen Zarathustra erfolgte die Verdammung aller jener Gegenstände und Ideen, welche von Babyloniern, Medern, Indern und anderen Völkern als dem Menschen und seinen Bedürfnissen feindlich verehrt wurden: die Nacht, das Unterirdische, der Zauber, die Schlangen und schädlichen Thiere, ja, selbst die Planeten, ferner die üblen Neigungen, wie die Lüge, die Falschheit, die Unreinheit, Unkeuschheit u. s. w.

Dass die Parsen-Religion nicht die ursprüngliche Feuerverehrung ist, geht aus der Art ihrer Feuerverehrung selbst hervor. Indem das Feuer in einem den Strahlen der Sonne unzugänglichen Raume verwahrt werden musste, war es eine ahrimanische Macht und das Verbrennen der Todten beruht jedenfalls auf einem Feuercultus, indem alle Begräbnisse die Idee das Eingehen des Menschenleibes in die Gottheit zur Grundlage haben: die das Wasser verehrten, warfen ihre Todten in's Wasser, die den Gott der Erde verehrten, begruben ihre Todten, die das Feuer verehrten, verbrannten ihre Todten, die den Gott der Luft verehrten, liessen ihre Todten von Vögeln fressen; zu den letzteren gehörten aber die Parsen; das Verbot des Verbrennens der Todten, um das Feuer nicht zu verunreinigen, ist daher nur ein Sophisma, um zwei gegensätzliche Auffassungen, welche beide im Ahura oder Horus, der sowohl Sonne (Feuer) als Wind ist, auszugleichen.

Die übertriebene Reinhaltung des Feuers verbietet den Parsen alle Handwerke, welche Feuer berühren, wie Schmieden, Schmelzen u. s. w. Indem aber der Schmied Kawe sich mit Feridun verband, verband sich ein nicht zoroastrisches Volk mit diesem, und in der That verkehrten bis auf Gustasp Turanier und Eranier als Völker gleicher Sprache und gleicher Religion, erst von da ab werden die Turanier Götzendiener genannt und die Zertrümmerung des Amboses durch Gustasp gewinnt durch die zoroastrische Lehre eine eigenthümliche Beleuchtung.

Die zoroastrische Religion konnte nur bei einem Volke entstehen, welches Viehzucht und Ackerbau trieb. Auf die Frage, was der Erde am

angenehmsten sei? antwortet Ahura mazda: wenn ein reiner Mensch einhergeht, Opferholz in der Hand, das heilige Zweigbündel in der Hand, die Tasse und den Mörser (für den Haoma) in der Hand, sprechend: den Mithra mit weiten Triften will ich anrufen und den Ramachwastra (der den Speisen Geschmack giebt); ferner wenn ein reiner Mann sich eine Wohnung erbaut, versehen mit Feuer, mit Vieh, mit Frau, Kindern und Heerden und in dieser Wohnung Ueberfluss ist an Vieh, Reinheit, Futter, Hunden, Frauen, Jünglingen, Feuer und allem, was zum guten Leben gehört; ferner wenn in grosser Menge durch Anbau hervorgebracht werden Getreide, Futter und fruchttragende Pflanzen, wenn man trockenes Land bewässert und allzu feuchtem Lande Wasser entzieht; wenn in grosser Menge Vieh und Zugthiere geboren werden, ferner wenn Vieh und Zugthiere in grosser Menge Urin lassen (dieser wurde wohl als Dünger geschätzt, wir haben Seite 360 gesehen, dass er bei den Indern als Weihwasser galt, und in gleicher Weise wird er auch bei den Parsen verwendet). Als der Erde unangenehm wurde betrachtet, wenn die Diws und weiblichen Dämonen aus der Höhle zusammenkamen (wahrscheinlich um die unzüchtigen Liebesfeste zu feiern), wenn man todte Hunde und Menschen in grosser Anzahl*) in sie verscharrt, wenn man in grosser Anzahl Dachmas (Leichenthürme) errichtet, wo man todte Menschen beisetzt, wenn in grosser Anzahl Höhlen ahrimanischer Thiere vorhanden sind, wenn man eines reinen Mannes Weib oder Knaben als Beute wegführt auf staubigem, trockenem Wege und sie erheben ihre weinende Stimme. Dies mag die ursprüngliche, von Priesterdüfteleien noch nicht überwucherte Lehre gewesen sein und mit ihr hängt zusammen, dass das fruchtbare Land das Gebiet des Ahuramazda, die Wüste das Gebiet des Ahriman war. Der Geburtsort dieser Lehre war daher das Tarymbecken, die eranische Ebene, das westliche Babylonien, wo der Kampf der Wüste mit dem zum Ackerbau benützten Boden herrschte. Sie erzog ein kräftiges, arbeitsames, wahrheitliebendes Geschlecht, wie es die Perser unter Cyrus und die mit ihnen körperlich und geistig eng verwandten Germanen, sowie die Juden waren, welche unter Abraham aus Ur in Chaldäa auszogen.

---

*) Der Ausdruck „in grosser Anzahl“ ist wohl erst in der persischen Königszeit eingeschmuggelt worden, um die Königsgräber nicht als religionswidrig darzustellen, die Idee des Begrabens ist der zoroastrischen Religion entgegen; ebenso widerspricht das offene Feuer im Königszuge dem Verwahren des Feuers vor dem Zutritt der Sonne bei den späteren Parsen.

In Künsten und Wissenschaften blieben diese Völker hinter den Götzendienern zurück, denn die genügsame Tugend schafft nicht die Betriebsamkeit des Geistes, welche die menschliche Leidenschaft hervorruft. Die Astronomie fusst auf dem Aberglauben, der den Gestirnen einen Einfluss auf das Leben der Menschen zuschreibt, die Verbesserungen der Waffen auf der Raublust und die Sculptur konnte nur gedeihen, wenn die Menschen Holz- und Steinbilder als wirkliche Götter verehrten. So wurden die Assyrer Schüler der Babylonier, die Meder Schüler der Assyrer, die Perser Schüler der Meder in den feinen Künsten und den Wissenschaften, aber ganz unwissend und barbarisch waren diese Völker nicht, sie pflegten das Knotenknüpfen, wie noch Darius, als er den Ioniern befahl, zwei Monate lang an der Donau auf ihn zu warten, ihnen einen Riemen mit Knoten gab, von dem sie jeden Tag einen lösen sollten, und es sind Umstände vorhanden, welche darauf schliessen lassen, dass sie auch eine eigene Schrift besassen. Auf einem Grabe bei Nakši-Rustam, welches man für älter hält als das Königsgrab des Darius, ist ein Priester mit einer Schriftrolle des Avesta abgebildet und die Keilschrift ist sicher nicht auf Thierhäute geschrieben worden. Wenn die Meder und Perser die Keilschrift annahmen, so mögen sie damit, um ihre Herrschaft besser zu sichern, den nationalen Sitten des eroberten Volkes gehuldigt haben, wie auch Inschriften der persischen und römischen Herrscher Aegyptens in Hieroglyphen abgefasst sind.

Meder und Perser scheinen in alter Zeit in derselben politischen Verfassung gelebt zu haben, wie noch jetzt die Afγanen. Bei diesen ist das Familienhaupt verantwortlich für die Familie, zehn solcher Hausherren stehen unter einem Spio oder Weissbart, zehn oder zwölf solcher Spio unter einem Kandidases oder Haupt einer Abtheilung; verschiedene von diesen unter dem Malik oder Muschier (*melek* oder *Malik* ist im Hebräischen „König“), und diese wählen aus den ältesten Familien ein Oberhaupt. Eine unbestimmte Anzahl solcher Abtheilungen bildet ein Khail, welches ein Khan beherrscht, diesem zur Seite steht ein Rath der Abtheilungshäupter, und alle inneren Angelegenheiten werden vom Khan, jedoch unter Vorbehalt der Billigung von Seite des Rathes, erledigt. Es giebt Afγanenstämme im Osten ihres Gebietes, welche keinen Khan wählen, also die Einheit des Stammes aufgelöst haben; jedoch vereinigen sich bisweilen einige Abtheilungen des Khails zu einer Gundi oder Waffenbrüderschaft.

Bei den alten Persern nennt Herodot zehn Stämme, unter denen die Pasargaden die Hegemonie führten; innerhalb dieses Stammes war das vornehmste Geschlecht das der Achämeniden, aus welchem die Fürsten der Persis gewählt wurden, deren Bestätigung jedoch dem König der Könige, also zur Zeit des medischen Reiches dem Könige von Medien, vorbehalten war.

In Medien gelang es Dejokes, Sohn des Phraortes, die einzelnen Stämme zur Abschüttelung des assyrischen Joches zu vereinigen. Als dieses gelungen war und er die höchste königliche Gewalt erlangt hatte, liess er eine feste Stadt bauen und umgab sich nach dem Vorbilde der assyrischen Könige mit Hofstaat und Leibgarde, auch führte er die Sitte ein, dass Niemand ohne seine Erlaubniss vor sein Angesicht trat, denn es gehörte zum Nimbus der asiatischen Könige, welche, wie die ägyptischen, für Götter galten, sich dem profanen Auge zu entziehen; den Verkehr mit dem Könige vermittelten besondere Beamte des Hofes, welche die Anliegen des Volkes schriftlich überreichen mussten, und zur Handhabung der Polizei dienten in allen Theilen des Reiches Späher, welche „die Augen und Ohren des Königs" hiessen. Die Königsburg des Dejokes zu Ekbatana ist schon oben (S. 385) beschrieben worden, und unter diesem Könige (im 7. Jahrhundert vor Christo) mag die Einführung der assyrischen Keil-Schrift und der assyrischen Wissenschaften und Künste bei den Medern erfolgt sein.

Sein Sohn Phraortes (II.) machte den persischen Achämenes zum Vasallen, ebenso die Fürsten des übrigen Iran, bis Baktriana und Sogdiana hinauf. Bei einem Versuche, Assyrien zu erobern, wurde er geschlagen und getödtet. Was ihm misslang, glückte seinem Sohne Kyaxares (Huwaχsatra), der sich mit dem Könige von Babylon Nabopalassar verband, Nineveh eroberte und zerstörte. Auf ihn, der auf einem Feldzuge gegen die Lydier starb, folgte Astyages, der mit den Lydiern Frieden schloss und sich, im Reichthum der erbeuteten assyrischen Schätze schwelgend, verweichlichte, wollüstig und grausam wurde und unter den Grossen seines Reiches noch insbesondere durch die Begünstigung eines gewissen Spitamas, dem er seine Tochter Amytis zur Frau gab, Unzufriedenheit erregte.

Diese Unzufriedenheit benützend, forderte Cyrus auf einer Volksversammlung die Perser zur Eroberung Mediens auf, stellte sich, nachdem sie seinem Plane beigetreten waren, an ihre Spitze, besiegte mit leichter Mühe das von Harpagos, einem geheimen Freunde des Cyrus, befehligte medische

Heer, von dem ein grosser Theil unter Harpagos Anstiften zu den Persern überging, und nahm den Astyages gefangen, der bald darauf starb. In jene Schlacht waren auch die persischen Frauen mitgezogen und hatten durch Anfeuerung des Muthes ihrer Männer viel zum Erfolge beigetragen. Es blieb daher lange Zeit Sitte, dass, wenn ein persischer König in Pasárgada, welche Stadt Cyrus an der Stelle seines Sieges erbauen liess, residirte, er jeder persischen Frau, die vor ihm erschien, 20 Drachmen Gold überreichte. Dieses Amazonenwesen steht in Nordasien nicht vereinzelt da. Kurze Zeit nach seinem Siege über die Meder besiegte Cyrus die Saken oder Skythen, welche jenseits Baktriens wohnten. Auch diese waren mit ihren Weibern in die Schlacht gezogen; nachdem ihr König Amorges gefangen worden war, setzte das Weib desselben, Sparethra, den Krieg fort und erwirkte durch einen Sieg über die Perser die Auslieferung ihres Gatten.

Cyrus' Abkunft ist dunkel; die romantische Erzählung, dass er als Kind ausgesetzt und von Hirten auferzogen worden sei, mag eines wahren Kernes nicht entbehren, eher die Angabe, dass er der Enkel des Astyages von dessen Tochter Mandane gewesen sei. Diese Mutterschaft hatte eine deutlich erkennbare Tendenz; nach eranischer Anschauung, wie sie oben S. 409 berichtet wurde, konnte die Krone des eranischen Reiches nur das Haupt eines legitimen Fürsten schmücken, daher strebten sowohl Cyrus als Darius ihren Stammbaum auf Achämenes zurückzuführen; selbst Alexander von Makedonien wird von den Persern für den Sohn einer persischen Königstochter gehalten, und im Königsbuch des Firdusi wird erzählt, dass man die königliche Würde auf einen Grossen des Reiches zu übertragen beabsichtigte, aber wieder davon absah, „denn, obwohl der Held vom Glücke begünstigt ist und einen erleuchteten Geist hat, so muss doch die Wahl auf einen Mann von königlicher Geburt fallen, welcher im Besitze der Erinnerung an die Vergangenheit ist. Jeder Fürst ohne Bewusstsein von seiner Stellung ist unwürdig des Stuhles der Macht; wir müssen einen König haben, dessen Stern sieghaft ist, auf welchem die Gnade Gottes ruht und dessen Worte von Weisheit leuchten". Diese Anschauung steht zwar in einem starken Contrast zu der Reihe schwacher und unwürdiger Könige, welche nebst wenigen thatkräftigen und gebildeten Fürsten den persischen Thron einnahmen, aber auch der kühnste Emporkömmling musste mit ihr rechnen, und wenn er keine Ahnen hatte, sich solche entlehnen. Dass Cyrus (nach Strabo war sein richtiger Name Agradates,

und den Namen *Kurus* „Sonne“ nahm er erst nach dem Siege über die Meder an) der Mutterschaft der medischen Königstochter Mandane nicht unbedingtes Gewicht beilegte, beweist der Umstand, dass er Amytis, die Tochter des Astyages und Witwe des getödteten präsumtiven Thronfolgers Spitamas, also seine Tante, unter seine Frauen aufnahm und durch ihren Besitz sein Thronfolgerecht zu sichern suchte. Eine Blutschande nach unserem Begriffe kannten die Perser nicht, da der König sogar seine eigene Schwester heirathen konnte.

Fig. 235. Kämpfende Perser.

König von Medien geworden, vertauschte Cyrus die altväterische persische Tracht, den ledernen Rock und Beinkleider (Fig. 235) mit dem langen, faltigen Kleide der Meder, und namentlich bei öffentlichen Handlungen entfaltete sich um ihn die ganze Pracht des Beherrschers eines Weltreiches. Wenn Cyrus zum Opfer oder zur Anbetung schritt, so wurde ein Spalier gebildet, und Geisselträger hielten Unberufene vom Eintritt in dasselbe ab; zu den Seiten des Thores waren 2000, in der Richtung vom Thore her 4000 Leibgarden aufgestellt, wie man dies an den Pforten und Treppen zu Persepolis abgebildet sieht. Berittene mussten absteigen, wenn der König nahte und die Hände in der Verlängerung des Aermels, welche eine Art Handschuh bildete, verstecken. Die Perser standen rechter Hand, die übrigen Grossen links, ebenso waren beiderseits die Wagen aufgestellt. Wenn das Palastthor sich geöffnet hatte, erschienen zuerst je vier Stiere des Ahura mazda und der anderen Götter, welchen geopfert werden sollte, sodann die dem Sonnengotte geheiligten Rosse und der mit vier weissen Pferden bespannte Wagen des

Ahura mazda, sodann ein dritter Wagen, dessen Rosse mit purpurnen Decken geschmückt waren. Alsdann trugen mehrere Männer das heilige Feuer auf einem grossen Gefäss. Erst dann kam der König mit seinem Wagenlenker gefahren, mit der Tiara gekrönt, um welche eine Binde oder Diadem geschlungen war, in einem meerpurpurnen Rocke mit breitem weissen Streif vom Hals bis zum Saum, von einem Gürtel umspannt, in scharlachrothen Beinkleidern, während von den Schultern der Purpurmantel herabwallte. Die 4000 Leibgarden traten vor den Wagen, die anderen 2000 hinter denselben und nebenher ritten 300 Stabträger mit Wurfspeeren. Der aus etwa 200 Rossen bestehende Marstall folgte mit goldgeschmücktem Geschirr und gestreiften Schabracken, sodann kamen 2000 Lanzenträger, 10.000 Reiter in Reihen zu 100 aufreitend, den Zug beschlossen armenische, hyrkanische, kadusische und skythische Reiter.

Nicht mindere Pracht wurde entwickelt, wenn der König, auf dem Throne sitzend, Audienzen ertheilte. Da befanden sich um den König der Schirmträger und der Diener mit dem Fliegenwedel, ein anderer mit einem Salbenfläschchen, um die Geruchsnerven des Königs von Zeit zu Zeit zu erquicken, ein dritter, welcher die Räuchergefässe mit wohlriechendem Pulver zu bestreuen hatte. Neben dem Throne stand der Bogenträger und Pfeilbewahrer, dem sich die übrigen fünf Reichsfürsten anschlossen, ferner der Grossvezier, der Schatzmeister, der Minister des Innern, der Archimobed oder Oberpriester im weissen Gewand und einen langen Stab in der Hand, der geheime Secretär (das Haupt der Schreiber und Vorleser, welche die Edicte in den verschiedenen Sprachen des Reiches verfassten und die Duplik im Reichsarchiv niederlegten, sowie die Reichsannalen aufzeichneten, welche man in Ekbatana aufbewahrte), der Truchsess, der Mundschenk, der Intendant der Kornspeicher, der Kammerherr, der Vorstand der Rechnungskammer, der Kellermeister, der Jägermeister, der Befehlshaber der Leibgarde und der Oberstallmeister. Ein ganzes Heer von Hofbeamten, die Kämmerer des Frauenhauses, die Kammerdiener des Königs, die Verkündiger der Stunden, Besorger der Gäste, Marställer, Aufseher der Hunde u. dgl. erfüllten die Räume der Hofburg. Der Unterhalt dieses zahlreichen Hofstaates (der letzte Sasanide soll 4000 Personen um sich gehabt haben) verursachte enormen Aufwand an Geld, man kann annehmen, dass die tägliche Speisung des Königshofes 40 Talente oder über 80.000 Gulden kostete.

Freilich bezog der König aus den reichen, ihm untergebenen Ländern ungeheuere Einkünfte. Herodot hat uns die Steuerliste, offenbar nach amtlichen Quellen, aus der Zeit Artaxerxes I. aufbewahrt. Danach steuerten 1. die asiatischen Griechen mit Karien, Lykien und Pamphylien jährlich 400 Silbertalente, 2. Lydien, Mysien, Lasonier, Kabalier und Hygenner 500, 3. die Küste am Hellespont, Phrygien, die asiatischen Thraken, Bithynier, Paphlagonier, Mariandyner, Syrer (in Kappadokien) 360, 4. Kilikien 360, 5. Phönikien, Syrien, Palästina, Cypern 350 (zu dieser Ländergruppe gehörten die steuerfreien Araber), 6. Aegypten, Libyen und Kyrenaika 700 Talente, 7. Sattagyden, Gandaren, Dadiken und Aparyten 170, 8. Susiana 300, 9. Babylonien und Assyrien 1000, 10. Medien mit den Parikaniern (s. Nr. 17) und Orthokorybantiern 450, 11. Kaspier, Pausen, Pantimather uud Dariten 200, 12. Baktrien 360, 13. Armenien 400, 14. Sagarten, Sarangen, Thamanäer, Utier (in Kirman und Sistan), Mykier und Inselbewohner 600, 15. Skythen und Kaspier 250, 16. Parthien, Khorasmien, Sogdiana und Aria 300, 17. Parikanier und die Aethiopen Geodrosiens (Brahui) 400, 18. die Matiener, Saspiren und Alarodier 200, 19. die Moscher, Tibarener, Makronen, Mosynöken und Maren 300, 20. Indien 360 Talente Goldstaub. Ausserdem mussten einzelne Provinzen besondere Auflagen entrichten: Aegypten 700 Talente Getreide für die dort garnisonirenden Soldaten, Medien 100.000 Schafe, 4000 Mäuler und 3000 Rosse, Kappadokien die halbe Zahl dieser Thiere, Kilikien jeden Tag ein weisses Ross und 140 Talente für den Unterhalt der Reiterei, Babylonien 500 verschnittene Knaben, Armenien 20.000 Hengstfüllen. In Aegypten gehörten die Fischereien in Fayum der Krone. Ausserdem waren noch verschiedene Dinge, wie Bergwerke, Wälder, die Benutzung des Flusswassers für Fischfang und Bewässerung mit Steuern belastet und wurde bei der Eröffnung einer Schleuse eine Abgabe erhoben. Zusammen betrugen diese Steuern nach Herodot's Rechnung 14.560 euböische Talente, was einer Summe von über 330 Millionen Gulden, oder mit Berechnung des damaligen Geldwerthes etwa dem Achtfachen dieser Summe gleichkam, und doch entfiel nach einer ungefähren Schätzung des Verhältnisses dieser Summe und der Bevölkerungszahl kaum ein Thaler auf den Kopf.

Dieses Tributverzeichniss, welches unter Darius nach einer sorgfältigen Berechnung der Ertragsfähigkeit festgestellt war, lässt den blühenden Wohlstand ermessen, in welchem sich diese Länder damals befanden; denn ausser

diesem Tribut mussten sie noch die Landeserfordernisse und den Unterhalt der Satrapen bestreiten, und doch wurden sie dadurch nicht erschöpft; von Cyrus im 6. Jahrhundert vor Christo bis zu den Römern und Sasaniden, ja selbst noch bis in die Zeiten der Araber, mehr als anderthalb Jahrtausende war Mittelasien der Boden eines dauernden Wohlstandes, der hin und wieder von verheerenden Kriegen unterbrochen wurde, aber sich immer wieder aufrichtete, bis in der jüngsten Zeit die verweichlichten Nachfolger der Osmanen durch ihre nachlässige Regierung auch diese Länder verarmen liessen.

Eine Reihe von Jahren war das Heer des Cyrus von Sieg zu Sieg gezogen, die „Lanze des persischen Mannes“ reichte vom Indus bis zu den Wogen des ägäischen Meeres, zuletzt erstürmte er noch das feste Babylon, welches damals als die Hauptstadt von Asien galt, und verlegte hierher seinen Thron. In diese Zeit fällt eine dunkle Sage, von der zwar nur die Bibel zu erzählen weiss, der aber doch Thatsachen zugrunde liegen müssen, da sie mit dem Purimfeste zusammenhängt. Danach soll ein jüdisches Mädchen, Hadassa, welches in den Harem des Königs Achašveros (אחשורש *aχsurs* ist kein Personenname, da er auch für Kambyses und des Darius Vater steht, er scheint die hebräische Aussprache von *χurus* oder *kurus* zu sein, obgleich auch כרש *koreš* vorkommt, Ahasverus, der ewig wandernde Jude, ist ohne Zweifel die wandernde Sonne) aufgenommen wurde, diesem eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt haben; als dann später ein neuer Grossvezier Haman, weil die Juden vor ihm das Knie nicht beugten, von dem Könige den Befehl erbat, alle Juden, jung und alt, mit Weibern und Kindern, ermorden zu lassen, habe die jüdische Königin ihren Gemahl veranlasst, den Befehl zu widerrufen, Haman hängen zu lassen und den Juden die Erlaubniss zu geben, sich an ihren Feinden zu rächen, worauf sie zu Susa 500 Mann und 10 Söhne des Haman, ferner 300 Mann, sowie in den anderen Ländern 75.000 Mann nach ihrer eigenen Angabe erwürgten. Das Fest, in welchem sie diese Schlächterei feiern, heisst Purim deshalb, weil über sie das Los geworfen worden wäre, es fällt aber in den Monat des Glückverkündens und muss daher einen anderen Ursprung haben; ebenso deutet der Name der Hauptperson dieser Sage, Mordachai, des Vormundes der jüdischen Königin, auf den babylonischen Gott Bel Merodach, der an Stelle des Haman (dessen Name mit dem ägyptischen Amon verwandt ist) Vezier wurde. Es scheint der Vorgang vielmehr auf eine Cultusänderung hinzudeuten, indem die medischen Magier, welche auch unter Darius

den Thron an sich reissen wollten, versucht haben mochten, den Cyrus, der sich dem babylonischen Cultus zuneigte, zu ermorden; dieser Anschlag wurde vielleicht von den Juden verrathen, die Magier ihren Feinden überantwortet und der babylonische Liebescultus von Cyrus angenommen; die Juden aber erhielten zum Dank für ihre Warnung die Erlaubniss zur Rückkehr. Auf Cyrus' Grabe, welches sich bis jetzt erhalten hat und eine Nachbildung des siebenstufigen babylonischen Tempels ist, befindet sich der geflügelte Genius mit der sonst nur in Aegypten gebrauchten Drei-Kegel-Krone (Fig. 112), eine Horusform, welche von der assyrischen wesentlich abweicht. Der Name Esther, welchen Hadassa als Gemahlin des Cyrus erhielt, ist die babylonische Istar, sie ist die Göttin der aufgehenden Sonne und die Venus als Morgenstern, während die verstossene Königin Vašthi, wenn sie identisch mit der eranischen Thvaša (mit versetzter Femininalform *th*) „der unendliche Raum" ist, die Nacht oder die untergehende Sonne repräsentirt, die sich vor den Gästen des Königs (nackt?) nicht zeigen wollte. Es ist wohl kein Zufall, dass das Purimfest in die Nähe der Zeit fällt, wo die Angelsachsen den Valentinstag mit Liebesbräuchen begehen. Diese Istar ist ohne Zweifel die spätere persische Anahita, deren Cultus mit der zoroastrischen Lehre nicht vereinbar ist, aber factisch bei den Persern im Brauch war. Dass eine Religionsverschiedenheit zwischen Magiern und Persern herrschte, beweist eine Inschrift des Darius, nach welcher er die Tempel, welche Gaumata, der Magier, zerstört hatte, wieder herstellte.

Kambyses, der Sohn des Cyrus, setzte die Eroberungspolitik seines Vaters fort, ebenso Darius, ein Verwandter des ohne Erben verstorbenen Kambyses, welcher sich durch die Einführung einer regelmässigen Staatsverwaltung auszeichnete. Darius theilte das Land in die Provinzen, welche oben bei der Steuerleistung aufgeführt wurden, und setzte über jede einen Statthalter, dem aber ein General und ein Secretär zur Seite gegeben waren, welche sich gegenseitig in Schach hielten, damit die Gewaltfülle, welche dem Satrapen verliehen werden musste, nicht missbraucht werden konnte, um selbständige Königreiche zu bilden; der General konnte keine Empörung versuchen, weil er wohl Soldaten, aber kein Geld hatte, der Satrap hatte wohl Geld, aber keine Soldaten, der Secretär weder das Eine noch das Andere. Ueberdies erschien in unbestimmten Zeitpunkten unerwartet ein Mann aus der Umgebung des Königs, um sich persönlich über den Zustand der Satrapien zu unterrichten.

Die Satrapen, sowie alle höheren Beamten hatten von Jugend auf eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung unter den Augen des Königs genossen. Von der Vortrefflichkeit der Schulen für die Kinder vornehmer Familien, aus denen die zukünftigen Officiere, Beamten und Richter hervorgingen, berichten verschiedene griechische Schriftsteller in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung.

Die Verwaltung bestand in der Beaufsichtigung der ackerbauenden und gewerbetreibenden Bevölkerung, sowie der Märkte und der Eintreibung der Steuern; der militärische Befehlshaber hatte Handel und Wandel vor Störungen durch Aufruhr oder durch räuberische Einfälle in Schutz zu nehmen. Um die Verwaltung zu erleichtern, wurde von Darius ein Postdienst reitender Boten eingeführt, welche nach jeder zurückgelegten Tagesreise eine Station mit gesattelten Pferden vorfanden, so dass ein königlicher Befehl in kurzer Zeit nach allen Theilen des Reiches gelangen konnte. Den privaten Briefwechsel dürften die Karawanen besorgt haben, welche wie noch jetzt im Orient den Waarenverkehr zu Lande besorgten.

Die höchste richterliche Gewalt war beim König, bei ihm konnte auch jeder Perser Klage erheben, in den Provinzen dürften die Satrapen das Richteramt des Königs vertreten haben. Neben dem Könige fungirte ein königliches, aus sieben Personen bestehendes Gericht, welches, wie der König, nicht nur Strafen verhängte, sondern auch Belohnungen, bestehend in Ehrenkleidern oder Geschenken verlieh; auch die Erlaubniss zum Tragen von goldenen Halsketten, Armbändern und goldenen Säbeln, zum Anlegen von goldenem Geschirr an das Ross galt als Gnadenbeweis des Königs. Die Strafen waren grausam: Köpfen mit dem Schwert oder Beil, Abschneiden des Kopfes mit dem Rasirmesser, Kreuzigung, Erdrosselung, Tödten durch Trinken von Stierblut, Braten in glühender Asche, Schinden bei lebendigem Leibe, lebendig Begraben, meist mit Steinigung des aus der Erde heraus- stehenden Kopfes, Zersägung, Aufspiessung, Fesselung zwischen Mulden, bis der Verurtheilte von Insecten zernagt war, Blenden, Uebergiessen mit siedendem Oel, Abschneiden von Nasen, Ohren, Händen, Füssen, Augen- lidern und Lippen kam von Cyrus bis zu den Sasaniden vor und die christ- lichen Armenier verfuhren darin nicht anders als die feueranbetenden Perser. Die Perser und Armenier waren daher nicht minder grausam als die semitischen Assyrer.

Darius führte auch gemünztes Geld ein, dessen Erfindung den Lydiern zugeschrieben wird, denn früher wurde Gold und Silber nur in Barren oder nach dem Gewichte verkauft.

Die persischen Städte scheinen den assyrischen ähnlich gewesen zu sein, die Ruinen derselben zeigen massive Steinmassen, mit einem festen Cement verbunden, fast überall findet man einen Grundbau von unterirdischen Rundbogengewölben, über denen sich ein um den viereckigen Hof laufender gewölbter Gang erhebt, welcher die nach dem Hofe offenen Zimmer enthielt; bisweilen besteht der Oberbau aus einem Labyrinth von verschieden verbundenen gewölbten Gängen, so dass die innersten Zimmer ganz dunkel gewesen sein müssen, wenn sie nicht Oberlicht gehabt haben. Einigemal erhebt sich noch ein zweites gewölbtes Stockwerk über dem andern, wahrscheinlich jene Bienenkorbform bildend, welche die assyrischen Bilder zeigen. Die Ornamentik besteht aus Blumen und geometrischen Mustern, die in den Bewurf eingepresst sind. Die Königspaläste waren den assyrischen nachgebildet, ihre Trümmer zeigen hohe Treppen und Säulen reich mit Sculpturen versehen,

Fig. 236. Ruinen des Xerxes-Palastes.

unter denen besonders der Löwe, der den Stier erwürgt, hervortritt, ferner Palastwachen und Abbildungen des Königs in Begleitung des Schirmträgers (Fig. 236), endlich der menschenköpfige Löwe, den wir bereits als babylonischen Nergal kennen gelernt baben. In den Palast- und Tempelbauten dürften wohl die Assyrer die Lehrmeister gewesen sein, dagegen waren die Häuserbauten bei den Persern wohl schon vor der Eroberung Assyriens allgemein.

Fig. 237. Felsengräber zu Nakši-Rustam.

Eigenartig sind die Felsengräber der späteren Perserkönige von Darius an bis auf die Sasaniden. Am Berge hinter der Terrasse von Persepolis befinden sich drei königliche Felsgrüfte, welche wie die sogleich zu beschreibenden in Nakši-Rustam (Fig. 237) beschaffen sind. Die Felsen dieses Namens liegen da, wo das Gebirge sich umwendet. Drei liegen nebeneinander, eines befindet sich an einem Felsen, dessen Richtung auf der der übrigen senkrecht steht. Das mittlere ist das einzige mit Inschriften versehene, das Grab des Darius. Es zeigt dasselbe, wie alle übrigen, eine kreuzförmige Vertiefung. Der mittlere (breitere) Theil ist die in Relief übertragene Façade des Darius-Palastes; darüber steht ein doppeltes, von menschlichen Figuren getragenes Stockwerk, auf welchem der König dem Feueraltar gegenüber den Ormazd anbetet. Seine Seele ist gleichsam auf das Dach des Palastes getreten, um von da in die himmlische Wohnung hinaufzuschweben. Der unterste Theil ist glatt, er bedeutet den Weg zum Grabpalast. Das Innere des Grabes besteht aus einem langen,

schmalen Gange, von welchem aus drei oblonge Kammern ausgehen, mit je drei oblongen Gruben, welche mit Steindeckeln verschlossen waren. Hinter Persepolis zeigt ein Grab zuerst eine flach gewölbte Steinkammer, deren oberer Theil sich nach einem tiefen Recess öffnet, der gleich vorn die Gruft enthält. Die Steinkammer ist als flaches Tonnengewölbe behandelt, dessen Achse auf der des eigentlichen Grabes senkrecht steht, eine Anordnung, welche man bereits in den aus dem 20. Jahrhundert stammenden Grüften von Beni-Hassen in Aegypten findet. Bei Sar puli Zohab, wo einst Holwan lag, einer von Ruinen und Sculpturen verschiedener Zeiten angefüllten Stätte, findet man ein altpersisches Felsengrab, welches noch mehr als die persepolitanischen an die ägyptischen Felsgrüfte, namentlich an das zweite Grab von Beni Hassan erinnert. Unter dem Grabe an der Stirn des Felsens befindet sich eine unvollendete Sculpturtafel, auf welcher ein Priester mit spitzer Mütze abgebildet ist, die rechte Hand erhebend, in der linken die Rolle des Avesta haltend. Diese Felsengruben bestätigen, was die geflügelte Sonnenscheibe vermuthen liess, dass es ein Theil des persisch-assyrischen Volkes war, welches einst in Aegypten herrschte und den Aegyptern den Gebrauch des Bogens lehrte.

Der Nachfolger des Darius, Xerxes oder Khsayarsa, ist bekannt durch seinen missglückten Versuch, Griechenland zu erobern. Wir verdanken den griechischen Nachrichten über sein Heer einen werthvollen Einblick in die Bewaffnung der meisten asiatischen Völker seiner Zeit. Die Errichtung des persischen Lagers begann mit der Aushebung eines Grabens und Aufwerfung eines mit Böschungen versehenen Walles von der gewonnenen Erde, er wurde mit Balken und Palissaden bewehrt. Hinter dem Walle fuhr man die Gepäckwagen auf, welche einen zweiten Wall bildeten. Rings auf dem Walle vertheilt standen die Wachtposten. Den Mittelpunkt des Lagers bildete das königliche Zelt, welches einen Vorraum und mehrere Gemächer enthielt, Alles mit kostbaren Teppichen bedeckt und mit Silber- und Goldgeräthen ausgestattet. Rings um dasselbe waren die Zelte der Leibgarden, sowie die Küchen und Bäckereien, die Marställe und Verschläge der Thiere aufgestellt. Die Zelte der Soldaten lagen nach den Abtheilungen der Armee angeordnet, mit den Officierszelten an der Spitze, die durch Fähnlein gekennzeichnet waren. Jedes Corps kannte genau seinen stets an derselben Stelle liegenden Platz. Die Wagenkämpfer und die Reiterei bildeten den nächsten Kreis um das königliche Zelt mit dessen Zubehör, denn das Anschirren der Wagen und das Satteln der Rosse erforderte diese

sichere Stellung und eine genügende Zeit, ehe man einen plötzlich einbrechenden Feind empfangen konnte. Die leichte Infanterie lagerte links und rechts von der Reiterei, die Schützen vorn und hinten. Einen weiteren Kreis bildete das schwere Fussvolk, welches mit seinen grossen Schilden den Feind wenigstens so lange aufhalten konnte, bis die Reiterei beritten war. Jeder Soldat wusste, was er beim Abbruch des Lagers zu thun hatte, und musste das betreffende Stück für die Abholung durch die Gepäckwagen bereit halten, und die Führer der letzteren waren über die Orte genau instruirt, wo sie sämmtlich zu gleicher Zeit aufzuladen hatten. Auch die Adjutanten des Königs kannten genau die Zelte sämmtlicher Heerführer, so dass sie die Befehle ohne Aufenthalt zu bestellen vermochten. Kameele und Maulthiere trugen oder zogen die Belagerungsmaschinen, Sturmleitern, Sturmböcke und Sturmdächer, Wurfscheiben von Stahl, Gefässe mit Petroleum, welche durch Wurfmaschinen gegen die Holzthore und Häuser der belagerten Städte geschleudert wurden und dieselben mit ihrem Inhalte tränkten, worauf die Brandlegung mittelst glühender Pfeile erfolgte.

Die vornehmste Truppe bildeten die Wagenkämpfer, indische, libysche, lydische (diese besonders gefürchtet und so geschickt, dass sie mit vier und sechs Rossen fuhren) und persische. Die Kriegswagen, welche in älteren Zeiten bei Assyrern und Aegyptern (seit den Hyksos) die grösste Rolle spielten, wurden unter den Persern nach und nach durch die Reiterei verdrängt, und nach der Zeit Alexander's verschwanden sie aus dem Heere.

Die persische Infanterie trug die Tiara, eine überhängende Mütze, einen Schuppenpanzer von Erz, darüber den Waffenrock und Beinkleider von Leder. Die hohen Schilde waren aus Zweigen geflochten, die Bogen befanden sich in einem Futteral, welches auch die mit Federn geschmückten Rohrpfeile enthielt. Ausser dem Speer führten die Perser das kurze Schwert, dessen Scheide auf der rechten Seite in einem Gehänge ruhte und durch eine Fessel am rechten Knie befestigt war, so dass man beim Zücken desselben die Scheide nicht zu halten brauchte; statt dieses kurzen, breiten, zweischneidigen Schwertes trugen sie auch den krummen Säbel, und neben dem langen Speer auch einen kurzen Wurfspiess. Wie die Perser waren auch die Hyrkanier gerüstet. Die Meder trugen cylindrische Hüte aus schmalen Verticalstreifen, ihre Kleider hatten weit herabfallende Aermel und waren an beiden Seiten mit Spangen aufgenommen; ihre Bogen hingen über der Schulter, ebenso ihre

Pfeilköcher, ihre rothen Schilde waren elliptisch, mit halbrunden Einbiegungen an den langen Seiten. Ebenso gerüstet waren die Krieger des persischen Golfs. Die Susianer waren wie die Perser gerüstet, trugen aber statt der Tiara den Turban, sowie linnene Panzer, wie die Aegypter, Phönikier, Etrusker und manche Helden vor Troja. Die Assyrer trugen Erz- und Eisenhelme mit Kämmen, ihre runden Schilde waren bauchig, sie trugen Dolche, Lanzen und Keulen mit Eisenspitzen. Die Baktrer trugen den medischen Hut, kurze Lanzen und Bogen. Die Skythen zeichneten sich durch einen hohen spitzen Hut aus, ihre Waffen waren Bogen, Dolch und die zweischneidige Streitaxt. Wie die Baktrer waren die Krieger aus Khorasan, die Parther, Khorasmier, die Sogdianer (aus Samarkand), die Gandaren und Dadiken aus dem Industhal gerüstet. Die Inder trugen baumwollene Röcke und waren mit Bogen und Rohrpfeilen mit Eisenspitzen bewaffnet. Die schwarzen Inder trugen einen Kopfputz aus Pferdeskalpen mit Ohren und Mähnen. Die Kaspier trugen Bogen und Schwerter. Die Sarangen aus Sistan erschienen in glänzend gefärbten Gewändern und bis an's Knie reichenden Stiefeln mit medischen Bogen und Lanzen. Die Paktyer (Afghanen) waren mit Bogen und Dolchen bewaffnet und mit Mänteln von Fellen bekleidet; ebenso die Stämme der östlichen Persis und die Parikanier aus Beludschistan. Die Araber waren in lange, faltige Mäntel gehüllt und führten Bogen. Die Nubier, in Löwen- und Leopardenfellen auf der tätowirten Haut, erschienen mit sieben Fuss langen Bogen aus Palmblattrippen nebst Rohrpfeilen mit Feuersteinspitzen, Speeren mit Antilopenhörnern und Keulen. Die Libyer trugen Lederkleider und waren mit Wurfspiessen bewaffnet. Die kleinasiatischen Völker von der Nordküste und aus dem innern Lande, sowie Phrygier und Armenier trugen geflochtene Lederhelme, schmale Schilde, kurze Speere, Wurfspiesse und Dolche, ihre Füsse waren mit hohen Stiefeln bekleidet. Die Mysier hatten eigenthümliche Helme, Wurfspiesse und kleine Schilde, die Lydier waren griechisch gerüstet. Die thrakischen Bithynier hatten Fuchsbälge über den Kopf gezogen und trugen bunte Mäntel, Stiefel von Rehleder und waren mit Wurfspiessen, Tartschen und Messern bewehrt. Die Chalyber hatten kleine Schilde von Ochsenleder, zwei Wolfspiesse, eherne Helme mit Ohren und Hörnern von Stieren verziert, rothe Bänder um die Beine und linnene Panzer von dickem Stoff. Die Kabalier, die nördlichen Nachbarn der Lykier, und die Kilikier hatten Helme und Tartschen von Leder, wollene Waffenröcke, sowie zwei Wurfspiesse und

ägyptische Schwerter. Die Milyer aus dem Innern Lykiens hatten kurze Speere, Bogen von Kirschholz und Ledermützen; die nördlichen Stämme, Moscher, Tibarener, Makronen und Mosynöken trugen Holzhelme, kleine Schilde und Speere mit langen Spitzen, die Maren geflochtene Helme, Lederschilde und Wurfspiesse, die Kolcher Holzhelme, Schilde und Häute, Schwerter und kurze Speere, ebenso waren die Saspiren und Alarodier gerüstet. Zur Infanterie gehörten die wenig geachteten aus Sagarten und roheren Hilfsvölkern bestehenden Schleuderer, welche unter die einzelnen Truppentheile vertheilt oder als Plänkler benützt wurden.

Fig. 238. Persischer Panzerreiter.

Die persische Reiterei war ganz in Eisen und Erz gekleidet, die Panzerschuppen der Officiere waren vergoldet, die Röcke über den Harnischen von Purpur, die runden Schilde klein und mit Erz beschlagen, auch das Ross trug Stirnplatten, sowie Bug- und Rückenpanzer, das Riemenwerk war mit metallenen Rosetten besetzt, und Quasten hingen von Hals und Rücken herab, die Hufe waren mit Hufeisen beschlagen. Am prachtvollsten gerüstet war die Schaar der 10.000 Unsterblichen; ihre Röcke waren mit Steinen besetzt und mit Gold gestickt, um den Hals trugen sie, wie die römischen Ritter, goldene Ketten. Tausend von ihnen bildeten die Leibwache des Königs. Neben der persischen Reiterei erschienen die berittenen Sagarten mit Lassos von Riemen, welche sie über den Kopf der Feinde warfen, worauf sie diese an sich heranzerrten und mit Dolchen umbrachten. Ausserdem stellten noch Armenier, Meder, Susianer, Inder, Baktrer, Kaspier und Parikanier Reiterei in derselben Rüstung, wie die Fusstruppen; die Araber ritten auf Dromedaren.

Die einzelnen Heeresabtheilungen hatten Feldzeichen und Standarten, Stäbe mit klafternden Adlern von Gold und Fahnen, auf welchen Wappenthiere und sonstige heraldische Gegenstände gemalt und gestickt waren: Elephanten, Löwen, Drachen, Rosse, Wölfe, Eber, Mond, Sonne u. s. w. Die Karier sollen zuerst Schild-Devisen getragen haben. Die Signale wurden mit Trommeln und Heerpauken gegeben.

Ausserdem besass Xerxes eine von den Küstenbewohnern Kleinasiens, Phönikiern, Aegyptern und den Inselbewohnern beigestellte Flotte von 1207 schnell segelnden Kriegsschiffen. Dieselben hatten Ruderer im unteren Raume, auf dem hochgewölbten Verdeck Schwergewaffnete und Bogenschützen, manche auch Thürme, von welchen herab mit Pfeilen geschossen und Speere geworfen wurden. Die Schiffe hatten Schnäbel von Erz zum Entern und, wie es scheint, auch Sporen, um die feindlichen Schiffe einzurennen.

Bekanntlich erlitten die Perser von den Griechen zu Lande wie zur See Niederlagen, und treffend bezeichnete Pausanias, als er die von Gold funkelnden Divans, die prachtvollen persischen Teppiche, das schimmernde Tischgeräth und die ausgesuchten Speisen in dem Zelte des gefallenen persischen Feldherrn Mardonius bemerkte, die Zwecklosigkeit der persischen Eroberungsgier mit den Worten: „Seht, wie gross die Thorheit dieses persischen Feldherrn war, der eine solch' üppige Tafel verliess, um uns die unsrige wegzunehmen."

Durch diese Niederlage der Perser wurde nicht nur das Kraftgefühl der Griechen ungemein erhoben, die Thronstreitigkeiten unter den folgenden Herrschern führten auch Griechen als Söldner in das Land, und diesen wurden dadurch vielerlei Dinge bekannt, welche man aus der Ferne nicht bemerkte, welche aber die Vorstellung von der unüberwindlichen, einheitlichen, von Einem festen Mittelpunkte aus nach klugen Maximen gehandhabten Macht in vielen Punkten zu berichtigen im Stande war. Dieses, sowie der Reichthum der asiatischen Länder lockte Alexander von Makedonien, dessen Vater schon, die Uneinigkeit der Griechen benützend, sich zum Herrn von Griechenland gemacht hatte, die persische Macht anzugreifen. In mehreren aufeinander folgenden Feldzügen eroberte er Kleinasien, Aegypten, Persien und einen Theil Indiens, worauf er, der alten Tradition folgend, in Babylon seinen Sitz aufschlug und Tracht und Sitten der babylonischen Herrscher annahm. In culturgeschichtlicher Beziehung bot dieser Thronwechsel nichts Bemerkenswerthes, es war nur ein anderer Mann auf den Thron gekommen, von welchem ihn bald ein Fieber hinwegraffte. Er starb zu Babylon sieben Jahre nach Darius' Tode am 11. Juni 323. Nicht einmal eine Dynastie vermochte der kühne Mann zu gründen, der im Fluge fast die ganze damals bekannte Welt erobert hatte, der todte Alexander vermochte mit dem Glanze seines Ruhmes selbst seine Gattin und sein Kind vor Meuchelmord nicht zu schützen. In sein Reich theilten sich seine Feldherren, Kleinasien erhielt Lysimachos, Syrien Seleukos,

Nikator, Aegypten Ptolemäus, aber von einer Einwirkung griechischer Cultur auf diese Länder zeigt sich keine Spur, die Seleukiden wurden Syrer, die Ptolemäer Aegypter und auch Baktrien, welches nach Humboldt's Meinung griechische und indische Bildung vermischt haben soll, zeigt in den Inschriften aus dem Beginne unserer Zeit einen rein buddhistischen und nichts vom griechischen Charakter. Die einzige griechische Spur, welche im Gebrauche griechischer Schrift auf baktrischen und parthischen Münzen sich kundgiebt, beweist nichts gegenüber der Thatsache, dass die Sasaniden, welche von 226—651 auf die Parther folgten, die Sitten und die zoroastrische Religion der Perser so wieder fortsetzten, als wäre zwischen Darius Kodomannus und ihnen nichts dazwischen gelegen. Die Parther werden von einem Zeitgenossen „weisse Indier" genannt, aber wir haben keine Anhaltspunkte dafür, ihre Sprache ist, da sie sich der griechischen bedienten, unbekannt, höchstens könnte die mit Perlen geschmückte Tiara ihrer Könige auf Indien hinweisen.

Fig. 239. Ardeschir, der Sasanide.

In Nakši-Rustam bei Persepolis sind zwei sich entgegenstehende Reiter abgebildet, der eine trägt einen Helm mit einem wahrscheinlich aus Seide bestehenden Ballon darüber, er legt die linke Hand an sein Gesicht, mit der rechten ergreift er einen Ring, welchen ihm der andere mit der rechten darreicht, unter ihm stehen in Pehlewi-Schrift und Griechisch die Worte: „Bild des mazdayasnischen, göttlichen Artachschar (Artaxerxes), des Königs der Könige von Iran, vom himmlischen Geschlechte, Sohn des göttlichen Königs Papak" (Papak galt als Sohn des Sasan, nach dem die sasanidische Dynastie sich nannte). Der andere Reiter ist Ormazd, er trägt eine Krone, deren Zacken aus Staffelzinnen bestehen, in der linken Hand führt er einen keulenartigen Stab; im Uebrigen gleicht er dem Könige; auch die Rosse sind gleich gebildet. Unter jedem der beiden Thiere liegt langgestreckt ein Mann, den Kopf unter den

Vorderbeinen derselben. Der unter dem Könige hat einen Helm auf dem Haupte, welcher an die Perlenkrone der Arsakiden erinnert, der andere Mann hat ein Diadem, aus welchem zwei Schlangen entspringen. Man kann beide Männer für die Partherkönige Artaban und Volagases halten, vielleicht könnte der unter Ormazd liegende Ahriman sein, so dass der Sinn der Darstellung der wäre, dass der König den Parther gestürzt hat, wie Ormazd über Ahriman triumphirt.

Es scheint überhaupt, dass die Parsenreligion, wie sie uns in ihren heiligen Büchern vorliegt, erst zur Zeit der Sasaniden entstanden und mit der Erhebung gegen das parthische Reich in ursächlichem Zusammenhange gestanden sei. Die Schrift, in welcher das heilige Zend-Avesta geschrieben ist, erweist sich offenbar aus der Pehlewi-Schrift der Sasaniden gebildet, die Pehlewi-Sprache ist eine Mischung semitischer und persischer Sprache, und daher wahrscheinlich, dass aus der Religion der alten Perser durch Aufnahme semitischer Lehren die Avesta-Religion gebildet sei. Erst die Münzen der Sasaniden zeigen im Revers den Feueralten, der auf den Dareiken nie gefunden wird, erst die Sasaniden scheinen die Feuertempel eingeführt zu haben, in denen kein Strahl des Sonnenlichtes das Feuer berühren durfte, und wahrscheinlich hat sich aus dem Hasse der Perser gegen die Parther die ahrimanische Idee herausgebildet, die in früherer Zeit nicht bemerkbar ist.

Diese Vermuthung wird durch den Umstand bestärkt, dass zur gleichen Zeit eine ähnliche Religion, die des Mani, entstand. Ueber die Entstehung dieser Lehre ruht ein interessantes Dunkel, indem die, freilich sehr entartete, abendländische Ueberlieferung dem Mani zwei Vorgänger, den Skythianus und Therebinthus giebt, von welchen die morgenländischen Berichterstatter nichts wissen. Vielleicht übte schon Mani's Vater Futtak, der mit Skythianus identisch ist, eine Art reformatorischer Thätigkeit unter Religionsverwandten aus, namentlich im nördlichen Arabien — daher Sarazene genannt — und sein Sohn Mani wurde zuerst sein *terbintha,* d. h. Zögling, Schüler, dann sein Nachfolger. Schon bevor Mani auftrat (238), herrschte lange Zeit ein lebhafter religiöser Ideenaustausch zwischen Südbabylonien und Nordarabien, einschliesslich Ostpalästina, Moab u. s. w., durch welche die verwandten kanaanitischen, arabischen und babylonischen Volksreligionen speculativ-asketisch vergeistigt wurden. Je trauriger die politischen Verhältnisse waren, indem die Völker durch Perser, Griechen, Römer ausgeplündert und ihre nationalen

Geschlechter in den Staub gebeugt wurden, destomehr klammerte sich die Hoffnung an ein besseres Leben nach dem Tode an, und Jesus, Mani, Mahommed, welche solches verhiessen, fanden begeisterten Anhang; zu gleicher Zeit entwickelte sich die grübelnde Sophistik, welche das Sektenwesen bildete, und welche so häufig die Grenzen verwischt, welche die Lehre der genannten Religionsstifter von einander trennen.

Mani gab bei Benützung vorgefundener Lehrstoffe den mythologischen Personen andere, und zwar einfache Gattungsnamen. So heisst der oberste Beherrscher des Lichtreiches bei ihm „König der Paradiese des Lichtes", es ist aber der *Mana rabba,* d. i. der grosse Geist der Mandäer und der Göttervater *Ea* der assyrisch-babylonischen Religion. Die Hauptperson bei der Weltschöpfung und bei der Erlösung des gefangenen Lichtes, der „Urmensch", ist der *Hibil ziwa,* d. h. der glänzende, ruhmreiche Abel der Mandäer und weiter zurück der Held des altbabylonischen Epos, Izdubar. Hibil steigt in die Unterwelt wie der manichäische Urmensch in die Tiefe des Abgrundes steigt und wie die assyrische Istar in die Hölle fährt, alle Drei mit derselben Gefahr ihrer Existenz. Die Stationen des manichäischen Erlösungswerkes: Sonne, Mond, Welt des Lobpreises, oberstes reines Licht, erinnern an die Stockwerke der Tempel und an die Etagen der mandäischen Unterwelt, in deren jeder ein besonderer Herrscher thront. So ist die Religionsforschung im Stande, fast alle Figuren und Sätze des manichäischen Systems einerseits als mandäisch, andererseits als altbabylonisch nachzuweisen. Das, was am meisten im Manichäismus hervortritt, ist der consequente Dualismus, die Existenz zweier Urwesen, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit sich bekämpfen werden. Im Kampfe sind einige Lichttheile von der Materie verschlungen worden und diese bilden die Weltseele, welche nach Befreiung seufzt, und aus welcher die Lehre vom leidenden Menschensohn entwickelt wurde. Das freigebliebene Licht dagegen ist Christus, der in einem Scheinleib zur Welt kam und die Erlösung der Seelen aus der Materie durch seine Lehre bewirkt. Mani gab sich für den verheissenen Propheten — die iranische Religion kennt einen solchen — oder nach christlicher Anschauung für den Paraklet (Tröster) aus, der die Erlösung fortsetzen und vollenden soll. Nach dem Tode wird die Seele gereinigt, aber der Leib feiert keine Auferstehung; schliesslich verzehrt sich das All in einem grossen Brande — ebenfalls eine chaldäische Vorstellung — und es entstehen die beiden Urreiche des Lichtes und des Dunkels.

Die zoroastrische Religion empfiehlt die Tödtung von Andersgläubigen nicht, aber der finstere Verfolgungsgeist, der mit der Kreuzigung Jesu begann, scheint schon damals seine Schatten ausgebreitet zu haben und Mani wurde zur Hinrichtung durch Schinden verurtheilt, seine Haut ausgestopft und in Gondi Schapur ausgestellt. Seine Lehre hat noch lange fortgelebt, aber sie fand keinen Fürsten, der ihr zur Herrschaft verholfen hätte.

Dieser Verfolgungsgeist zeigte sich auch im Verkehre zwischen Christen und Persern. Obwohl die mazdayasnische Religion sehr harmloser Natur war, wurde sie von den Christen insultirt. Ein armenischer Bischof gestand offen mit offenbarem Hohne: „Ich ging in den Feuertempel, wo Magier vor dem brennenden Feuer standen. Ich fragte sie, was sie von diesem Cultus dächten? Sie antworteten, sie wüssten nichts, als dass ihre Ahnen die Sitte gehabt, und dass es der König befohlen habe. Was wisst ihr von der Natur des Feuers? Haltet ihr es für den Schöpfer oder für ein Geschöpf? Sie sagten: Wir halten es nicht für den Schöpfer, es giebt den Arbeitern nicht einmal Ruhe, unsere Hände sind hart von der Axt, unser Rücken schwielig von den Holzlasten, unsere Augen krank durch das Thränen vor dem Feuer, unsere Gesichter geschwärzt. Wenn man ihm wenig Nahrung giebt, wird es hungrig, wenn gar keine, so stirbt es; wenn wir an dasselbe treten und anbeten, so brennt es uns, wenn wir fortgehen, wird es zu Asche. Ich fragte: Wisst ihr, wer euch so gelehrt hat? Sie antworteten: Unsere Gesetzgeber sind blind in ihrem Geiste, während unser König am Leibe einäugig (Jezdegerd hatte ein Auge verloren) und im Geiste blind ist. Ich quälte sie darauf etwas mit einem Prügel, liess sie das Feuer in's Wasser werfen und jagte sie hinaus." Der den Bischof verhörende Grosse Denšapuh, erzürnt über die Beleidigung seines Königs, sprang auf und verwundete den Bischof mit dem Schwerte an der Schulter, worauf er starb.

Jezdegerd liess durch die Priesterschaft ein Manifest an die Christen ausarbeiten, welches, nachdem es die Lehre Ormazd's dargelegt, das Christenthum in folgender Weise kritisirt: „Alle Menschen sind wahnsinnig, welche sagen, dass Gott den Tod geschaffen habe, und dass Bös und Gut von ihm seien; vornehmlich wie die Christen sagen, dass Gott neidisch sei wegen einer von dem Baume gegessenen Feige, den Tod geschaffen und den Menschen in jene Strafe geworfen habe; einen solchen Neid hat nicht einmal ein Mensch gegen einen Menschen, geschweige denn Gott gegen einen Menschen. Wer

dies sagt, ist taub und blind und von den Diws des Haraman getäuscht. Wiederum sagen die Christen noch eine andere Thorheit: Gott, welcher Himmel und Erde schuf, kam und ward aus einem Weibe geboren, welches Mariam hiess, und ihr Mann war Josef. Und einem solchen Menschen nachfolgend, sind viele bethört; wenn das Reich der Römer von so grosser Thorheit unwissenderweise bethört ist und ausgeschlossen von unserer vollendeten Religion, so erfahren sie an sich selbst den Schaden (so ist das ihre Sache). Ihr dagegen, warum raset ihr und folget ihren Thorheiten? Welche Religion euer Herr hat, die habet auch ihr, besonders weil auch wir vor Gott für euch Rechenschaft geben müssen. Glaubet nicht euren Priestern, welche ihr Nazarener nennt, denn sie sind sehr trügerisch; was sie mit Worten lehren, können sie mit Werken nicht auf sich nehmen; Fleisch essen nennen sie nicht Sünde, aber sie selbst wollen es nicht essen; Heirathen ist verdienstlich, aber selbst ein Weib nur ansehen, wollen sie nicht. Wenn einer Reichthum sammelt, sagen sie, so ist das sehr sündlich, und die Armuth loben sie gar zu sehr; sie ehren die Unglücksfälle und tadeln das Glück; sie verlachen den Namen Glück und verspotten den Ruhm sehr. Sie lieben die Unschönheit der Tracht und ehren die Ungeehrten mehr als die Würdevollen; sie loben den Tod und tadeln das Leben, sie verunehren die Geburt des Menschen und loben die Kinderlosigkeit; und wenn Jemand auf sie hörte und sich mit Weibern nicht verbinden wollte, so würde der Welt Ende schnell kommen. Aber ich wollte nicht Alles vollständig aufzählen für euch, denn schon dies ist genug von den Aussagen eurer Priester. Was aber noch schlechter ist als das eben Geschriebene: sie predigen, dass Gott sei gekreuzigt worden von den Menschen, und dass er gestorben und begraben und nachher auferstanden sei und sich in den Himmel erhoben habe. War es denn eurer nicht würdig, sofort Urtheil zu üben über solch unwürdige Lehren? Die Diws, welche böse sind, werden nicht gefangen und gequält von den Menschen, wie viel weniger Gott, der Schöpfer aller Geschöpfe? welches euch Schande ist zu sagen und uns gar sehr unglaubliche Worte.“ Doch liess man von der Bekehrung der Christen ab, als man bemerkte, dass dieselbe nur zwangsweise geschehen könnte, denn nach der Ansicht der Perser zürnen die Götter Denen, die die Religion nicht vom Herzen bekennen.

Interessant dürfte sein, dass unter Kobad (490—531) ein Sectirer, Namens Mazdak, auftrat und die Gütergleichheit, auch der Frauen, lehrte, um

damit Hass und Streit unmöglich zu machen. Der König schloss sich seiner Lehre an, stellte die Vorrechte des Adels ab und gestattete Weibergemeinschaft. Darob brach eine Empörung aus, der König wurde gefangen; nachdem er aber entkommen und sich wieder in den Besitz der Herrschaft gesetzt hatte, gab er die Durchführung des Communismus auf.

Das Sasanidenhaus weist tüchtige Herrscher auf, eine grosse Zahl von Bauten sind unter ihnen entstanden und Städte gegründet worden. Der oben erwähnte Kobad liess sich die Einführung einer Grundsteuer angelegen sein. Er wurde durch den Tod an der Ausführung verhindert, die Vermessungen des Landes waren indessen bereits vorgenommen worden, als sein Sohn die Herrschaft antrat. Kinder, Frauen, Männer über 50 Jahre waren steuerfrei, es wurden grosse Steuerlisten angefertigt, in welche alle Provinzen, Städte und Dörfer mit der Zahl der Fruchtbäume und Weinberge, sowie die Namen der Bevölkerung eingetragen wurden. Christen und Juden wurden mit einer Kopfsteuer belegt. In den Städten wurden Steuerbeamte angestellt, welche die Steuern in drei Raten jährlich erhoben.

Von seinem Sohne Khosro Anoširwan sagt ein persischer Geschichtsschreiber: „Er sprach zu den Armen: Arbeitet und bettelt nicht; den gut Gestellten befahl er das Land zu bebauen; den Schwachen und Blinden gab er aus seiner Tasche Unterstützung, indem er sagte: Ich will nicht, dass in meinem Lande ein Armer wohne. Er schrieb den Landbauenden vor, keine Stelle ohne Anbau zu lassen, und gab aus seinen Speichern Aussaat Denen, welche keine hatten. Er verschaffte allen Frauen, welche nicht verheirathet waren und es doch sein sollten, einen Gatten, und den Armen unter ihnen reichte er Unterstützung aus seiner Casse. Auch Männer nöthigte er zu heirathen und war ihnen bei der Gründung eines Hausstandes behilflich. Anoširwan richtete seine Blicke auch auf das Heer, gab den Soldaten ihren Sold und vertheilte die Provisionen unter sie. Er liess die Feuertempel herstellen, spendete den Priestern und stellte weise und erfahrene Männer unter ihnen an. Er förderte Tugend, Vertrauen und die Angelegenheiten der Religion und des Staates.“

Khosro nahm, als zu Ende des 5. Jahrhunderts die berühmte Schule zu Edessa durch kirchliche Streitigkeiten aufgelöst und vom Kaiser Zeno geschlossen worden, die vertriebenen Gelehrten auf und sie gaben den Schulen von Nisibin und Gondin ihre Entstehung, wo man griechische Werke in's

Syrische übersetzte. Durch die Uebertragungen der Werke griechischer Philosophen, Mathematiker und Astronomen in ihre Muttersprache wurde den Persern der Geschmack an griechischer Wissenschaft beigebracht und sie dadurch zur Schaffung selbständiger Werke angeregt, unter denen die geographischen sich griechischen Vorbildern, besonders dem Ptolemäus anschlossen. Khosro befahl Aristoteles und Platon zu übersetzen, an seiner Tafel disputirte der Syrer Uranios, ein Bewunderer des Aristoteles mit den Magiern. Aus dem Persischen wurden unter den Khalifen die medicinischen und logischen Werke der Griechen in's Arabische übertragen, und es waren persische Fürsten und Gelehrte, welche diese Schätze griechischen Wissens erhalten haben. Unter Khosro wurde auch das indische Fabelbuch Kalilah und Dimnah in's Pehlewi übertragen und durch diese literarische That der Welt ein Schatz erhalten, aus welchem Jahrhunderte hindurch die Märchen-, Fabel- und Novellenbücher aller gebildeten Völker sich bereichert haben. Unter ihm begann auch die Bearbeitung des Königsbuches oder der persischen Geschichte vom Anfange der Welt bis damals. Da die Reichsannalen der Parther und Achämeniden in den Kriegesstürmen zugrunde gegangen waren, liess der König die volksmässige Ueberlieferung sammeln und aufzeichnen. Dieses Buch wurde später in's Arabische übersetzt, und dasselbe sowie andere Werke historischen Charakters lieferten dem Firdusi (937—1020) den Stoff zu seinem Schahnameh, dem grossartigsten Werke persischer Dichtkunst, einer Geschichte Irans in 60.000 Doppelversen, durchklungen von der Musik der wohlklingendsten Reime und in einer Sprache gedichtet, welche niemals zu der platten Rede des gemeinen Lebens hinabsteigt. Das Meiste, was unter Khosro und den Sasaniden hervorgebracht wurde, ist leider untergegangen, man kennt nur die Namen vieler Werke und Schriftsteller, welche Literarhistoriker, Geographen und Lexikographen aufbewahrt haben; besonders viele Titel von erzählenden Büchern sind überliefert, aber auch Werke über Medicin und Naturgeschichte (Khosro liess vier Bücher über Gifte verfassen), Astronomie, Philosophie und Religion. Unter den letzteren ist der Bundeheš erhalten geblieben, eine Kosmographie, worin religiöse, natur- und sagengeschichtliche Abschnitte sich finden.

In der Baukunst setzten die Sasaniden die Tradition der Assyrer und Achämeniden fort, von ihnen lernten die Araber die Flächendecoration durch geometrische Figuren, welche sie, da die Lehre Mahommed's ihnen die Abbil-

dung von lebenden Wesen verbot, zu einer so wunderbaren Vollkommenheit ausbildeten, wie die spanischen Paläste und Moscheen sie bieten (vergl. Tafel IX); auch die Kunsttöpferei wurde von den Sasaniden hoch ausgebildet, man bediente sich der Majolikamalerei auf Gefässen und Thonfliessen, mit welchen man die Fussböden und Wände verzierte. Wir haben oben (S. 400) erwähnt, dass die Assyrer diese Schmelzerei gekannt haben, durch die Perser kam auch sie zu den Arabern und Spaniern, welche sie Azulejos nennen. Neben dem römischen Rundbogen findet man den, auch bei den Assyrern bereits verwendeten Eibogen, der dem Bestreben seine Entstehung verdankt, den Druck der Wölbung auf die seitlichen Stützen der Mauern abzulenken. Auch der in der arabischen Kunst so beliebte Hufeisenbogen erscheint bereits

Fig. 240. Ruinen des Khosro-Palastes zu Ktesiphon.

in sasanischer Zeit in Firuzabad und Sarwistan und am Taki Girrah auf dem Zagrospass. Der Ausgangspunkt jener glänzenden arabischen Kunstentwicklung ist demnach in Persien zu suchen.

Wie das Reich der Achämeniden durch ein kleines Heer von Makedoniern erobert wurde, so fiel auch das mächtige Reich der Sasaniden, welches nicht kleiner als das achämenidische war, durch ein kleines Heer arabischer Beduinen, zu deren Gesandten, als sie ihn zur Unterwerfung aufforderten, der letzte Sasanide (Jezdegerd III.) sagte: „Ich habe viele Völker gesehen, Türken, Deilemiten, Slaven, Inder und andere, aber niemals habe ich arm-

seligere als euch gefunden, Mäuse und Schlangen sind eure Nahrung und eure Kleider bestehen aus Fellen der Kameele und Schafe, wie vermögt ihr mein Reich zu erobern?“ worauf die Gesandtschaft erwiderte: „Du hast Recht, Hunger und Blösse war vordem unser Los, aber Gott hat uns einen Propheten gegeben, dessen Religion unsere Stütze ist.“ In der blutigen Schlacht bei Kadesia (März 635), in welcher 6000 Moslim fielen, wurde das persische Heer nach hartnäckigem Widerstande besiegt und der arabische Feldherr zog in das Schloss des Khosro ein, in dessen Räumen — ihre Zahl kennt nur Gott der Allwissende — Gold, Silber, Edelsteine, Prachtkleider, Teppiche und Waffen gehäuft waren. Bei der Vertheilung der Beute entfielen auf jeden der 60.000 Soldaten 12.000 Dirhem (etwa 3400 Gulden). Vieles Erbeutete liess sich nicht theilen, vieles wusste man gar nicht zu schätzen. Man fand ein Kameel mit einer Kiste beladen, worin das Kleid Khosro's sich befand; auf den Borten lagen Rubinen zwischen Perlen aufgenäht; die Kiste enthielt ausserdem Kleider von Goldgewebe, die Krone, das Siegel des Khosro und zehn Brokate. In welchem Grade derartige Costümstücke die Bewunderung der Araber erregen mussten, wird man beurtheilen können, wenn man weiss, dass sie nur gewebte Stoffe kannten und die Schneiderei erst von den besiegten Persern lernten. Die Rüstung des Khosro bestand aus einem goldenen Harnisch, einem Helm, Arm- und Beinschienen ebenfalls von Gold. Im Schatzhause fand man ein goldenes Ross mit einem von Edelsteinen besetzten silbernen Sattel, sowie ein silbernes Kameel mit einem goldenen Füllen. Ein kostbares Stück war ein weisser Brokat-Teppich von 60 Ellen im Geviert; den Rand desselben bildete ein grünes Blumengewebe, dessen Blüthen aus Smaragden, Beryllen, Rubinen, Türkisen und Topasen bestanden. Die Könige bedienten sich des Teppichs im Winter, um an die Blumen des Lenzes erinnert zu werden. Der Teppich wurde zerschnitten und ein Stück desselben mit nicht mehr als 8000 Dirhem bezahlt. Ein Magazin enthielt die ausgesuchtesten Wohlgerüche in Glasgefässen, Kampher, Ambra, Moschus. Alles wanderte nach Mekka, wo es verschleudert wurde. Im Hafen lag eine Schiffsladung Kampher aus Indien, welche die Perser in ihre Wachskerzen zu thun pflegten. Die arabischen Soldaten sollen ihn als Würze auf's Brot gelegt haben.

VII. ARABIEN.

In Arabien wohnten in alter Zeit zwei Völker nebeneinander, sehr verschieden in Sitte, Lebensweise, und, wie es scheint, auch in der Hautfarbe, verwandt aber durch die gleiche Sprache, wenn sie auch dialektisch verschieden war. Diese Völker waren die Ackerbau und Seehandel treibenden Joktaniden in dem fruchtbaren südlichen Theile (Yemen), und die nomadischen, Karawanenhandel treibenden Ismaeliten in dem nördlichen wüsten Theile des Landes bis zur syrischen Grenze.

Die Ismaeliten, die in Körperform und Sprache mit den Israeliten nahe verwandt sind, wie sie auch Abraham als gemeinsamen Stammvater betrachteten, finden wir in ihren jetzigen Wohnorten bereits zur Zeit der ältesten ägyptischen Dynastien; die Aegypter führten mit ihnen Krieg, um die Kupferminen der Halbinsel Sinai ausbeuten zu können, die im Besitze der Ismaeliten waren, und die ägyptischen Abbildungen der letzteren gleichen den Aamu auf Tafel II. Amoriter, Midianiter und Idumäer oder Edomiter sind auch nach der biblischen Genealogie mit den Ismaeliten gleichen Ursprungs, ja sie werden in der Geschichte Josef's mit ihnen geradezu identificirt; schon damals trieben sie den Karawanenhandel mit Kameelen, die auch unter Abraham's Viehstand aufgezählt werden. Hat die Abstammung der Ismaeliten von Abraham irgend einen historischen Kern, so muss die Auswanderung desselben aus Ur in Chaldäa weit höher hinaufgesetzt werden, als unsere Geschichtsschreiber annehmen.

Noch älter gelten die Joktaniden, denn Joktan war ein Bruder des Peleg, eines Vorahnen des Abraham, beide Brüder waren Enkel des Eber, d. h. der Jenseitigen, wahrscheinlich aus Nordosten eingewanderte Stämme, wie auch die Heimath des Kameels Baktrien ist; den Namen Ebräer führten auch die Juden. Wie oben bemerkt, trieben die Joktaniden Ackerbau und Seehandel, sie bewohnten jenen Theil Arabiens, der schon bei den Alten den Namen „des glücklichen Arabiens“ führte, sie wohnten in Städten, welche Tempel zu Ehren der Gestirne, besonders der Planeten hatten (wie Babylon und Ekbatana), ihre eigenthümliche Schrift beruht, wie bereits in der „Illustrirten Geschichte der Schrift“ nachgewiesen wurde, auf der Kenntniss der Mondstationen und ihr entsprechend ist das ursprünglich ärmere Alphabet der Ismaeliten erweitert worden. Von diesem Volke dürfte auch die Erbauung der Städte Mekka,

mit dem berühmten Tempel der Kaaba, und Medina herrühren, obwohl diese im wüsten Arabien liegen, denn die Ismaeliten waren im Grunde Feinde der Städte, sie wohnten lieber, wie die Berber, unter Zelten, und wenn wir zu Mohammed's Zeiten die ismaelitische Familie Koreiš als Hüther der Kaaba finden, so hatten diese sicher nur Mekka erobert, um sich durch den Besitz dieser Stadt den gewinnbringenden Markt und das Monopol des Karawanenhandels zu verschaffen oder zu erhalten.

Der Charakter der Ismaeliten wird in der Bibel genau so geschildert, wie sie sich zur Zeit Mohammed's zeigten, und wie sie noch jetzt sind, indem es von Ismaël heisst: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wird wider Jedermann sein und Jedermanns Hand wider ihn, und wird gegen alle seine Brüder wohnen“, ferner: „Er wuchs und wohnete in der Wüste und wurde ein guter Schütze“. Damit stimmt überein, dass zu Mohammed's Zeit ein Frühlingsfest gefeiert wurde, behufs dessen ein viermonatlicher Landfrieden

Fig. 241. Beduinen-Lager.

geboten war; denn ein solcher Brauch lässt voraussetzen, dass die ismaelitischen Stämme während der übrigen Zeit in fortwährender Stammesfehde lebten, wie die deutschen Ritter im Mittelalter zur Zeit des Faustrechtes. Solche Zwietracht war bei Nomaden unvermeidlich, wir finden dieselbe in der Bibel auch zwischen Abraham's und Lot's Hirten, „denn ihre Habe war gross und konnten nicht bei einander wohnen“. Charakteristisch ist, dass bei diesem Frühlingsfeste eine Procession nackter Frauen stattfand und dass die Pilger zur Kaaba ebenfalls nackt siebenmal die Kaaba umzogen; dies deutet auf ein Liebesfest, und wenn es einerseits an die Australneger erinnert, die gleich den Thieren nur einmal jährlich Geschlechtstrieb empfinden, so wissen wir andererseits aus der mosaischen Erzählung, dass auch die Töchter der Medianiter sich gleich den Babylonierinnen prostituirten und die Erzählung von der Königin von Saba, welche zu Salomo nach Jerusalem zog, um von diesem einen Sohn zu erhalten, zeigt sogar das amazonenhafte Wesen, welches sehr wahrscheinlich die Grundlage der religiösen Prostitution war. Mit diesem Liebeshandel war zugleich, wie bei den Phönikiern, der Waarenhandel verbunden; zur Zeit der Blüthe des phönikischen Handels waren Aden, Kanna, Haran, Sana und Ṣaba berühmte Handelsplätze, von wo nicht nur die Naturproducte von Yemen, Gold, Edelstein und Rauchwerk, sondern auch überseeische, wie Zimmt von Ceylon, Elfenbein und Ebenholz aus Aethiopien durch die Karawanen der Ismaeliten nach Palästina gebracht wurden, was die Phönikier und Salomo veranlasste, directe Schifffahrten durch das Rothe Meer zu unternehmen, um sich diese Waaren billiger zu verschaffen.

Wie es scheint, zerfällt das südarabische Volk in zwei grosse Theile: in die Sabäer und die Himyaren, und dem entsprechend zeigt auch die Schrift zwei verwandte, aber verschiedene Alphabete, nämlich das äthiopische auf dem Sonnencultus beruhende und aus 24 Zeichen bestehende und das himyarische auf dem Mondcultus bestehende und aus 28 Zeichen bestehende. Die Aethiopen behaupten, die Königin von Saba sei die Mutter und Salomo der Vater ihrer Könige, auf die Königin von Saba wird auch die jüdische Religion zurückgeführt, welcher die abessynischen Falaša angehören; wir finden somit in Südarabien eine totale ethnographische Verwicklung der schwarzen und rothen oder gelben Rasse. Auch die biblische Genealogie zeigt denselben Wirrwarr, indem Saba und Hevila sowohl als Söhne des Kuš als auch als die des Joktan aufgezählt werden.

Obgleich ohne Zweifel in der Vorzeit die Südaraber das eigentliche Culturvolk der Halbinsel waren, so sind es doch nicht sie, sondern die rohen Ismaeliten, welche in der Culturgeschichte eine grosse Rolle gespielt haben, allerdings nicht ohne einen gewaltigen Anstoss, der den grössten Theil ihres Volkes in eruptiver Weise über einen grossen Theil der Erde verbreitete. Diesen Anstoss gab die von Mohammed aufgestellte Religion des Islam.

Mohammed, der Sohn Abdallah's, geboren 571 zu Mekka, gehörte zum Stamme Koreiš, aber seine Familie genoss nicht die Vorrechte, welche mit der Aufsicht über die Kaaba verbunden waren; sein Vater besass nur ein geringes Vermögen und Ansehen und hinterliess seinem Sohne, dessen Geburt er nur kurze Zeit überlebte, nichts als ein Haus, eine Sklavin, fünf Kameele und einige Schafe. In früher Jugend machte Mohammed mit seinen Verwandten Handelsreisen nach Syrien und Südarabien, lernte Juden, Christen und andere Religionen kennen, insbesondere mag aber der Umgang mit Waraka, dem Vetter seiner Gattin, welcher aus Abneigung gegen den arabischen Götzendienst zum Judenthum und dann zum Christenthum übergetreten war, das alte und neue Testament gelesen und von dem letzteren sogar einiges in's Arabische übersetzt hatte, seinen schwärmerischen Geist zum Grübeln über Religionslehren veranlasst haben; er gab sich eifrig frommen Uebungen hin, zog sich zu diesem Zwecke häufig in die Einsamkeit und brachte oft mehrere Nächte, zuweilen sogar den ganzen Monat Ramadhan in einer Höhle zu. Es mag dahingestellt bleiben, ob Mohammed an krampfhaften Anfällen litt, die erwähnte Lebensweise war bei einem schwärmerisch angelegten Menschen allein schon geeignet, Visionen zu erzeugen, und so erhielt er mit 40 Jahren die ersten Offenbarungen, welche ihm nach seiner Angabe Gott durch den Engel Gabriel ertheilen liess.

Im Grunde genommen, strebte Mohammed nichts Anderes an, als den Glauben seiner Väter, wie ihn Abraham gelehrt hatte, wieder herzustellen, nämlich den Glauben an einen einzigen unsichtbaren Gott. Dieser Glaube war durch den Verkehr mit den Sternanbetern wesentlich verändert worden, in der Kaaba hatten neben dem einfachen schwarzen Steine, der wahrscheinlich wie die Steine im dravidischen Indien, als Gott verehrt wurde, noch 300 Götter Aufstellung gefunden, welche von den einzelnen Stämmen und Familien als specielle Gottheiten verehrt wurden. Diesen Göttern erklärte Mohammed den Krieg, und es war natürlich, dass er bei seinen Landsleuten zu Mekka,

denen die Vielgötterei der anderen Stämme einen guten Lebensunterhalt bot, fast gar keinen Anklang fand, vielmehr als er öffentlich gegen die Vielgötterei zu predigen begann, sich Verfolgungen zuzog. Erst zehn Jahre nach seiner ersten Vision gelang es ihm, Pilger aus Medina für seine Lehre zu gewinnen; diese erzählten, heimgekehrt, von dem neuen Propheten, der in Mekka entstanden sei. Hang zum Wunderbaren, vielleicht auch politische Eifersucht auf Mekka, liess seine Lehre in Medina Anhang finden, und als in demselben Masse die Feindschaft der Koreišiten wuchs, sah sich Mohammed genöthigt, aus Mekka zu fliehen, wobei er mehrfache Lebensgefahr ausgestanden haben soll. Von dieser Flucht (Hedžra im Jahr 622) datiren die Mohammedaner eine neue Zeitrechnung und sie war auch in der That der Beginn der Propaganda oder vielmehr des Krieges, mit welchem die neue Lehre verbreitet wurde.

Sofort nach seiner Ankunft in Medina begann er nach arabischer Sitte eine Stammfehde gegen die Koreišiten und unternahm an der Spitze seiner Anhänger Angriffe auf die mekkanischen Handelskarawanen. Seine Anhänger wusste er durch die Versicherung zu begeistern, dass, wer im Kampfe gegen die Ungläubigen falle, unmittelbar in das Paradies eingehe, eine Lehre, die übrigens nicht neu sein konnte, da auch die Odhinsdiener glaubten, jeder im Kampfe Gefallene gelange in die Walhalla. Diese Raubzüge beweisen, wie so manche andere Handlungen Mohammed's, dass er nicht nur ein religiöser Schwärmer, sondern auch ein berechnender Kopf war: missglückten die Angriffe, so wurden nur einige seiner Räuber erschlagen, gelangen sie, so brachten sie reiche Beute heim und diese vermehrte sein Ansehen und die Zahl seiner Gläubigen; zugleich bereitete er damit seine Anhänger auf den Kampf mit dem mächtigen Stamme Koreiš vor, der unvermeidlich war. So verschaffte ihm ein Anfall, den er mit 314 Mann gegen eine Karawane von 950 Mann erfolgreich unternahm, das Ansehen und die Mittel, um einen förmlichen Kriegszug gegen einen in der Nähe von Medina angesiedelten jüdischen Stamm zu unternehmen und dessen feste Schlösser zu stürmen. Bei einem späteren Treffen gegen die Koreišiten führte er schon tausend Mann in's Feld, wurde aber von dem dreifach überlegenen Feinde geschlagen und verwundet. Um sein Ansehen nach diesem Schlage wieder aufzufrischen, fiel er wieder über einen jüdischen Stamm erfolgreich her, bei welcher Gelegenheit er Verbote gegen das Weintrinken und gegen die Glücksspiele erliess, da solches die

Wachsamkeit und Energie seiner Krieger gefährden konnte. Zu seinem Vortheile endigte auch ein Kriegszug, welchen die Koreišiten 627 mit 10.000 Mann gegen Medina unternahmen. Mohammed verschanzte sich in der Stadt mit 3000 Mann und wusste zugleich Uneinigkeit unter seinen Gegnern zu erregen, so dass diese beim Eintritte rauher Witterung abzogen. Später schloss er mit ihnen einen zehnjährigen Frieden, benützte aber den Uebermuth, den sich die Koreišiten gegen Mohammed's Bundesgenossen erlaubten, um denselben als gebrochen zu erklären, unvermuthet mit 10.000 Mann vor Mekka zu erscheinen und dieses einzunehmen. Hierbei wusste er seine Gegner durch Schonung zu gewinnen, er liess nur vier von seinen Feinden hinrichten, erklärte Mekka für die heilige Stadt, umritt siebenmal die Kaaba und zerstörte nur die dort aufgestellten Götterbilder, den Stein liess er ungefährdet und derselbe ist heute noch Gegenstand der Verehrung der Mohammedaner. Später besiegte Mohammed die vereinigten ismaelitischen Stämme, worauf viele freiwillig seine Lehre annahmen, andere gewaltsam unterworfen wurden. Vor seinem im Juni 632 erfolgten Tode war er das anerkannte Oberhaupt von ganz Arabien; sein Wort und sein Schwert hatten aus einem Haufen uneiniger Stämme eine für eine neue Idee begeisterte einige arabische Nation geschaffen.

Es ist eine charakteristische Erscheinung, dass kein einziges Religionsbuch ein logisch geordnetes System enthält. Auch Mohammed's Lehre ist ein buntes Durcheinander von Aussprüchen, welche Abu Bekr, der Nachfolger und Schwiegervater Mohammed's, nach dessen Tode sammeln liess. Die Sammlung heisst *al qorān*, d. h. „Vorlesung", und besteht aus 114 Suren oder Kapiteln verschiedenen Umfangs. Die erste Sure lautet: „Im Namen Gottes des Allmilden, des Allbarmherzigen. Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Allmilden, Allbarmherzigen, dem Herrn des Gerichtstages. Dich beten wir an und bei Dir suchen wir Hilfe. Leite uns auf den geraden Pfad, den Pfad Derer, denen du gnädig bist, und nicht Derer, denen du zürnst und die im Irrthume sind." Sie wird von den Mohammedanern oft gebetet, wie das Vaterunser von den Christen.

Wie Mohammed als Lehrer und weltlicher Gebieter wirkte, so beziehen sich auch seine im Koran zusammengefassten Aussprüche sowohl auf den Glauben, wie auf das bürgerliche und sittliche Leben, ähnlich der Thorah der Juden; daher ist der Koran für den strenggläubigen Mohammedaner der

Inbegriff aller Weisheit und Erkenntniss, und die Worte, welche man dem späteren Khalifen Omar, dem angeblichen Verbrenner der grossen alexandrinischen Bibliothek zuschreibt: „Stimmen die Bücher der Bibliothek mit dem Koran überein, so sind sie unnütz und brauchen nicht aufbewahrt zu werden, im entgegengesetzten Falle aber sind sie schädlich und müssen vernichtet werden", sind, wenn nicht wahr, jedenfalls gut erfunden. Mohammed's Religion führt den Namen Islam, d. h. „Hingebung", und die Bekenner derselben heissen Moslim, d. i. „Gott-Ergebene".

Entsprechend dem Geschmack dieser Hirten, welche schon vor Mohammed dichterische Wettkämpfe feierten und die preisgekrönten Lieder auf Seide gestickt in der Kaaba aufhingen, sind die Lehren des Islam in poetischer Sprache gehalten, und wenn sie auch, wie alle neuen Religionen, keinen einzigen neuen Gedanken enthalten, so waren sie doch mehr geeignet, die Gemüther zu begeistern, als die vernünftigste Moral vermocht hätte. Nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach ihrem Wirken sind die Religionen vom culturhistorischen Standpunkte zu betrachten, und man kann dem Islam das Zeugniss nicht versagen, dass er mit der Bilderverehrung und den Menschenopfern aufgeräumt und im Orient Reinlichkeit und Mässigkeit verbreitet hat. Noch jetzt erweist er sich in Afrika als Culturmittel für die Negerstämme.

Die Handlungen, die der Islam von den Menschen verlangt, sind: Verehrung des einzigen Gottes, täglich fünfmaliges Gebet, Waschungen vor jedem Gebet (dem Wüsten-Beduinen allerdings nicht möglich), die Beschneidung des Knaben im 8.—10. Jahre, Verbot des Genusses von Schweinefleisch und Fleisch verendeter Thiere, Verbot des Weintrinkens, der Glücksspiele, der Gemälde und Bildsäulen (um der Menschen- und Thierverehrung vorzubeugen), endlich Verbot der Zauberei. Ausserdem sind Fasttage eingesetzt, und während des ganzen Monats Rhamadan (in welchem Monat der Koran offenbart wurde) darf der Moslim nicht bei Tag, sondern nur des Nachts Speisen geniessen. Hiervon sind Kranke und Reisende dispensirt, auch kann am wöchentlichen Feiertage (dem Freitag) der Moslim seine gewöhnlichen Arbeiten verrichten. Wallfahrten nach Mekka wurden empfohlen, aber nicht geboten. Den Gerechten wurde die ewige Seligkeit verheissen. Die Vielweiberei wurde nicht abgeschafft, aber die Ehe auf vier Frauen beschränkt, obgleich Mohammed für sich das Privilegium in Anspruch nahm, mehr Frauen (er hatte deren eilf) zu besitzen.

Einen Priesterstand hat Mohammed nicht geschaffen, die gottesdienstlichen Gebräuche bestehen im Lesen und Erklären des Koran, und nur insoferne letzteres ein besonderes Studium voraussetzt, kann von mohammedanischen Geistlichen gesprochen werden, sie sind die Schriftgelehrten. Schon in Medina liess Mohammed die erste Moschee bauen; eine Mauer umschloss im länglichen Viereck einen Palmengang, an der einen Seite befand sich die Gebethalle, östlich davon waren zwei Lehmhütten für Mohammed, seine Frau Sawda und die damals noch im Kindesalter stehende Aïša, Abu-Bekr's Tochter, errichtet. Um die Gläubigen an das Gebet zu erinnern, ordnete er an, dass dieselben durch eine Menschenstimme zu den vorgeschriebenen täglichen fünf Gebeten aufgefordert werden sollten. Daher zeichnen sich die mohammedanischen Städte durch viele hohe Thürme aus, von welchen die Rufer folgende Worte sprechen: „Gott ist der Höchste! Ich bekenne, dass es nur einen einzigen Gott giebt und dass Mohammed Gottes Gesandter ist. Kommt zum Gebete! Erscheint zum Heil! Gott ist der Höchste! Es giebt nur einen einzigen Gott!"

Die hohe Bedeutung, welche dem Koran beigelegt wurde, die Volkssprache, in der er geschrieben war, und der Umstand, dass Niemandem das Lesen dieses Buches verboten war, hatte zur Folge, dass die Araber fleissig Lesen und Schreiben lernten und sich so für die Aufnahme jener Bildungsmittel vorbereiteten, welche sie in den eroberten Ländern vorfanden. Die eigentlichen Theologen wurden aber durch ein mühsames Studium ausgebildet. Mit fünf Jahren musste der Knabe zu lesen anfangen, weil das Lesen und die Aussprache des Arabischen so grosse Schwierigkeit hat, dass man vier Jahre braucht, um den Koran lesen zu können. Dann werden acht Jahre erfordert, um ihn auswendig zu lernen, und erst im 16. Jahre beginnt der junge Mann zu schreiben. Hierauf beginnt das eigentliche gelehrte Studium. Ein arabischer Gelehrter fordert zum Verstehen des Koran einen Unterricht über nicht weniger als 25 Stücke. Diese sind: die grammatische Herleitung der Wörter; die Quantität und Bedeutung der Buchstaben; die Fertigkeit im Verbessern der durch die Abschreiber entstandenen Fehler; die genaue Kenntniss oder das Behalten der Zahl der Suren, Verse, Wörter und Buchstaben des Korans, die Kenntniss der Punkte, wo man beim Lesen innehalten muss; die Fähigkeit, gleichbedeutende Wörter, sowohl dem scharfen Begriffe nach, als auch in der Art, wie sie geschrieben werden müssen, von einander zu unterscheiden; die

Kenntniss der Glossen, der alten Redensarten und der selteneren Bedeutungen; die grammatische Construction oder Wortfügung; die Fertigkeit, Wörter richtig auszusprechen, ohne die Buchstaben zu ändern, wenn diese Buchstaben, verschieden ausgesprochen, einen verschiedenen Sinn geben; die Kenntniss aller verschiedenen Lesarten im Koran oder die genaue Geschichte seines Textes; die Erklärung des Wortsinnes, der Anspielungen, Figuren und Gleichnisse; die Entwicklung der Kunst und Schönheit in der Rede und die Bezeichnung dessen, was selten, was erhaben, was zierlich im Sinne und in der Sprache sei; die Fertigkeit, sogleich diejenige Gattung von Schönheiten anzugeben, unter welche jede dieser Feinheiten gehört, und die Gewandtheit im Anführen ähnlicher Beispiele; die Fähigkeit, die Beweise der göttlichen Eingebung aus dem Koran selbst aufzufinden; die Kenntnis der Polemik; die Nachweisung des Zusammenhanges der einzelnen Koran-Verse; die Zeitfolge der einzelnen göttlichen Eingebungen; die Kenntniss dessen, was ohne Grund veraltet und was durch göttliche Autoritäten abgeschafft ist; die Erklärung scheinbarer Widersprüche; die Kenntniss der Geschichte, auf die sich jeder Vers bezieht; die Ethik oder Sittenlehre des Korans; die Kenntniss der Traditionen, der Logik und Metaphysik, des mohammedanischen Kirchenrechtes, sowie endlich des mystischen, allegorischen, geistlichen Sinnes, den die Wörter neben der allgemeinen Bedeutung haben.

Man sieht hieraus, dass die mohammedanische Schrifterklärung hinter der jüdischen und christlichen an Umfang nicht zurücksteht, leider besteht der grösste Theil derselben aus nutzlosen Spielereien, welche nur geeignet sind, die gesunde Vernunft zu beirren, und es ist begreiflich, dass der Khalif Mamun, welcher 813 auf den Thron gelangte, in einem philosophischen Werke „von der ewigen Vernunft“ tiefere Weisheit als in den Schriften der Moslim fand, weshalb er auch als Dogma verkünden liess, dass der Koran als Menschenwerk und nicht als ewiges Wort Gottes zu betrachten sei. Uebrigens hatte schon Suleiman, welcher 717 starb, den Koran nur als ein schönes Gedicht betrachtet.

Unter den ersten Nachfolgern Mohammed's, den Khalifen Abu-Bekr, Omar, Osman und Ali 632 — 661, eroberten die Araber Palästina, Syrien, Aegypten, ganz Nordafrika bis zum Mittelländischen Meere, Persien bis zum Indus und bis zur Tatarei; sie wollten die ganze Erde zum Islam bekehren, und Omar verbot den Moslim, Grundbesitz zu erwerben, damit sie sich nur

mit der Vertheidigung des Glaubens beschäftigen und als kriegerischer Adel die Nationen beherrschen sollten. Um die Vermischung mit Eingebornen zu hindern, liess er befestigte Lager anlegen, in denen die arabischen Truppen wohnten und von denen aus sie die eroberten Länder im Zaume hielten. Aus solchen Lagern sind die Städte Bassora und Kufa im Irak entstanden. Die unterworfenen Völker mussten Steuern entrichten, um dieses Heer zu erhalten, jeder Araber erhielt seinen Unterhalt aus der Staatscasse.

Die Männer, welche diese Zustände schufen, zeichneten sich besonders durch die Beibehaltung der Einfachheit in den Sitten inmitten der ungeheuren Macht, welche sie besassen, aus. Auch als Beherrscher von Arabien bereitete sich Mohammed seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein Zimmer mit eigenen Händen und melkte seine Ziege selbst. Seine gewöhnliche Nahrung waren Gerstenbrot, Datteln und Wasser. Omar setzte den ausgedienten Kriegern und den Verwandten des Propheten grosse Gehalte aus, erlaubte seinen Statthaltern, sich zu bereichern, schenkte den oben (S. 438) erwähnten Teppich des Sasaniden-Palastes den Gefährten Mohammed's, verachtete aber für seine Person jeden weltlichen Glanz und lebte bis zu seinem Tode ebenso einfach, wie er früher als armer Hirte gelebt hatte. Gerstenbrot, Oliven und Wasser waren seine tägliche Nahrung, ein vielfach geflickter Rock seine Kleidung. Unter so einfachen Oberhäuptern konnten die arabischen Krieger nicht verweichlichen; mochten die Perser über die Armuth dieser Hirten spotten, diese Armuth lehrte sie die Todesverachtung, mit welcher sie die Throne üppiger Fürsten zertrümmerten. Freilich konnten auch die Araber sich auf die Dauer dem Genusse des Reichthums nicht verschliessen, den sie von den überwundenen Völkern als Beute gewannen.

Nach Ali's Ermordung wurde Moawiya I. Khalif und mit ihm kam die Dynastie der Ommayaden auf den Thron, welche nicht nur das einfache Hirtenleben der Araber, sondern auch die bisherige Residenz der Khalifen, Medina, verliessen und im glänzenden Damaskus einen üppigen Hofhalt eröffneten. Moawiya baute einen Palast, der von Gold und Marmor strahlte, dessen Boden und Wände prächtige Mosaiken zierten und in denen immerfliessende Springbrunnen Kühlung verbreiteten, während herrliche Schlingpflanzen und schattige Bäume zahllosen Singvögeln zum Aufenthalte dienten. Reich gekleidete Sklaven erfüllten diese Räume und in den inneren Räumen lebten die schönsten Frauen der Welt. Die meisten dieser Herrscher von

Damaskus waren lustige Lebemänner und unersättliche Zecher, welche sich über das Weinverbot hinwegsetzten und denen die Herrscherpflichten (das fünfmalige tägliche Gebet und die Audienzen, welche die Khalifen als oberste Richter abhalten mussten) sehr lästig gewesen sein mögen; namentlich waren ihre Abendunterhaltungen durch Märchenerzählungen, Gedichte und Musik verschönt.

In einer Beziehung hatte diese Sittenumwandlung einen wohlthätigen Einfluss. Der Glaubenshass verschwand, der in jedem Ungläubigen einen Feind und ein verachtetes Geschöpf erblickte. Unter den Ommayaden hatten die Christen Zutritt bei Hofe und bekleideten zuweilen die wichtigsten Vertrauensposten. In den Verhandlungen mit den dialektisch feingeschulten griechischen Theologen lernten die Araber zuerst die von ihnen später hoch geschätzte Kunstfertigkeit der Beweisführung und hieraus entstand die Secte der Morgiten, die toleranteste Schule der Moslim, und die Secte der Motaziliten, eine Art von Freidenkern, welche gegenüber dem Fatalismus des Korans die menschliche Willensfreiheit behaupteten.

Einer solchen Begünstigung erfreute sich aber nur ein kleiner, durch Wissen und Bildung glänzender Theil der Nicht-Moslim, für das Volk selbst existirte nur das Gegentheil der Gleichberechtigung trotz des Umschwunges, der in den bürgerlichen Verhältnissen der Araber eingetreten war. Mohammed hatte bei Aufstellung seiner Lehre nicht daran gedacht, dass sie über Arabien hinaus sich ausdehnen würde, daher verhiess er jedem Moslim die Freiheit und Gleichheit, der auch Sklaven theilhaftig werden sollten, wenn sie zum Islam übertraten. In diesem Sinne erfolgte, nachdem Mohammed Arabien erobert hatte, die Austreibung aller Nicht-Moslim aus diesem Lande. Diese Gleichheit hörte mit der Eroberung Syriens auf.

Wie bereits erwähnt, verbot Omar den Moslim, in den eroberten Ländern Grundbesitz zu erwerben; wie sie unter Mohammed von der Beute gelebt hatten, so wurden sie jetzt vom Staatseinkommen erhalten. Dem Koran zufolge hätten die gebornen Syrer, Perser und Aegypter, welche zum Islam übertraten, dieselben Rechte wie die arabischen Moslim erhalten und daher von der Kopfsteuer, die den eroberten Ländern auferlegt wurde, befreit sein sollen. Dagegen sträubte sich aber das aristokratische Selbstgefühl der Araber, welche sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnten, dass der Uebertritt zum Islam den Fremdgebornen zu allen Rechten des echten Arabers

erhöhe, und die Neubekehrten wurden sowohl zur Bezahlung der Grundsteuer wie der Kopfsteuer verhalten, während sie bei der Vertheilung der Staatseinkünfte gewöhnlich übergangen wurden. Da die Araber, reich geworden, auch der Sklaven bedurften, die im Orient unsere Dienstboten vertreten, so war es natürlich, dass auch diese von den Begünstigungen des Korans nichts erhielten. Sociale Verhältnisse haben sich immer stärker bewiesen, als religiöse Lehren. Uebrigens wurde unter den Ommayaden das Verbot Omar's, Grundbesitz zu erwerben, von den Arabern nicht mehr beobachtet; schon der Khalif Osman hatte seine Verwandten in jeder Weise bereichert, ihnen einträgliche Stellen, besonders Statthalterposten und hohe Dotationen bewilligt, wodurch das System der jährlichen Dotation zerbröckelt wurde; seinem Vetter, dem nachmaligen Khalifen Moawiya, hatte er sogar Syrien als Domäne übertragen, die bisher zum Nationaleigenthum gehört hatte. In Folge dessen erwarben auch andere Araber Grundeigenthum, von welchem sie nur die Grundsteuer zu entrichten hatten, und die früheren Besitzer waren genöthigt, zu diesen in das Verhältniss der Clienten zu treten, welches dem der europäischen Hörigen ziemlich ähnlich war: keine Tochter eines Clienten durfte ohne Einwilligung ihres Schutzherrn verehelicht werden; sie waren allen Bedrückungen ausgesetzt, namentlich ausser den Steuern zu Naturallieferungen an die durchziehenden Truppen verhalten, mussten Canäle, Dämme und Brücken in Stand halten und wahrscheinlich auch für andere Regierungszwecke Frohndienste leisten.

So bestand neben dem Ueberflusse des Hofes und der Vornehmen die drückendste Armuth des Volkes, welches desto mehr ausgebeutet wurde, je mehr der glänzende Hofstaat und die unaufhörlichen Kriege verschlangen; aber auch den Herrschern wurde es auf ihren schwellenden Kissen nicht zu wohl, der Glanz des Thrones schuf lüsterne Prätendenten, zumal die bei den Ommayaden eingeführte Erbfolge den Gewohnheiten der Araber, ihre Fürsten zu wählen, nicht entsprach. Auch gab es eine grosse Partei unter den Arabern, welche nur die Nachkommen des Khalifen Ali als rechtmässige Nachfolger des Propheten anerkannten, die Schiiten, die besonders in Irak zahlreich wohnten und jetzt noch in Persien die herrschende Sekte sind; ihnen gelang es, im Jahre 750 die Ommayaden zu verdrängen und Abul Abbas mit dem Beinamen el Saffah, d. h. der Blutvergiesser, auf den Thron zu bringen.

Die Abbasiden verlegten ihren Regierungssitz von Damaskus nach Bagdad, welches der Nachfolger des Abbas, Abu Džiafar al Mansur, 763 erbaute, und welches, günstig gelegen, sich schnell zu einer prächtigen Stadt erhob. Die Lage des Ortes blieb nicht ohne Einfluss auf die Cultur. Wie die Araber in Damaskus die Schüler der Griechen und Syrer in Bildung und Wissenschaft wurden, so wurden sie in Irak die Schüler der Perser, welche am Hofe der Abbasiden eine grosse Rolle spielten. Diese Perser hatten wohl ihren Feuercultus aufgegeben, aber den Islam auch nur äusserlich angenommen; reich an Kenntnissen und in der Philosophie bewandert, sahen sie in den Religionen nur einen Aberglauben, dessen Form sie huldigten, um die Menge nicht gegen sich aufzubringen, den sie aber im Herzen verachteten. Wie in Damaskus, so herrschte auch unter den ersten Khalifen der Abbasiden in Bagdad eine heitere Lebensfreude, sofern sie nicht durch die auch hier sich fortsetzenden Aufstände und Kriege beeinträchtigt wurde.

Je mehr sich die Abbasiden dem fremden Einflusse hingaben, desto mehr entfremdeten sie sich ihrem Volke. Mutassim († 842) umgab sich mit einer Leibgarde freigelassener Sklaven türkischer Abkunft, deren Häupter sich allmählich die Gewalt aneigneten und unter dem Namen des Khalifen unumschränkt herrschten. Der Sold dieser Truppen, sowie die Pracht des Hofhaltes verschlang ungeheuere Summen, so dass die Khalifen oft ausser Stand waren, den Sold zu zahlen; sie gaben daher den Befehlshabern der Truppen Anweisungen auf die Einkünfte der Provinzen, diese vertheilten an die Truppen statt der Löhnung Ländereien als steuerfreie Militärlehen, und so entstanden zur Zeit der Kreuzüge eine Reihe unabhängiger Staaten, über welchen der Khalif nur als gemeinsames geistliches Oberhaupt stand. Dieses militärische Lehenswesen wurde von den Türken und Tataren, welche später als erobernde und herrschende Nationen in ganz Vorderasien auftraten, überallhin übertragen, wo sie ihre siegreichen Fahnen entfalteten, nach Aegypten und Westafrika, nach Persien, Indien, ja schliesslich nach Europa, wo es erst mit der Einführung regulärer Armeen durch Sultan Mahmud zu Fall gekommen ist.

Im 10. und 11. Jahrhundert war die Zersplitterung der Khalifenmacht für die Cultur von grossem Nutzen. In Spanien hatte sich eine ommayadische Dynastie unabhängig gemacht und Cordova zu einem glänzenden Culturcentrum gestaltet. In Afrika wurden Fez, Tunis und Kahira Mittelpunkte solcher Reiche, in Syrien herrschten die Hamdaniden, in Khorasan und Turkestan

die Samaniden, in Persien die Buiden, ferner die Ghasnawiden, welche Indien eroberten. Die Emire dieser Dynastien sorgten für eine geordnete Staatsverwaltung und unterstützten Künste und Wissenschaften, herrliche Bauwerke entstanden als Moscheen und Paläste, und dass diese Kräfte sich nicht zersplitterten, sondern die Anregung, welche in einem Lande gegeben werde, sich auch auf die übrigen übertrug, dafür sorgte die Gemeinsamkeit der arabischen Sprache und der Religion. In dem ungeheueren Gebiete des Islam musste jeder Gebildete arabisch, die Sprache des Koran, kennen, die trennenden Schranken, die den geistigen Verkehr der Völker gehemmt hatten, fielen, der Perser konnte sich mit dem Mauren, der Türke mit dem Aegypter, der Syrer mit dem Indier auf arabisch verständigen.

Von den Grenzen Indiens und der Tatarei an bis in das Innere von Afrika und bis nach Sicilien und Spanien wurde eine Kette von Pflanzschulen der höheren geistigen Bildung gestiftet; zwischen diesen fand ein ununterbrochener Zusammenhang und Verkehr statt, der durch die Leichtigkeit der Communication befördert wurde. Es gab gute Landstrassen, man sorgte überall für die Anlage von Karawansereien oder Herbergen, sowie für die Unterhaltung von Brunnen in der Wüste, es bestand schon seit der Zeit des Khalifen Moawiya eine förmliche Posteinrichtung und die Regierungen hatten ausserdem eigene Staats-Couriere angestellt, welche mitunter acht bis zehn Tage hintereinander etwa zehn deutsche Meilen täglich zurücklegten. In allen bedeutenden Städten wurden Bibliotheken angelegt, die ihrem Umfange nach zum Theil denen der gleichen Anstalten des jetzigen Europa zur Seite gestellt werden können.

Unter Mansur (in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts) entstanden die ersten arabischen Schriften über Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Grammatik, Geographie, Mathematik und Astronomie. Khalif Mamun († 833) liess griechische Handschriften sammeln und in's Arabische, Syrische und Persische übersetzen, darunter mathematische und medicinische Werke von Euklid, Ptolemäus, Hippokrates und Galen. Mamun trat mit dem griechischen Kaiser Theophilus wegen Austausch von Künstlern und Gelehrten in Unterhandlung, nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Byzantiner erklärte er sich bereit, die eroberten Länder zurückzugeben, wenn Kaiser Michael III. ihm ermögliche, von den in Griechenland vorhandenen wissenschaftlichen Werken Uebersetzungen anfertigen zu lassen. In der Astronomie und Geo-

metrie übertrafen zu dieser Zeit die Araber bereits die Leistungen der Griechen. Ibn Sina (in Europa bekannt als Avicenna), geboren 878 zu Bokhara und gebildet zu Bagdad, galt als der erste Philosoph nach Aristoteles und der ausgezeichnetste unter den Aerzten, seine Schriften wurden in's Lateinische übersetzt, seine Werke über Logik und Metaphysik wurden in Asien als Glanzpunkt der Literatur gefeiert. Neben ihm glänzte, obwohl in manchen Punkten von ihm abweichend, Ibn Rošd (in Europa bekannt als Averroes) als Arzt und Philosoph. Die astronomischen Tafeln des castilianischen Königs Alfons X. sind den Tafeln entlehnt, welche auf den Sternwarten der Araber angefertigt wurden, und diese sind daher diejenigen, welche einem Kepler und Newton die Wege bahnten. Die Chemie erhielt durch die Araber ihre erste Begründung, sie erfanden den Destillirkolben (Alembik), entdeckten den Unterschied zwischen Alkalien und Säuren, ermittelten viele Verbindungen zwischen beiden und wussten zuerst mineralische Gifte als Heilmittel zu benützen, bereiteten zweckmässige Arzneien und viele Präparate. Europa lernte durch sie Moschus, Manna, Sennesblätter und Tamarinde kennen, dann Zucker und viele Zuckerpräparate, Syrup, Jalape, destillirte Wässer und Oele, sowie Quecksilber und Quecksilber-Präparate. Die Wasserleitungen der Araber sind frei von den schwerfälligen und kostspieligen Aquäducten der Römer, sie hatten ermittelt, dass das Wasser in Röhren gefasst, auch durch Thäler geleitet werden kann und sich doch auf der anderen Seite wieder zur ursprünglichen Höhe erhebt. Durch die Araber erhielt man Kenntniss der indischen Zahlzeichen, durch sie ward man mit der Algebra bekannt, ihnen verdankt man bedeutende Vereinfachungen der Trigonometrie, die wirkliche Gradmessung, ihre Berechnung der Zeitdauer des Sonnenjahres und des darauf zu gründenden Kalenders übertrifft an Genauigkeit das sogenannte Gregorianische System. Die Araber waren es, welche das chinesische Papier nach Europa brachten, die feinen Kleiderstoffe, sowie die Colonialwaaren waren vor ihnen unbekannt. Auch das Schachspiel, welches unter Khosro Anoširwan von Indien nach Persien gekommen war, wurde den Europäern durch die Araber bekannt.

In der Malerei erfanden die Araber die anmuthigen Verschlingungen, welche sie, da keine lebenden Wesen abgebildet werden dürfen, zur Verzierung ihrer Bauwerke verwenden und die nach ihnen den Namen „Arabesken" erhalten haben. Tafel IX zeigt solche Arabesken, welche die frühere Moschee

Mirador de Lindaraja zu Granada schmücken (nach den Monumentos arquitectonicos de Spaña), obgleich die verjüngte Abbildung wenig geeignet ist, die Pracht des Originals zu erreichen. Diese Arabesken spiegeln die farbenreiche Phantasie des Arabers wieder, und wie diese sich innig mit der Religion verwebt, so findet man auch allenthalben an den Wänden Koransprüche. Auf unserer Tafel IX befindet sich in dem Achteck in Neskhi-Schrift folgender Text:

عَنْ مَوْ لانَا ٱلسُّلْطَانِ
أَبِي عَبْدِ ٱللّٰه ٱلْغَنّى
بِاللّٰه أَيَّدَ ٱللّٰهُ أَمْوَلاُ

d. h.: „Von unserem Gebieter dem Sultan Abu Abd allah el-Ghani billah, möge Gott seine Sache hüten". In den unteren Theilen sind Wörter in quadratisch kufischer Schrift in die Arabesken verwoben, z. B. الله *allah* (der Gottesname), ferner لى محمد الرسول *li muhhammad 'rrasul,* „bei Muhammed, dem Gesandten".

So lange auf dem Khalifenthrone kräftige Herrscher sassen und diese sich mehr als weltliche denn als geistliche Herrscher fühlten, wurde die Freiheit der Wissenschaft gerade von ihnen gepflegt und unter ihrem Schutze machte die Bildung die riesigen Fortschritte, welche soeben geschildert wurden. Je mehr aber die Khalifen an Macht verloren, je mehr sie von ihren türkischen Leibgarden bevormundet, von den Sultanen der neu aufgekommenen Dynastien ignorirt wurden, desto mehr klammerten sie sich an ihre geistliche Würde und liessen sie sich zu Werkzeugen der Reaction missbrauchen.

Wie der Mensch als Kind gläubig die überlieferte Lehre aufnimmt, durch Aneignung der Wissenschaften sich vom Glauben emancipirt, im Bewusstsein seiner Kraft auf die Bussübungen und Gnadenmittel der Kirche verzichtet, aber gebeugt durch Unglück, getäuscht in seinen Hoffnungen, verzweifelnd an einer besseren Zukunft im Leben sich vor dem Priester in den Staub wirft und des inneren Haltes bar sich an den Unsterblichkeitsglauben und die Hoffnung auf ein besseres Leben nach dem Tode wie ein Schiffbrüchiger an eine schwimmende Bohle anklammert, so tritt uns das Khalifat von Abu Bekr an bis zu den letzten Abbasiden entgegen.

Maurische Arabesken.

Unter Mamun wurden die Klagen der Theologen, dass die Religiosität nur noch bei dem gemeinen Volke, vielmehr nur noch bei den unwissenden und abergläubischen Classen erhalten sei, nicht beachtet; sie sagten damit ja nichts Anderes, als was ein arabischer Dichter mit den Worten ausgedrückt hatte: „Die Menschen bestehen aus zwei Classen, die einen haben Verstand, aber keinen Glauben, die anderen haben den Glauben, aber keinen Verstand", und Mamun zog den Verstand vor; aber schon Motawakhil, der 847 Khalif geworden war, hob das Dogma Mamun's, wonach der Koran nur als Menschenwerk zu betrachten sei, auf und erklärte diese Ansicht für eine Irrlehre. Das orthodoxe Dogma, dass der Koran das ewige, dem Mohammed durch Engel offenbarte Wort Gottes sei, wurde wiederhergestellt, und wie zu allen Zeiten die Gläubigen ihre schwachen Beweisgründe durch die Kraft der Gewalt zu verstärken suchten, so begann eine Verfolgung der Irrgläubigen, wie der Ungläubigen, der Motaziliten, Schiiten, Christen, Juden und Feueranbeter; wer auch nur einen Buchstaben des Koran bezweifelte, galt als Ungläubiger, als Gotteslästerer und war der Todesstrafe verfallen; in religiösen Dingen wurde alles Denken und Forschen verboten, das gedankenlose Nachbeten orthodoxer Lehren galt als Wissenschaft des Glaubens und der verständige Theil des Volkes wurde erschlagen oder vertrieben. So wurden auch die persischen Feueranbeter nach Indien vertrieben und die Folge war, dass die Perser, welche einst wegen ihrer Wahrheitsliebe berühmt waren, nun ihrer Lügenhaftigkeit wegen berüchtigt sind; so ändern religiöse Verfolgungen den Charakter eines Volkes.

Anfangs machte die Reaction langsame Fortschritte, das Ansehen der Khalifen war zu gering, als dass ihre Dogmen den Herrschern in Spanien, im Maγreb, in Aegypten, Syrien, Persien, Turkestan und Indien Gesetz gewesen wären, noch blühten die Wissenschaften in den Hauptstädten von Cordova bis hinüber nach Bokhara und Samarkand, aber schon der Samanidenfürst Nasr in Turkestan errichtete kurz vor seinem 943 erfolgten Tode ein zur Aufnahme und Andachtsübung frommer Männer bestimmtes Haus und begründete damit das Mönchswesen; im folgenden Jahrhundert stürzten die sunnitischen Seldschuken die persische Dynastie der Buyiden und breiteten ihre Herrschaft von den Grenzen Chinas bis zu denen des byzantinischen Reiches aus; weniger gelehrt als die Perser, aber frömmer, waren sie um so ergebenere Verehrer des Khalifen, als sie wussten, dass ihre Fürsten nie als

Khalifen anerkannt werden würden, weil sie nicht arabischen Geschlechtes waren; in Spanien wurden die Mohammedaner durch die neu erstarkten christlichen Fürsten vernichtet und die nach Afrika Entkommenen verloren mit dem Reichthum auch ihre frühere Bildung; endlich erzeugten die von Europa unternommenen Kreuzzüge einen Fanatismus, welcher jeden Fortschritt hemmte, denn der Fanatismus gegen Andersgläubige und fremde Nationen wirkt auf die Völker wie die Zelle auf den Asketen: abgeschlossen vom läuternden Gedankenaustausche, ohne den reinigenden Luftzug der Kritik, entfaltet sich die Giftblume der Mystik, deren Fieberdüfte die Sinnlichkeit krankhaft erregen, den Körper entnerven und den Irrsinn erzeugen.

Wenn nicht schon damals mit dem geistigen auch der politische Niedergang des Islam eintrat, so war die Ursache das jugendkräftige Osmanenthum, dessen Kriegsmuth durch die Kreuzzüge entflammt, den Islam schnell aus der Defensive in die Offensive überführte; die Türken zerstörten das byzantinische Reich, eroberten Syrien, Aegypten, Arabien, besetzten einen grossen Theil Russlands, Ungarn und drangen selbst bis Deutschland vor, wo ihnen 1683 endlich vor Wien ein Halt geboten wurde; aber damit begann auch das Sinken der Herrschaft, 1686 wurde Ofen zurückerobert, 1717 Belgrad, 1770 begann Russland seine Eroberungen, 1780 nahm es die Krim, 1828 verlor die Türkei die Provinzen des Schwarzen Meeres, hierauf folgte die Losreissung Griechenlands und Aegyptens, 1879 machte sich Serbien, Montenegro, Rumänien selbständig und Bulgarien wurde ein Vasallenstaat.

Betrachten wir den jetzigen Zustand der mohammedanischen Länder, so bietet derselbe das Bild des Stillstandes und Rückganges. Die Araber, welche in ihrer Heimath zurückgeblieben sind, befinden sich in denselben Verhältnissen wie zur Zeit Mohammed's, sie sind wieder Hirten und Karawanenführer; die in den übrigen Ländern wohnenden bilden jedoch einen Adel, der selbst seinen verarmten Mitgliedern (Fig. 242) mannigfache Vorrechte gewährt, insbesondere werden die Nachkommen Mohammed's und diejenigen, welche sich dafür ausgeben, im ganzen Orient geehrt. Die Araber besitzen Stammbäume für ihre Männer und ihre Pferde. Die letzten sind persischer Abkunft, haben sich aber auf arabischem Boden veredelt und sind eine Quelle des Reichthums ihrer Besitzer. Die Genügsamkeit der Araber, welche sich mit wenigen Lebensmitteln begnügen, gestattet auch den Armen, sich in persönlicher Freiheit zu erhalten. Die häuslichen Verrichtungen der Vornehmen werden von Sklaven besorgt, da

es keine Dienstboten im europäischen Sinne giebt, und die Frauen, welche in besonderen Frauengemächern (Harems) leben, weder zur Leitung noch zur Besorgung des Haushaltes herangezogen werden. Nach europäischer Meinung führen sie ein unglückliches Dasein, davon ist ihnen aber, die europäische Sitten nicht kennen und leben, wie ihre Mütter gelebt haben, nichts bekannt. Sie verbringen ihre Tage, wenn sie keine Kinder haben, mit weiblichen Arbeiten, Rauchen, Plaudern und Musik, Mütter erziehen ihre Kinder, die Knaben nur in der Kindheit, die Mädchen, bis sie verheirathet werden. Dass ihre geistigen Fähigkeiten in der Abgeschlossenheit nicht leiden, bezeugt unter anderem der Einfluss, den die Frauen der Sultane häufig auf die Politik genommen haben. Sie können zwar nicht, wie die europäischen Damen in öffentlichen Gesellschaften glänzen, aber sie ersparen sich auch das Kokettiren mit fremden Männern, welches in europäischen Ehen viel Unheil anrichtet. Uebrigens können sie sich bei Misshandlungen von ihren Männern scheiden lassen, nur die Sklavinnen sind Eigenthum ihres Herrn, auch sie dürfen jedoch, wenn sie ihm ein Kind geboren haben, weder verkauft, noch verpfändet werden. Es bedarf übrigens wohl keiner Beweisführung, dass die Vielweiberei im Orient ebenso überflüssig ist als im Occident, Sitten begründen keine Naturnothwendigkeit, sonst müsste auch der ägyptische Aberglaube als Natur-

Fig. 242. Armer Araber.

Fig. 243. Frauen im Harem.

nothwendigkeit gelten. Ohne Zweifel ist die Monogamie ein Culturfortschritt, der den Orientalen fehlt.

In den türkischen Agriculturstaaten giebt es dreierlei Eigenthum: das geistliche, von welchem die Moscheen erhalten werden, das Staatseigenthum und freies Eigenthum. Der Sultan ist oberster Lehensherr, und nur Der geniesst Schutz für Grund und Boden, der einen Lehensbrief des Padischah für sich oder seine Vorgänger geltend machen kann. Zum Staatseigenthum gehört auch das im Kriege eroberte Land, dessen Bewohner ihr ferneres Verbleiben auf demselben durch eine jährliche Steuer erkaufen müssen. Alles Privateigenthum ist mit dem Zehnten belastet, welcher die Haupteinnahmsquelle des Reiches bildet, zuweilen wird ein Zuschlag dazu decretirt, dass etwa statt der zehnten die achte oder siebente Garbe genommen werden darf. Diese Ungleichheit wird von den Steuerpächtern zu den ärgsten Bedrückungen verwendet, indem die Steuerträger meist über die Höhe der Steuern im Dunkeln gelassen werden. Daher geschieht es häufig, dass die Bauern ihr Grundeigenthum den Moscheen schenken, welche dem Zehnten nicht unterworfen sind, und von den Bauern ein fixes Pachtgeld nehmen. Bis zum Jahre 1830 gab es noch einen Feudaladel, die Begs, welche ausgedehnte Güter besassen, in Schlössern wohnten und von den Reisenden und Handelsleuten Zölle erhoben, ferner die Timarlis oder Inhaber militärischer Lehen, denen letztere anfänglich nur auf Lebenszeit verliehen waren, die sich aber auf denselben allmählich erblich gemacht hatten. Dieser Adel unterhielt aus seinen Gütern die Schulen, welche sich in allen Städten und Dörfern vorfanden. Seitdem Mahmud II. diese Adelsvorrechte aufhob und dafür Staatsbeamte in die Bezirke schickte, welche sich ihre Stellen in Constantinopel kaufen mussten und daher so viel wie möglich erpressten, hat sich der Zustand der Bauern sehr verschlimmert und die Schulen gehen meist ihrem Verfalle entgegen.

Für die Hebung der Cultur in den unterworfenen Ländern haben die Türken nie etwas gethan, und die gegenwärtige Armuth in den einst so reichen und üppigen Ländern Kleinasiens, Mesopotamiens und der europäischen Türkei lässt den Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft nicht bedauern. Auch die Rechtspflege ist mangelhaft, der Kadi oder Richter erhält keinen Gehalt, sondern nur Sporteln und ist nur auf Zeit angestellt, er ist daher Geschenken sehr zugänglich. In Wissenschaften und Künsten hat der Orient in dem letzten Jahrhundert nichts Neues hervorgebracht, während die Europäer alle orien-

talischen Manufacturen nachgeahmt und verbessert haben, so dass der Orient das Absatzgebiet der europäischen Fabriken geworden ist und nur in seinen Naturproducten einen Gegenwerth bietet. Die Schuld an diesen Zuständen trifft aber nicht den Islam, sondern einzig den seit acht Jahrhunderten im Islam herrschenden Geistesstillstand, die Frömmelei, den Sofismus oder das Mönchswesen, die Unterlassung der rationellen Bodenpflege, die Vernachlässigung der exacten Wissenschaften und die durch den Mangel an Impulsen, sowie durch den überwuchernden Fatalismus (d. i. den Glauben, dass Alles, was geschieht, göttliche Vorbestimmung sei, der kein Mensch sich entziehen könne) entstandene körperliche und geistige Trägheit der Orientalen.

VIII. DIE JUDEN.

Unter allen Völkern der Erde nehmen die Juden schon deshalb ein besonderes Interesse in Anspruch, weil sie ihre Nationalität und ihre Religion unter den ärgsten Bedrückungen und zerstreut in allen Ländern bewahrt haben, während alle ihre Nachbarn in Palästina spurlos verschwunden sind.

Nach Körperform, Sprache und nach ihrer eigenen Genealogie sind sie eng mit den Arabern verwandt, als gemeinsamer Stammvater beider Völker gilt Abraham, der aus Ur in Chaldäa auszog; während aber die Araber in der Wüste ihre Zelte aufschlugen, zogen die Stammväter der Israeliten in das fruchtbare Kanaan, wo sie neben ausgedehnter Viehzucht auch Ackerbau betrieben. Eine grosse Hungersnoth zwang sie während der Hyksos-Herrschaft in Aegypten, in dieses Reich einzuwandern, wo sie in dem Lande Gosen, dessen Name noch bis heute fortlebt, angesiedelt wurden, und sie blieben auch in diesem Lande, als der herrschende Stamm der Hyksos aus Aegypten vertrieben wurde. Ramses II. zwang sie zu harten Frohndiensten und erregte dadurch in diesem aristokratischen, den Stammbaum seiner Fürsten bis auf Adam zurückführenden Volke eine Unzufriedenheit, welche ein Mann, von welchem es unklar ist, ob er ein geborner Aegypter oder Jude war (denn die Erzählung von seiner Aussetzung konnte auch erfunden worden sein, um dem Stammgefühle der Juden zu schmeicheln und sie zu veranlassen, sich seiner Führung zu unterwerfen), benützte, sie zur Auswanderung und zur Gründung eines Reiches in Kanaan zu bereden. Der Name dieses Volksführers, Mošeh oder nach griechischer Aussprache Moses, scheint kein Eigen-

name, sondern, wie Mohammed, ein Ehrentitel gewesen zu sein; über sein Verhältniss zu dem Priesterstamme Levi sind die genealogischen Berichte sehr unklar, nur an einer Stelle (I. Chronica 24, 14—17) werden seine Kinder unter den Leviten genannt, aber nicht in einer den Verdiensten ihres Ahnherrn entsprechenden Weise.

Die Rolle, welche Moses bei den Juden spielte, entspricht genau der des Mohammed bei den Arabern, und die genauere Kenntniss der jüngeren Zeit lässt uns die Vorgänge in älterer Zeit besser begreifen; auch Moses war Reformator, dann Prophet und Heerführer, auch seine Gesetze sind ein buntes Durcheinander von Anordnungen, die wahrscheinlich erst nach seinem Tode gesammelt wurden und sich auf den Glauben, auf das bürgerliche, sowie auf das sittliche Leben erstrecken. Sie sind mitunter sehr minutiös, wie die Anordnungen des Cultus und die Beschreibung des Aussatzes, verrathen aber stets eine umfassende Kenntniss, edlen Geist und tiefe Menschenkunde. Mit Recht durfte Moses sagen: „Siehe, ich habe euch gelehret Gebote und Rechte, wie mir der Herr, mein Gott, geboten hat, dass ihr also thun sollt im Lande, darein ihr kommen werdet, dass ihr es einnehmet. So behaltet es nun und thut's. Denn das wird eure Weisheit und Verstand sein bei allen Völkern, wenn sie hören werden alle diese Gebote, dass sie müssen sagen: Ei, welche weise und verständige Leute sind das, und ein herrliches Volk! Denn — — — wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dies Gesetz, das ich euch heutigen Tages vorlege?"

Die Hauptlehre des jüdischen Gesetzes, dass es nur Einen Gott gebe, scheint Moses bei den Juden vorgefunden zu haben, nur erhielt dieselbe eine grosse Einseitigkeit, die auch bei den Persern hervortritt, dadurch, dass dieser Gott als Nationalgott der Juden betrachtet wurde, wie Ahura mazda Nationalgott der Perser war. Daher machten weder die Juden noch die Achämeniden Versuche, andere Völker zu ihrer Religion zu bekehren, und die wenigen Ausnahmen, welche die äthiopischen Falaša und die arabischen Juden bilden, werden auf eine geschlechtliche Verwandtschaft zurückgeführt.

Das Heiligthum, die Bundeslade, wird in den vormosaischen Schriften nicht erwähnt, wir finden sie aber auf ägyptischen Bildern aus der Ramses-Zeit (Fig. 244), sie scheint von einem Zweige des Hyksosvolkes abzustammen, und die beflügelten Genien erinnern an die Horusfiguren. Der Gnadenstuhl auf der Bundeslade erinnert an die Hieroglyphe 𓊨 der Isis, womit auch das

Fig. 244. Aegyptische Bundeslade.

gegossene Kalb übereinstimmt, welches Aaron machte und Jerobeam erneuerte, denn dieses Kalb ist Symbol der ägyptischen Isis, deren Name in dem Namen *Is-ra-el,* d. i. auf ägyptisch *hes-ra-hor* (Isis, Ra, Horus oder Mond, Sonne und Stern) vorkommt, und an deren Dienst auch das Laubhüttenfest erinnert, trotz der unhaltbaren Erklärung, welche demselben gegeben wurde, um die Erinnerung an die Prostitution zu verwischen.

Die Tendenz der mosaischen Lehre ist klar ausgesprochen in den Worten: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein." Moses gründete eine Republik unter einem Hohepriester als oberstem Richter, sein Gesetz sollte der Mittelpunkt sein, um den sich die zwölf Stämme scharen sollten, das Hohepriesteramt war erblich, aber rein geistlicher Natur, während die Stammesfürsten in ihren Ländern die politische Gewalt ausübten. Für diese und nicht für die Leviten dürften die zehn Gebote bestimmt gewesen sein, welche zum ewigen Gedächtniss auf steinerne Tafeln eingegraben waren, obgleich es nicht klar ist, in welcher Schrift, denn die beiden wörtlichen Ueberlieferungen derselben weichen in unwesentlichen Dinge von einander ab.

Von grossem Interesse ist der Commentar, welchen diese zehn Gebote im 3. Buche Mosis, d. i. im eigentlichen Priesterbuche (Leviticus) erhalten: „Wenn du dein Land einerntest, sollst du es nicht an den Enden umher abschneiden, auch nicht Alles genau aufsammeln. Auch sollst du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern

dem Armen und Fremdling sollst du es lassen. — Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun, noch berauben. Es soll des Taglöhners Sohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen. — Ihr sollt nicht unrecht handeln am Gericht, und sollst nicht vorziehen den Geringen, noch den Grossen ehren; sondern du sollst deinen Nächsten recht richten. — Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern du sollst deinen Nächsten strafen, auf dass du nicht seinethalben Schuld tragen müssest (d. h. nur um der Furcht Gottes willen, der die Sünde hasst, soll der Sünder gestraft werden, nicht aus persönlichem Hass); das beweist auch die folgende schönste Stelle des mosaischen Gesetzes: Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes. — Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. — Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren. — Ihr sollt nicht ungleich handeln am Gericht mit der Elle, mit Gewicht, mit Mass. Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein.“ Aus anderen Stellen ist noch zu ergänzen, dass Fremdlinge nicht bedrückt, Witwen und Waisen nicht beleidigt, die Stammesgenossen nicht bewuchert werden sollten, auch sollte ein Kleid Demjenigen, welcher es zum Pfande gegeben hatte, vor Sonnenuntergang zurückgegeben werden, „denn sein Kleid ist seine einzige Decke seiner Haut, darin er schläft“.

Wie bei den Chinesen war die Ehelosigkeit, diese Quelle der Unsittlichkeit, verpönt: „Es soll nichts Unträchtiges und Unfruchtbares sein im Lande“. Noch jetzt ist es dem frommen Juden ein Gräuel, wenn der mannbare Jüngling nicht heirathet, und hiervon, sowie von dem durchgängig einträchtigen Leben der Ehegatten stammt die Fruchtbarkeit der jüdischen Ehen und die unverwüstlich scheinende Existenz dieses Volkes.

Mit dem Tode sollte bestraft werden: Mord (aber bei unvorsätzlichem Todtschlag war die Flucht in eine Freistätte, um der Blutrache zu entgehen, erlaubt), ferner wenn Kinder ihre Eltern schlugen oder ihnen fluchten, Menschendiebstahl (um sie als Sklaven zu verkaufen), Blutschande, Ehebruch u. s. w. Sonst galt als Grundsatz: „Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn“, doch war häufig Geldbusse gestattet.

An frühere Kinderopfer mahnt das Gesetz, dass alle Erstlinge, auch die erstgebornen Söhne, Gott gehörten, doch sollten sie nicht geopfert werden; war doch in Aegypten schon das Opferlamm eingeführt worden, um die Erstgebornen vor dem Geopfertwerden zu schützen. Aus anderen Stellen geht

hervor, dass die Leviten die Erstgeburt vertraten, woraus zu folgern ist, dass man entweder den Erstgebornen zum Tempeldienst bestimmte, wie dies mit Samuel geschah und aus dem Valetsegen des Moses hervorgeht, oder dass für den Erstgebornen eine Steuer gezahlt wurde, welche zum Lebensunterhalt eines Leviten ausreichte, denn als bei einer Zählung 22.000 Leviten und 22.273 Erstgeborne gefunden wurden, mussten für die übrigen 273 je fünf Seckel, zusammen 1365 Seckel an das Heiligthum entrichtet werden (4. Mose, 3. 42—51).

Die Sittlichkeitsgesetze zählen eine grosse Reihe geschlechtlicher Sünden und Unsauberkeiten als verboten auf; doch wäre es sehr irrig, dieselben als Gepflogenheiten der Juden aufzufassen, denn es heisst zum Schlusse ausdrücklich: „Und handelt nicht in den Satzungen der Heiden, die ich vor euch her werde ausstossen, denn solches Alles haben sie gethan und ich habe einen Gräuel an ihnen gehabt.“ Sittlichkeit ist ein Product der Cultur und die mosaische Gesetzgebung hat das Möglichste gethan, bei den Juden Sittlichkeit zu erhalten oder wenigstens einzuführen.

Palästina war zu der Zeit, als die aus Aegypten ausgezogenen Israeliten in der Wüste der Halbinsel Sinai weilten, von einer grossen Zahl Völker, den Trümmern des grossen Hyksos-Reiches besetzt, kräftige, kriegerische Stämme, welche in festen Städten wohnten, das Land bebauten und die Eindringlinge leicht hätten abwehren können, wenn sie nicht uneinig untereinander gewesen wären, so dass die Israeliten ein Volk nach dem andern besiegen konnten, obwohl sie auch mitunter empfindliche Niederlagen erlitten, z. B. im ersten Kriege gegen die Amoriter.

Diese Eroberung Palästinas war zum grössten Theile ein schon von Moses gebotener und mit grossen Grausamkeiten verbundener Vernichtungskrieg gegen die Einwohner, ein raubmörderischer Einfall, der mit den oben angeführten milden Gesetzen im Widerspruche steht. Aber Moses musste fürchten, dass bei einer schonenden Behandlung der Eingebornen die Israeliten leicht die Sitten und Gebräuche der Eingebornen annehmen und sich mit ihnen verschmelzen würden. Diese Sitten waren ihm ein todeswürdiger Gräuel; es ist unzweifelhaft, dass die Kanaaniter Menschen opferten, besonders die erstgebornen Kinder in den Armen des glühenden eisernen Moloch verbrannten, dass ihre Töchter sich prostituirten, dass Sodomiterei und Knabenliebe herrschten, dass Zauberei, Wahrsagerei, Horoskopstellung, Tatuirung und

Runenritzen geübt wurden, was alles Moses verabscheute. Nicht jener blöde Fanatismus, der Menschen martert und tödtet, weil sie eine andere religiöse Meinung haben, sondern einerseits moralische Entrüstung über die Entartung der kanaanitischen Cultur, andererseits das Bestreben, einen Musterstaat zu errichten, beseelte Moses. Ueberdies lebte in den Israeliten die Erinnerung an ihren früheren Aufenthalt in diesem Lande, und sie betrachteten daher die Bewohner desselben als Eindringlinge und sich als die rechtmässigen Erben.

Die Folge lehrte, dass Moses' Befürchtungen nicht grundlos waren. Nicht Menschenfreundlichkeit, sondern Bequemlichkeit war Ursache gewesen, dass mehrere Stämme der Ureinwohner nicht vertilgt, sondern zinsbar gemacht wurden, wie dies später die Araber mit den Nicht-Mohammedanern thaten. Und hier tritt uns die merkwürdige Thatsache entgegen, dass der Tempel zu Jerusalem, der mit den früheren Satzungen bezüglich der Stiftshütte unvereinbar ist, gerade in jenem Lande erbaut wurde, wo die Jebusiter zinspflichtig belassen worden waren. Dieser Abfall von der mosaischen Lehre, der in den Büchern der Könige und der Chronika von deren judäischen Verfassern möglichst vertuscht wird, ist zugleich ein klarer Beleg dafür, dass der Pentateuch nicht, wie man jetzt verbreiten will, zur Zeit der Könige erst entstanden sei, denn in diesem Falle hätte man die bezüglichen Lehren des Moses gewiss nicht unverändert gelassen.

Das eroberte Land wurde unter die Stämme vertheilt, jede Familie erhielt ein Grundstück, welches, wie bei unseren Bauern, auf den ältesten Sohn vererbte, Theilbarkeit des Bodens fand nicht statt und bei Ermanglung männlicher Erben durfte die Erbtochter nur innerhalb des Stammes sich verehelichen, damit das Landeigenthum des Stammes nicht geschmälert werde. Die jüngeren Brüder mussten dem Aeltesten als Knechte dienen, verarmte Bürger wurden, wenn sie ihre Schulden nicht zahlen konnten, die Sklaven ihrer Gläubiger oder verkauften auch statt ihrer Person ihre Söhne und Töchter als Sklaven. Dieses Alles scheinen Sitten gewesen zu sein, welche schon vor Moses bestanden und bezüglich welcher er nur als Richter in streitigen Fällen entschieden hatte; von ihm dürfte in socialer Beziehung nur die Heiligung des Sabbaths und das nach sechs Jahren zu feiernde Halljahr herrühren. Beide Einrichtungen sind in dem Sinne gestiftet, die Sklaverei zu erleichtern, am siebenten Tage sollte der Sklave einen Ruhetag haben und im Halljahre die Freilassung der hebräischen Sklaven erfolgen; ob letzteres ausgeführt

wurde, mag dahingestellt bleiben, die Heilighaltung des Sabbaths ist aber von Zeloten offenbar übertrieben worden, und diese Uebertreibung wurde später von Jesus entschieden bekämpft.

Die Israeliten betrieben den Ackerbau, Weinbau und Obstbau, ausserdem die Viehzucht auf den brachliegenden Gründen, in den Städten der Leviten wurde die Industrie gepflegt und wahrscheinlich auch von Zeit zu Zeit der Markt abgehalten, auf dem die Bauern ihren Bedarf an den Erzeugnissen der Industrie deckten und ihren Ueberfluss an Vieh veräusserten. Doch scheinen die Israeliten damals die Eisenbearbeitung nicht gekannt zu haben, denn im Buche Samuelis heisst es: „es war aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden — und musste ganz Israel hinab ziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Haue, Beil oder Sense zu schärfen“. Jeder wehrfähige freie Mann war zum Kriegsdienste verpflichtet und die biblischen Bücher beweisen, dass das Volk oft genöthigt war, sein Eigenthum mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. In solchen Fällen trat in der Richterzeit gewöhnlich ein Mann, der sich als Prophet Ansehen erworben hatte, an die Spitze der vereinigten Stämme, wie dies auch bei den nordamerikanischen Indianerstämmen der Fall war. Der letzte dieser Richter war Samuel, unter dessen Leitung die Israeliten einen König begehrten, „dass wir auch seien wie alle andere Heiden, dass uns unser König richte und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen“. Vergebens stellte ihnen Samuel vor, welcher Rechte sie sich begeben würden, wenn sie ihre Republik mit dem Königthum vertauschten: „Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen, und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über tausend, und über fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und dass sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehöret, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, dass sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde, und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen und ihr müsset seine Knechte sein.“ Allein das Einheitsstreben war stärker als alle Bedenken und Samuel musste dem Wunsche des Volkes willfahren.

Samuel liess nun durch das Los Saul zum König bestimmen, und es mag das Los nicht zufällig auf diesen gefallen sein, denn ob er wohl ein starker Jüngling gewesen sein soll, der Alle um eine Kopflänge überragte, so war er doch aus dem kleinsten Stamme Benjamin, und Samuel hoffte ihn leicht zu beherrschen, da jener sich nicht auf einen mächtigen Anhang stützen konnte. Allein Saul wollte nicht nur König heissen, sondern auch König sein, und so entbrannte bald der Streit zwischen Priesterthum und Königthum. Dieser Streit wurde von Samuel herbeigeführt, indem er Saul angriffsbereit sieben Tage vor den Philistern stehen liess, ohne versprochenermassen zu erscheinen und, wie es vor Beginn einer Schlacht Sitte war, zu opfern. Saul, der seine Schaar von Tag zu Tag kleiner werden sah, da die Leute, des Wartens müde, nach Hause gingen, entschloss sich nun, selbst das Opfer zu bringen. Kaum war dasselbe gebracht, so erschien Samuel und warf Saul vor, Gottes Gebot übertreten zu haben. Später salbte Samuel sogar einen Gegenkönig, David, aus dem Stamme Juda. Von dieser Zeit an hatte Saul keine ruhige Stunde mehr, bedrängt von äusseren Feinden, von seinen Spähern über Samuel's Intriguen unterrichtet, wurde er misstrauisch und finster, und er hatte Ursache hierzu, denn David, der neugesalbte König, erschien an seinem Hofe als Harfenspieler, wusste Saul's Sohn Jonathan sich zum Freunde zu machen, vermählte sich mit Saul's Tochter Michal und scheint doch fortwährend mit Saul's Feinden im Bunde gewesen zu sein, wenn er auch nicht die Hand an Saul zu legen wagte, als er ihn in einer Höhle schlafen fand. Thatsache ist, dass dasselbe Buch, welches David als den unschuldigsten Menschen malt, selbst erzählt, dass David sich mit Israel's Todfeinden, den Philistern, verband, seine Hilfe aber von diesen abgelehnt wurde. Saul starb den Heldentod im Kampfe gegen die Philister; verwundet von einem Schützen, ermordete er sich selbst, um seinen Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen und ihnen zum Spotte zu dienen.

Nach Saul's Tode wurde von den nördlichen zehn Stämmen Israel's nicht der gesalbte König David, sondern Saul's Sohn Isbozeth als König anerkannt. Erst nachdem dieser von zweien seiner Hofleute verrätherisch ermordet worden war, blieb David unbestrittener König. Seine Regierung füllen Kriege und eine entsetzliche Unzucht David's und seiner Söhne aus. Ein Sohn David's nothzüchtigt seine Schwester und wirft sie dann zur Thür hinaus, ein anderer schändet öffentlich die Kebsweiber seines Vaters, nachdem er

sich gegen denselben empört. David verführt die Frau (Bath-Seba) eines Officiers, lässt diesen aus dem Feldzuge nach Hause zurückrufen, um die Vaterschaft auf ihn zu lenken, und als derselbe dieser Absicht nicht entspricht, lässt er ihn in der Schlacht so blosstellen, dass er erschlagen wird. Allerdings demüthigte sich David stets vor den Priestern; durch sein Tanzen vor der Bundeslade erregte er sogar die Verachtung seines Weibes Michal, der Tochter Saul's. Unbegreiflich ist die Verehrung, die dieser Mann bei Juden und Christen erworben hat.

David ehelichte später die Bath-Seba und aus dieser Ehe entstammte Salomo, der nach ihm König ward. Unter diesem Könige herrschte Friede und er entfaltete alle Pracht, welche die orientalischen Herrscher des Alterthums auszeichnete. Die Kriege seiner Vorfahren hatten die Juden reich gemacht. „Und Salomo hatte zwölf Amtleute über ganz Israel, die den König und sein Haus versorgten. Ein jeder hatte des Jahres einen Monat lang zu versorgen. Auch Gerste und Stroh für die Rosse und Läufer brachten sie an den Ort, da er war, ein jeglicher nach seinem Befehle. — Und Salomo musste täglich zur Speise haben dreissig Kor (Scheffel) Semmelmehl und sechzig Kor anderes Mehl, zehn gemästete Rinder und zwanzig Weiderinder und hundert Schafe, ausgenommen Hirsche und Rehe und Gemsen und gemästetes Vieh. — Und Salomo hatte vierzigtausend Wagenpferde und zwölftausend Reisige. — Des Goldes aber, das Salomo in Einem Jahre gebracht ward, war 666 Centner, ohne was die Krämer und Kaufleute brachten. Und alle Könige der Araber und die Herren im Lande brachten Gold und Silber zu Salomo". (Speciell brachte die Königin aus Arabien hundert und zwanzig Centner Gold und sehr viel Würze und Edelsteine, welche Geschenke ohne Zweifel der Schwarzen Majestät in Salomo's Augen viel Reiz verliehen.) „Daher machte der König Salomo zweihundert Schilde vom besten Golde, dass sechshundert Stück Gold auf Einen Schild kam. Und dreihundert Tartschen vom besten Golde, dass dreihundert Stück Gold auf Eine Tartsche kam. Und der König that sie in's Haus vom Walde Libanon. Und der König machte einen grossen elfenbeinernen Stuhl und überzog ihn mit lauterem Golde. Und der Stuhl hatte sechs Stufen, und einen goldenen Fussschemel am Stuhle, und hatte zwei Lehnen auf beiden Seiten um das Gesässe, und zwei Löwen standen neben den Lehnen, und zwölf Löwen standen daselbst auf den sechs Stufen zu beiden Seiten. Ein solches ist nicht gemacht in allen Königreichen. Und

alle Trinkgefässe des Königs Salomo waren golden, und alle Gefässe des Hauses vom Walde Libanon waren lauter Gold. Denn das Silber ward nichts gerechnet zur Zeit Salomo's. Denn die Schiffe des Königs fuhren auf dem Meere mit den Knechten Huram's und kamen in drei Jahren einmal, und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ (Nach einer anderen Stelle auch Ebenholz und Edelgestein. „Und Salomo liess aus dem Ebenholze Treppen im Hause des Herrn und im Hause des Königs machen, und Harfen und Psalter für die Sänger. Es waren vorhin nie gesehen solche Hölzer im Lande Juda“.) — „Und alle Könige auf Erden begehrten das Angesicht Salomo's, seine Weisheit zu hören, die ihm Gott in sein Herz gegeben hatte. Und sie brachten ihm ein jeglicher sein Geschenk, silberne und goldene Gefässe, Kleider, Harnische, Würze, Rosse und Maulthiere jährlich.“ — „Und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen und dreihundert Kebsweiber; und seine Weiber neigten sein Herz“.

Salomo baute einen Tempel des Jehovah zu Jerusalem in sieben Jahren und für sich einen Palast in dreizehn Jahren. Schon David hatte die Absicht gehabt, einen steinernen Tempel zu bauen und zu diesem Zwecke Steuern auferlegt und Gold und Silber gesammelt, war aber durch die Priester davon abgehalten worden, weil sie kein Heil von dem Baue eines Mannes erwarteten, an dessen Händen so viel Blut klebte, deshalb war der Bau für seinen Sohn sowohl ein heiliges Vermächtniss seines Vaters als seiner eigenen Prachtliebe zusagend. Die Frohndienste dabei mussten die unterworfenen Völker leisten, deren Zahl auf 153.600 geschätzt wurde, hiervon wurden 70.000 Träger, 80.000 Hauer (Holzfäller und Steinbrecher) und 3600 Aufseher bestellt. Für die Einwilligung zur Benützung des Libanon erhielt der phönikische König Huram reichen Tribut, ausserdem sendete dieser erfahrene Künstler Steinmetze und Holzschnitzer. Alle Steine wurden vorher zugerichtet, so dass man keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte. Das Haus des Tempels von dem Chore war vierzig Ellen lang, das Chor zwanzig Ellen. Der Steinbau war innen mit Cedern und Tannenholz bedeckt und Fussboden, Wände und Decke mit Gold überzogen, ebenso die Statuen der Cherubim, deren Flügel zehn Ellen breit waren. Der Altar war von Erz, ebenso ein gegossenes Meer (das Symbol des Himmels), welches auf zwölf Ochsen ruhte, die zu je drei nach den Himmelsrichtungen aufgestellt waren. Das Bauwerk war reich mit Ornamenten in Blumen und Cherubimformen

geschmückt, ein reicher Vorhang verdeckte den Altar und sämmtliche Gefässe waren vom feinsten Golde. Eben so reich war der Palast des Königs geschmückt.

Ausserdem baute Salomo seinen Frauen zu Gefallen, welche Töchter der sämmtlichen benachbarten Fürsten waren, Tempel der phönikischen Astaroth, des ammonitischen Milkom, des moabitischen Kamoš und des ammonitischen Moloch, zu seiner Zeit war Jerusalem ein kosmopolitischer Ort, wenn auch Jehovah's Tempel die aller anderen Götter überstrahlte. Ferner befestigte Salomo Jerusalem und baute die Festungen Millo, Hazor, Megiddo, Gaser, das untere Beth-Horon, Baelath und Thamar in der Wüste, meist zum Schutze gegen die Aegypter.

Die glänzende Hofhaltung Salomo's war für das kleine Land, obwohl es sehr fruchtbar war, drückend und sein Nachfolger Rehabeam ward daher gebeten, die Lasten zu erleichtern; aber aufgestachelt von seinen jugendlichen Höflingen, erwiderte derselbe hochfahrend, er wolle das Volk noch ärger drücken. Die so entstandene Unzufriedenheit benützte ein Vornehmer, Jerobeam, der sich schon unter Salomo an einer Verschwörung betheiligt hatte und nach Aegypten geflohen war, um sich zum König aufzuwerfen. Alle Stämme bis auf Juda fielen ihm zu, der Stamm Juda aber war stark genug, ein eigenes Reich zu bilden, und so zerfiel das Reich Salomo's in zwei Theile, in das südliche Reich Juda und in das nördliche Reich Israel, im letzteren Lande wurde der Stiercultus eingeführt und nach einer Stelle sogar die Leviten daraus vertrieben.

Fig. 245. Israeliten dem Salmaneser Tribut bringend.

Als Moses die Juden nach Palästina führte, um ihnen dort einen dauernden Wohnsitz zu bereiten, bedachte er nicht, dass dieses Land für die ruhige Entwicklung eines Volkes wenig geeignet war. So lange in den Ebenen am

Nil und Euphrat, welche zur Bildung grosser Reiche von Natur aus geeignet waren, innere Zerrüttung herrschte, konnten sich die Reiche David's und Salomo's ausbreiten, aber schon unter Rehabeam's Sohne fiel Sisak (Šešonk) der König von Aegypten in Judäa ein und plünderte Jerusalem, indem er die Goldschätze des Tempels entführte; der fortwährende Krieg zwischen Judäa und Israel veranlasste einzelne Herrscher, die Hilfe der Fremden in Anspruch zu nehmen, Assa von Judäa verbündete sich mit dem Syrerkönig Benhadad gegen Israel, Ahab von Israel mit diesem gegen Judäa, Ahas von Judäa warb später Tiglath-Pilesser, den König von Assyrien, zu einem Bündniss wider Syrien und Israel, Salmaneser machte Hosea, den König von Israel, zinspflichtig, und auf seinen Obelisken sind die Israeliten abgebildet, wie sie ihren Tribut an Gold- und Silberbarren und goldenen Gefässen bringen (Fig. 245); nachdem aber Hosea die Hilfe des Königs von Aegypten angerufen hatte, fiel Salmaneser in Israel ein, eroberte das Land und führte im Jahre 722 den König Hosea, sowie die angesehensten Familien weg, welche er in Assyrien und Medien ansiedelte, wogegen er Familien von Babel, Kutha, Ava, Hemath und Sepharvaim nach Samaria verpflanzte, um durch diesen Völkerwechsel Uneinigkeit in den eroberten Ländern zu erhalten und diese zu verhindern, sich gegen die assyrische Herrschaft zu erheben. Später beging der König Hiskia von Judäa die Thorheit, vor den Gesandten des babylonischen Königs Nebukadnezar mit seinen Schätzen zu prahlen und die Habgier dieses Königs zu erregen, der in Palästina einfiel, den Tempel plünderte, Jerusalem zerstörte und im Jahre 604 den König Zedekia, sowie die angesehensten Familien nebst tausend Schmieden und Zimmerleuten in's Exil nach Babylon führte, nur die geringen Leute, die Ackerbauer, blieben im Lande zurück.

Im Exil erfolgte eine eifrige Rückkehr zur mosaischen Lehre. In den Zeiten der Könige war dieselbe wenig beachtet worden auch von den Priestern. Das weltliche Königthum eines Saul, David, Salomo war nicht das priesterliche Königreich, welches Moses anstrebte, aber, wenn auch einzelne Eiferer den Abfall rügten, so waren doch die meisten Leviten zufrieden, einträgliche Pfründen zu besitzen, sie lungerten am Hofe der Könige und trugen auch kein Bedenken, andere Götter zu verehren, wenn der Dienst nur einträglich war. Wie es scheint, waren sogar die mosaischen Bücher ganz in Vergessenheit gerathen, denn erst unter einem der letzten Könige von Judäa wurden sie von dem Hohepriester Hilkia wieder aufgefunden und dem König Hiskia

vorgelegt, der sich bereit zeigte, den alten Satzungen gemäss zu regieren. Man meint, dass Hilkia das Gesetzbuch erfunden habe, dagegen spricht aber der ganze Inhalt der Bücher; wahrscheinlich ist, dass er in der Tempelbibliothek alte Manuscripte fand, die bis auf die Einwanderung zurückreichten und deren Inhalt dasjenige bildete, was jetzt unter dem Pentateuch oder den fünf Büchern Mosis bekannt ist, denn es werden auch andere Manuscripte erwähnt, welche verloren gegangen sind.

Im Grunde genommen war der Aufenthalt in Babylon kein grosses Unglück für die Juden; im Verkehre mit den hochgebildeten babylonischen Priestern dürften sie sich manche Kenntnisse der Himmelskunde und der Medicin angeeignet haben, welche ihre Nachkommen im Mittelalter berühmt machten. In Palästina scheinen sie neben Völkern gewohnt zu haben, die geistig unter ihnen standen, in Babylon lernten sie eine höhere Bildung kennen, ebenso in Aegypten, wohin manche angesehene Männer unter der Königszeit flohen. In der That machten auch nicht alle Juden von Cyrus, Erlaubniss, nach Jerusalem zurückzukehren, Gebrauch; in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestand in Babylon eine hohe jüdische Schule, welche in nicht geringerem Ansehen als die zu Jerusalem und Tiberias stand. Die meisten hebräischen Bücher der Bibel sind in Babylon entstanden oder abgeschrieben und gesammelt worden, hier entwickelte sich auch der cursive Charakter der hebräischen Schrift, welcher im Gegensatze zu der älteren (samaritanischen) Schrift der assyrische heisst und mit der syrischen Schrift das Streben nach Verbindung der Buchstaben gemein hat. Die Bücher der Israeliten scheinen schon im Alterthum einen guten Ruf genossen zu haben, da der ägyptische König Ptolemäus Philadelphus sie in's Griechische übersetzen und der Bibliothek zu Alexandria einverleiben liess.

In der neueren Zeit sind sie von den Christen und speciell von den Protestanten hoch verehrt, ja geradezu als das Wort Gottes betrachtet worden, und in den christlichen Predigten werden nicht selten rein jüdische Lehren als Grundwahrheiten der christlichen Religion behandelt.

Diese Bücher bestehen aus der Thorah oder den fünf Büchern Mosis, welche auch im Besitze der Samaritaner und daher vor der Trennung der beiden Reiche Juda und Israel abgeschlossen vorhanden waren. Das erste dieser Bücher, die Genesis, enthält die Ueberlieferung vom Ursprunge der Welt bis zum Einzug der Juden in Aegypten; das zweite, Exodus, den Auszug der

Juden aus Aegypten und die Wirksamkeit Mosis; das dritte, Leviticus, die Gesetze der Priester oder Leviten; das vierte, Numeri, im Anfang die jüdische Volkszählung, dann historische Nachrichten; das fünfte, Deuteronomium, eine bunte Auslese der früheren Bücher. An diese Thorah schliesst sich eine Reihe historischer Werke, das Buch Josua, das Buch der Richter, die Bücher Samuel's, der Könige und der Chronika (letztere drei sind parallele, einander ergänzende Werke), das Buch Esra und das Buch Nehemiah, welche die Rückkehr aus dem Exil behandeln, und das Buch Esther, welches den Ursprung des Purimfestes darstellt. Hieran schliessen sich der philosophische Roman Hiob, der Roman Ruth, die Hymnensammlung der Psalmen, die Gnomensammlungen: Sprüche und Predigten Salamonis; ein erotisches Gedicht: das Hohelied Salomonis; die Sammlung der Aussprüche von 16 Propheten und eine Reihe von Werken, welche nicht als kanonische betrachtet werden, worunter das Buch Judith, das Buch Tobiä, die Bücher der Makkabäer historisch-romantisch, die Weisheit Salomonis, das Buch Jesus Sirach und Baruch Spruchsammlungen sind, endlich eine Reihe kleiner Bruchstücke. Diejenigen von diesen Schriften, welche nicht unmittelbar mit der jüdischen Geschichte zusammenhängen, dürften mittelbar oder unmittelbar von den benachbarten Völkern entlehnt sein und sind daher Ueberreste eines uns sonst unbekannt gebliebenen geistigen Lebens, so das Buch Hiob, die Psalmen, von denen manche wohl eher von dem ägyptischen Thaud als von dem jüdischen König David herrühren, und die Spruchsammlungen, von denen manche mit den Maximen des Schreibers Ani verwandt sind, welche wir auf der Facsimile-Beilage Nr. 1 gegeben haben.

Der ihnen von den Persern gewährten Unabhängigkeit konnten sich die Juden nicht lange freuen, ihr Bau der Ringmauern zu Jerusalem wurde von den in Palästina angesiedelten Fremden als ein Versuch betrachtet, eine Frohnveste zu errichten, von wo sie das Land beherrschen wollten, weshalb die Juden auch stets gewaffnet arbeiten mussten; ausserdem wurden die Fremden durch die von Esra angeordnete Ausstossung aller fremden Weiber, auch derer, die Mütter waren, auf's tödtlichste beleidigt. So entstand eine Feindseligkeit, von der es im ersten Makkabäerbuche heisst: „denn wir haben viel leiden müssen seit der Zeit, da wir uns wider die Heiden gesetzt haben". Als aber Antiochus Epiphanes, ein König der seleukidischen Familie, welche nach Alexander's Tode den Thron von Syrien eingenommen, die Absicht hatte,

in seinem von Babylon bis nach Aegypten sich erstreckenden Reiche eine gleichartige Verwaltung mit gleicher Religion und Sprache einzuführen, wurden die Juden geradezu verfolgt, ihre Tempel beraubt, Jerusalem verwüstet und die feste Burg von griechischen Truppen besetzt. Damals erhob sich ein Theil der Juden unter den Makkabäischen Hohepriestern und es gelang ihnen, sich in einer Reihe siegreicher Treffer unabhängig zu machen; doch da sie auf die Dauer der syrischen Macht nicht widerstehen konnten, verbündeten sie sich mit den Römern; die Römer aber pflegten ihre kleinen Bundesgenossen als Unterthanen zu betrachten, und so behandelten sie Palästina als römische Provinz, obschon sie dem Scheine nach die Beherrscher des Landes als unabhängig anerkannten.

Um diese Zeit wurde Jesus geboren, der, indem er das Judenthum reformiren wollte, eine neue Religion begründete. Jesus scheint, wie die Sage von seinem Aufenthalte in der Wüste andeutet, einige Jahre ausser Landes gewesen zu sein und von fremden Lehren Eindruck empfangen zu haben, welche ihn mit dem orthodoxen Judenthum in Conflict brachten. Auch Jesus hat, wie Mohammed, keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, seine Lehre ist in seinen Lebensbeschreibungen enthalten, welche, je nach der Individualität ihrer Verfasser, eine verschiedene Färbung annahmen, aber jedenfalls geht man zu weit, wenn man aus den Widersprüchen der Ueberlieferung sich bis zum Zweifel an der Existenz Jesu versteigt. Alle Sagen haben einen Kern, und wenn die Lebensgeschichte Jesu eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dem persischen Sonnencultus zeigt, die sich sogar bis auf die Hostie und den Wein des Abendmahls erstreckt, so können gleichwohl die Hauptpunkte seines Lebens, sowie sein Tod historische Facta sein, welche erst unter dem Einflusse der späteren mystischen Richtung symbolischen Charakter annahmen.

Es war damals eine geistig hoch erregte Zeit, das nationale Leben, an welchem sich der Muth der Völker entwickelt, war erloschen, die Weltreiche der Perser und des Makedoniers hatten die Schranken der Staaten vernichtet, Griechen und Römer herrschten in den asiatischen Ländern als Soldaten, als Fremde, welche die Länder aussaugten, aber heimische Künste, Wissenschaften und Arbeiten ungepflegt liessen; wohin ihr Arm nicht reichte, oder von wo sie zurückgedrängt waren, herrschten halbbarbarische Völker, wie die Parther, in gleicher Weise. Abgeschnitten von politischer Thätigkeit,

versanken die wissenschaftlichen Köpfe auf metaphysische Betrachtungen und Sylbenstecherei. In Zeiten des politischen Niederganges gedeiht nicht die Freiheit des Geistes, sondern nur die geistige Reaction.

Die Juden hatten ihre kanonischen Werke abgeschlossen, sie machten jetzt „Hecken um's Gesetz", zählten die Buchstaben, damit keiner vom Texte hinweggenommen oder hinzugefügt werde, commentirten die Sprüche und erschöpften ihren Geist mit spitzfindigen Auslegungen. Um das Jahr 142 vor Christo war in Jerusalem das aus 72 Mitgliedern bestehende Synedrium errichtet worden, welches einen authentischen Ausleger der Religionsgesetze bildete und dessen Aussprüche, wenn sie auch aufzuzeichnen verboten waren, doch die mündliche Tradition wurden, aus der später der Talmud entstand. Eine eingehende Darstellung der Arbeiten dieser „Schriftgelehrten" ist hier umso überflüssiger, als oben die der jüdischen Theologie sehr ähnliche und ihr wahrscheinlich nachgebildete Theologie der Araber (S. 446) geschildert worden ist.

Die ganze Lehre Jesu stellt sich als Opposition gegen die reactionäre Auslegung des mosaischen Gesetzes dar, dessen Geist Jesus nicht zu verändern, sondern fortzubilden gedachte, indem er die Lehre von einem besseren Leben nach dem Tode, welches die mosaische Lehre nicht kennt, an dieselbe anknüpfte. In dieser Beziehung war seine Lehre ein Product seiner Zeit, die, verzweifelnd an dem Elend der politischen Verhältnisse, ohnmächtig seufzend unter dem römischen Joche, nur noch auf ein besseres Dasein nach dem Tode hoffte und hieraus erklärt sich, warum Jesus' Lehre im Auslande so viel Beifall fand, während sie bei den Juden, die, der mosaischen Lehre gemäss, auf eine Wiederherstellung ihres irdischen Reiches hofften, fortwährende Missverständnisse hervorrief. Daher ist auch die Lehre vom ewigen Leben der oberste Glaubenssatz der Christen geblieben, während seine anderen Lehren, wie z. B. gegen die Uebertreibung der Sabbathruhe, gegen das Schwören, gegen das allzuviele Beten, gegen die Scheinheiligkeit, gegen das Formelwesen, über die Nächstenliebe, die Wohlthätigkeit, die Gleichheit der Menschen u. s. w., wenig befolgt worden sind. Die jüdischen Priester glaubten diese unbequeme Opposition am besten zu beseitigen, indem sie Jesum hinrichten liessen, aber ihr Wort: „sein Blut komme über uns und über unsere Kinder" hat sich in furchtbarer Weise erfüllt; obwohl von allen Völkern gehasst und verachtet, sind die Juden am meisten von den Christen gemartert

und gemordet worden, indem das Bild des Gekreuzigten den Fanatismus entflammte, den Jesus selbst am entschiedensten verurtheilt hatte.

Nach Jesus traten andere Volksführer auf, welche, den Volkswünschen schmeichelnd, die Befreiung vom Römerjoche verhiessen, aber sie setzten nicht nur ihr Leben, sondern auch die Zukunft ihres Volkes ein. Im Jahre 70 unserer Zeitrechnung wurde Jerusalem unter Titus in einem furchtbaren Kampfe, in welchem die Juden mit der Energie der Verzweiflung ihr Heiligthum vertheidigten, erobert und 97.000 als Gefangene weggeführt, ausserdem hatten in diesem letzten fünfjährigen Kriege 1,100.000 Juden das Leben verloren. Dennoch brach 65 Jahre später eine neue Empörung aus, welche freilich ebenfalls niedergeschlagen wurde.

Die Juden waren nun politisch todt, fremd irrten sie in der Welt herum und Fremdlinge waren sie auch in ihrem Vaterlande geworden, wo 300 Jahre nach Jesu Tode das Christenthum seine Kreuzesfahne entfaltete und an der Stätte seines wirklichen oder vermeintlichen Grabes sich eine christliche Kirche erhob, während aber 300 Jahre später der Mohammedanismus dort seinen siegreichen Einzug hielt.

In dieser Zeit versenkten sich die Juden immer mehr in das Studium ihrer heiligen Bücher, in der traurigen Zeit ihres Elends fanden sie Trost in der Erinnerung an die Vergangenheit und in der Hoffnung auf einen Erretter, den Messias, an welche Hoffnung sie sich, oft betrogen, doch immer wieder anklammerten. Die tiefe Religiosität der Juden war ihr Glück und ihr Unglück, denn einerseits erhielt sie ihre Volkseigenthümlichkeit, ihre gegenseitige Wohlthätigkeit, ihre Liebe zum Studium, welches ihren Scharfsinn entwickelte und schärfte, andererseits erweckte sie ihnen allenthalben Feinde und hielt sie von vielen bürgerlichen Berufszweigen ab, zumal der Talmud die mosaische Lehre in jeder Beziehung reactionär verschärft und in den Erläuterungen der Gesetze (Gemara) den Juden mit einer Reihe von Vorschriften umgeben hatte, die sein Leben von der Geburt bis zum Tode in einer den Sitten anderer Völker meist widersprechenden Weise regelten.

Alle Feindseligkeiten, welche die Juden erfuhren, hatten ihren Ursprung nicht in ihrer Nationalität, sondern in ihrer reactionären Theologie, denn sie wurden von ihren nächsten Anverwandten, den Arabern, ebenso verachtet und gehasst, wie von den Europäern. Hätten die Juden ihre Wochenruhe vom Samstag auf den Freitag verlegt und Mohammed als einen Nachfolger

des Moses anerkannt, so wäre zwischen ihnen und den Arabern kein Unterschied gewesen, denn die Beschneidung und den Abscheu vor dem Schweinefleisch hatten sie ja gemein, und es ist Niemand an der Nase anzusehen, ob er ein Araber oder ein Jude sei. Aber sie hielten die Feiertage der Araber nicht, sondern ihre eigenen, und dies war einem fanatischen Volke, wie es die Araber bis heute geblieben sind, ein Greuel. Noch schärfer schied sie ihre Religion von den Christen. Hier differirten nicht nur Samstag und Sonntag, hier trennten noch mehr die Reinheitsvorschriften der Speisen. Ein orthodoxer Jude kann nicht mit einem Christen zusammen essen, da er fortwährend fürchten muss, dass ihm Speisen vorgesetzt werden, welche für ihn unrein und daher verboten sind. Daraus folgte, dass die Juden sich aller Beschäftigungen enthalten mussten, welche sie mit den Christen in viele Berührung brachten. Ein Jude oder ein jüdisches Mädchen konnte nicht bei einem Christen in Dienst treten, da hier die Sabbath-Heiligung nicht aufrecht zu erhalten war, Ackerbau und Handwerk konnten sie nicht treiben, da das Grundeigenthum meist gebunden war und die Zünfte der Handwerker sich ihnen schon aus religiöser Tendenz verschlossen, abgesehen davon, dass hier dieselben Hindernisse obwalteten, welche den Juden nicht erlaubten, in christliche Dienste zu treten. So blieb den Juden nichts Anderes übrig, als Handel zu treiben, das einzige Geschäft, welches ihnen die Freiheit ihrer Lebensweise sicherte, und ebenso wurden sie durch ihre Religion genöthigt, sich in den Städten aneinanderzuschliessen und eigene Stadttheile zu bewohnen, denn ein koscheres (reines) Fleisch konnte ihnen nur der jüdische Schächter, ein koscheres Brot nur der jüdische Bäcker, koscheren Wein nur der jüdische Wirth verschaffen.

Die Europäer haben von den asiatischen Culturvölkern des Alterthums nur die Juden unter sich gesehen und sich daher ein einseitiges Urtheil gebildet. Wären die Araber oder die Brahmanen so zerstreut worden, sie hätten denselben Hass gefunden, und die Einwanderung der Chinesen in Amerika lässt dort dieselbe Erscheinung beobachten, obgleich die letzteren sich als Dienstboten verdingen, Handwerk und Ackerbau betreiben, da sie kein Speiseverbot haben wie die Juden, die Araber und die Brahmanen.

Der Hass und der Abscheu, dem die Juden begegneten, vergalten sie in gleicher, wenn auch passiver Weise. Auch ihnen waren die „Goim" (Völker, insbesondere fremde Völker) ein Greuel, ihre Speisen verursachten ihnen Ekel, und wenn sie auch in Schmutz und Elend lebten, kaum die Mittel

besassen, ihre Blössen zu bedecken und ihren Hunger zu stillen, so hielten sie sich doch für vornehmer und edler als ihre Bedrücker, und eher liessen sie ihr Leben, als das geringste ihrer Vorurtheile zu opfern und dadurch ihrer eingebildeten Reinheit und Vortrefflichkeit verlustig zu werden. Der christliche Pöbel fühlte auch instinctiv, dass er von den misshandelten Juden verachtet wurde, er konnte nicht verkennen, dass die reizenden Mädchengestalten, die in den schmutzigen Ghettos aufblühten, und die stattlichen Greise, nach denen die Maler ihre Heiligenbilder formten, die unvertilgbaren Spuren einer edlen Rasse bekundeten; diese Gefühle vermehrten aber nur seinen Hass, denn die europäischen Völker haben bis in die untersten Schichten ein sehr reizbares Ehrgefühl, und der leibeigene Bauer des Mittelalters, der vor seinem Herrn wie ein Hund kroch, konnte doch die Verachtung von seinesgleichen nicht ertragen, und auch nicht von den armen Juden, viel weniger der Städter.

Es ist eine irrige Vorstellung, dass der Handelsgeist den Juden erbeigen sei; in Palästina haben sie sich wenig mit Handel beschäftigt, der Seehandel war in den Händen der Phönikier, der Landhandel in den Händen der Araber, die Juden beschäftigten sich vorwiegend mit Ackerbau, und alle bösen Eigenschaften, welche man den Juden vorwirft, wie Uebervortheilung im Handel und Wucher, kleben dem Handel, den Juden aber nur insofern an, als sie sich mit dem Handel beschäftigen; sie sind die Eigenschaften auch der Griechen und Armenier, welche im Orient den Handel und die Geldgeschäfte vorzugsweise besorgen, und selbst der arabische Kaufmann schlägt hundert Procent und mehr auf seine Waare, zerrauft sich Haare und Bart, wenn man seine übertriebenen Anforderungen zu hoch findet, und schwört beim Propheten, dass er die Waare mit Verlust verkaufe, wenn er sie um das Doppelte ihres Werthes losschlägt; dass christliche Wucherer in Bezug auf die Höhe der Zinsen den jüdischen nicht nachstehen, hat die Erfahrung nur zu oft bewiesen.

Welchen Einfluss die Juden auf die Cultur genommen haben, lässt sich bei der gedrückten Stellung derselben schwer verfolgen, namentlich entzieht sich das Wirken Derjenigen, welche ihren Glauben verliessen, fast ganz der Forschung, aber wenn wir in der arabischen Theologie des Islam's die Buchstabenklauberei des Thalmud, wenn wir in der christlichen Scholastik des Mittelalters und in den Lehren der Jesuiten die grübelnde Spitzfindigkeit der Gemara wiederfinden, so liegt die Vermuthung nahe, dass die jüdischen Renegaten in diese Religionen viel von dem reactionär-jüdischen Geiste eingepflanzt haben.

Es waren nicht die unwissenden Juden, welche zum Islam oder zum Christenthum übertraten; wir haben vor kurzem, während der Concordatszeit in Oesterreich erlebt, dass viele Juden einzig deshalb zum Christenthum übertraten, um sich die Gelegenheit zu verschaffen, ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fortzusetzen, da das Concordat allen Juden die Lehrstühle und die Beamtenstellen verschloss. Aehnlich dürfte es sich auch während des Mittelalters verhalten haben; blosse Habgier oder Furcht dürften wohl in wenigen Fällen dies Renegatenthum veranlasst haben, denn den Abtrünnigen folgte der Fluch seiner Eltern und Verwandten und die Verachtung aller Stammesgenossen, welche meist stärker auf das Gemüth einwirkten als die Verheissungen der Proselytenmacher und die Martern der Inquisition.

Aber auch innerhalb des orthodoxen Judenthums mit seinen Wunder-Rabbis und seinem Aberglauben, mit seinen verknöcherten Satzungen und seiner Starrköpfigkeit regte sich der Geist der freien Forschung, zu der das Judenthum allerdings Anregung gab, wenn man die mosaischen Schriften ohne ihre Commentare mit klarem Sinn verfolgte. Viele mögen ihre Anschauungen für sich behalten haben, um nicht bei den Stammesgenossen Anstoss zu erregen, wenige sind damit hervorgetreten, wie der sonst schüchterne Spinoza, der, von portugiesischen Juden abstammend, 1632 zu Amsterdam geboren ward. Er ging von der Ansicht aus, dass der Mensch nichts für wahr halten dürfe, bis er sich nicht durch ausreichende Beweise davon überzeugt habe, er sagte sich von dem Begriffe des jüdischen Localgottes los, erblickte die Gottheit im Weltall und die Nothwendigkeit als bestimmend für das Handeln der Menschen, er erregte damit den Zorn der jüdischen Zeloten, welche ihn in den Bann thaten, wie die christlichen Zeloten Alles in den Bann thaten, was ihre beschränkte Auffassung überstieg, aber wenn er auch zu seiner Zeit unverstanden blieb, so hat er doch durch seine Schriften läuternd auf die spätere Zeit gewirkt. Ein anderer freisinniger Jude war Mendelssohn, der Freund Lessing's, welcher diesen zu dem schönen Toleranzgedichte „Nathan“ begeisterte, dessen hinreissende Verse mächtig an den Schranken rüttelten, welche zwei intelligente Völker von einander abschlossen, und bald in den gesetzgebenden Körperschaften ein Echo fanden, welches die Emancipation der Juden predigte. Mehr als die Millionen jüdischer Banquiers, welche sich dieselben bei den Staatsschulden christlicher Fürsten und bei den Unternehmungen der modernen Industriestaaten erwarben, welche von den christ-

lichen Adeligen mit der Bemerkung „*non olet*“ geehelicht wurden, und den jüdischen Besitzern selbst zu Baronstiteln verhalfen, hat die von vorurtheilsfreien Männern gepredigte Gleichberechtigung die Versöhnung der Juden und Christen bewirkt, und die sich selbst von der Geistesreaction des Talmud emancipirt habenden Juden liefern die tüchtigsten Mitkämpfer auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Cultur. Wo sich diese Emancipation vollzog, gaben die Juden ihre politische Exclusivität auf, sie wurden Engländer, Franzosen, Deutsche, auch ohne Christen zu werden, nur in Polen, Russland und ähnlichen Ländern hat sich im Judenthum das Mittelalter erhalten.

IX. DIE PHÖNIKIER.

Die Geschichte Phönikiens verliert sich, wie die aller alten Culturvölker, im Dunkel der Vorzeit, und dieses Dunkel wird noch vermehrt durch die Ungewissheit, welche über den Rassencharakter der Phönikier herrscht. Früher hielt man die Phönikier für Semiten, da die Sprache ihrer Inschriften der hebräischen ähnlich ist, die Bibel zählt sie aber zu den Khamiten, ein grosses Volk dieses Landes, das khethitische, sprach dorisch und die nach Griechenland ausgewanderten Phönikier sind so in das griechische Volk aufgegangen, als ob Griechen und Phönikier ein und dasselbe Volk gewesen wären.

Nachdem wir die grossen Völkerstürme, welche bis zum 13. Jahrhundert vor Christo das Land Palästina durchtobten, kennen gelernt haben, erscheint die Nationalität der Phönikier von sehr untergeordneter Natur, da sich dieses Volk unmöglich vor Vermischungen rein erhalten konnte. Wichtiger für die Culturgeschichte ist die Frage, ob die Phönikier ihre Cultur von den Aegyptern empfingen, oder ob sie dieselbe schon in der Vorzeit selbst nach Aegypten getragen haben.

In dieser Beziehung ist es charakteristisch, dass die Phönikier Thaud als ihren Ahnherrn bezeichnen, denselben Gott, der in Aegypten der Gott der Wissenschaften und Künste war. Und auch darin stimmen Phönikier und Aegypter überein, dass sie neben Thaud noch einen gleichbedeutenden Gott verehrten, der in Aegypten Knum oder Ptah heisst und als Kna oder Kanaan der Stammvater der Phönizier, endlich als Kain der erstgeborne Sohn Adam's ist. Dieser Gott wird durch die Hieroglyphe dargestellt, d. i. der Thonkrug

(wie Adam aus Erde gemacht wurde), der Töpfer, zu dessen Kunst die feine Schlammerde Phönikiens den besten Anstoss gab; endlich ist der Krug die das Wasser umgebende Erde, das Sinnbild des Mittelmeeres, und wir erinnern uns hierbei daran, dass die nordische Windrose, deren Namen auf ein Land hinweisen, welches im Norden, Osten und Süden Land und nur im Westen die See zur Grenze hatte, genau der Geographie Palästinas entspricht. Hierbei kann uns nicht beirren, dass der Gott Knum Widderhörner trägt, denn wir haben bei den Arabern gesehen, dass die Hirten sich durch den Karawanenhandel an den Seehandel anschlossen, in der nordischen Edda fährt „der Böcke Gebieter“ mit dem „Affengott“ auf das Meer und im 11. Jahrhundert sind die Araber gefürchtete Corsaren geworden. Es ist ferner (S. 23 und 205) darauf hingewiesen worden, dass der Gott Khem mit seinem Zopf, der dem indischen Śiva entspricht und das Symbol des Gewittergottes ist, nicht in dem gewitterlosen Aegypten, sondern nur in einem Lande wie Kanaan entstehen konnte, welches den Regen des Himmels zu seiner Fruchtbarkeit bedurfte. Endlich ist der ägyptische Gott Bes offenbar ein Kabyre, und die Phönikier pflegten auf allen ihren Seereisen einen Kabyrengott in Form eines Kruges mitzunehmen. Es kann somit kein Zweifel sein, dass die älteste ägyptische Cultur von Phönikien stammt, und es dürfte wahrscheinlich sein, dass der Einfall der Hor-šasu von Süden eine Völkerverschiebung nach Norden, diese erneuerte Einfälle der Kanaaniter in Aegypten und so die ganze Völkerbewegung zur Folge hatte, welche erst mit der 18. Dynastie ihren Abschluss fand, eigentlich aber sich noch bis zur Perser- und Makedonierzeit ausdehnte.

Waren demnach die Phönikier der vorägyptischen Zeit noch einfache Höhlenbewohner (Felsenhöhlen befinden sich noch jetzt in Phönikien), die vom Fischfang, den sie von dem Sumpfvogel Thaud gelernt hatten und vom Feldbau, zu dem der fast ganz von Steinen freie Alluvialboden Anlass gab, sowie von Viehzucht lebten, so lernten sie von den Hor-šasu in Aegypten oder den Assyrern im Norden den Städtebau, von den Hirten das Metallgraben kennen, während sie das Färben der Zeuge mit dem Safte der Purpurschnecke und anderes erfanden. Nie hat ein Volk selbständig alle Culturzweige erfunden, sondern immer nur einzelne, wohl aber lehrt selbst die Geschichte der neuesten Zeit noch, dass Erfindungen, welche in einem Lande gemacht wurden, oft in einem anderen Lande ihre praktische Ausführung und volle Ausbeute erfahren haben. Nach allem, was man über die Cultur der Phönikier erfährt,

scheinen sie ein Volk gewesen zu sein, welches scharfsinnig die Erfindung anderer Völker zu vervollkomnen und auszubeuten verstand.

So haben die Phönikier vielleicht im Alterthum die Küstenfahrt schon betrieben, aber die eigentliche Seefahrt und die Gründung von Colonien haben sie nicht erfunden, in dieser Beziehung sind ihnen positiv die Karier vorangegangen. Thukydides erzählt, dass, als Minos von Kreta die Seemacht im Aegäischen Meere gründete, er die Karier von den kykladischen Inseln vertrieben und ihrer Seeräuberei in diesen Gegenden ein Ende gemacht habe. Von den Phönikiern ist hier noch nicht die Rede, aber in weiterer Erläuterung über die seeräuberische Weise der Alten kommt er noch einmal auf die Karier als Bewohner der Kykladen zurück und nennt jetzt, aber in untergeordneter Weise, neben ihnen auch die Phönikier, indem er von beiden als ehemaligen Ansiedlern auf den Kykladen erzählt; Seeräuber seien auch die Inselbewohner gewesen, welche karischen und phönikischen Stammes waren, denn diese hätten die meisten Inseln colonisirt. Ein Beweis dafür sei, dass, als im peloponnesischen Kriege die Insel Delos von den Athenen gereinigt und alle Särge sammt den Leichen weggeschafft wurden, mehr als die Hälfte Karier gewesen, wie man an den mitbegrabenen Waffen und an der eigenthümlichen karischen Bestattungsweise erkannt habe.

Das Begraben mit den Waffen war ein Gebrauch der europäischen Völker, und wie das Auftauchen der Sardinier, Teukrer, Danaer u. s. w. in Aegypten beweist, haben europäische Völker in der Art der späteren Wikinger lange die See befahren, ehe die Phönikier Colonien gründeten; nach Movers sollen die Karier sogar einen Theil der Bevölkerung von Tyrus gebildet haben.

Die Phönikier unterschieden sich sogar zu ihrem Vortheil wesentlich von den westlichen Seeräubern. Diese legten an der kleinasiatischen Küste und wohl auch in Europa feste Burgen an, wo ihre Weiber und Kinder blieben und wohin sie ihren Raub in Schutz brachten; die Phönikier waren ein Ackerbau und Industrie treibendes Volk, welches nicht blos von Beute lebte, sondern die von den wilden Völkern erhandelten Rohproducte zu Fabricaten verarbeitete und dadurch den Grund zu seinem Wohlstande legte.

Ein Hauptzweig des Handels im Alterthum war der Menschenhandel. Wir haben bereits mehrere Völker kennen gelernt, welche Länder eroberten und die unterworfenen Einwohner zu Leibeigenen machten, welche den Boden

für ihre Herren bebauen mussten, aber es gab viele Völker, welche nicht die Ruhe zu einem sesshaften Leben hatten und die Besiegten entweder ermordeten oder an andere Völker als Sklaven verkauften. Tacitus erzählt, dass die Deutschen ihre Landsleute, welche im Würfelspiel ihre Freiheit verloren hatten, nicht als Sklaven bei sich behielten, sondern verkauften, um die Schande aus dem Auge zu haben. Dieser Sklavenhandel wurde, wie die Geschichte Josef's beweist, von den Karawanenhändlern betrieben; es war natürlich, dass auch die Seefahrer an dem Menschenhandel theilnahmen, und die Phönikier insbesondere verwendeten einen grossen Theil der eingehandelten Sklaven für sich selbst, theils zur Arbeit in ihren Fabriken, theils zum Landbau, denn auch die Fruchtbarkeit ihres Bodens wussten die Phönikier auszunützen, ihr Gartenbau wie ihre Obstzucht waren ebenso berühmt wie ihre Wollgespinnste, ihre gefärbten Zeuge, ihre Kunst- und Spielsachen, ihre Schmuckgegenstände aus Silber und Elfenbein, ihre Bronzevasen, ihre gravirten und gefassten Edelsteine.

In der ältesten Zeit war Sidon die berühmteste Stadt Phönikiens, sie soll im 12. Jahrhundert vor Christo zerstört worden sein, von welcher Zeit an Tyrus aufzuleben begann. Die Völkertafel der Genesis kennt nur Sidon neben Kheth, sie datirt also jedenfalls aus der Zeit vom 12. Jahrhundert. Ausserdem nennt aber die Völkertafel noch zwei Völker, welche an der Küste des Mittelländischen Meeres wohnten: die auch aus der Geschichte der Juden bekannten Philister und die Kaphthorim, welche jedenfalls die Kufa der Aegypter (Fig. 140) oder die Kephenen der griechischen Berichte waren. Die Bibel behauptet, diese beiden Völkerschaften seien aus Aegypten gekommen, und in der That stimmt die Haartracht der Kufa mit den ägyptischen Perrücken überein; dieselbe Haartracht finden wir aber auch bei den Mašua, welche in ägyptischen und assyrischen Berichten vorkommen und mit den bei Ezechiel aufgeführten Mesech identisch sein dürften. Bei den Juden kommt diese Tracht nur bei den Nasiräern oder Geweihten vor, aber auffallend ist, dass der ägyptisch-jüdische Josef ein Nasiräer genannt wird, was vermuthen lässt, dass seine Söhne, d. h. die Stämme Ephraim und Manasse dieselbe Tracht hatten. Ausserdem wird noch der riesige Simson als Nasiräer aufgeführt, dessen Geschichte einem nordischen Mythus, nämlich der Bändigung des Wolfes mit dem Bande Gleipnir entspricht. Es ist dies nicht die einzige Erzählung, welche die Edda mit der Bibel gemein hat, aber wie Simson im Namen Aehnlichkeit mit dem

Hercules-Samdam der Syrer hat, wie dieser ein Sonnengott ist und dem Simson die Delila mit der Wurzel *leila* „Nacht“ gegenübersteht, so findet auch die phönikische Sage von der Gründung Karthagos durch Dido in der Edda ein Gegenstück in der Gefion-Sage. Die Verbindung der Völker war im Alterthum eine viel innigere, als man bisher angenommen hat und manches Räthsel harrt noch seiner Lösung.

Zu diesen Räthseln gehört vornehmlich die Nationalität der Khethiter, welche wir auf Seite 236 im Kriegswagen und auf Seite 235 in geschlossener Phalanx angesichts ihrer auf einer Insel im Orontes gelegenen Festung Kadeš kennen gelernt haben. Von Phönikien wurden sie nach der Insel Cypern verdrängt, wo der Name der Stadt Citium (Kittion) auf sie hinweist; von ihnen dürfte jene eigenthümliche cyprische Schrift herrühren, von welcher man Reste in dorischer Mundart gefunden hat. Dass die Khethiter eine Schrift besassen, beweist der von ihnen mit Ramses geschlossene Friedensvertrag, nur geht aus den ägyptischen Bildern nicht hervor, welcher Art diese Schrift war. Die Khethiter waren offenbar nicht vom semitischen Stamme, eher waren sie den Griechen verwandt, und es wäre daher nicht unwahrscheinlich, dass die deutschen Chatten und die Gothen Theile jenes Volkes waren, welches einst im Norden Palästinas wohnte, vielleicht sogar einst in Aegypten herrschte und in den ersten Zeiten des Mittelalters einerseits bis nach Schweden, andererseits bis nach Spanien wanderte. Grimm hat die Spur der germanischen Völker bis zu den Donau-Mündungen verfolgt, die Khethiter würden diese Spur weiter führen und manche Uebereinstimmung erklären, welche bisher nicht beachtet wurde, weil man nicht wagen konnte, die Söhne Teuts oder Tuiskos mit den Nachkommen des ägyptischen Thaud in Verbindung zu bringen.

Phönikien war, soweit die Geschichte desselben bekannt ist, kein monarchischer Staat, sondern eine Republik, in welcher jede Stadt selbständig war, daher ist auch nur von einem König von Tyrus, nicht von einem König von Phönikien die Rede, und auch diese Stadtkönige scheinen nur gewählte Oberhäupter der Stadt gewesen zu sein, wie die Dogen von Venedig. Wie noch jetzt die Negerkönige den Handel als ihr Monopol ansehen, und nach Tacitus der Schwedenkönig ebenfalls die See-Unternehmungen als sein Monopol betrachtete, so scheinen im Alterthum überall die Könige den Handel für sich allein betrieben und aus dem Gewinn desselben ihren Reichthum erlangt

zu haben. In Phönikien war dies nicht der Fall, und daher war der ausgebreitete Handel eine Folge der republikanischen Einrichtung, die vielleicht bis auf die Zeit der ersten Ansiedlung zurückging. Im Alterthum herrschte bei den meisten Seestaaten die Einrichtung, dass sich mehrere Familien verbündeten, um ein Schiff auszurüsten und einen Seezug, sei es Raub- oder Handelszug, zu unternehmen; der Gewinn wurde nach Beendigung der Fahrt getheilt. Zu diesen Seezügen gehörte mehr Muth als zu Kriegszügen auf dem Lande, denn ausser den menschlichen Feinden, den concurrirenden Seeräubern, hatten die Seefahrer Stürme zu bekämpfen und unter Windstille zu leiden, doch die Gewohnheit und der Gewinn siegte über jedes Bedenken, es galt nur die Wahl zwischen Reichthum und Tod. So bildete sich ein kräftiger Adel heraus, der seine Unabhängigkeit nach aussen und innen bewahrte und dessen Reichthum ihn in den Stand setzte, Söldnerheere werben zu können, um seine Schatzkammern gegen innere und äussere Feinde zu schützen, wie denn auch Ezechiel die Perser, Lydier und Libyer als Söldner von Tyrus aufzählt.

Dieser Ezechiel schildert als Zeitgenosse die Pracht der phönikischen Stadt Tyrus in folgender Weise: O Tyrus, du sprichst: Ich bin die allerschönste! Deine Grenzen sind mitten im Meere (es lag auf einer Insel) und deine Bauleute haben dich auf das schönste zugerichtet. Sie haben alles dein Tafelwerk aus Fladdernholz von Sanir gemacht, und die Cedern vom Libanon führen lassen und deine Mastbäume daraus gemacht; und deine Ruder von Eichen aus Basan, und deine Bänke aus Elfenbein und die köstlichen Stühle aus den Inseln Khitim. Dein Segel war von gestickter Seide aus Aegypten, dass es dein Panier wäre; und deine Decken von gelber Seide und Purpur aus den Inseln Elisa. Die von Zidon und Arvad waren deine Ruderknechte, und hattest geschickte Leute zu Tyrus zu schiffen. Die Aeltesten und Klugen von Gebal mussten deine Schiffe zimmern. Alle Schiffe im Meer und Schiffleute fand man bei dir, die hatten ihre Händel in ihr. Die aus Persien, Lydien und Libyen waren dein Kriegsvolk, die ihren Schild und Helm in dir aufhingen und haben dich so schön gemacht. Die von Arvad waren unter deinem Heer rings um deine Mauern, und Wächter auf deinen Thürmen: die haben ihre Schilde allenthalben von deinen Mauern herabgehängt, und dich so schön gemacht. Du hast deinen Handel auf dem Meer gehabt und allerlei Waare, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht. Javan, Thubal und Mesech haben mit

dir gehandelt und haben dir leibeigene Leute und Erz auf deine Märkte gebracht. Die Thogarma haben dir Pferde und Wagen und Maulesel auf deine Märkte gebracht. Die von Dedan sind deine Kaufleute gewesen, und hast allenthalben in den Inseln gehandelt; die haben dir Elfenbein und Ebenholz verkauft. Die Syrer haben bei dir geholt deine Arbeit, was du gemacht, und Rubin, Purpur, Tapet, Seide und Sammt und Krystalle auf deine Märkte gebracht. Juda und das Land Israel haben auch mit dir gehandelt, und haben dir Weizen von Minnith und Balsam und Honig, und Oel und Mastix auf deine Märkte gebracht. Dazu hat auch Damascus bei dir geholt deine Arbeit und allerlei Waare, um starken Wein und köstliche Wolle. Dan und Javan und Mehusal haben auf deine Märkte gebracht Eisenwerke, Cassia und Calmus, dass du damit handelst. Dedan hat mit dir gehandelt Decken, darauf man sitzet. Arabien und alle Fürsten von Kedar haben mit dir gehandelt mit Schafen, Widdern und Böcken. Die Kaufleute aus Saba und Raema haben mit dir gehandelt und allerlei köstliche Specerei und Edelsteine und Gold auf deine Märkte gebracht. Haran und Kanne und Eden sammt den Kaufleuten aus Seba, Assur und Kilmad sind auch deine Kaufleute gewesen, die haben alle mit dir gehandelt mit köstlichem Gewand, mit seidenen und gestickten Tüchern, welche sie in köstlichen Kasten, von Cedern gemacht und wohl verwahrt, auf deine Märkte geführt haben. Aber die Meerschiffe sind die vornehmsten auf deinen Märkten gewesen. Also bist du reich und prächtig geworden mitten im Meere."

Tyrus lag früher an der Küste, nachdem dies aber von Salmaneser zerstört worden war, bauten die Tyrer auf einer dem Ufer gegenüberliegenden Insel die Stadt wieder auf, und dieses Neu-Tyrus ist es, welches Ezechiel schildert. Diese neue Stadt trotzte erfolgreich einer fünfjährigen assyrischen Belagerung, auch Nebukadnezar vermochte es nicht zu erobern, dagegen unterwarf es sich den Persern, welche die Tyrer nur zum Seedienst und zu gewissen Abgaben verpflichteten, es widersetzte sich dem Alexander, der es trotz seiner festen Lage zerstörte. Ein neu entstandenes Sidon verbrannte zu derselben Zeit sich selbst mit allen seinen Schätzen, um nicht in die Hände des Eroberers zu fallen. Mehr noch wurde Phönikien durch das neu erstandene Alexandrien geschädigt, welches den Orienthandel an sich zog, während Griechenland schon früher die westlichen Colonien an sich gerissen hatte. Die phönikischen Städte blieben fortan unselbständige Theile fremder Reiche.

Inzwischen hatten die Phönikier ein neues Vaterland gefunden. Dido, die Schwester des tyrischen Herrschers Pygmalion, war, als dieser aus Habsucht ihren Gemahl Sychäus ermordet hatte, mit einer Schaar Unzufriedener zur See ausgewandert und hatte sich an der libyschen Küste niedergelassen, wo sie von dem Landesherrn so viel Land kaufte, als mit einer Ochsenhaut umspannt werden könne, und diesen dadurch täuschte, dass sie die Ochsenhaut in schmale Streifen schnitt, so dass dieselben einen bedeutenden Strich Landes einfasste. Diese Geschichte ist, wie alle Sagen des Alterthums, von den Geschichtsschreibern der Neuzeit als Fabel erklärt worden, welche von dieser ganzen Schule vornehm ignorirt wird, aber auch als Fabel bietet sie uns ein charakteristisches Bild des phönikischen Ackerbaues, der sich an der nordafrikanischen Küste ansiedelte und nicht nur das Gebiet, welches mit einer Ochsenhaut umspannt werden konnte, sondern das ganze nordafrikanische Gestade in einen fruchtbaren Garten verwandelt, in welchem eine reiche Zahl von Städten auf einem Boden aufblühten, den die Numiden bis dahin nur als Weide für ihre Heerden zu benutzen verstanden hatten. Nicht weniger als durch den Handel glänzen daher die Phönikier in der Culturgeschichte durch ihre Pflege des Ackerbaues als echte Söhne des Kham, mit dessen Cult sie allerdings auch die Unzucht gemeinsam hatten, und zwar mehr als jedes andere Volk, denn die sich prostituirenden phönikischen Mädchen zogen wie die Handelskarawanen durch alle Länder, mit ihrem Gewerbe Gold für ihre Tempel oder für ihren Herrn sammelnd; mit ihren grossen feuchtglänzenden, langwimperigen Augen steckten sie die Herzen der rauhen nordischen Bauern in Brand, steckten sie aber auch mit der Geschlechtskrankheit an, von der die Rune ᚴ sagt, dass sie den Vollkräftigsten zur Leiche mache. Die Priester haben nicht die Prostitution erfunden, sie war schon von Anfang an, und in gewissem Sinne diente sie, wie Seite 140 erwähnt wurde, zur Veredlung der Rassen, aber das pestartige Laster ist sie nur durch die Habsucht der Priester geworden, welche sich kein Gewissen daraus machten, einen grossen Theil der Menschheit zu vergiften, indem sie, um ihre Tempel zu bereichern, den Töchtern ihres Volkes einredeten, sie begingen mit ihrer Prostitution einen Gottesdienst. Alles, was thierische Wollust Uebles vermag, wurde weit übertroffen von den Schwärmereien dieser bethörten Dienerinnen einer Religion.

Nachdem der phönikische Mutterstaat seine Selbständigkeit verloren hatte, schlossen sich die phönikischen Colonien im Westen an das auf-

strebende Karthago an, welches sich durch seine Eroberungspolitik von Phönikien unterschied. Es unterwarf sich alle Inseln der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres, insbesondere Sardinien, Corsica, die Balearen, und fasste im Jahre 480 vor Christo selbst auf Sicilien festen Fuss. Hier stiess es auf bewaffneten Widerstand der sicilianischen Griechen, Heere um Heere mussten nach Sicilien gesendet werden, zweihundert Jahre dauerte der Krieg, um in einen nur noch fürchterlicheren überzugehen, als im Jahre 264 die Sicilianer die Römer zu Hilfe riefen. Karthago erschöpfte in diesem Kriege seinen Reichthum, den es durch seinen Handel erworben hatte; wohl leuchtete ihm einmal, als der jugendliche Feldherr Hannibal 218—201 die Pyrenäen und Alpen überstieg, um die Römer im Herzen ihres Landes anzugreifen und zu vernichten, die Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg, aber der kurzsichtige Handelsgeist verweigerte dem Heerführer die verlangte Unterstützung, Hannibal musste Italien verlassen und 146 wurde Karthago von den Römern zerstört.

Die karthagische Cultur feierte indess noch eine Wiederauferstehung. Nachdem das Land von den Römern ausgesaugt und später von den Vandalen verwüstet worden war, kam es in die Gewalt des jungen Islam. Das kleine Volk der Araber, welches schon über einen grossen Theil Asiens zerstreut war, hätte für weitere Eroberungen nicht ausgereicht, wenn es nicht in den Nachkommen der alten Karthager ein belebendes Element erhalten hätte, denn diese vorzüglich waren es, welche, zum Islam übergetreten, an der Eroberung und noch mehr an der glänzenden maurischen Cultur Spaniens einen grossen Antheil nahmen.

Leider ist uns von der Literatur der Phönikier nichts erhalten geblieben; wenn sie auch gegen andere Völker zurückhaltend in den Mittheilungen über die fernen Länder waren, welche sie bereisten, so dürften sie doch in ihren heimischen Archiven Berichte hinterlegt haben, um ihren Nachkommen die Wege zu weisen. Die Reisen erstreckten sich bis zur chinesischen Grenze und bis nach Britannien, phönikische Karawanen durchzogen den grössten Theil Asiens und Europas, schon 1100 vor Christo gründeten sie Gadis, das heutige Cadix, an der spanischen Küste, ferner Karteja, Malaka, Hispolis in Spanien; Karthago besass 300 Pflanzstädte, König Hanno von Karthago segelte mit 30.000 Auswanderern durch die Herkulessäulen, um am westlichen Gestade Afrikas neue Pflanzstätten zu gründen. Es sind Vermuthungen aufgetaucht,

dass die Phönikier schon Amerika entdeckt hätten; Pythas von Massalia (dem heutigen Marseille) umschiffte die britischen Inseln und kam zum Bernsteinlande, womit jedoch kaum die Ostseeküste gemeint sein dürfte. Der Bernstein war im Alterthum höher als Gold geschätzt, sein griechischer Name Elektron bedeutet Sonnenschein, und sonderbare Fabeln über seinen Ursprung waren in Umlauf.

Den Phönikiern gebührt der Ruhm, das unternehmendste Volk des Alterthums gewesen zu sein, ihre Culturarbeit war mehr mittelbar wirkend, als unmittelbar hervorstechend. Kunst und Industrie gedeihen in Folge der Nachfrage, welche der Handel erzeugt; die Phönikier wirkten nicht nur in dieser Weise, sie unterstützten die Industrie auch durch Zufuhr des Rohstoffes und die durch Witterungsunfälle heimgesuchten Länder durch Zufuhr von Getreide. Viel haben die Phönikier dadurch genützt, dass sie Muster und Vorbild anderer Völker wurden, speciell waren es die Griechen, denen sie die Wege bahnten, auf denen sie als Colonisten, Geographen und Geschichtsschreiber glänzten, wie andererseits die Römer erst durch die Karthager zur Seeherrschaft veranlasst wurden.

Europa.

I. DIE UREINWOHNER.

Das Schweigen der alten Geschichte über Europa könnte zu der Meinung führen, dass während am Nil, am Euphrat, am Ganges und am Hwań-ho Culturcentren entstanden, Europa eine Urwildniss geblieben sei, in welcher der Wilde mit dem Thiere den Kampf um's Dasein kämpfte, wie der Botokude in Amerika oder bestenfalls wie der nordamerikanische Jäger-Indianer. Indessen fallen aus der alten Geschichte doch einzelne Lichtstrahlen in den dunklen Westen, und die Ausgrabungen der Geologen auf europäischem Boden geben Anhaltspunkte dafür, dass Europa auch in sehr alter Zeit cultivirt war, wenn ihm auch die Ueppigkeit der Ostländer mangelte.

Die Ausgrabungen liefern sogar die Thatsache, dass Europa sich nicht immer in dem jetzigen Zustande befand; einst herrschte ein tropisches Klima in unseren Ländern und mit diesem die Pflanzen und Thiere der Tropenwelt, dann wechselten Eisklima und feuchte Archipeltemperatur, bis das Festland seine jetzige Form erhielt und im mittleren Europa das gemässigte Klima platzgriff. Den Römern und Griechen mochte auch dieses nicht gefallen und Tacitus begründet die Ansicht, dass die Germanen die Ureinwohner Deutschlands seien mit den Worten: „Und wer hätte, noch abgesehen von den Gefahren eines wilden, unbekannten Meeres, hinweg von Asien, Afrika oder Italien sich nach Deutschland hinbegeben sollen in das wüste Land, unter dem rauhen Himmelsstriche, wo zu wohnen, was anzusehen trübselig ist, woferne man's nicht zum Vaterlande hat?“ Seit dieser Zeit mag das Klima durch Ausrodung vieler Wälder etwas milder geworden sein, aber im Ganzen mag Deutschland auf den Römer noch immer einen ähnlichen Eindruck machen wie auf Tacitus; und dennoch erstarkt unter diesem rauhen Himmelsstriche ein an Leib und Geist kräftiges Volk, das keine Ursache hat, die Südländer um ihre erschlaffende Hitze zu beneiden, zumal wenn es sich vor Augen

hält, was aus Aegypten, Babylon und Indien geworden ist, und wie die Cultur immer in nördlichen Gegenden ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Damals, als die tropischen Urwälder Europas Boden bedeckten, mögen seine Bewohner uncultivirt wie die Buschmänner Afrikas gewesen sein, und die Finnen im Norden unseres Continents lebten zu Tacitus Zeit noch in derselben Weise wie jene (s. S. 48), diese mochten auch wohl die Ureinwohner Europas sein, aber neben ihnen entwickelte sich ein starkes kräftiges Geschlecht, welches das Steinbeil erfand, dem Biber die Entwässerung ablernte, den Ackerbau begründete, und dann kam wieder ein anderes Geschlecht, welches die Metalle aus dem Schosse der Erde holte und jene berühmten Schwerter schmiedete, deren Namen, wie die ihrer Träger, die Sage verewigte.

Wir haben (S. 200) in den Libyern Afrikas ein adeliges Volk von höchst wahrscheinlich europäischer Abkunft kennen gelernt, welches so alt ist, wie die ägyptische Geschichte, wir haben ferner in den Shairtana die Sardinier, in den Taanaua die Danaer Griechenlands gepanzert und bewaffnet in Aegypten auftreten sehen, ehe es noch eine Spur griechischer Geschichte gab, die Wagen der Takhari, welche dem Heere nachzogen, um die Todten und Verwundeten aufzunehmen, gleichen den Wagen der Kelten, der nackt auf den Wagen gehobene Krieger (Fig. 145) den Berserkern und den alten Germanen, welche die Kleider abwarfen, um besser kämpfen zu können, und ihr göttlicher Vertreter war der nackte Herakles, der aus Palästina, wo die Juden Riesen vorfanden, nach Griechenland kam und durch Europa zog, jene Arbeiten ausführend, welche in späterer Zeit wohl als die zwölf Zeichen des Thierkreises symbolisirt wurden, wie Dupuis nachgewiesen hat, ursprünglich aber nichts anderes waren, als die Beschäftigung des Adels, die Jagd auf wilde Thiere und die Beschützung des friedlichen Ackerbaues; und sehr charakteristisch erzählt die Sage vom Herakles, dass er am Scheidewege stand, aber statt den Weg der Ruhe und der Wollust zu betreten, den Pfad der Mühen einschlug, der ihn unsterblich machte, denn im Wohlleben sind die kräftigsten Völker des Alterthums erschlafft und untergegangen.

Die Spuren, welche in Europa vorgefunden wurden, zeigen uns im Westen das Volk der Iberer im heutigen Spanien und einem Theile Frankreichs. Soferne sie identisch mit den noch jetzt lebenden Basken sind, waren sie ein fleissiges ackerbauendes Volk (vergl. S. 76), welches auch eine eigene, der griechischen ähnliche Schrift besass.

Weiter nördlich und das ganze Mitteleuropa umfassend, hatten sich einige Jahrhundert vor Christo die Kelten festgesetzt, über deren Beziehung zu den Germanen die Gelehrten noch nicht einig sind. Freilich, wenn man unter Kelten sowohl die grossen blonden Gallier wie die kleinen schwarzhaarigen Briten umfasst, so mischt man sehr verschiedene Rassen untereinander, und wenn.man davon noch die Germanen ausscheidet, so wird der Name Kelte ein vager Begriff. Dass die Germanen nicht kurz vor Christo in Deutschland eingewandert sein können, geht aus einer Bemerkung des Tacitus hervor, wonach sich die Germanen für die Urbewohner ihres Landes hielten, und wenn diese Meinung auch keine absolute Autorität hat, so kann sie doch als relativ richtig betrachtet werden, nämlich in dem Sinne, dass die Germanen seit langer Zeit im Herzen Europas wohnten. Nimmt man an, dass das charakteristische Zeichen der Germanen der hohe Wuchs und das blonde Haar war, so wären die eigentlichen Kelten das kleine schwarzhaarige Volk, jene der Adel, diese das unterworfene Volk und die heutige Mischung von blonden und schwarzhaarigen Deutschen, Franzosen und Engländern das Ergebniss der geschlechtlichen Verbindung zweier ehemals verschiedener Völker. Auch die Kelten waren nicht die Urbewohner von Mitteleuropa, vor ihnen wohnte hier jenes Volk, von welchem die megalithischen Denkmäler zeugen, und diese Denkmäler finden wir auch in Nordafrika, wo die Berber sie als Gräber ihrer Ahnen bezeichnen.

Die Kelten waren Ackerbauer, welche gemeinschaftlich in Dörfern und Städten wohnten, und wenn Bacmeister nachgewiesen hat, dass im südlichen und südwestlichen Deutschland sich noch viele keltische Ortsnamen erhalten haben, so kann Tacitus' Behauptung, dass die Germanen nicht in Städten und Dörfern wohnten, nicht richtig sein, denn die Kelten konnten nur vor den Germanen, nicht nach ihnen Städte bauen. Wahrscheinlich hat Tacitus eine Eigenthümlichkeit einzelner Stämme auf das ganze Land bezogen, denn noch heute giebt es genug Gegenden, wo der Bauer sein Haus in der Mitte seiner Grundstücke gebaut hat, wie dies Tacitus von den Germanen erzählt. Ferner betrieben die Kelten Bergbau, sie waren der Metallarbeiten so kundig, dass die Römer erst von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten, sie gruben und kochten auch Salz, dagegen waren sie in der Baukunst zurück, indem sie unbehauene Steine mit der flachen Seite auswärts in Thon setzten und die Mauern mit hölzernen Pfosten verstärkten. Eigenthümlich soll ihnen der

Gebrauch der Hosen gewesen sein, welche die Germanen von ihnen angenommen hätten, obgleich gerade die Schotten, welche doch auch zu ihnen gerechnet werden, bis heute noch keine Hosen tragen, trotzdem sie in ganz Europa Sitte geworden sind. Die Kelten besassen, wie noch jetzt ihre Nachkommen in England, Priester, Druiden genannt und eine Runenschrift, welche allerdings von den norwegischen, markomannischen und angelsächsischen Runen abweicht, mit den ersten aber die Grundlage von 16 Zeichen gemeinsam hat. Die Priester bestanden aus drei Classen, den eigentlichen Druiden, welche den Gottesdienst leiteten und die Gesetze handhabten, den Wahrsagern, welche aus dem Vogelfluge und den Eingeweiden der Opferthiere prophezeiten, und den Barden oder Sängern, in derselben Weise, wie die Juden Propheten, Opferpriester und Leviten hatten. Als medicinisches Universalmittel galt ihnen die Mistel, die auch in der Edda eine grosse Rolle spielt.

Im Norden Europas herrschten die Normannen, die wir aus den Liedern der Edda kennen gelernt haben, ein adeliges Volk, welches zugleich Schifffahrt und Seeraub trieb, feste Burgen bewohnte und in vielem, namentlich auch in der Sprache den Germanen eng verwandt war.

In Italien waren das vornehmste Volk die Etrusker, welche in Sitten und Lebensweise von den Kelten nicht sehr verschieden waren. Wir haben oben (S. 384) eine etruskische Gottheit kennen gelernt, welche geradezu identisch mit dem Baal-Merodach der Babylonier war. Auch die übrigen italienischen Völker trieben Ackerbau, und so finden wir ganz Europa in einem zwar bescheidenen, aber immerhin ausgebildeten Culturzustande, als es, und zwar zuerst durch die Griechen in historischer Bedeutung auftrat.

II. DIE GRIECHEN.

Wenn wir nach dem Ursprunge der griechischen Cultur forschen, so müssen wir die religiösen Einrichtungen in's Auge fassen, welche sich auf dem Boden der griechischen Halbinsel entwickelt haben. In dieser Beziehung tritt uns als ältester Cultus das Orakel zu Dodona in Epirus entgegen zu einer Zeit, wo die Urbewohner Griechenlands noch keine Personennamen für die Götter hatten, sondern, wie Herodot berichtet, die Gegenstände ihrer Verehrung allgemein „Götter“ (Θεοί) nannten. Das berühmte Orakel zu Delphi bestand aus einer Erdspalte, aus welcher Dampf aufbrodelte; über diese

Erdöffnung wurde ein Dreifuss gestellt, auf den sich eine Priesterin setzte, welche, gleichviel auf welche Weise erregt, weissagte. Vielleicht mag die Hexe von Endor, welche der Judenkönig Saul befragte, auch eine solche Orakelverkünderin gewesen sein, aber diese Orakel waren nicht vom Osten oder Süden nach Griechenland gekommen, sondern vom Norden, und die Sibylle zu Kumä in Italien, welche in jüngster Zeit als identisch mit der nordischen Völuspa bezeichnet worden ist, war schwerlich eine Tochter, sondern eher eine Schwester der griechischen Seherin. Auf Norden weist auch die Sage von Abaris, der aus dem Hyperboräerlande zu den Griechen kam und wieder nach dem Hyperboräerlande zurückkehrte; er war Diener des Apollo und empfing von diesem einen Pfeil, Wundergaben und Weissagung. Mit dem Pfeile umkreiste er Hellas, auf dem Pfeile fuhr er durch die Luft, er dichtete Beschwörungen, heilige Lieder, gab Orakel, lehrte eine Theogonie, besang die Hochzeit des Flussgottes Hebrus, sowie die Ankunft des Apollo im Hyperboräerlande, machte aus Pelop's Gebeinen den Athenern ein Palladium, ein rettendes Gnadenbild, und vertrieb Pest, Seuche und Ungewitter. Der Name dieses Abaris ist, sowie der Name Hebrus, der sich noch im spanischen Flusse Ebro erhalten hat, dem dunklen Namen Eber der Bibel sehr ähnlich und erregt die Vermuthung, dass der Begriff „der jenseitige“, den man bisher auf den Osten bezog, wohl eher auf den Norden deuten dürfte. In der Keilschrift bedeutet der Pfeil den Fluss Tigris und die nach Griechenland gekommenen Hyperboräer dürften daher Skythen gewesen sein, die dem Laufe der russischen Flüsse (wohl auch der Donau) folgend, nach Griechenland kamen. Die ältesten Seefahrer auf dem Mittelmeere waren Europäer, Kreuzer hält den Pfeilgott Abaris für die Runenschrift, und nach allen Mittheilungen bestand das älteste griechische Alphabet aus 16 Zeichen wie die nordischen Runen, den 16 Seiten der Windrose. Die Runen waren Zeit- und Zauberzeichen und das delphische Orakel beruhte auf der Sudkunst, die nur im Norden im Gebrauche war, dort aber bis nach China reichte, wie die Dreifüsse aus der ältesten chinesischen Zeit beweisen. Hatten die Wikinger der Vorzeit einmal die Küste von Griechenland besetzt und waren sie, wie die Rückkehr des Abaris andeutet, wieder vertrieben worden, dann erklärt sich die Uebereinstimmung der zwölf Asengötter mit den zwölf Göttern des Olymps; die Normänner hatten letztere in Griechenland kennen gelernt und nach Norden gebracht, sie hatten Ideen gegeben, aber später auch Ideen entlehnt.

Es ist oben der Name Pelops erwähnt worden, der wohl mit den Pelasgern, wie die Griechen der Vorzeit hiessen, verwandt sein dürfte; im Nordischen heisst *asker* „der Mann“ und *Bel* ist im Semitischen „Herr“, so viel wie „Gott“, *Bel-ops* könnte das Sonnenauge sein, dasselbe, welches im Aegyptischen 𓂀 *uδen*, im Nordischen *Odhin* heisst. Pelops war der Sage nach von Phrygien eingewandert, von einem trojanischen Könige vertrieben (was vielleicht zu dem trojanischen Kriege Anlass gab), und nach ihm wurde das südliche Griechenland Peloponnes, d. i. Insel des Pelops, genannt. Pelops steht der Sage nach in engem verwandtschaftlichen Verhältniss zu Tyndareus, dem alten Namen von Babylon und identisch mit der ägyptischen Stadt Denderah, deren Thierkreis unsere Facsimile-Beilage Nr. 2 enthält, welcher letztere dem griechischen Thierkreis zugrunde liegt.

Ausser dieser Einwanderung aus Kleinasien kennt die griechische Sage noch drei andere, nämlich die des Kekrops aus Aegypten nach Attika, die der Danaus ebenfalls aus Aegypten nach Argos und die des Kadmus aus Phönikien nach Böotien. An dem geschichtlichen Grunde dieser Sagen haben wir umsoweniger zu zweifeln, als wir aus ägyptischen Bildern die Danaer im Kampfe mit Aegypten um dieselbe Zeit kennen, welche man aus anderen Daten vermuthet hat, nämlich zwischen dem 15. und 13. Jahrhundert vor Christo. Die Vertreibung der Hyksos aus Aegypten war ein furchtbarer Völkerkampf, dessen Folgen sich naturgemäss bis Griechenland erstrecken mussten, denn die aus Aegypten verdrängten Völker drängten andere Völker, und zwar nicht auf einmal, sondern in Pausen, wie z. B. die Einwanderung der Israeliten in Kanaan später erfolgte und wahrscheinlich mit der Auswanderung des Kadmus aus Phönikien in ursächlichem Zusammenhange steht.

Die Urbewohner von Griechenland beschäftigten sich auf den Gebirgen mit Jagd und Viehzucht, in den Flussebenen mit Ackerbau, wahrscheinlich in der primitivsten Weise. Der Umstand, dass die alten Deutschen die Dreifelderwirthschaft erst von den Römern lernten, lässt vermuthen, dass auch die nordischen Culturträger in Griechenland diese Vervollkommnung des Ackerbaues noch nicht kannten, dass vielmehr die bessere Ackercultur erst von dem phönikischen Kadmus eingeführt wurde. Dieser, der mit seiner Mutter Telephassa nach Griechenland kommt, erinnert an den Triptolemos, der mit der Demeter den Pflug in Griechenland einführte, und der die Sklaven

beaufsichtigende Mann in Figur 2 erinnert in seinem Haarbande und dem langen Kleide an die Phönikier. Nach diesem Bilde zu urtheilen, gingen die Ureinwohner Griechenlands nackt; der nackte Mann auf Figur 149 scheint seiner Gesichtsbildung nach ebenfalls zu diesen Stämmen zu gehören. Der Umstand, dass mehrere griechische Götter, wie Apollon, Pan und die Satyrn nackt abgebildet wurden, scheint die Nacktheit der griechischen Urbewohner zu bestätigen. Diese Stämme mussten eine leichte Beute der Eroberer werden, mochten sie nun von Norden, Osten, Süden oder Westen kommen. Die früheste Geschichte zeigt uns in Griechenland die herrschenden Völker der Hellenen, Danaer und Achäer, welche den Boden durch Sklaven bearbeiten lassen.

Aus dieser Nacktheit darf man aber keineswegs auf eine vollständige Culturlosigkeit schliessen; unter den von Jahn gesammelten Vasenbildern, welche das Handwerk und den Handel der alten Griechen darstellen, finden wir eine Schmiedewerkstatt mit mancherlei Werkzeug ausgerüstet, in welcher der Schmied und sein mit dem Blasbalg hantirender Gehilfe ganz nackt dargestellt sind. (Fig. 246.) Diese Nacktheit illustrirt in eigenthümlicher Weise die Sage, Hephaistos (der Gott der Schmiede) sei unzüchtig der Athene genaht, welche sich entrüstet von ihm abgewendet habe, denn Athene ist die Erfinderin des Webens, die bekleidete Göttin, und die von der Sage geschilderte Abwendung der Athene vom nackten Hephaistos erinnert an die jüdische Sage, wonach Noah betrunken und entblösst von Sem und Japhet mit abgewendetem Gesicht bedeckt wird, während Kham über die Blösse seines Vaters lacht. Demnach waren die Urbewohner Griechenlands Khamiten, wie die Urbewohner Aegyptens, und da der Gott Bacchus Dionysos identisch mit Noah ist, so muss der Bacchus-Cultus mit seinen ziegenfüssigen Satyrn älter als die Religion

Fig. 246. Altgriechische Schmiede.

der Olympier sein, nicht jünger; ebenso Hermes, dessen phallusförmiges Bild Abaris aus Pelops Gebeinen machte. Wenn Pallas Athene, die mit Kekrops aus Aegypten gekommen war, diesem Cultus der Unzucht entgegentrat, so wiederholte sich in Griechenland dasselbe, was in Aegypten vorfiel, als die Hyksos die Tempel der Aegypter mit ihrem unzüchtigen Cultus schlossen, und somit bestätigt diese Sage die obige Vermuthung, dass die Eroberer Griechenlands versprengte Hyksostheile waren. Kreuzer hat darauf hingewiesen, dass eine spätere, reinere Bacchuslehre die Apollopriester mit diesem Cultus versöhnte, und diese Versöhnung dürfte durch die kadmeische Einwanderung und die Einführung der Mysterien, das waren Schauspiele, in denen das Walten der Naturkräfte durch Personen dargestellt wurde, erfolgt sein. Was in den Mysterien dargestellt wurde, darüber schweigen alle Schriftsteller, denn es war ein heiliges Geheimniss; aber wir werden nicht irren, wenn wir alle Sagen und Epen der Griechen auf diese Mysterien zurückführen, insbesondere auch die Ilias und die Odyssee, deren Verfasser Homer niemand anders als das semitische אמר *amar* oder *omer* „die Sage“ ist; sollte sich die Behauptung, dass Homer blind gewesen sei, nicht darauf beziehen, dass diese Gesänge der theatralischen Begleitung entbehrten?

Bei den Griechen war die Sitte, Erzählungen mit Götterfesten zu verbinden, so eingewurzelt, dass noch Herodot seine Geschichte bei den olympischen Spielen vorlas; zudem treffen wir in Griechenland die Tempel im Besitze von Familien, die das Priesteramt bei denselben besassen, wie die Leviten bei den Juden und wahrscheinlich auch die Baalpriester in Palästina. Diese Familien hatten ihre Traditionen, welche uns zum wenigsten manchen Anlass zur Vergleichung geben.

Nach der griechischen Sage war Deukalion der Stammvater der Menschen, sein Sohn Hellen, nach dem sich die Griechen nannten, hatte drei Söhne: Aeolus, Dorus, Xanthus. Hellen hat eine Namensähnlichkeit mit der nordischen Hel, der bleichen alten Urgrossmutter, in deren Schoss die Menschen nach dem Tode eingingen. Dem Wesen nach erinnert Hellen an Noah, der die Ruhe ist, wie Hel der Tod und die Nacht. Von den drei Söhnen entspricht Aeolus als Windgott dem hebräischen Šem, Dorus dem Namen nach dem nordischen Thor, der, wie Kham ein Gott der Ackerbauer ist, und Xanthus, dessen erster Buchstabe Ξ das Zeichen für Wasser ist, würde demnach dem hebräischen Japhet entsprechen, er ist der Vater des Ion und des

Achaios, welche beide Namen wir in ägyptischen Berichten als Seefahrer finden, Ion kommt auch in der Bibel als יון Javan und als Sohn des Japhet vor. Wir können diese Sage weder als semitisch, noch als arisch bezeichnen, da sie in der Bibel wie bei den Griechen vorkommt, nur so viel sei bemerkt, dass Hellen sich an den semitischen Hauptgott El anlehnt und dieses nur das lautverschobene *ar* (ägyptisch) ist.

Minos, der König von Kreta, ist offenbar ägyptischen Ursprungs (*mn* ist Amon und Min), er ist zugleich identisch mit dem Minotaurus, dem stierköpfigen Gott, dem er das Labyrinth gebaut haben soll, als dieser und als Herrscher der Unterwelt ist er identisch mit dem Osiris der Aegypter; auffallend ist nur, dass auf Kreta Menschen geopfert wurden, denn dies beweist, dass der Gebrauch der Menschenopfer sich länger in Aegypten erhalten haben muss, als man bisher annahm. Erwägt man, dass Abraham's Religion sich in Aegypten nicht zu halten vermochte, dass die Vernichtung der Erstgeburt zu Mosis Zeit (als eine der ägyptischen Plagen) sich auf ein Opfer der Erstgebornen deuten lässt, so kommt man auf die Vermuthung, dass die Ermordung der Gefangenen, welche man häufig auf ägyptischen Bildern sieht, Menschenopfer gewesen sein dürften. Auf Kreta finden wir zuerst die Gesetzgebung, welche Lykurg später in Sparta einführte: Gleichheit aller Bürger, Sorge für die Erhaltung eines ritterlichen kräftigen Sinnes, gemeinschaftliches Eigenthum und gemeinschaftliche Mahle, gemeinschaftliche Erziehung der Knaben durch den Staat; aber alles dies galt nur für den Adel, der das Land erobert hatte und dasselbe von Sklaven bebauen liess. Minos säuberte das Meer von den räuberischen Kariern, aber auch die Athener mussten Kreta mit Seeraub heimgesucht haben, denn sie mussten alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen als Tribut und jedenfalls zum Opfer liefern.

Perseus war der Sohn der Danae, welche als befruchtender Goldregen die goldene Thränen weinende Isis und die nordische Freya ist, er wurde wie Moses in's Wasser geworfen, trägt den Kopf der Medusa, d. i. die Sonne, in der Hand, wie Athene sie auf der Brust trägt, schafft die Menschenopfer ab, indem er Andromeda befreit, und gilt als Erbauer von Mykenä.

Herakles, Urenkel des Perseus und wahrscheinlich dieselbe Gottheit wie dieser, ist der personificirte Adel: er tödtet den Löwen, die Schlange, fängt die Hirschkuh und den wilden Eber, reinigt (als Rinderhirt) den Rinderstall, fängt wilde Stiere, jagt die Raubvögel, bändigt wilde Rosse, kämpft mit

den Amazonen, führt aus Italien die Aepfel ein und bändigt den Kerberos (in der Edda als Thorr die Midgartschlange als Seewoge). In Lydien verweichlicht er, so dass er als Sklave Mägdearbeit verrichtet. Der nackte Herakles mit der Keule ist der nordische Berserker, der Riese, wie das Volk, welches die Juden in Palästina vorfanden. Seine Nachkommen wurden aus Griechenland verjagt und kehrten erst nach dem trojanischen Kriege in den Peloponnes zurück.

Tyndareus, König in Lakonien, dürfte mit den kleinasiatischen Lykiern, den Wolfssöhnen verwandt sein (der Wolf war als Anubis die höchste Gottheit der ägyptischen Pyramidenbauer). Er ist der Vater von Kastor und Pollux, der Klytämnestra und Helena, welche Letztere mit der Sage vom trojanischen Kriege in Verbindung steht. Wie Frigg alle Wesen schwören lässt, ihrem Baldur nicht zu schaden, so lässt Tyndareus alle Freier der Helena schwören, seine Tochter und Den, welchen sie liebt, zu schützen, aber ersteres hindert nicht den Tod Baldur's, letzteres nicht die Entführung der Helena. War den griechischen Priestern die Bedeutung des Namens Tyndareus (als alter Name von Babylon) bekannt, so erklärt sich leicht die Verbindung dieses Königs mit kosmischen Mythen.

Theseus, Sohn des Aegeus, Königs von Athen, bekämpft alle Feinde der Reisenden, deren Grausamkeiten wahrscheinlich in Bildern dargestellt waren, veranlasst die zwölf Gaue Attikas, ihre selbständige Gerichtsbarkeit aufzugeben und sich zu Einem Volke zu vereinigen, er führte das Fest der Panathenäen ein und erhob die Pallas Athene zur Hauptschutzgottheit von Attika. Pallas Athene soll von Libyen nach Griechenland, jedenfalls über Aegypten, gekommen sein, aber ihr Ursprung ist im Norden, ihr Name Onga weist auf die ägyptische Hieroglyphe ☥ *anχ* (Leben) hin, welche ursprünglich ein Spiegel, der Himmelsspiegel und das Meer war; dieses Zeichen tragen die ägyptischen Herrscher in der Hand zum Zeichen, dass sie Himmelssöhne (wie die chinesischen Kaiser) seien.

Kadmus der Phönikier vermählte sich mit Harmonia, einer Tochter des Ares (des Kriegsgottes) und der Aphrodite (Göttin der Schönheit), sie wurde Mutter der Semele (des *Sem-El,* der unter Donner und Blitz erschien) und diese Mutter des Bacchus. Auf Kadmus bezieht sich das Bild (Fig. 247), welches Dionysos und seine Gemahlin auf einem mit Rossen bespannten Wagen (das Viergespann der Rosse soll Athene eingeführt haben) darstellt, neben

dem Wagen geht die Harmonie, die Lyra in der Hand, vor ihnen steht ein Mann, auf den sich wahrscheinlich der Name Hermes (der Führer) beziehen dürfte, denn die Figur vor den Rossen ist Kastor und Pollux, erkennbar an den beiden Lanzenspitzen.

Fig. 247. Dionysos.

Das Bild stellt den Sonnenaufgang dar: die Lanzenspitzen sind die ersten Lichtstrahlen, welche auch von den Indiern göttlich verehrt wurden, Hermes ist der Morgenstern Merkur, wie die Schlägerin der Lyra der Morgenstern Venus, Dionys ist die Sonne und seine verschleierte Gemahlin das Morgenroth. Das Merkwürdigste auf diesem Bilde ist aber die eigenthümliche von den späteren griechischen Darstellungen abweichende Tracht, die über Schultern und Rücken lang und zopfartig abfallenden Haare, welche bekanntlich in den Perrücken der Aegypter sich wiederfinden. Diese Tracht war jedenfalls die phönikische, wir finden sie auf ägyptischen Bildern bei den Mašuaš, die als Zweig der libyschen Conföderation gegen Ramses aufgeführt wurden, aber auch in der assyrischen Geschichte im Norden Palästinas vorkommen, und wir finden sie auf einem Vasenbilde als Tracht des kyrenäischen Fürsten Arkesilas (Fig. 248). Kyrene galt als griechische Kolonie, doch schwerlich in der Zeit, welche unser Bild darstellt. Wie noch jetzt in Afrika und überhaupt im Alterthum scheint dieser Fürst den Handel als sein Monopol betrachtet und den Saft der in Kyrene heimischen Pflanze Sylphion, die als Gewürz und Heilmittel von den Griechen mit Gold aufgewogen wurde, nach Griechenland geführt zu haben. Auf unserem Bilde sitzt er auf einem Klappstuhl, unter

welchem ein gezähmter Panther liegt, einen breiten Hut auf dem Kopfe, von dem ein langer Zopf herabhängt, in langem Kleide, Schnabelschuhe an den Füssen und ein Scepter in der Hand, das Abwägen und die Ablieferung des mit Mehl zu einer festen Masse gekneteten und in Säcken verpackten Sylphionsaftes überwachend. Wie den Fürsten der Name, so ist den einzelnen Personen ihre Thätigkeit in ähnlicher Weise wie auf den altägyptischen Bildern beigeschrieben. Wir sind dieser Tracht bereits bei den Kephenern der palästinensischen Küste begegnet und sie dürfte auch die Tracht der Phönikier gewesen sein. Dass dieselbe auf späteren griechischen Bildern nicht mehr vorkommt, vielmehr kurz geschnittenes Haar bei den Männern auftritt, dürfte dafür sprechen, dass das phönikische Element im hellenischen aufgegangen ist.

Fig. 248. Arkesilas von Kyrene bringt Sylphion nach Griechenland.

Alle hier aufgeführten Sagen sind genealogischer Natur, sie bezwecken, die Abstammung der Griechenfürsten als Himmelssöhne nachzuweisen, wohl auch die eingewanderten Stämme als gleichberechtigte Abkömmlinge des Zeus zu nationalisiren. Verschieden davon ist die Tendenz der Ilias, zumal deren Hauptheld Achilles kinderlos stirbt, aber gleichwohl ist die priesterliche Tradition darin vorherrschend. Für einfache Kriegsthaten hatten die Griechen oder vielmehr die griechischen Priester zu jener Zeit kein Verständniss; das beweist der Umstand, dass der furchtbare Kampf mit Aegypten keinen Nachklang in den griechischen Sagen hinterlassen hat; wenn dagegen die Belagerung Trojas sehr breit entwickelt ist, so kann dies seinen Grund nur darin haben, dass in der Ilias zugleich das Wesen und die Thätigkeit der Götter

eingehend behandelt ist. Diese Tendenz war den Griechen so wohl bekannt, dass Herodot alle Mythen auf Homer und Hesiod zurückführen will und behauptet, die Dichter, welche als älter ausgegeben wurden, hätten erst nach diesen gelebt. Hesiod und Homer unterscheiden sich mehr durch die Form als durch den Inhalt ihrer Theogonien, indem bei Homer die Menschen im Vordergrund stehen und die Götterlehre mehr nebenbei gegeben wird, während Hesiod ein System des Kosmos giebt, welches jedoch nichts Anderes ist, als was die Chinesen, Juden und Aegypter schon gekannt hatten.

Nach Herodot waren die von Homer und Hesiod eingeführten Götternamen ägyptisch, und das scheinen auch die Hieroglyphen zu bestätigen. Zeus war ursprünglich die Hieroglyphe *θ*, die Feuerflamme, die in jeder griechischen Stadt im Prytaneum brannte, und von dem die auswandernden Colonisten einen Brand mitnahmen, um an fremder Stätte denselben auf dem eigenen Herde (Hestia = Isis) fortzupflegen, in der Ilias ist er aber das ägyptische *zet* „Ewigkeit“, Poseidon der *psd* (Nilmesser) und der Aides *hit,* „Norden“, Here ist offenbar die *Hat-hor,* respective Horus, der zugleich (lautverschoben *l* = *r*) der Helios oder Apollo ist, an diesen lehnt sich *hermes* als gebärender (*mesen* „erzeugen, gebären“) Horus, was zugleich den Doppelsinn des Gebornen in sich schliesst und Ursache war, dass der Urgott Hermes auch jugendlich gedacht wurde; Athene ist als *uδn* schon oben erwähnt worden, als Pallas ist sie *pr-a* (die hohe Pforte, der königliche Titel), in Aphrodite dürfte die erste Silbe das ägyptische *nfr* sein, wonach das Wort die jugendbrüstige wäre, der römische Name Venus ist ägyptisch *un* „sein, existiren“, *Un-nofer* ist das Jugendleben; selbst Achilles findet sich in der Hieroglyphe , griechisch *agallis* „die Lilie“ und als Zeichen für Tausend das griechische *chilioi,* insofern ist er der phönikische Adonis, der nordische Baldur, eine andere Bedeutung giebt aber *χer* = *χil* „kämpfen“, selbst seine Myrmidonen erinnern an den ägyptischen Königstitel, in welchem die Ameise König und Aegypten bedeute. Es dürften diese wenigen Bemerkungen beweisen, dass eine Lösung der Räthsel der griechischen Mythologie nur mit Hilfe der Hieroglyphen möglich ist.

Mit der Heroenzeit schliesst ein Abschnitt der griechischen Culturgeschichte. In derselben finden wir die Griechen, wie die Bewohner Kanaans in kleine Königreiche zersplittert, der König ist Heerführer und opfert den Göttern, er ist der Oberpriester, neben dem es aber auch Propheten oder

Seher giebt, wie Kalchas im trojanischen Zuge; er sitzt zu Gericht, aber meist zugleich mit erfahrenen Greisen aus dem Adel; ohne dass ein Kläger auftrat, konnte kein Vergehen vor den öffentlichen Richterstuhl gezogen werden. Alle wichtigen Angelegenheiten des Staates, namentlich die Frage des Krieges und des Friedens, wurden in Volksversammlungen entschieden, zu denen Jeder freien Zutritt hatte. Die Abzeichen des Königs waren das Scepter und die ihm vorangehenden Herolde, auch erhielt der König bei den Opfermahlzeiten die doppelte Ration an Speise und Trank. Die Opfer fanden in bestimmten Jahren, Monaten und Tagen statt und hingen mit den Himmelserscheinungen zusammen, der König musste Gelehrter und Astronom sein, um die Feste bestimmen zu können, und so entsprechen denn auch die zwölf Götter des Olymps den zwölf Thierkreiszeichen. Das Wort *basileus* (König) dürfte aus dem ägyptischen Artikel *pa* und dem Stamme *sr* = *sil* ɣ (die Messschnur, Richtschnur) bestehen, diesen Titel erhielten nur die Abkömmlinge des Königsgeschlechtes; Usurpatoren hiessen Tyrannen, mit welchem Begriffe man im Alterthum nicht den Titel der Grausamkeit, sondern nur den der Willkür verband. Die Opfer selbst waren fröhliche Schmausereien, bei denen man für die Götter einige Stücke Fleisch verbrannte und etwas Wein in's Feuer goss, das Uebrige aber unter Scherzen, Liedern und Kampfspielen verzehrte, doch waren die Griechen zu allen Zeiten mässig im Essen und Trinken, der Wein wurde fast immer mit Wasser vermischt, Trunksucht und ungemischter Wein galten als barbarisch.

Musikinstrumente waren Lyra, Kithara, Harfe, Flöte und Pfeife; die ersten drei waren die vornehmsten Instrumente, sie begleiteten den Gesang und wurden nur von Adeligen gespielt, Flöte und Pfeife waren mit den Bacchus- und Kybele-Festen aus Kleinasien nach Griechenland gekommen. Im Kriege wurde die Drommete gebraucht; Figur 250, einem Marmorrelief entnommen, stellt Agyrtes (den „Zusammenrufer") dar, der mit der Kriegsdrommete den in Frauengewändern verborgenen Achilles zu kriegerischen Thaten weckt.

Fig. 249. Harfe, Kithare und Zither.

Fig. 250. Krieger mit Drommete.

Das Land war in Grundstücke an die Adeligen und Gemeinfreien vertheilt, welche es von Sklaven (den unterworfenen Ureinwohnern) bestellen liessen. Der Ackerbau bestand in Getreidebau, Wein-, Obst- und Blumenpflege, daneben bestanden Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Schweineheerden. Jagd, Fischfang und Krieg waren die Beschäftigungen der Edlen.

Die Kriegführung wird in der Ilias geschildert, doch behandelt dieselbe nur eine Belagerung, wobei häufig Herausforderungen und Einzelkämpfe vorkamen. Dass in der naiven Weise der Ilias keine Kriege geführt wurden, beweisen die Schlachtenberichte der Israeliten in der Bibel, bei denen strategische Bewegungen und Ueberfälle häufig vorkamen, und es ist nicht anzunehmen, dass die Griechen, welche mit den Aegyptern gekämpft hatten, in der Kriegskunde den Israeliten nachgestanden seien. Die Griechen besassen Streitwagen, bronzene Rüstungen und gutgearbeitete Waffen, wie die Hyksosvölker, doch scheint persönliche Tapferkeit nicht besonders geherrscht zu haben, fliehen hielt man für keine Schande und der Kampf von Zwei gegen Einen nicht für ehrlos; Betrug und Hinterlist galten für Weisheit und der Sieger kühlte seine Wuth noch am Leichnam des Feindes. Der Charakter der Griechen ist von der Heroenzeit bis in die Gegenwart derselbe geblieben mit allen Vorzügen und Fehlern: Sinn für Schönheit, Heiterkeit, geistige Befähigung, Falschheit, List, Betrug, Grausamkeit, Uneinigkeit haben die Griechen zu allen Zeiten bewiesen, und es ist ganz unberechtigt, einer angeblichen slavischen Vermischung die Untugenden der jetzigen Griechen zuschreiben zu wollen, die sie doch zu allen Zeiten an den Tag gelegt haben.

Bald nach dem trojanischen Kriege, welcher ungefähr um 1100 vor Christo stattfand, wurde Griechenland der Schauplatz einer grossen Völkerwanderung. Aus dem Epirus wanderte der Volksstamm der Thessalier, ein mit Panzern bekleidetes Reitervolk im Norden vom Hellas, in's spätere Thessalien ein und machte die unterworfenen Einwohner zu Leibeigenen, welche Penesten hiessen. Von den aus Thessalien verdrängten Völkerschaften wanderten die Böotier in das Land der Thebaner, die Dorier in's südliche Griechenland ein. Es wird diese Einwanderung die Rückkehr der Herakliden genannt. Von jetzt ab war der Peloponnes ein dorisches Land, wie es früher ein achäisches gewesen war. Zu gleicher Zeit, und mit jener Völker-

Fig. 251. Griechisches Schiff.

wanderung im Zusammenhange, entstanden griechische Colonien; um 600 vor Christo gab es 250 an der Zahl, die vom Ausfluss des Don in das Schwarze Meer bis nach der französischen Küste reichten, wo Phokäer Massilia, das heutige Marseille, gründeten. Um diese Zeit war also die Schifffahrt bei den Griechen ebenso in Schwung wie bei den Phönikiern.

Diese Colonien waren fast sämmtlich Adelsrepubliken und standen mit ihren Mutterstädten nur in dem Zusammenhange, dass deren Gesandte mehr geehrt wurden als andere, dass Deputationen zu den Festen entsendet und die Mutterstadt nicht ohne höchste Noth bekriegt wurde. Natürlich wurde auch im Handelsverkehre die Mutterstadt bevorzugt.

Auch auf dem Festlande verschwanden, mit Ausnahme von Sparta, die Könige, und oligarchische Republiken organisirten sich überall. Hierbei strebten die Griechen, Formen zu schaffen, welche am besten das Wohlergehen aller Bürger sichern sollten. Nicht umsonst ist das Wort Politik ein griechischer Name, die griechische Staatskunst hat späteren Nationen als Muster gegolten.

In Sparta ahmte Lykurg die kretensische Verfassung nach, vielleicht, denn die persönliche Existenz des Lykurg ist nicht sichergestellt, war es die gemeinschaftliche Verfassung aller Lykier oder Wolfssöhne, die aus dem Norden bis nach Aegypten gekommen waren, wo die Pyramiden-Erbauer den Wolf als höchsten Gott Anubis verehrten, und in Griechenland hiess das Sonnenjahr *lykabas,* d. h. Wolfsbahn. Das Volk zu Sparta bestand aus 9000 Adelsfamilien, 30.000 Perioken oder Freibauern und den Leibeigenen oder Heloten, welche die Güter des Adels bebauen mussten. An der Spitze des Staates standen zwei Könige, einer aus dem Hause der Prokliden, der andere aus dem der Agiden (dieser Dualismus sollte wohl die Monarchie hindern), sie waren die höchsten Priester, Vorsitzende im Senat und Heerführer im Kriege. Der Senat (die Gerusia oder der Rath der Alten) bestand aus 28 auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern, leitete die Staatsverwaltung und bildete den höchsten Criminalgerichtshof. Die Entscheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten war jedoch an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden, welche monatlich einmal abgehalten wurde. Diese wählte die Beamten, entschied über neue Gesetze, über Verbrechen gegen Staat und Volk, sowie über Krieg und Frieden, doch durfte über die Anträge nicht debattirt, sondern nur mit Ja oder Nein abgestimmt werden. Später wurde die Königsgewalt durch die Ephoren,

fünf jährlich aus der Volksversammlung gewählte Räthe, beschränkt, welche die ganze Polizei an sich rissen, ja selbst die Kriegsführung im Felde überwachten.

Das Land war in 9000 grössere und 30.000 kleine Güter getheilt, jene gehörten dem spartanischen Adel, diese den Perioken. Die Güter durften weder veräussert, noch getheilt werden, sie wurden in der männlichen Linie an den Erstgebornen vererbt, die jüngeren Brüder erhielten ihren Unterhalt von dem das Gut besitzenden älteren, die Töchter waren von der Erbschaft ausgeschlossen, wenn Söhne vorhanden waren, nur wenn diese fehlten, erbten sie, durften sich aber nur mit einem Bürger verheirathen, der selbst keine Güter besass. Die ganze Gesetzgebung war darauf berechnet, die Ansammlung von Reichthümern zu verhindern, ebenso sollte dem Luxus durch Gesetze gesteuert werden, welche gemeinschaftliche öffentliche Mahlzeiten der Männer verordneten, zum Häuserbau nur Säge und Axt als Werkzeuge erlaubten, nur eiserne Geldmünzen gestatteten und die Knaben in Staatsinstituten zu militärischer Abhärtung und Einfachheit erzogen; selbst die Vielrednerei war verabscheut und der Ausdruck lakonisch (von dem Lande, dessen Hauptstadt Sparta war) ist sprichwörtlich für einen kurzen treffenden Gedankenausdruck geworden. Diese Gesetzgebung erreichte lange Zeit den Zweck, die Spartaner zu einem herrschenden Kriegervolke zu gestalten, sie konnte aber doch nicht verhindern, dass der Reichthum mit der Beute in's Land drang und die Sitten zerstörte. Dem Verluste der militärischen Tugenden folgte der Untergang dieses Kriegerstaates mit Naturnothwendigkeit.

Wesentlich verschieden von den spartanischen Einrichtungen waren die Athens. In Attika, dessen Hauptstadt Athen war, gab es drei Bevölkerungsclassen, die das flache Land bewohnenden Pediäer, welche auf dem fruchtbaren Boden reiche Ernten erzeugten und sich zum Wohlstand aufschwangen, ferner die Diakrier oder Hyperakrier, welche die wenig fruchtbaren Höhen bewohnten, und die Küstenbewohner, die Paraler, welche Handel trieben. Athen war ursprünglich nur eine Burg mit einem Tempel der Pallas, wahrscheinlich bestand sie schon früher, bevor unter Perikles der Pallas erzenes Standbild errichtet wurde, welches weithin in die See leuchtete, unter freiem Himmel mit ihrem Speer vom Himmel den Blitz herablockend; in der Burg wohnten die Priestergeschlechter, welche den Boden von Sklaven bebauen liessen, ferner die grossen Grundbesitzer des Landes unter einem Könige, doch war

Attika zur Zeit des trojanischen Krieges noch sehr unbedeutend. Nachdem König Kodros im Kampfe gegen die Spartaner gefallen war (es wird davon eine sehr romantische, aber wenig glaubwürdige Sage erzählt), wurde das erbliche Königthum nicht mehr erneuert, sondern es wurden Archonten (Herrscher) gewählt, anfänglich lebenslänglich, dann auf zehn Jahre, von 682 an immer neun auf ein Jahr, von welchen drei die Staatsgeschäfte führten, die übrigen sechs sie beaufsichtigten. Von den drei ersten führte der Archon eponymos, nach dem das Jahr benannt wurde, die bürgerlichen Geschäfte, der Archon-König die religiösen und der Archon polemarchos die militärischen Geschäfte. Neben ihnen gab es einen Rath von 49 Prytanen. Wie es scheint, bestanden keine festen Gesetze, die Richter urtheilten nach ihrem Ermessen, daher drang das Volk auf geschriebene Gesetze, und der damalige Archon Drakon wurde mit der schriftlichen Abfassung der Gesetze beauftragt. (Dies soll 610 vor Christo geschehen sein, doch macht der Name Drakon, welcher „Drache" bedeutet, die Erzählung verdächtig, denn unter Drachen verstand man die See und die Seefahrer, und der Seefahrt entspricht auch die Strenge der drakonischen Gesetze.) Bisher hatte der Adel alle Rechte an sich gerissen und die Reicheren die Aermeren ausgesaugt, indem sie ihnen Geld gegen Wucherzinsen vorgestreckt, und wenn diese nicht gezahlt werden konnten, sie als Schuldner in Haft und Knechtschaft gehalten hatten. Die dadurch entstandene Unzufriedenheit des Volkes wäre jedoch ohnmächtig gewesen, wenn nicht Streitigkeiten unter dem Adel selbst ausgebrochen wären. Ein Bürgerkrieg führte zu Heiligthums-Entweihungen, eine darauffolgende Epidemie wurde von den Priestern als eine Strafe der Gottheit erklärt, und diese Verwirrung benützte ein weiser Mann, Solon, um 594 eine Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse einzuführen. Er setzte zunächst den Münzfuss um 27—28 Procent herab und gestattete, die Schulden in neuem Gelde (also mit Erlass von mehr als einem Viertel des Capitals) zu zahlen. Dann theilte er die Bürger nach ihrem Vermögen in vier Classen, von denen die erste, deren Glieder jährlich 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder sonstige Erzeugnisse ernteten, die Liturgien (Beschaffung der Flotte und der religiösen Festlichkeiten, später auch des Theaters) leisten mussten, die zweite bis 300 Medimnen herab im Kriege als Reiter dienen und einen Reitknecht beistellen, die dritte bis 200 Medimnen als Schwerbewaffnete im Heere streiten musste; die vierte, Thetes genannt, steuerfrei war, aber im Kriege als Leichtbewaffnete oder als Matrosen theil-

nahm. Ausserdem gab es Metöken, d. h. Schutzverwandte, welche keine bürgerlichen Rechte hatten, und leibeigene Sklaven. Die Glieder der drei ersten Classen waren zu allen Staatsämtern. mit Ausnahme der Archontie und des Areopags, zu welchen nur die Bürger erster Classe berechtigt waren, wahlfähig, an der Volksversammlung aber konnte jeder attische, mehr als 20 Jahre alte Bürger theilnehmen. An die Stelle der 48 Prytanen kam ein Rath von 400 Mitgliedern, die Richter wurden durch das Los gewählt, ähnlich wie unsere Geschwornen, die Mitglieder des Areopags, d.i. des höchsten Gerichtshofes, der auch über Anklagen wegen Mord entschied, waren auf Lebensdauer im Amte. So hatte Solon an Stelle des Erbadels eine Geldaristokratie geschaffen, in welcher Ehren und Pflichten im Gleichgewichte standen, und obwohl Solon nicht verhindern konnte, dass schon zu seinen Lebzeiten ein Tyrann die Herrschaft an sich riss, so erwies sich seine Gesetzgebung doch so praktisch, dass sie auch unter den Tyrannen in Kraft blieb.

Auch von den Colonien zeichneten sich mehrere durch ihre Gesetzgebung aus. Im westlichen Lokris bildeten tausend Bürger die gesetzgebende Versammlung, aber die Mitglieder der Staatsbehörde durften nur aus den hundert vornehmsten Familien gewählt werden. Es bestand ein eigenes Strafgesetzbuch, Wein durfte nur auf ärztliche Verordnung genossen werden, keine Frau durfte goldenen Schmuck tragen, bei Nacht nicht vor die Stadt gehen und öffentlich nur von einer Sklavin begleitet erscheinen. Ihr Gesetzgeber Zaleukus (660 vor Christo) hatte gelehrt: Nicht Opfer versöhnen die Götter, nicht Gaben der Schlechten, sondern der Guten reiner Wandel und der Gerechten heiliger Sinn.

In Massilia (Marseille) wurden 600 Bürger auf Lebenszeit gewählt, welche verheirathet sein, Kinder haben und wenigstens schon von ihren Urgrossvätern her der Bürgerschaft angehören mussten; diese bildeten den grossen, 15 von ihnen den kleinen Rath. Die letzteren hatten die laufenden Geschäfte zu besorgen und aus ihnen wurden drei Archonten gewählt. Die Gesetze waren öffentlich aufgestellt, damit das Recht jedem Bürger bekannt sei und dadurch jeder Willkür der Machthaber vorgebeugt werde. Häuslichkeit, Mässigkeit und Fleiss sollten erhalten werden, die Ausstattung der Frauen und ihr Putz wurden beschränkt, allen Unerwachsenen und Weibern wurde das Weintrinken verboten und auf dem Theater keine sittenverderbenden Darstellungen erlaubt.

In Kroton in Italien hatte sich im 6. Jahrhundert Pythagoras niedergelassen, der auf Samos geboren war und längere Zeit in Aegypten gelebt hatte. Dieser bildete hier eine Art Tugendbund, der sich bald über die ganze Colonie erstreckte und die Verwaltung an sich riss. Jeder, der in den Bund der Weisheit und Sittlichkeit eintrat, musste in einer langen und strengen Prüfung die Reinheit seiner Gesinnungen bewähren und wurde durch Gewöhnung zum Schweigen, zum Gehorsam und zur Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten für die Theilnahme am Bunde vorbereitet. Der Orden hatte mehrere Grade. Es bestand Gütergemeinschaft; gemeinschaftliches Mahl, wissenschaftliche Gespräche, Beten, körperliche Uebungen, Besprechungen der öffentlichen Angelegenheiten füllten in streng geregelter Ordnung den Tag aus. Die Lehren zerfielen in esoterische oder geheime und in exoterische oder populäre. Pythagoras hatte sich solches Ansehen erworben, dass er die Krotoner veranlasste, das benachbarte üppige Sybaris zu zerstören; indessen dürften seine esoterischen Lehren doch wohl bekannt geworden sein, denn er wurde bald darauf verjagt. Seine Secte bestand zwar noch einige Zeit fort, gewann aber keine Bedeutung mehr, dagegen fassten manche seiner wissenschaftlichen Ideen Wurzel.

Die Verfassungen der übrigen Staaten dürften den hier geschilderten Verfassungen von Athen, Lokris und Massilia entsprochen haben, alle griechischen Staaten waren entweder durch einwandernde Eroberer oder durch gelandete Seefahrer (gleichviel ob Kaufleute oder Seeräuber) gegründet worden; diese Familien bildeten einen Adel, die Unterworfenen die Sklaven oder Schutzgenossen, die Griechen schätzten wohl ihre persönliche Freiheit hoch, und ihre Gesetzgebungen laufen sämmtlich darauf hinaus, die körperliche Tüchtigkeit des Adels zu erhalten; aber für die Gleichheit der Menschen fehlte ihnen jedes Verständniss. Nicht genug, dass die Metöken, die Fremden, Ein-

Fig. 252. Schuhmacher.

gewanderten und ihre Kinder kein Staatsamt bekleiden durften, denn das war natürlich und vernünftig, aber sie durften auch kein Geschäft im eigenen Namen betreiben, mussten sich den Schutz eines Eingebornen erkaufen, sich durch eigene Tracht gegenüber dem Freien kenntlich machen und durften kein Gymnasium besuchen, das Kynosarge ausserhalb der Stadt diente ihnen als Uebungsstätte. Der kahlgeschorene Schuhmacher (Fig. 252) dürfte ein Metöke sein. Ein Staat ohne Sklaven aber war den „freiheitsliebenden" Griechen undenkbar, selbst Aristoteles lehrte, dass gewisse Menschen zur Sklaverei geboren seien. In Attika gab es auf 21.000 Bürger 10.000 Schutzbefohlene und 400.000 Sklaven.

Auch gegen ihresgleichen waren die Griechen herrschsüchtig, die ganze griechische Geschichte ist die Geschichte eines Bürgerkrieges. Nicht nur die Spartaner unterwarfen die Staaten im Peloponnes, auch Athen verstand nach dem Perserkriege seine Bundesgenossen mit List und Gewalt in ein Abhängigkeitsverhältniss zu bringen, und man verschmähte die Bundesgenossenschaft der Ausländer nicht, um den Stammesbruder zu unterdrücken. Am Hofe der Perserkönige lebten der Spartaner Demaratus und der Athener Hippias, Beide hofften mit fremder Hilfe sich zu Tyrannen zu machen, die Makedonier wurden durch die Uneinigkeit der hellenischen Völker zur Unterjochung Griechenlands eingeladen und aus der gleichen Ursache wurde Griechenland eine Beute Roms. Nur zweimal, im Zuge nach Troja und in den Perserkriegen, finden wir den grössten Theil der hellenischen Republik vereint, und es war mehr die List eines Themistokles oder vielleicht der misslungene Verrath des letzteren, der den Seesieg zu Salamis und die in Folge dessen eingetretene Räumung Griechenlands seitens der Perser ermöglichte. Die Herrschsucht der Griechen war so evident, dass jeder hervorragende Mann verdächtig war, die Tyrannis anzustreben, und gewöhnlich waren es seine Nebenbuhler, welche in solchen Fällen seine Verbannung (mittelst des Ostrakismus oder Scherbengerichtes) durchsetzten. Nur Perikles wusste dem Volke so zu schmeicheln, dass er von diesem Schicksal verschont blieb.

Dieser Unabhängigkeitssinn der Griechen hatte für die Cultur auch gute Folgen, sie verhinderte die Bildung einer Priesterherrschaft und bahnte die Emancipation der Wissenschaft und Kunst vom Glauben an, die sich zuerst in Griechenland vollzog und deren Keime durch die griechischen Schriften zu den modernen Völkern getragen wurden, wo sie neue Wurzeln schlugen.

Anfangs scheint nicht jede Stadt ihren Tempel und ihre Priesterschaft gehabt zu haben, denn wir finden, dass sich gewöhnlich zwölf Städte oder, was dasselbe war, Völker zu einem Tempelverein (Amphiktyonenbund) zusammenthaten; so verbanden sich die Bewohner von zwei Inseln mit denen zu Delos, um ein gemeinschaftliches Apollofest zu feiern, so entstand die berühmteste aller Amphiktyonien zu Delphi, dessen Tempel als gemeinsames Heiligthum aller Griechen betrachtet wurde, obwohl das dortige Orakel unter dorischen Einfluss stand und von diesem nicht selten zu politischen Zwecken missbraucht wurde. Dieses Orakel wurde oft in Anspruch genommen, keine wichtige Staatsangelegenheit wurde unternommen, ohne vorher das Orakel zu befragen, aber die uns überlieferten Orakelaussprüche waren so dunkel und zweideutig, dass sie kaum als Rath gelten konnten, sondern offenbar darauf berechnet waren, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Orakels zu erhalten. Krösus glaubte das Orakel „wenn du über den Halys gehst, wirst du ein grosses Reich zerstören", als die Prophezeiung eines Sieges über Cyrus aufnehmen zu können, und es wäre so erklärt worden, wenn er gesiegt hätte, zufällig verlor er und das Orakel wurde nun auf sein eigenes Reich gedeutet. Diese Orakel wurden nicht umsonst ertheilt und der Tempel zu Delphi strotzte von goldenen und silbernen Geräthschaften und Votivgegenständen, welche unter dem Schutze des Amphiktyonenbundes ruhten.

Wie oben erwähnt, waren die Opfer der Griechen heitere Schmausereien, ebenso wurden die religiösen Feste mit Nationalspielen gefeiert. Es gab viele solcher Festversammlungen, aber die Theilnahme beschränkte sich meist nur auf die Bewohner der Umgegend; nur vier von ihnen, die olympischen, die pythischen, die nemeischen und die isthmischen Spiele, erhoben sich nach und nach zu Festen des gesammten Griechenlands und unter ihnen war das zu Olympia im Lande Elis alle vier Jahre gefeierte, das berühmteste. Um diese Zeit ruhten in Griechenland alle Fehden und Jeder konnte die Reise sicher antreten. Hier stand der grösste Tempel des Zeus, in welchem in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christo eine kolossale Statue dieses Gottes, aus Elfenbein und Gold vom Bildhauer Phidias verfertigt, aufgestellt wurde. Hinter dem Tempel befand sich der heilige Hain und in diesem das Stadium, eine zum Wettlauf bestimmte Bahn, welche sechshundert griechische Fuss lang war und der Hippodromus, in welchem die Wettfahrten abgehalten wurden. Das Fest, welchem keine Frau beiwohnen durfte, dauerte

fünf Tage und wurde mit Opfern, Lobgesängen auf die Götter und Wettkämpfen ausgefüllt, welche im Wettlauf, dem Ringen, dem Faustkampfe, dem Werfen mit dem Discus, Springen, Wettfahren und Pferderennen bestanden. Wer im Wettkampfe gesiegt hatte, war durch vier Jahre der berühmteste Mann Griechenlands, die laufende Zeit der Olympiade trug seinen Namen, der auch in ein zu Olympia öffentlich aufgestelltes Verzeichniss eingetragen wurde. Das erstemal war dies im Jahre 776 geschehen, und von dieser Zeit an wurde im öffentlichen Leben nach Olympiaden gerechnet; es scheint, dass

Fig. 253. Inneres des Tempels des Zeus zu Olympia.

mit diesen Festen auch eine Regelung des Kalenders, respective des Sonnenjahres verbunden war, ähnlich wie wir jetzt alle vier Jahre einen Schalttag rechnen. Diese Spiele, sowie die Vorübungen zu denselben, waren vom günstigsten Einfluss auf den Körper und den Geist der Griechen, ersterer wurde gewandt und kräftig, der Geist aber wurde in gleicher Weise durch Abfassung von Wettgesängen geübt.

So wie hier die Götter in menschlicher Weise gefeiert wurden, nahmen sie auch in der Kunst menschlichere Formen an. Den Grund dazu legten die Mysterien, in denen die Liebschaft der Erde mit dem Himmel sehr menschlich dargestellt, wenn auch sehr mystisch erklärt wurde. Hieran schliesst sich die Ilias, in welcher die Götter die Gestalt bestimmter Menschen annehmen, sich streiten, lieben und hassen, wie die Menschen. Deshalb gaben die

Griechen schon früher die ägyptische Symbolik, die zu den ärgerlichsten Missverständnissen führte, auf, und Phidias, zur Rede gestellt, ob er die Gottheit würdig dargestellt habe, konnte sich dahin verantworten, dass es zwar nicht möglich sei, den Geist und Verstand darzustellen, dass aber, indem der menschliche Körper das Gefäss der Vernunft und des Denkens sei, derselbe auch das beste Mittel sei, das Unsichtbare und Ungestaltbare vor Augen zu führen. So hatte auch der Maler Polygnotos sich von der hieratischen Form emancipirt und seinen Bildern schöne griechische Formen gegeben. Leider sind Polygnot's berühmte Bilder verloren gegangen; die deutschen Maler F. und J. Riepenhausen haben sie nach den Beschreibungen griechischer Schriftsteller zu reproduciren gesucht und unsere Tafel X giebt ein solches Bild, Kharon mit seinem Todten-Nachen darstellend, in welchem Kind, Jüngling, Jungfrau, Matrone und Greis die Fahrt in's Schattenreich antreten, möglichst treue Figuren griechischer Körper und Trachten.

Es wäre jedoch irrig, zu glauben, dass Maler und Bildhauer nur nach ihrer Phantasie schaffen konnten; die Statuen griechischer Götter, die sich bisher erhalten haben, tragen in ihren Attributen Hieroglyphen an sich, welche dem Kenner beweisen, dass die Bildhauer sich genau an die priesterlichen Ueberlieferungen halten mussten. Die Ausgrabungen der Steinzeit (S. 27) lehren, dass die Malerei fast so alt als die Menschheit ist; die griechische Religion ist nicht in Griechenland erfunden, sie ist ein Zweig der allgemeinen Religion, die aus vielen Quellen und Bächlein sich zu einem grossen Strome gestaltete, alle Priester aller Tempel hatten Götterbilder, vielleicht roh, aus Holz geschnitzt, vielleicht gemalt, wie die mexikanischen, aber stets charakteristisch in ihren hieroglyphischen Formen, und diese durften wohl von den Künstlern verschönert, aber nicht vernachlässigt oder verändert werden, sonst war die Statue das Bild eines Menschen und nicht eines Gottes. Daher sind die Götterstatuen eine Geschichtsquelle für den Culturforscher.

Die Literatur war bis ungefähr 700 vor Christo religiös, ausser Homer's Ilias und Odyssee sind von Hesiodos seine Theogonie und ein Buch „Werke und Tage“, welches Vorschriften über das tägliche Leben enthält, auf uns gekommen, eine Anzahl Dichter brachte Sagen in Versen; so entstanden die Titanomachien, Thebaiden, Theseiden u.s.w., welche die Sage von den Titanen (Riesen), Theben und Theseus behandeln; andererseits ging aus den religiösen Festen, welche mit Lobgesängen und Tänzen gefeiert wurden, die den

Gez. u. lith. v. H. Brener

Griechisches Wandgemälde des Polygnotos.
(Nach F. und J. Riepenhausen.)

Griechen eigenthümliche dramatische Poesie hervor. Nach der Meinung der Alten war es der attische Dichter Thespis, ein Zeitgenosse Solon's, welcher zuerst einen Schauspieler neben dem Chor aufstellte und so den Dialog in die Darstellung brachte. Anfangs behandelten die Dramen nur Mythen, Phrynichus liess die 494 vor Christo erfolgte Eroberung Milets durch die Perser auf dem Theater darstellen. Die bedeutendsten Dramatiker jener Zeit waren Aeschylos, geboren 525, von dessen siebzig oder achtzig Tragödien sich nur sieben erhalten haben, Sophokles, geboren 495, von dessen zahlreichen Stücken sich ebenfalls nur sieben erhalten haben, und Euripides. Das Wort Tragödie bedeutet Bocksgesang und soll dadurch entstanden sein, dass bei den Bacchus-Festen ein Bock geopfert wurde; die Tragödien behandelten Criminalverbrechen und der Bock dürfte daher als Sühnopfer eine Rolle gespielt haben. Die oben genannten drei Namen kennzeichnen zugleich den Uebergang von dem hohen Ernst der Mysterien, welcher Aeschylos Dramen belebte, zu einer milderen Auffassung der Religion bei Sophokles, bei welchem auch Frauen auftraten, bis zur Schönrednerei und Künstelei des Euripides. Neben der Tragödie bestand noch die Komödie, welche aus den Festen der Weinlese entstanden war und lustige Gegenstände behandelte, doch fallen die berühmten Komödien erst in eine spätere Zeit, in die Zeit des Verfalles des Dramas nach Euripides. Ausserdem wurde die Hymnen- und Liederdichtung gepflegt; schon in der ältesten Zeit glänzte der Apollopriester Orpheus aus Thrakien, der mit seiner Kunst wohl wilde Thiere gezähmt haben soll, aber die rasenden Bacchantinnen nicht zu bändigen vermochte, vielmehr von ihnen zerrissen wurde, ein Blutzeuge seines Glaubens. Der Spartaner Tyrtäus entflammte seine Landsleute durch Kriegslieder, Alkäus aus Mitylene verfolgte die Tyrannen Kleinasiens mit satirischen Gesängen und suchte das Volk durch dieselben zum Aufstande zu reizen, wogegen Anakreon die Freuden des Genusses feierte; selbst Frauen, wie Sappho, traten mit Liedern auf. Nicht griechischen Ursprungs war die Fabeldichtung des Aesopus, eines Zeitgenossen des Solon, denn dieser soll ein Sklave aus Phrygien gewesen sein.

Von grosser Wichtigkeit für die Cultur der Griechen war der Umstand, dass im 6. Jahrhundert die Abgeschlossenheit Aegyptens aufhörte und den Fremden der Aufenthalt daselbst gestattet wurde. Die Griechen waren von jeher Freunde von Reisen und benützten diese Gelegenheit, an den Hochschulen der ägyptischen Priester ihre Kenntnisse zu vermehren, sie liessen

sich sogar in die Mysterien einweihen, wurden deshalb aber keine Aegypter. während sie andererseits den Glauben an die heimischen Götter verloren. So entstand die Weltweisheit oder Philosophie, d. i. die Loslösung der Wissenschaft vom Glauben. Das Wort Philosophie wurde von Pythagoras erfunden, der aus Bescheidenheit nicht zugab, dass man ihn einen Weisen *(sophos)* nenne, sondern sich *philosophos*, d. i. Freund der Weisheit, nannte. Die einzelnen Systeme der Philosophie sind für die Culturgeschichte sehr gleichgiltig, die Grübeleien über die Entstehung der Welt laufen im Grunde auf dasselbe hinaus, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart hat man als die Grundelemente die Kraft und den Stoff, die Einheit und die Mehrheit bezeichnet, und die Religionen unterscheiden sich von der Weltweisheit nur dadurch, dass sie sich diese Verhältnisse menschlich dachten oder sie exoterisch menschlich darstellten. Die Philosophie hob die Schranken auf, welche die Religion dem Verstande und seiner Thätigkeit, dem Denken, gesetzt hatte, sie lehrte einen natürlichen Grund für alle Erscheinungen suchen und schuf dadurch die exacten Wissenschaften. Dadurch geriethen aber die Philosophen in Conflict mit den Priestern und der abergläubischen Menge. War nach Pythagoras die Gottheit die Seele der Welt, so konnte sie nicht in bestimmte Tempel eingeschlossen, nicht an einzelne Gnadenbilder gebunden erachtet werden, war der Regen nicht ein Geschenk des Zeus, der nach Aristophanes durch ein Sieb pisste, sondern ein Product der durch die Kälte aufgelösten Dünste, waren die Sterne nicht Götter oder in den Himmel aufgenommene Heilige, sondern Körper wie die Erde, so hörten die Opfer und die Votivgegenstände auf und die Priesterfamilien verloren ihr Einkommen. In Aegypten konnten Wissenschaft und Glaube neben einander bestehen, weil die Priester im alleinigen Besitze der Wissenschaft waren und die esoterischen Lehren für sich behielten, während sie durch die exoterischen das Volk im Aberglauben bestärkten; wie wenig aber ein solches Doppelspiel bei den Griechen geduldet wurde, lehrt das Schicksal des Pythagoras (S. 508). Uebrigens hat auch nur dieser die zweideutige Wissenschaft zu cultiviren gesucht, die übrigen Philosophen traten mit ihren Lehrsätzen offen auf und erregten dadurch den Zorn der Priester, welche die abergläubische Menge gegen sie unter dem Vorgeben aufhetzten, diese Lehren seien eine Beleidigung und Lästerung der Götter. So wurde Anaxagoras angeklagt, dass er die Götter leugne, und die Naturerscheinungen auf eine den Lehren der Religion widerstreitende Weise

erkläre; sein Freund Perikles rettete ihn dadurch, dass er ihm noch rechtzeitig zur Flucht aus Athen verhalf; so musste auch Diagoras aus Melos fliehen, weil er mit aller Bestimmtheit das Dasein der Götter leugnete, die Athener setzten einen Preis auf seinen Kopf und liessen ihm eine Schandsäule errichten; Protagoras von Abdera, der nur gesagt hatte, er wisse nicht, ob es Götter gebe, wurde verbannt, seine Schriften öffentlich verbrannt und bei Strafe der Verkauf und Besitz derselben untersagt; Prodikos von Keos wurde hingerichtet, weil er gesagt hatte, der Glaube an die Götter habe keinen anderen Grund, als dass die Menschen Erscheinungen in der Natur, welche ihnen vorzüglich nützlich seien, vergöttert hätten. Heutzutage ruhen die Statuen der olympischen Götter in den Rumpelkammern der Museen, aber die priesterliche Verfolgung besteht noch immer, und selbst die grosse Masse der Freidenker huldigt noch immer der pythagoräischen Unterscheidung zwischen esoterischer und exoterischer Lehre, d. h. auf deutsch, dem Grundsatze, dass die Religion nöthig sei, um das Volk zu betrügen, eine Falschheit, die sich naturgemäss an ihren Bekennern rächt.

Das häusliche Leben der Griechen war zu jener Zeit durch einen mässigen Wohlstand ausgezeichnet, der durch Ackerbau und Handel erworben war. Die Häuser, selbst der Reichen, waren nach dem Zeugnisse des Demosthenes klein und unansehnlich, nur Tempel wurden prächtig hergestellt. Da der Ackerbau von den Sklaven besorgt wurde, so hatte der reiche Bürgerstand Musse, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, an den Raths- und Richtersitzungen theilzunehmen und Abends das Theater zu besuchen, welches von den Bürgern der ersten Classe der Reihe nach aus eigenen Mitteln bestritten ward; ausserdem aber wurden die körperlichen Uebungen fleissig getrieben, und in den Perserkriegen zeigten sich die Griechen den krieggewohnten Persern an Gewandtheit und Tapferkeit ebenbürtig, ihren Hilfsvölkern aber weit überlegen. Der Lage am Meere entsprechend, wurde auch eine starke Kriegsflotte unterhalten. Milet hatte 80 bis 100 Kriegsschiffe, Athen vermehrte seine Flotte erst auf Betreiben des Themistokles nach der Schlacht bei Marathon, wie es sich überhaupt durch seine Energie in den Perserkriegen die Hegemonie (Führerschaft) erwarb, welche bis dahin Sparta gehabt hatte. Mit dem Ansehen und der reichen Beute, welche Athen in den Perserkriegen gewonnen hatte, trat ein Wendepunkt in seiner und in der Geschichte Griechenlands ein.

Themistokles hatte, um mehr Geld für die Kriegsflotte zu erhalten, vorgeschlagen, auch den vierten Stand der Bürger, die aus Gewerbsleuten, Kleinhändlern u. s. w. bestehenden Thetes, welche bis zu den Perserkriegen steuerfrei waren, zur Steuerleistung heranzuziehen, aber man konnte keine Pflichten verlangen, ohne Rechte zu gewähren, man musste auch die Thetes zu Staatsämtern und Richterstellen fähig erklären, und die Noth lehrte die stolzen Geschlechter nachgeben. So entstand in Athen die politische Gleichberechtigung aller Bürger und der Staat gewann ein zahlreiches Element zu seiner Beschützung, welches, wenn unterdrückt, ein Hemmniss jeder patriotischen Anstrengung und eine Gefahr in Kriegszeiten gewesen wäre. Der Wiederaufbau der Mauern Athens angesichts der spartanischen Feindseligkeit war eine That, welche nur die begeisterte Vaterlandsliebe vollführen konnte. Glücklicherweise stellte auch der Adel eine Reihe talentvoller Männer als Führer und Staatsmänner: Miltiades, Xanthippus, Aristides, Themistokles, Cimon, Perikles, welche durch weise Massregeln im Kriege oder im Frieden das Gedeihen Athens förderten, denn ohne talentvolle Führer ist auch das tüchtigste Volk ohnmächtig und die Ereignisse der Weltgeschichte sind immer mit dem Auftreten solcher Personen verknüpft. Hätte Miltiades nicht die Griechen zum Siege geführt, hätte Themistokles die Griechen nicht auf's Meer gelockt und hätte der Zufall nicht ein Uebriges gethan, aller Nationalgeist und alle Freiheitsliebe hätten Griechenland nicht davor bewahrt, gleich seinen kleinasiatischen Colonien eine Satrapie Persiens zu werden.

Durch die grosse Beute, welche die Griechen in den eroberten persischen Lagern, an den Gefallenen im Kampfe und auf dem Rückzuge, sowie durch die als Sklaven verkauften Gefangenen machten, wurde Griechenland und besonders Athen, welches, wie schon erwähnt, im Kampfe die Leitung erworben hatte und daher auch den grössten Theil der Beute erhielt, ein reiches Land reicher Bürger. Während zu Solon's Zeit ein Vermögen von sieben Talenten oder 10.000 Thalern für eines der grössten galt, gab es zu Perikles Zeit atheniensische Bürger, welche wie Nicias hundert Talente besassen und allein in den von ihnen zugehörenden Bergwerken tausend Sklaven beschäftigen. Die Steuern lieferten ein so reiches Erträgniss, dass Athen innerhalb weniger Jahre, ungeachtet aller Ausgaben, 8000 Talente oder gegen 11½ Millionen Thaler in den Staatsschatz als Ersparniss niederlegen konnte.

Reichthum erzeugt Prachtliebe; wie aber die Griechen mehr in der Oeffentlichkeit lebten als in ihren Privatwohnungen, so gab sich auch die atheniensische Prachtliebe in der Errichtung grosser öffentlicher Gebäude kund. So erhob sich der Haupttempel der Stadt Athen, der zu Ehren der Pallas Athene errichtete Parthenon, welcher, ganz aus Marmor erbaut und noch jetzt in ziemlich wohl erhaltenen Trümmern vorhanden, eines der schönsten Gebäude der Erde war. Der Bildhauer Phidias schmückte diesen

Fig. 254. Akropolis zu Athen.

Tempel mit Statuen, welche noch jetzt als Meisterwerke der Bildhauerkunst bewundert werden. Aus dem zehnten Theil der Beute, welche in der Schlacht bei Marathon den Persern abgenommen war, bildete Phidias aus Erz das grosse Standbild der Athene, welches auf dem höchsten Punkte der Burg stand. Das Eingangsthor zur Burg, die Propyläen, mit denen die Befestigung Athens vollendet wurde, kostete drei Millionen Thaler, dieses marmorne

Säulenthor bestand aus fünf grossen Hallen, deren Wände mit Gemälden von Polygnot's Hand geschmückt waren, und eine prachtvolle Treppe führte zu ihnen empor; ferner wurde das zu musikalischen und poetischen Wettkämpfen dienende Odeon errichtet, welches dem einst erbeuteten Prachtzelte des Perserkönigs Xerxes nachgebildet war, ausserdem wurden noch mehrere Hallen gebaut. Unter Perikles war Athen eine der prächtigsten Städte der Welt. Perikles führte den Richtersold, den Sold im Kriege und eine Bezahlung für die Theilnehmer an den Volksversammlungen ein, damit Niemand durch Armuth gehindert werde, seine Rechte auszuüben. Die Angaben über die Höhe des Richtersoldes schwanken zwischen einem und drei Obolen; da die Lebensmittel sehr billig waren und eine Familie mit jährlich 200 Thalern leben konnte, so reichten drei Obolen (etwa 9 Kreuzer) für die nothdürftige Existenz eines Menschen hin. Ausserdem bestanden Cassen, welche den armen Bürgern die Eintrittspreise in die Theater zahlten, Liturgien, welche Gastmähler für die Bürger der einzelnen Phylen (Verwandtschaften) zu besorgen hatten, auch existirten Vermächtnisse, welche gemeinschaftliche Mahle für die Bürger stifteten, so dass den Bürgern die Erwerbung ihres Unterhaltes leicht wurde und sie Musse hatten, sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen. Die Folge war, dass die Bürger Athens sich eine hervorragende Bildung aneigneten, sie hörten alle Angelegenheiten des Staates eingehend erörtern, sie hörten täglich die verwickeltesten straf- und civilrechtlichen Fragen behandeln, sie hatten darüber zu urtheilen und zu debattiren, ebenso wurden sie in allen Fragen der Poesie und Kunst zu Richtern aufgerufen, während sie Gelegenheit hatten, ihr Urtheil an den Meisterwerken zu bilden; von Natur aus hatten die Griechen Anlage zur Beredsamkeit, ein von der Natur reich begabtes Land weckte ihren Schönheitssinn, es war nur natürlich, dass ganz Athen eine Schule der Staatskunst und des guten Geschmackes wurde, welche ihrerseits wieder die Künstler zu den höchten Leistungen anspornte und veredelnd auch auf die Industrie einwirkte, wie dies namentlich die vollendete Technik der Thonmalerei (Tafel XI) bezeugt.

Die Schattenseite dieser Glanzepoche war die Gewöhnung der Athenienser an den geschäftigen Müssiggang, die Vernachlässigung der Arbeit, die Sucht zu disputiren und die Förderung der Sinnlichkeit. In letzterer gaben, wie gewöhnlich, die Vornehmen den Anstoss. Aus der Fremde kamen schöne Frauen nach Athen, welche nicht so zurückgezogen wie die Griechinnen lebten,

Gez. u. lith. v. H. Bretzel

Griechische Thonmalerei.

(Nach Zahn.)

einen Schwarm von Verehrern um sich sammelten, mit denen sie durch Gesang, Witz und politische Gespräche coquettirten, sie hiessen „Freundinnen“ (Hetären) und bestritten ihren glänzenden Haushalt mit den reichen Geschenken, welche sie für ihre Gunstbezeugungen erhielten. Die berühmteste derselben war

Fig. 255. Trinkgelage mit Hetären.

Aspasia, die Freundin des Perikles; selbst Sokrates besuchte gern ihr Haus, um dort feine Lebensart zu lernen. Die griechischen Frauen dagegen waren in ihren Frauengemächern durch die Sitte verschlossen, sie erschienen nur selten bei Leichenbegängnissen und einigen religiösen Festen öffentlich und erfuhren die Kränkung, hinter Buhldirnen zurückgesetzt zu werden, denen sie vielleicht weder an Geist, noch an Schönheit nachstanden. Die Sitte ist härter als ein Gesetz; ein Gesetz hätte man vielleicht aufgehoben wie jenes, welches die Thetes beschränkte, die Sitte wagte man nicht anzutasten. Dennoch war das Hetärenwesen noch nicht die schlimmste Seite der griechischen Moralität, viel schlimmer war die wahrscheinlich von den Persern entlehnte Knabenliebe, mit welcher sich selbst die hervorragendsten Griechen befleckten.

Fig. 256. Griechin am Stickrahmen.

Wir haben oben die Philosophie als Vertreterin des gesunden Menschenverstandes gegenüber den mystischen Lehren der Religion kennen gelernt; im Kampfe mit dieser entstand die Dialektik oder die angewandte Logik. Der Philosoph, der an keine Wunder glaubte, musste trachten, sich vor der

Täuschung des Scheines zu sichern, er musste jede Sache nach ihrem Begriffe, ihren Gründen und Verhältnissen auffassen und das Für und Wider erwägen, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Diese Dialektik erweckte die Geistes- und Urtheilsschärfe, und als solche war sie eine Errungenschaft geistiger Cultur, sie erzeugte aber, wenn sie übertrieben wurde, Spitzfindigkeit und das hässliche Laster des Verstandes, die Sophistik. Letztere war nichts Anderes als die Verwendung der Dialektik zu unmoralischen Zwecken; sie bestand in der Kunst, Alles zu beweisen oder zu widerlegen, oder durch Spitzfindigkeit und Trugschlüsse den blossen Schein als Wahrheit und die Wahrheit als Irrthum hinzustellen; diese sittenverderbende Kunst hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, wir finden sie nicht selten in den Gerichtssälen, in den politischen Zeitungen, in Staatsschriften und auf Kanzeln. sie entzieht sich mit glatter Schlüpfrigkeit jeder bestimmten Stigmatisirung, stets bereit, sich in das Gewand der Wahrheit und Unschuld zu hüllen und den Enthüller als Verleumder und Lästerer hinzustellen, sie ist eine Giftblume, welche nur auf den Sümpfen modernder Zustände gedeiht. Der Vater dieser Erfindung ist nicht bekannt; ihre berühmtesten Apostel waren Gorgias von Leontini in Sicilien, Protagoras von Abdera, Prodikas von Keos, Hippias aus Elis und Thrasimachus von Chalkedon in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christo; ihre Vorträge waren gut besucht und man zahlte ihnen viel Geld, um durch sie in kurzer Zeit ein geschickter Staatsmann zu werden, oder vielmehr die Kunst zu lernen, seine Mitmenschen zu betrügen.

Die Sophistik verhält sich zur Philosophie wie die Astrologie zur Astronomie, aber wie es schon im alten Babylon Priester gab, welche es für unwürdig hielten, ihr Wissen zur Täuschung zu missbrauchen, so gab es auch in Griechenland Philosophen, welche die Sophistik verschmähten oder ihr geradezu entgegentraten, wie Sokrates, der die Prahlerei und Spitzfindigkeit der Sophisten, deren Künste ihm nicht fremd waren, am gesunden Menschenverstande scheitern liess, wobei ihm sein grosses satirisches und ironisches Talent sehr zu Statten kam. Sokrates war der vollendetste Philosoph in Worten und Werken, er hatte keine Schule gegründet, keine Secte gestiftet, keine Schriften hinterlassen, er suchte weder Geld noch Ruhm zu erwerben, er lebte dürftig von seinem kleinen Vermögen, um sich seine volle Unabhängigkeit zu bewahren, und als ihn seine Gegner anklagten, die Götter geleugnet und die Jugend verführt zu haben, vertheidigte er sich wohl mit Mannesmuth.

aber er verschmähte es, das an Schmeicheleien gewohnte atheniensische Volk für sich günstig zu stimmen. Gelassener als Jesus, ging er in den Tod, ein segenreiches Wirken mit der Ruhe des Weisen schliessend. Sokrates hat nie versucht, seine Meinung Anderen aufzudrängen, er wollte seinen Zeitgenossen nicht philosophische Ansichten mittheilen, sondern sie zum Denken anregen, die Menschen nicht belehren, sondern bilden, sie nicht kenntnissreich, sondern verständig und tugendhaft machen; er trug daher auch keine Lehrsätze vor, sondern unterrichtete fragend, so dass es jedesmal schien, als wenn er selbst erst im Zwiegespräch mit Anderen die Wahrheit suchen wolle, er pflegte scherzend zu sagen, dass er in geistiger Beziehung das Geschäft seiner Mutter, der Hebamme, treibe, denn er stehe anderen Menschen gleichsam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verstandes, der Begriff, der Gedanke, an's Licht gebracht werde. Diese Unterrichtsmethode mittelst Fragen wird noch jetzt die sokratische Lehrmethode genannt.

Unter seinen Schülern ragten besonders Plato, ferner Aristippus von Kyrene und Antisthenes von Athen hervor; keiner von ihnen hat aber den Geist ihres Meisters richtig erfasst. Plato war ein feingebildeter Denker und ausgezeichneter Stylist, aber im Gegensatze zu Sokrates, der die Philosophie als Wegweiserin zu einem vernünftigen Leben betrachtete, stellte Plato undurchführbare Ideale auf, welche der Tugend um so gefährlicher sind, als sie in oberflächlich Urtheilenden die Meinung erwecken, dass das Gute und Wahre unerreichbar sei; Aristippus, der aus einer reichen Familie stammte, lehrte die Vornehmen, sich die Genüsse des Lebens durch wissenschaftliche Bildung und feineren Verkehr zu verschönern, geistiges Raffinement und üppiges Leben zu verbinden, während Sokrates in der Einfachheit die Wurzel eines gesunden Lebens erblickt hatte; Antisthenes endlich, aus armer Familie, lehrte den Reichthum verachten und sich mit wenigem begnügen, da die Reichen doch nur Sklaven ihrer Genüsse und Verhältnisse seien; was Sokrates von dieser Lehre dachte, zeigt sein Ausspruch: „Antisthenes, die Eitelkeit blickt aus den Löchern deines Mantels hervor.“

Die Philosophie des Aristippus ist mehr bekannt nach dem Namen des achtzig Jahre später lebenden Epikur als epikureische Philosophie; die des Antisthenes wurde nach dem Kynosarge, dem Uebungsplatze des armen Volkes, wo er zu lehren pflegte, die kynische genannt, letzterer Name (hündische) könnte ihr aber auch spottweise beigelegt worden sein, als

spätere Uebertreiber den Grundsatz der Entbehrung bis zur Missachtung jeder Sitte und jedes Anstandes ausdehnten. Selbst die in unseren Tagen unter dem Namen Nihilismus aufgetretene Opposition gegen die bestehende Ordnung hat sich nicht zu solchen Ausschreitungen verstiegen, wie sie der Kynismus sich erlaubte, andererseits dürfte man wohl nicht irre gehen, wenn man manche Lehren und Gebräuche der ersten Christen dem Einflusse dieser Philosophie zuschreibt. Sie ist auch unter dem Namen stoische Philosophie bekannt, weil Zeno, ein späterer Reformator derselben, in der Stoa oder „bunte Halle“ in Athen lehrte. Ueberhaupt wurden mehrere atheniensische Oertlichkeiten durch die Philosophen verewigt; so stammt der Name Akademie von dem Orte her, wo Plato seine Ideale vom Staat und Menschen vortrug. Lyceum von dem Lykaion, wo Aristoteles lehrte, dagegen war das Gymnasium der Griechen der Uebungsplatz, wo die Jugend nackt *(gymnos)* in allen körperlichen Fertigkeiten unterrichtet wurde.

Um diese Zeit begründete Hippokrates, der seine Bildung an einem lange Zeit im Kos bestehenden Tempel der Heilkunde empfangen hatte, die Wissenschaft der Medicin und fand tüchtige Schüler.

Die dramatische Poesie wurde von dem oben erwähnten Euripides gepflegt, von da ab gerieth sie in Verfall, die vollendete Form musste den Mangel an Begeisterung verdecken, welche nicht gedeihen konnte, wo Sophisten lehrten, dagegen gelangte die Komödie mit Aristophanes zur Blüthe, von dem sich mehrere Werke erhalten haben. Das verzärtelte Wesen der Vornehmen und die Grübeleien der Philosophen mussten den Spott erwecken, der freilich in seiner Uebertreibung selbst einen Sokrates nicht verschonte.

Die hohe geistige Begabung der Griechen zeigt sich in den um diese Zeit entstandenen Geschichtswerken. Das kleine Griechenland bedurfte allerdings des erweiterten Horizonts, den die Bekanntschaft mit dem persischen Reich und die Gelegenheit zu grossen Reisen eröffnete, aber diese Gelegenheit besassen auch andere Völker, doch nur die Griechen benützten dieselbe. So schuf Herodot, geboren 484 zu Halikarnassos, nachdem er Griechenland, Makedonien, Thrakien bis an die Mündung des Dniepr, Babylon und die östlichen Länder, sowie Aegypten bereist hatte, sein grosses Geschichtswerk, in welchem er den Kampf der Griechen mit den Asiaten und in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beschrieb. Thukydides, 471 zu Athen geboren, schilderte die Geschichte des pelopon-

nesischen Krieges, der von 431 bis 404 zwischen Sparta und Athen um die Hegemonie in Griechenland geführt wurde und mit dem Sturze Athens endete, zugleich aber auch den Wohlstand und die Kraft Griechenlands so erschütterte, dass es eine leichte Beute des makedonischen Eroberers ward. Xenophon, ein Schüler des Sokrates, der auch die Denkwürdigkeiten dieses Philosophen verfasste, schrieb die Kyropädie oder die Jugend des älteren Cyrus, und die Anabasis, nämlich der Rückzug der 10.000 griechischen Soldtruppen, welche der persische König Cyrus der Jüngere zu einem Aufstande gedungen hatte, und die, nachdem dieser Prinz gefallen war, mitten durch die feindlichen Heere sich einen Weg zum Schwarzen Meere bahnten, wo sie sich einschifften.

Während die Griechen in früherer Zeit nach ihrem Vermögen ausgerüstet am Kriege unentgeltlich theilnehmen und sich selbst verköstigen mussten, führte Perikles, wie oben (S. 518) erwähnt, einen Kriegssold ein, der z. B. für einen Reiter nebst Verpflegung 12 Obolen betrug, somit bei der Billigkeit der Lebensmittel (s. S. 518) ein reichliches Auskommen gewährte. Bei der Ausdehnung, welche die atheniensische Herrschaft nach dem persischen Kriege gewonnen hatte, und in Folge der fortwährenden Bürgerkriege war Athen bald genöthigt, Söldner zu halten, deren Unterhalt seinen Finanzen verderblich ward. Neben Söldnern mochten natürlich die reichen Bürger nicht dienen, und zogen vor, einen Reiter zu stellen, als selbst in das Heer einzutreten; der hohe Sold verlockte ärmere Bürger, sich ganz dem Kriegsleben zu widmen, aber während die Kriegstüchtigkeit und die Disciplin diese griechischen Söldnerschaaren so berühmt machte, dass selbst das Ausland sie warb, ruinirte ihr Sold die griechischen Staaten.

Um diese Zeit gelangte in dem benachbarten Makedonien, welches sich in Armuth und Arbeit dieselben Culturzustände erhalten hatte, wie Griechenland zur Zeit des trojanischen Krieges, Philipp II. zur Herrschaft. Dieser hatte als Jüngling mehrere Jahre in Theben als Geisel gelebt, hier mit dem Feldherrn Epaminondas, der sein Vaterland von der Herrschaft der Spartaner befreit hatte, täglich verkehrt und hierauf mehrere griechische Freistaaten besucht, wo er Gelegenheit fand, griechische Kunst und Wissenschaft, politische Einrichtungen und Kriegswesen genau kennen zu lernen. Durch Trinkgelage und Lustbarkeiten verstand er es, den makedonischen Feudaladel für sich zu gewinnen, das Kriegswesen wusste er, ohne ihm seine Eigenart zu nehmen, zu verbessern, schlau mischte er sich in die Streitigkeiten

der griechischen Staaten, liess sich in den Amphiktyonenbund aufnehmen und zu Executionen verwenden; dadurch verschaffte er sich ein Uebergewicht in Griechenland, und als Theben und Athen die ihnen drohende Gefahr erkannten und in Eile ein Heer zusammenrafften, um ihn zu bekriegen, war er stark genug, sie zu schlagen. Im August 338 vor Christo wurde auf dem Gefilde von Khäronea die Selbständigkeit Griechenlands vernichtet.

Während sich hierauf Philipp zu einem Kriege gegen Persien, welches man nach Xenophons Anabasis zu fürchten aufgehört hatte, rüstete, wurde er 336 ermordet, aber ihm folgte sein zwar nur zwanzigjähriger, aber gewaltigerer Sohn Alexander, der von dem griechischen Philosophen Aristoteles erzogen und von Kindheit an zu kriegerischer Thätigkeit gewöhnt, ausserdem mit einem hohen Geiste und Feldherrnblicke begabt war; er zertrümmerte das persische Reich, führte seine Truppen einerseits bis an die Grenzen Sibiriens, andererseits bis zum Indus und Nil und unterwarf sich die innerhalb dieses Raumes gelegenen Reiche vom Jahre 334 bis zu seinem 323 erfolgten Tode.

Obwohl die Makedonier von den Griechen als Barbaren (so nannten die Griechen alle fremden Völker) betrachtet wurden, gehört doch die makedonische Periode vollständig in die griechische Culturgeschichte, denn nicht nur Alexander selbst geberdete sich als Grieche, seine Feldherren und Nachfolger in Syrien und Aegypten strebten in ihren Ländern griechische Sitte und Wissenschaft zu verbreiten.

Aristoteles trennte sich zwar von Alexander, als dieser die kriegerische Laufbahn begann, und ging nach Athen, wo er in den schattigen Laubengängen des Lyceums seine Philosophie lehrte; aber die Entfernung hinderte nicht den fortdauernden Verkehr des Herrschers mit seinem Lehrer. Aristoteles schickte dem Alexander Männer für seine Zwecke zu, ertheilte ihm Rathschläge für seine Pläne und sandte ihm Bücher für seine Belehrung, Alexander dagegen richtete mit grossen Kosten und mit persönlicher Bemühung einen Theil seiner Umgebung darauf ein, des Aristoteles Forschung zu fördern. Auf diese Weise waren Alexander's Eroberungszüge zugleich wissenschaftliche Expeditionen.

Aristoteles vereinigte die geistigen Bestrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer zu einem Ganzen; er schrieb die erste Theorie der Dichtkunst, schuf ein System für die Naturwissenschaften, welche bis dahin nur

empirisch betrieben worden waren, und entwarf eine Lehre der Staatswissenschaft, welche im Gegensatze zu dem Idealstaate seines Lehrers Plato praktisch durchführbar sein und der Weltmonarchie Alexander's Dauer verschaffen sollte. Von den Schriften des Aristoteles sind viele zugrunde gegangen, aber die Ueberbleibsel derselben bildeten für die Araber und die Christen des Mittelalters noch die Grundlage aller Wissenschaften.

Was Aristoteles begonnen, führte sein Schüler Theophrastus (gestorben 286 vor Christo) fort, er verfasste ein arithmetisches Werk, eine Geschichte der Mathematik und vervollkommnete die Naturwissenschaften durch die Beschreibung und Eintheilung des Pflanzenreiches, wie Aristoteles schon die Thierwelt beschrieben und eingetheilt hatte.

Inzwischen hatte Athen jede politische Bedeutung verloren, die Gelehrten folgten den siegreichen Feldherren, und unter diesen war es besonders Ptolemäus I., den man für einen natürlichen Sohn des Königs Philipp von Makedonien hielt, welcher ihnen in der von Alexander gegründeten Hafenstadt Alexandria eine glänzende Stätte bereitete. Dieser wusste sich, während seine Genossen sich vierzig Jahre lang um die Erbschaft Alexander's schlugen, in der ihm zugefallenen Statthalterschaft Aegypten zum unabhängigen König zu machen, der Reichthum Aegyptens gestattete ihm einen glänzenden Hofhalt, und während er Alles vermied, was die ägyptischen Priester beleidigen konnte, suchte er griechische Kunst und Sitte in Aegypten einzubürgern.

Was er angefangen, setzten seine Nachfolger Ptolemäus Philadelphus und Evergetes fort. Alexandrien wurde eine der glänzendsten Städte der Welt, ausser Palästen und Tempeln besass sie auch eine eigens für gelehrte Zwecke angelegte Anstalt, das Museum, welches sich an den königlichen Palast anschloss. Ein Theil des Gebäudes war zu Wohnungen und Speisesälen für Gelehrte bestimmt, andere Zimmer und Säle zum Lehren und Abschreiben der Bücher, eine Bibliothek, die grösste der Welt, stand den Gelehrten zur Verfügung, und grosse Ländereien waren zum Unterhalte der Anstalt bestimmt.

Eine schöpferische Thätigkeit wurde in diesem Museum so wenig wie in irgend einer Gelehrten-Akademie entwickelt, dagegen entstand dort die Wissenschaft der Grammatik, unter welchem Namen die Alexandriner mehr verstanden, als wir jetzt darunter verstehen, denn die Grammatik umfasste alle Kenntnisse, welche zum Verständniss der alten griechischen Schriftsteller nöthig waren, Sprache, Alterthum, Sitten, Religion, Ceremonien, Völker- und

Länderkunde, Kritik der älteren Literatur, Berichtigung von Schreibfehlern u. a. Die Theologie der Mohammedaner (S. 446) hat offenbar von den griechischen Grammatikern den Impuls empfangen und die jüdischen Talmudisten sind so geistesverwandt mit ihnen, dass es nur fraglich bleibt, wer von dem Anderen entlehnt hat.

Die Dichtkunst gestaltete sich um diese Zeit zu gelehrter Spielerei, man bewunderte Gedichte, welche aus den Versen Homer's zusammengesetzt waren, oder solche, deren metrische Anordnung die Form von Flügeln, Beilen und Eiern bildete; Tragödie und Komödie verloren den Zusammenhang mit dem Volke, der ihnen allein einen erziehenden Zweck verleiht, sie wendeten sich ausschliesslich an das Verständniss der Vornehmen; zu gleicher Zeit schuf Theokritus von Syrakus die bukolische Dichtung, welche der von Sinnesgenüssen überreizten Hofwelt ein Schäferleben vorgaukelte, in welchem körperlich und geistig geschminkte Puppen den ursprünglich unschuldigen Zustand der Menschheit nach Plato's Träumen vorstellen sollten.

Die grössten Fortschritte machten um die Zeit die realen Wissenschaften. Herophilus von Chalkedon und Erasistratus von Keos erhielten auf Befehl der Ptolemäer Leichname zum Zergliedern ausgeliefert. Dioskorides schrieb eine Botanik, welche für die Araber und die christlichen Völker des Mittelalters die Grundlage ihrer Pflanzenkunde wurde; Euklides führte, auf Aristoteles' Studien weiter bauend, ein Lehrgebäude der Mathematik auf, welches die Arithmetik, die Geometrie und die Stereometrie umfasste und ebenfalls ein gesuchtes Werk der Gelehrten des Mittelalters wurde; Archimedes, 287 vor Christo zu Syrakus geboren, wendete mit ausserordentlichem Geschick die Mathematik auf die Gewerbe und Künste an, verbesserte durch seine Mitwirkung bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt die Kriegskunst, fand selbst mehrere wichtige mathematische Lehrsätze und zeichnete sich durch eine Reihe von Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik aus; er sowohl wie Aristarch von Samos und Hipparchus von Nikäa verbesserten die Astronomie.

Die fernere Geschichte der griechischen Cultur fällt mit der römischen zusammen.

III. DIE RÖMER.

Zur Zeit, da Rom gegründet wurde, war Italien zum Theile bereits cultivirter als heute. Die Moräste der Lombardei waren von den Etruskern (auch Tusker und Tyrrhener, in den ägyptischen Inschriften Tuirša genannt) durch Dämme und Canäle in fruchtbares Ackerland verwandelt worden. Da, wo jetzt die pontinischen Sümpfe die Luft verpesten und eine weite, theils ganz öde. theils nur zur Viehzucht geeignete Strecke Landes bilden, lagen nicht weniger als 23 volkreiche Städte der Latiner und im Süden trieben die samnitischen Völker Ackerbau, zogen Wein und züchteten treffliches Vieh. Nicht den Segen der Cultur brachte die Colonie, welche sich auf dem palatinischen (Pales war eine Hirtengöttin) Hügel zu Rom ansiedelten, nach Italien, ihr Gott war der kriegerische Mars, ihr Symbol der Speer und ihr Streben Eroberung; aber durch den Einfluss, den sie auf andere Völker übten, haben die Römer die Spuren ihres Daseins auch mit breiten Zügen in die Culturgeschichte der Menschheit eingezeichnet.

Obgleich erst in verhältnissmässig junger Zeit entstanden, ist Rom doch bezüglich seiner ältesten Geschichte in dasselbe Dunkel der Sagen gehüllt, wie alle Reiche des Alterthums. Als den Tag der Gründung ihrer Stadt feierten die Römer den 21. April, als das Jahr wurde von einem späteren Astrologen 753 vor Christo bestimmt, als Gründer galten zwei Zwillingsbrüder, Romulus und Remus (Söhne des Mars und einer latinischen Prinzessin Rhea oder Silvia), welche in einer Mulde dem Wasser ausgesetzt, zu einem wilden Feigenbaum getrieben und hier von einer Wölfin gesäugt, von einem Specht ernährt wurden. Diese Sage erinnert an das Bild, welches die Griechen auf die Gründung Athens bezogen (Fig. 9), Romulus und Remus treten an die Stelle des Pallas und der Athene, der Specht an die Stelle der Eule, die Wölfin an die Stelle der Schlange, die ja, wie der nordische Loki beweist, mythologisch mit dem Wolfe eng verwandt war. Mann und Weib, Baum, Vogel und vierfüssiges Thier waren nach alter Anschauung die Elemente, die Kinder der Erde, die Göttersymbole, welche verehrt wurden. Wenn der zweite König von Rom, Numa Pompilius, verbot, ein Bild der Gottheit in menschen- oder thierähnlicher Gestalt zu machen, so hatte er offenbar die oben genannten Thiere im Auge, die gleichwohl in Rom im Geruche der Heiligkeit blieben.

Die ersten Bewohner Roms bildeten drei Stämme, von denen die Ramnes als Abkömmlinge der Latiner, die Tities als Abkömmlinge der Sabiner und die Luceres als Abkömmlinge der Etrusker betrachtet werden; doch kann Rom nicht als Colonie eines dieser drei Völker gelten, da es nie als Filiale dieser Völker betrachtet wurde; denn angenommen, die aus Etrurien eingewanderten Tarquinier hätten eine Eroberung Roms durch die Etrusker bedeutet, so war es doch nicht der Sitte jener Zeit gemäss, dass ein König in der eroberten Stadt seine Residenz aufschlug und dort Paläste errichtete, wie die Tarquinier dies laut Zeugniss der Trümmer ihrer Bauwerke gethan haben; vielmehr scheinen die Ramnes ein zur See eingewandertes Volk gewesen zu sein, welches sich auf einem Hügel an der Tiber festsetzte und das brachliegende Schwemmland der Küste bebaute. Von solchen Einwanderungen weiss die Geschichte zu berichten: Evander kam mit einer Schaar Arkadier aus Griechenland und siedelte sich auf einem der sieben Hügel Roms an, später kamen Flüchtlinge aus Troja, Aeneas und dessen Sohn Ascanius oder Julius, welcher Alba Longa im Latinerlande gründete, und die Mulde, welche Romulus und Remus trug, dürfte daher auch ein Seeschiff gewesen sein. Um die Zeit der Gründung Roms begann Sparta seine Herrschaft auszudehnen und die Freiheitsliebe mag irgend einen argivischen Stamm veranlasst haben, die Auswanderung der Knechtschaft vorzuziehen. Darauf deutet der Umstand hin, dass in der Geschichte des Romulus erzählt wird, er habe die argivischen Rundschilde mit den langen Schilden der Sabiner vertauscht. In Argos waren Colonien der Lykier oder Wolfssöhne, von denen ein Stamm in Kleinasien sesshaft blieb, während sich Spuren anderer Stämme selbst in Aegypten zeigen. Die Stammesverwandtschaft mit den Latinern scheint die ausländische Abstammung der Römer später in Vergessenheit gebracht zu haben.

Das römische Volk zerfiel in zwei Stände: Patrizier und Plebejer. Die ersteren, die Väter *(patres)* der Stadt, waren offenbar die Ankömmlinge, Romulus bildete aus hundert von ihnen den Senat (die Aeltesten), die politische Behörde. Ob es gerade hundert Familien waren (wie die Pe-šiṅ der Chinesen S. 252), welche Rom gründeten, mag dahin gestellt sein, jedenfalls musste bei der Gründung des Staates die Eintheilung des Volkes in hundert Familien eintreten, da hierauf die Eintheilung des Heeres beruhte und bei einem kriegerischen Volke, wie es die Römer waren, die bürgerliche mit der militärischen Eintheilung zusammenfiel.

Die Plebejer dürften arme Flüchtlinge aus den umliegenden Städten gewesen sein, welche das junge Rom gern aufnahm, da es ihrer Hände zur Arbeit wie zum Kriege bedurfte, denn die Stellung der Plebejer entspricht ganz derjenigen der Fremden in den griechischen Staaten, z. B. der Metöken (S. 509). Man überliess ihnen, wenn sie Ackerbauer waren, einige Felder in Pacht, oder man gestattete ihnen, wenn sie Handwerker waren, ihren Wohnsitz in der Stadt zu nehmen, wo sie wahrscheinlich einen Kopfzins entrichteten. Jeder Plebejer musste sich einen Schutzherrn (Patron) wählen, er war dessen Client und wurde von ihm in Rechtsstreitigkeiten vertreten, denn die Patricier hatten ihr eigenes Recht, dessen Bestimmungen vor dem Volke geheim gehalten wurden, wie in Indien die Sudras die Veden nicht lesen durften; für diesen Schutz musste der Client dem Patron eine Entschädigung in Geld oder Arbeit liefern; erst in späterer Zeit galt es für schimpflich, wenn ein Vornehmer von einem Geringen sich bezahlen liess.

Ausserdem waren die Patricier auch Priester, jedes Haus hatte seine Schutzgottheit, welcher vom Hausvater Opfer gebracht wurden, der König als Vater des Landes *(pater patriae)* opferte den Schutzgottheiten des ganzen Stammes, in Rom: Jupiter und Mars. Hieraus geht hervor, dass die Söhne der Patricier, besonders die ältesten, eine Erziehung erhalten mussten, welche sich nicht nur auf die Waffenkunde beschränkte, sie mussten die Sterne kennen, um die Zeitabschnitte und die damit verbundenen Opferfeste zu bestimmen, zumal die altrömischen Monate, deren Namen später auch die Sabiner annahmen, ungleichmässig in Bezug auf die Zahl ihrer Tage waren, sie mussten die Heilmittel für Krankheiten der Menschen und des Viehes kennen, sie mussten die Gesetze, die Regeln der Kriegskunst und die mit der Verwaltung unzertrennliche Arithmetik kennen; diesen Unterricht erhielten sie theils auf Grundlage mündlicher Ueberlieferung, theils aus Ceremonienbüchern; die Römer brachten demnach, wie auch die eigenthümliche Form ihrer Buchstaben beweist, die Kenntniss des Schreibens und Lesens bereits nach Italien mit und brauchten ihr Alphabet nicht erst von den Griechen zu entlehnen.

Der junge Staat erhielt nicht nur Zufluss an armen Einwanderern, schon unter Romulus zog ein Theil des sabinischen Volkes, welcher unter Titus Tatius aus Cures auswanderte, nach Rom und liess sich auf dem quirinalischen Hügel nieder. Die Sage hat damit einen Raub sabinischer Jungfrauen

verbunden; doch ist diese Sage zu unklar, um darauf näher einzugehen. Die mit Titus Tatius eingewanderten Titienser waren jedenfalls reich und im Stande, den Römern die überlassenen Grundstücke gut zu bezahlen, sie wurden daher als gleichberechtigte Patricier aufgenommen und ihr Führer Tatius theilte mit Romulus die Herrschaft des jungen Staates. Dagegen können die Luceres nicht schon unter Romulus eingewandert sein; wir finden nämlich später einen König Lucius Tarquinius, der aus Etrurien eingewandert war und seinen Namen Lukumo in Lucius verwandelt hatte; Lukumenen nannten sich aber die etruskischen Adeligen, und es ist daher wahrscheinlich, dass ein Theil derselben gleich den Sabinern sich in Rom ankaufte und wie Lukomo in Lucius verwandelt wurde, in Rom Luceres hiess; von einer etruskischen Eroberung kann, wie bereits erwähnt, keine Rede sein, da in diesem Falle die Ramnenser und Titienser nicht ihren Rang behalten hätten, wohl aber usurpirte das Oberhaupt der neuen Ankömmlinge den römischen Thron, als derselbe durch Todesfall erledigt war. Eine vierte Einwanderung fällt in die ersten Jahre der Republik, wo der Latiner Attius Clausus mit 5000 Clienten nach Rom einwanderte, weil er mit seinen Landsleuten in Zwist gerathen war. Auch er wurde unter dem Namen Appius Claudius in die römische Patricierschaft aufgenommen und erhielt 25 und für jeden seiner Clienten 2 Morgen Land, wahrscheinlich gegen gute Bezahlung. Diese letzte Einwanderung, deren Ursachen in glaubwürdiger Weise angegeben sind, wirft ein helles Licht auf die früheren, denn gleiche Wirkungen beruhen auf gleichen Ursachen.

Einen weiteren Theil der Bevölkerung Roms bildeten die Sklaven, welche entweder Kriegsgefangene waren oder von Seeräubern und Händlern gekauft wurden; diese wurden theils gefesselt beim Ackerbau, theils zu häuslichen Beschäftigungen verwendet, denn die Frauen waren den Männern zu keinem Geschäft oder Dienst verpflichtet, die Wollarbeit ausgenommen.

Die Regierungszeit des Romulus war meist mit Kämpfen ausgefüllt, theils mögen die Ureinwohner die fremde Ansiedlung nicht ruhig haben geschehen lassen, meistentheils aber wurden die Kriege von den Römern muthwillig vom Zaune gebrochen, denn Gelegenheit zur Jagd gab es in diesem wohlangebauten Lande wenig und durch Krieg verschaffte man sich billig Grundbesitz und Sklaven. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Römer Krieg führten, die Begierde, mit welcher sie jeden Misserfolg wettzumachen suchten, der Mangel an Moral in der Wahl ihrer Mittel hat ihnen den Erfolg über ihre

gleich tapferen Nachbarn verliehen, ihre Geschichte ist aber der schlagendste Beweis dafür, dass unrecht Gut nicht gedeiht.

Schon Romulus wurde durch das Glück übermüthig gemacht; nach dem Tode des Tatius holte er die Rathschläge des Senats nicht mehr ein und liess diesen nur den stummen Zuhörer seiner Befehle sein; er umgab sich mit einer Leibgarde von dreihundert Mann, die Celeres (Schnellen), welche seine Befehle auszuführen hatten, liess Leute vor sich hergehen, welche das Volk mit Stöcken wegtrieben, und mit Stricken umgürtet waren, um jeden sofort zu binden, den zu verhaften ihnen befohlen wurde (Lictoren), schmückte sich mit purpurfarbenem Unterkleid und purpurverbrämter Toga und sass bei öffentlichen Geschäften auf einem Throne. In alledem erblickten die Patricier eine unbefugte Ueberhebung und eines Tages war Romulus verschwunden. Als das Volk Mord vermuthete, erklärte ein Patricier mit einem Eide, Romulus sei ihm als Gott erschienen und habe ihm erklärt, dass er durch der Götter Willen der Erde entrückt sei. Da den Patriciern allein der Götter Wille bekannt war, konnte das Volk nichts einwenden und die üblen Reden verstummten.

Sein Nachfolger, der Sabiner Numa Pompilius, war friedlichen Charakters. Er schaffte sofort die dreihundert Trabanten ab, vermied jeden Krieg und suchte durch festliche Aufzüge, Opfer und Tänze die Römer mit dem Frieden zu versöhnen; als Wächter des Friedens führte er die Priesterschaft der Fetialen ein, welche Streitigkeiten durch Vorstellungen beizulegen hatten und den Krieg nicht früher erlaubten, als bis jede Hoffnung eines Ausgleiches geschwunden war. So lange Numa herrschte, fand auch kein Krieg statt, den echten Römern war jedoch die Verwendung der Fetialen eine reine Komödie; der Tempel des Janus, der in Kriegszeiten offen stehen musste, und deshalb die Kriegspforte hiess, blieb bei ihnen nur selten und dann nur kurze Zeit geschlossen. Eine andere Priesterschaft, die der Salier, welche tanzend mit Dolchen an die Schilde schlagen mussten, um Unglück, wie Seuchen u. dergl., zu vertreiben, dürfte den kretensischen Korybanten nachgebildet sein, wie überhaupt eine Verwechslung zwischen dem griechischen Nomos (Gesetz) und Numa Pompilius manchen Gebrauch diesem zuschreibt, der älter war. Die Griechen fanden die Gesetze des Numa den Lehren des Pythagoras so entsprechend, dass sie behaupteten, Letzterer sei der Lehrer des Numa gewesen, obgleich er doch anderthalb Jahrhunderte später lebte; wahrscheinlich ist,

spätere Uebertreiber den Grundsatz der Entbehrung bis zur Missachtung jeder Sitte und jedes Anstandes ausdehnten. Selbst die in unseren Tagen unter dem Namen Nihilismus aufgetretene Opposition gegen die bestehende Ordnung hat sich nicht zu solchen Ausschreitungen verstiegen, wie sie der Kynismus sich erlaubte, andererseits dürfte man wohl nicht irre gehen, wenn man manche Lehren und Gebräuche der ersten Christen dem Einflusse dieser Philosophie zuschreibt. Sie ist auch unter dem Namen stoische Philosophie bekannt, weil Zeno, ein späterer Reformator derselben, in der Stoa oder „bunte Halle“ in Athen lehrte. Ueberhaupt wurden mehrere atheniensische Oertlichkeiten durch die Philosophen verewigt; so stammt der Name Akademie von dem Orte her, wo Plato seine Ideale vom Staat und Menschen vortrug, Lyceum von dem Lykaion, wo Aristoteles lehrte, dagegen war das Gymnasium der Griechen der Uebungsplatz, wo die Jugend nackt *(gymnos)* in allen körperlichen Fertigkeiten unterrichtet wurde.

Um diese Zeit begründete Hippokrates, der seine Bildung an einem lange Zeit im Kos bestehenden Tempel der Heilkunde empfangen hatte, die Wissenschaft der Medicin und fand tüchtige Schüler.

Die dramatische Poesie wurde von dem oben erwähnten Euripides gepflegt, von da ab gerieth sie in Verfall, die vollendete Form musste den Mangel an Begeisterung verdecken, welche nicht gedeihen konnte, wo Sophisten lehrten, dagegen gelangte die Komödie mit Aristophanes zur Blüthe, von dem sich mehrere Werke erhalten haben. Das verzärtelte Wesen der Vornehmen und die Grübeleien der Philosophen mussten den Spott erwecken, der freilich in seiner Uebertreibung selbst einen Sokrates nicht verschonte.

Die hohe geistige Begabung der Griechen zeigt sich in den um diese Zeit entstandenen Geschichtswerken. Das kleine Griechenland bedurfte allerdings des erweiterten Horizonts, den die Bekanntschaft mit dem persischen Reich und die Gelegenheit zu grossen Reisen eröffnete, aber diese Gelegenheit besassen auch andere Völker, doch nur die Griechen benützten dieselbe. So schuf Herodot, geboren 484 zu Halikarnassos, nachdem er Griechenland, Makedonien, Thrakien bis an die Mündung des Dniepr, Babylon und die östlichen Länder, sowie Aegypten bereist hatte, sein grosses Geschichtswerk, in welchem er den Kampf der Griechen mit den Asiaten und in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beschrieb. Thukydides, 471 zu Athen geboren, schilderte die Geschichte des pelopon-

nesischen Krieges, der von 431 bis 404 zwischen Sparta und Athen um die Hegemonie in Griechenland geführt wurde und mit dem Sturze Athens endete, zugleich aber auch den Wohlstand und die Kraft Griechenlands so erschütterte, dass es eine leichte Beute des makedonischen Eroberers ward. Xenophon, ein Schüler des Sokrates, der auch die Denkwürdigkeiten dieses Philosophen verfasste, schrieb die Kyropädie oder die Jugend des älteren Cyrus, und die Anabasis, nämlich der Rückzug der 10.000 griechischen Soldtruppen, welche der persische König Cyrus der Jüngere zu einem Aufstande gedungen hatte, und die, nachdem dieser Prinz gefallen war, mitten durch die feindlichen Heere sich einen Weg zum Schwarzen Meere bahnten, wo sie sich einschifften.

Während die Griechen in früherer Zeit nach ihrem Vermögen ausgerüstet am Kriege unentgeltlich theilnehmen und sich selbst verköstigen mussten, führte Perikles, wie oben (S. 518) erwähnt, einen Kriegssold ein, der z. B. für einen Reiter nebst Verpflegung 12 Obolen betrug, somit bei der Billigkeit der Lebensmittel (s. S. 518) ein reichliches Auskommen gewährte. Bei der Ausdehnung, welche die atheniensische Herrschaft nach dem persischen Kriege gewonnen hatte, und in Folge der fortwährenden Bürgerkriege war Athen bald genöthigt, Söldner zu halten, deren Unterhalt seinen Finanzen verderblich ward. Neben Söldnern mochten natürlich die reichen Bürger nicht dienen, und zogen vor, einen Reiter zu stellen, als selbst in das Heer einzutreten; der hohe Sold verlockte ärmere Bürger, sich ganz dem Kriegsleben zu widmen, aber während die Kriegstüchtigkeit und die Disciplin diese griechischen Söldnerschaaren so berühmt machte, dass selbst das Ausland sie warb, ruinirte ihr Sold die griechischen Staaten.

Um diese Zeit gelangte in dem benachbarten Makedonien, welches sich in Armuth und Arbeit dieselben Culturzustände erhalten hatte, wie Griechenland zur Zeit des trojanischen Krieges, Philipp II. zur Herrschaft. Dieser hatte als Jüngling mehrere Jahre in Theben als Geisel gelebt, hier mit dem Feldherrn Epaminondas, der sein Vaterland von der Herrschaft der Spartaner befreit hatte, täglich verkehrt und hierauf mehrere griechische Freistaaten besucht, wo er Gelegenheit fand, griechische Kunst und Wissenschaft, politische Einrichtungen und Kriegswesen genau kennen zu lernen. Durch Trinkgelage und Lustbarkeiten verstand er es, den makedonischen Feudaladel für sich zu gewinnen, das Kriegswesen wusste er, ohne ihm seine Eigenart zu nehmen, zu verbessern, schlau mischte er sich in die Streitigkeiten

der griechischen Staaten, liess sich in den Amphiktyonenbund aufnehmen und zu Executionen verwenden; dadurch verschaffte er sich ein Uebergewicht in Griechenland, und als Theben und Athen die ihnen drohende Gefahr erkannten und in Eile ein Heer zusammenrafften, um ihn zu bekriegen, war er stark genug, sie zu schlagen. Im August 338 vor Christo wurde auf dem Gefilde von Khäronea die Selbständigkeit Griechenlands vernichtet.

Während sich hierauf Philipp zu einem Kriege gegen Persien, welches man nach Xenophons Anabasis zu fürchten aufgehört hatte, rüstete, wurde er 336 ermordet, aber ihm folgte sein zwar nur zwanzigjähriger, aber gewaltigerer Sohn Alexander, der von dem griechischen Philosophen Aristoteles erzogen und von Kindheit an zu kriegerischer Thätigkeit gewöhnt, ausserdem mit einem hohen Geiste und Feldherrnblicke begabt war; er zertrümmerte das persische Reich, führte seine Truppen einerseits bis an die Grenzen Sibiriens, andererseits bis zum Indus und Nil und unterwarf sich die innerhalb dieses Raumes gelegenen Reiche vom Jahre 334 bis zu seinem 323 erfolgten Tode.

Obwohl die Makedonier von den Griechen als Barbaren (so nannten die Griechen alle fremden Völker) betrachtet wurden, gehört doch die makedonische Periode vollständig in die griechische Culturgeschichte, denn nicht nur Alexander selbst geberdete sich als Grieche, seine Feldherren und Nachfolger in Syrien und Aegypten strebten in ihren Ländern griechische Sitte und Wissenschaft zu verbreiten.

Aristoteles trennte sich zwar von Alexander, als dieser die kriegerische Laufbahn begann, und ging nach Athen, wo er in den schattigen Laubengängen des Lyceums seine Philosophie lehrte; aber die Entfernung hinderte nicht den fortdauernden Verkehr des Herrschers mit seinem Lehrer. Aristoteles schickte dem Alexander Männer für seine Zwecke zu, ertheilte ihm Rathschläge für seine Pläne und sandte ihm Bücher für seine Belehrung, Alexander dagegen richtete mit grossen Kosten und mit persönlicher Bemühung einen Theil seiner Umgebung darauf ein, des Aristoteles Forschung zu fördern. Auf diese Weise waren Alexander's Eroberungszüge zugleich wissenschaftliche Expeditionen.

Aristoteles vereinigte die geistigen Bestrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer zu einem Ganzen; er schrieb die erste Theorie der Dichtkunst, schuf ein System für die Naturwissenschaften, welche bis dahin nur

empirisch betrieben worden waren, und entwarf eine Lehre der Staatswissenschaft, welche im Gegensatze zu dem Idealstaate seines Lehrers Plato praktisch durchführbar sein und der Weltmonarchie Alexander's Dauer verschaffen sollte. Von den Schriften des Aristoteles sind viele zugrunde gegangen, aber die Ueberbleibsel derselben bildeten für die Araber und die Christen des Mittelalters noch die Grundlage aller Wissenschaften.

Was Aristoteles begonnen, führte sein Schüler Theophrastus (gestorben 286 vor Christo) fort, er verfasste ein arithmetisches Werk, eine Geschichte der Mathematik und vervollkommnete die Naturwissenschaften durch die Beschreibung und Eintheilung des Pflanzenreiches, wie Aristoteles schon die Thierwelt beschrieben und eingetheilt hatte.

Inzwischen hatte Athen jede politische Bedeutung verloren, die Gelehrten folgten den siegreichen Feldherren, und unter diesen war es besonders Ptolemäus I., den man für einen natürlichen Sohn des Königs Philipp von Makedonien hielt, welcher ihnen in der von Alexander gegründeten Hafenstadt Alexandria eine glänzende Stätte bereitete. Dieser wusste sich, während seine Genossen sich vierzig Jahre lang um die Erbschaft Alexander's schlugen, in der ihm zugefallenen Statthalterschaft Aegypten zum unabhängigen König zu machen, der Reichthum Aegyptens gestattete ihm einen glänzenden Hofhalt, und während er Alles vermied, was die ägyptischen Priester beleidigen konnte, suchte er griechische Kunst und Sitte in Aegypten einzubürgern.

Was er angefangen, setzten seine Nachfolger Ptolemäus Philadelphus und Evergetes fort. Alexandrien wurde eine der glänzendsten Städte der Welt, ausser Palästen und Tempeln besass sie auch eine eigens für gelehrte Zwecke angelegte Anstalt, das Museum, welches sich an den königlichen Palast anschloss. Ein Theil des Gebäudes war zu Wohnungen und Speisesälen für Gelehrte bestimmt, andere Zimmer und Säle zum Lehren und Abschreiben der Bücher, eine Bibliothek, die grösste der Welt, stand den Gelehrten zur Verfügung, und grosse Ländereien waren zum Unterhalte der Anstalt bestimmt.

Eine schöpferische Thätigkeit wurde in diesem Museum so wenig wie in irgend einer Gelehrten-Akademie entwickelt, dagegen entstand dort die Wissenschaft der Grammatik, unter welchem Namen die Alexandriner mehr verstanden, als wir jetzt darunter verstehen, denn die Grammatik umfasste alle Kenntnisse, welche zum Verständniss der alten griechischen Schriftsteller nöthig waren, Sprache, Alterthum, Sitten, Religion, Ceremonien, Völker- und

Länderkunde, Kritik der älteren Literatur, Berichtigung von Schreibfehlern u. a. Die Theologie der Mohammedaner (S. 446) hat offenbar von den griechischen Grammatikern den Impuls empfangen und die jüdischen Talmudisten sind so geistesverwandt mit ihnen, dass es nur fraglich bleibt, wer von dem Anderen entlehnt hat.

Die Dichtkunst gestaltete sich um diese Zeit zu gelehrter Spielerei, man bewunderte Gedichte, welche aus den Versen Homer's zusammengesetzt waren, oder solche, deren metrische Anordnung die Form von Flügeln, Beilen und Eiern bildete; Tragödie und Komödie verloren den Zusammenhang mit dem Volke, der ihnen allein einen erziehenden Zweck verleiht, sie wendeten sich ausschliesslich an das Verständniss der Vornehmen; zu gleicher Zeit schuf Theokritus von Syrakus die bukolische Dichtung, welche der von Sinnesgenüssen überreizten Hofwelt ein Schäferleben vorgaukelte, in welchem körperlich und geistig geschminkte Puppen den ursprünglich unschuldigen Zustand der Menschheit nach Plato's Träumen vorstellen sollten.

Die grössten Fortschritte machten um die Zeit die realen Wissenschaften. Herophilus von Chalkedon und Erasistratus von Keos erhielten auf Befehl der Ptolemäer Leichname zum Zergliedern ausgeliefert. Dioskorides schrieb eine Botanik, welche für die Araber und die christlichen Völker des Mittelalters die Grundlage ihrer Pflanzenkunde wurde; Euklides führte, auf Aristoteles' Studien weiter bauend, ein Lehrgebäude der Mathematik auf, welches die Arithmetik, die Geometrie und die Stereometrie umfasste und ebenfalls ein gesuchtes Werk der Gelehrten des Mittelalters wurde; Archimedes, 287 vor Christo zu Syrakus geboren, wendete mit ausserordentlichem Geschick die Mathematik auf die Gewerbe und Künste an, verbesserte durch seine Mitwirkung bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt die Kriegskunst, fand selbst mehrere wichtige mathematische Lehrsätze und zeichnete sich durch eine Reihe von Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik aus; er sowohl wie Aristarch von Samos und Hipparchus von Nikäa verbesserten die Astronomie.

Die fernere Geschichte der griechischen Cultur fällt mit der römischen zusammen.

III. DIE RÖMER.

Zur Zeit, da Rom gegründet wurde, war Italien zum Theile bereits cultivirter als heute. Die Moräste der Lombardei waren von den Etruskern (auch Tusker und Tyrrhener, in den ägyptischen Inschriften Tuirša genannt) durch Dämme und Canäle in fruchtbares Ackerland verwandelt worden. Da, wo jetzt die pontinischen Sümpfe die Luft verpesten und eine weite, theils ganz öde, theils nur zur Viehzucht geeignete Strecke Landes bilden, lagen nicht weniger als 23 volkreiche Städte der Latiner und im Süden trieben die samnitischen Völker Ackerbau, zogen Wein und züchteten treffliches Vieh. Nicht den Segen der Cultur brachte die Colonie, welche sich auf dem palatinischen (Pales war eine Hirtengöttin) Hügel zu Rom ansiedelten, nach Italien, ihr Gott war der kriegerische Mars, ihr Symbol der Speer und ihr Streben Eroberung; aber durch den Einfluss, den sie auf andere Völker übten, haben die Römer die Spuren ihres Daseins auch mit breiten Zügen in die Culturgeschichte der Menschheit eingezeichnet.

Obgleich erst in verhältnissmässig junger Zeit entstanden, ist Rom doch bezüglich seiner ältesten Geschichte in dasselbe Dunkel der Sagen gehüllt, wie alle Reiche des Alterthums. Als den Tag der Gründung ihrer Stadt feierten die Römer den 21. April, als das Jahr wurde von einem späteren Astrologen 753 vor Christo bestimmt, als Gründer galten zwei Zwillingsbrüder, Romulus und Remus (Söhne des Mars und einer latinischen Prinzessin Rhea oder Silvia), welche in einer Mulde dem Wasser ausgesetzt, zu einem wilden Feigenbaum getrieben und hier von einer Wölfin gesäugt, von einem Specht ernährt wurden. Diese Sage erinnert an das Bild, welches die Griechen auf die Gründung Athens bezogen (Fig. 9), Romulus und Remus treten an die Stelle des Pallas und der Athene, der Specht an die Stelle der Eule, die Wölfin an die Stelle der Schlange, die ja, wie der nordische Loki beweist, mythologisch mit dem Wolfe eng verwandt war. Mann und Weib, Baum, Vogel und vierfüssiges Thier waren nach alter Anschauung die Elemente, die Kinder der Erde, die Göttersymbole, welche verehrt wurden. Wenn der zweite König von Rom, Numa Pompilius, verbot, ein Bild der Gottheit in menschen- oder thierähnlicher Gestalt zu machen, so hatte er offenbar die oben genannten Thiere im Auge, die gleichwohl in Rom im Geruche der Heiligkeit blieben.

Die ersten Bewohner Roms bildeten drei Stämme, von denen die Ramnes als Abkömmlinge der Latiner, die Tities als Abkömmlinge der Sabiner und die Luceres als Abkömmlinge der Etrusker betrachtet werden; doch kann Rom nicht als Colonie eines dieser drei Völker gelten, da es nie als Filiale dieser Völker betrachtet wurde; denn angenommen, die aus Etrurien eingewanderten Tarquinier hätten eine Eroberung Roms durch die Etrusker bedeutet, so war es doch nicht der Sitte jener Zeit gemäss, dass ein König in der eroberten Stadt seine Residenz aufschlug und dort Paläste errichtete, wie die Tarquinier dies laut Zeugniss der Trümmer ihrer Bauwerke gethan haben; vielmehr scheinen die Ramnes ein zur See eingewandertes Volk gewesen zu sein, welches sich auf einem Hügel an der Tiber festsetzte und das brachliegende Schwemmland der Küste bebaute. Von solchen Einwanderungen weiss die Geschichte zu berichten: Evander kam mit einer Schaar Arkadier aus Griechenland und siedelte sich auf einem der sieben Hügel Roms an, später kamen Flüchtlinge aus Troja, Aeneas und dessen Sohn Ascanius oder Julius, welcher Alba Longa im Latinerlande gründete, und die Mulde, welche Romulus und Remus trug, dürfte daher auch ein Seeschiff gewesen sein. Um die Zeit der Gründung Roms begann Sparta seine Herrschaft auszudehnen und die Freiheitsliebe mag irgend einen argivischen Stamm veranlasst haben, die Auswanderung der Knechtschaft vorzuziehen. Darauf deutet der Umstand hin, dass in der Geschichte des Romulus erzählt wird, er habe die argivischen Rundschilde mit den langen Schilden der Sabiner vertauscht. In Argos waren Colonien der Lykier oder Wolfssöhne, von denen ein Stamm in Kleinasien sesshaft blieb, während sich Spuren anderer Stämme selbst in Aegypten zeigen. Die Stammesverwandtschaft mit den Latinern scheint die ausländische Abstammung der Römer später in Vergessenheit gebracht zu haben.

Das römische Volk zerfiel in zwei Stände: Patrizier und Plebejer. Die ersteren, die Väter *(patres)* der Stadt, waren offenbar die Ankömmlinge, Romulus bildete aus hundert von ihnen den Senat (die Aeltesten), die politische Behörde. Ob es gerade hundert Familien waren (wie die Pe-šiṅ der Chinesen S. 252), welche Rom gründeten, mag dahin gestellt sein, jedenfalls musste bei der Gründung des Staates die Eintheilung des Volkes in hundert Familien eintreten, da hierauf die Eintheilung des Heeres beruhte und bei einem kriegerischen Volke, wie es die Römer waren, die bürgerliche mit der militärischen Eintheilung zusammenfiel.

Die Plebejer dürften arme Flüchtlinge aus den umliegenden Städten gewesen sein, welche das junge Rom gern aufnahm, da es ihrer Hände zur Arbeit wie zum Kriege bedurfte, denn die Stellung der Plebejer entspricht ganz derjenigen der Fremden in den griechischen Staaten, z. B. der Metöken (S. 509). Man überliess ihnen, wenn sie Ackerbauer waren, einige Felder in Pacht, oder man gestattete ihnen, wenn sie Handwerker waren, ihren Wohnsitz in der Stadt zu nehmen, wo sie wahrscheinlich einen Kopfzins entrichteten. Jeder Plebejer musste sich einen Schutzherrn (Patron) wählen, er war dessen Client und wurde von ihm in Rechtsstreitigkeiten vertreten, denn die Patricier hatten ihr eigenes Recht, dessen Bestimmungen vor dem Volke geheim gehalten wurden, wie in Indien die Sudras die Veden nicht lesen durften; für diesen Schutz musste der Client dem Patron eine Entschädigung in Geld oder Arbeit liefern; erst in späterer Zeit galt es für schimpflich, wenn ein Vornehmer von einem Geringen sich bezahlen liess.

Ausserdem waren die Patricier auch Priester, jedes Haus hatte seine Schutzgottheit, welcher vom Hausvater Opfer gebracht wurden, der König als Vater des Landes *(pater patriae)* opferte den Schutzgottheiten des ganzen Stammes, in Rom: Jupiter und Mars. Hieraus geht hervor, dass die Söhne der Patricier, besonders die ältesten, eine Erziehung erhalten mussten, welche sich nicht nur auf die Waffenkunde beschränkte, sie mussten die Sterne kennen, um die Zeitabschnitte und die damit verbundenen Opferfeste zu bestimmen, zumal die altrömischen Monate, deren Namen später auch die Sabiner annahmen, ungleichmässig in Bezug auf die Zahl ihrer Tage waren, sie mussten die Heilmittel für Krankheiten der Menschen und des Viehes kennen, sie mussten die Gesetze, die Regeln der Kriegskunst und die mit der Verwaltung unzertrennliche Arithmetik kennen; diesen Unterricht erhielten sie theils auf Grundlage mündlicher Ueberlieferung, theils aus Ceremonienbüchern; die Römer brachten demnach, wie auch die eigenthümliche Form ihrer Buchstaben beweist, die Kenntniss des Schreibens und Lesens bereits nach Italien mit und brauchten ihr Alphabet nicht erst von den Griechen zu entlehnen.

Der junge Staat erhielt nicht nur Zufluss an armen Einwanderern, schon unter Romulus zog ein Theil des sabinischen Volkes, welcher unter Titus Tatius aus Cures auswanderte, nach Rom und liess sich auf dem quirinalischen Hügel nieder. Die Sage hat damit einen Raub sabinischer Jungfrauen

verbunden; doch ist diese Sage zu unklar, um darauf näher einzugehen. Die mit Titus Tatius eingewanderten Titienser waren jedenfalls reich und im Stande, den Römern die überlassenen Grundstücke gut zu bezahlen, sie wurden daher als gleichberechtigte Patricier aufgenommen und ihr Führer Tatius theilte mit Romulus die Herrschaft des jungen Staates. Dagegen können die Luceres nicht schon unter Romulus eingewandert sein; wir finden nämlich später einen König Lucius Tarquinius, der aus Etrurien eingewandert war und seinen Namen Lukumo in Lucius verwandelt hatte; Lukumenen nannten sich aber die etruskischen Adeligen, und es ist daher wahrscheinlich, dass ein Theil derselben gleich den Sabinern sich in Rom ankaufte und wie Lukomo in Lucius verwandelt wurde, in Rom Luceres hiess; von einer etruskischen Eroberung kann, wie bereits erwähnt, keine Rede sein, da in diesem Falle die Ramnenser und Titienser nicht ihren Rang behalten hätten, wohl aber usurpirte das Oberhaupt der neuen Ankömmlinge den römischen Thron, als derselbe durch Todesfall erledigt war. Eine vierte Einwanderung fällt in die ersten Jahre der Republik, wo der Latiner Attius Clausus mit 5000 Clienten nach Rom einwanderte, weil er mit seinen Landsleuten in Zwist gerathen war. Auch er wurde unter dem Namen Appius Claudius in die römische Patricierschaft aufgenommen und erhielt 25 und für jeden seiner Clienten 2 Morgen Land, wahrscheinlich gegen gute Bezahlung. Diese letzte Einwanderung, deren Ursachen in glaubwürdiger Weise angegeben sind, wirft ein helles Licht auf die früheren, denn gleiche Wirkungen beruhen auf gleichen Ursachen.

Einen weiteren Theil der Bevölkerung Roms bildeten die Sklaven, welche entweder Kriegsgefangene waren oder von Seeräubern und Händlern gekauft wurden; diese wurden theils gefesselt beim Ackerbau, theils zu häuslichen Beschäftigungen verwendet, denn die Frauen waren den Männern zu keinem Geschäft oder Dienst verpflichtet, die Wollarbeit ausgenommen.

Die Regierungszeit des Romulus war meist mit Kämpfen ausgefüllt, theils mögen die Ureinwohner die fremde Ansiedlung nicht ruhig haben geschehen lassen, meistentheils aber wurden die Kriege von den Römern muthwillig vom Zaune gebrochen, denn Gelegenheit zur Jagd gab es in diesem wohlangebauten Lande wenig und durch Krieg verschaffte man sich billig Grundbesitz und Sklaven. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Römer Krieg führten, die Begierde, mit welcher sie jeden Misserfolg wettzumachen suchten, der Mangel an Moral in der Wahl ihrer Mittel hat ihnen den Erfolg über ihre

gleich tapferen Nachbarn verliehen, ihre Geschichte ist aber der schlagendste Beweis dafür, dass unrecht Gut nicht gedeiht.

Schon Romulus wurde durch das Glück übermüthig gemacht; nach dem Tode des Tatius holte er die Rathschläge des Senats nicht mehr ein und liess diesen nur den stummen Zuhörer seiner Befehle sein; er umgab sich mit einer Leibgarde von dreihundert Mann, die Celeres (Schnellen), welche seine Befehle auszuführen hatten, liess Leute vor sich hergehen, welche das Volk mit Stöcken wegtrieben, und mit Stricken umgürtet waren, um jeden sofort zu binden, den zu verhaften ihnen befohlen wurde (Lictoren), schmückte sich mit purpurfarbenem Unterkleid und purpurverbrämter Toga und sass bei öffentlichen Geschäften auf einem Throne. In alledem erblickten die Patricier eine unbefugte Ueberhebung und eines Tages war Romulus verschwunden. Als das Volk Mord vermuthete, erklärte ein Patricier mit einem Eide, Romulus sei ihm als Gott erschienen und habe ihm erklärt, dass er durch der Götter Willen der Erde entrückt sei. Da den Patriciern allein der Götter Wille bekannt war, konnte das Volk nichts einwenden und die üblen Reden verstummten.

Sein Nachfolger, der Sabiner Numa Pompilius, war friedlichen Charakters. Er schaffte sofort die dreihundert Trabanten ab, vermied jeden Krieg und suchte durch festliche Aufzüge, Opfer und Tänze die Römer mit dem Frieden zu versöhnen; als Wächter des Friedens führte er die Priesterschaft der Fetialen ein, welche Streitigkeiten durch Vorstellungen beizulegen hatten und den Krieg nicht früher erlaubten, als bis jede Hoffnung eines Ausgleiches geschwunden war. So lange Numa herrschte, fand auch kein Krieg statt, den echten Römern war jedoch die Verwendung der Fetialen eine reine Komödie; der Tempel des Janus, der in Kriegszeiten offen stehen musste, und deshalb die Kriegspforte hiess, blieb bei ihnen nur selten und dann nur kurze Zeit geschlossen. Eine andere Priesterschaft, die der Salier, welche tanzend mit Dolchen an die Schilde schlagen mussten, um Unglück, wie Seuchen u. dergl., zu vertreiben, dürfte den kretensischen Korybanten nachgebildet sein, wie überhaupt eine Verwechslung zwischen dem griechischen Nomos (Gesetz) und Numa Pompilius manchen Gebrauch diesem zuschreibt, der älter war. Die Griechen fanden die Gesetze des Numa den Lehren des Pythagoras so entsprechend, dass sie behaupteten, Letzterer sei der Lehrer des Numa gewesen, obgleich er doch anderthalb Jahrhunderte später lebte; wahrscheinlich ist,

dass Beider Lehren auf einer gemeinsamen Quelle beruhten, wobei nicht ausgemacht ist, dass diese gerade in Aegypten war. Wir benützen daher die Gesetzgebung Numa's, um durch dieselbe einen Einblick in das römische Leben zu erhalten.

Numa setzte Oberpriester ein, welche Pontifices (Brückenmacher) hiessen; wir erinnern uns hierbei an die Heiligenbilder, welche noch jetzt unsere Brücken behüten. Wahrscheinlich ist die jetzige Mauth eine Fortsetzung früherer freiwilliger Gaben, von deren Ertrag die Pontifices die Erhaltung der Brücken bestritten; diese waren in alter Zeit von Holz, ohne Eisen, blos mit hölzernen Nägeln zusammengefügt; erst später traten steinerne an ihre Stelle. Der höchste Oberpriester *(pontifex maximus)* hatte das Amt eines Erklärers der Religion, er brachte die Staatsopfer dar und überwachte die Privatopfer, damit diese nach den vorgeschriebenen Gebräuchen erfolgten, zugleich führte er die Aufsicht über die heiligen Jungfrauen der Vesta (Vestalinnen), welche das ewige Feuer erhalten mussten. Wenn dasselbe durch einen Zufall ausging, wie zu Rom im Mithridatischen und im Bürgerkriege, musste es mittels eines Hohlspiegels an der Sonne neu entzündet werden. Der Feuertempel war kreisrund wie die Welt, in deren Mitte eine Centralflamme brennend gedacht wurde, um welche sich auch die Erde bewege. Numa lehrte ferner, dass die Bestattung der Todten nicht beflecke, da die Götter der Unterwelt das Köstlichste, was die Menschen haben, zu sich nehmen. Die Zeit der Trauer bestimmte er nach dem Alter der Verstorbenen: ein Kind unter drei Jahren sollte man gar nicht betrauern, ein älteres nur so viel Monate, als es Jahre gelebt, die längste Trauer sollte zehn Monate dauern, bis zu deren Verfluss auch die Frau eines Verstorbenen im Witwenstande blieb.

Numa verbot, die Gottheit in menschen- und thierähnlicher Form darzustellen, er scheint auch Menschenopfer abgeschafft zu haben. Wie Seite 23 erwähnt, war das Hauptgeschäft der Priester, durch Zauberkünste den Jupiter auf die Erde herabzuziehen, d. h. Regen zu machen; Numa führte nun ein eigenes Sühnopfer beim Wetterschlag ein. Die Sage erzählt, der Gott habe geboten, die Sühne solle mit Köpfen geschehen. Von Zwiebeln? fiel Numa ein. Der Gott antwortete: Von Menschen. Numa fragte: Mit Haaren? Jupiter entgegnete: Mit lebendigen — aber Numa setzte schnell hinzu: Mänen. Seither opferten die Römer beim Wetterschlag Zwiebeln, Haare und Mänen (eine Art kleiner Seefische).

Bei Aufzügen mit den Göttersymbolen, überhaupt bei Processionen der Priester gingen Herolde durch die Stadt voran und geboten Stille und Einstellung der Arbeit, die Strasse musste für die heiligen Angelegenheiten frei sein von allem Getöse, Pochen, Stöhnen und anderem Lärmen, welches die Handwerksarbeiten nothwendig begleitet, damit die Seele sich ganz auf die Verehrung der Götter wende.

Numa führte für die Handwerke Zünfte ein, wie die der Flötenspieler, Goldarbeiter, Zimmerleute, Färber, Schuster, Gerber, Schmiede und Töpfer, alle übrigen Gewerbe vereinigte er zu Einer Zunft. Für jede Zunft ordnete er Zusammenkünfte und gottesdienstliche Feierlichkeiten an (wie sich solche bis auf den heutigen Tag erhalten haben) und strebte durch solche corporative Vereinigungen die Unterscheidung zwischen Sabinern und Römern, Titiensern und Ramanensern aufzuheben.

Den beiden Göttern Jupiter und Mars fügte Numa den Romulus als Flamen quirinalis hinzu, doch scheint er eher den Romulus mit dem Quirinalis vereinigt zu haben, denn dieser, sowie der Name Quiriten, den die Römer auch erhielten, dürfte von der sabinischen Stadt Cures abstammen. Ferner liess er die Muse Tacita (Schweigen) verehren und erbaute der Fides (Treue) einen Tempel, die Worte „meiner Treu“ sollen von ihm als höchste Betheuerung in Rom aufgebracht worden sein. Am meisten sorgte er für den Ackerbau, er führte eine bestimmte Abgrenzung der Aecker ein, vertheilte das eroberte Staatsgut unter die dürftigen Bürger, setzte für die einzelnen Bezirke, Pagi genannt, Vögte ein und sah selber nach, ob die Bürger ihre Aecker gut bestellten, beförderte die Fleissigen zu Ehren und Aemtern und schalt die Trägen und Leichtsinnigen. Den Cultus des Grenzgottes *(Terminus)* hat er, wenn nicht eingeführt, so doch jedenfalls befördert. Endlich regelte er den Kalender. Früher hatten manche Monate 20, andere 35 Tage, man hielt blos darauf, dass das Jahr 360 Tage hatte. Numa berechnete, dass der Unterschied 11 Tage ausmache, weil das Mondjahr 354, das Sonnenjahr 365 Tage hat. Er nahm daher diese 11 Tage zweimal und schob alle zwei Jahre nach dem Februar, damals dem letzten Monate des Jahres, einen Schaltmonat von 22 Tagen ein, welchen die Römer Mercedinus oder Mercedonius nannten; auch machte er den Januar, der vorher der elfte gewesen, zum ersten Monat, während Romulus den dem Mars geweihten März obenan gestellt hatte. Der Januar hat vom Janus seinen Namen, der Februar war der Reinigungsmonat *(februare*

„reinigen"), in diesem Monat wurden die Lupercalien, ein Sühnungsfest, gefeiert; April war der Frühlingsmonat, der die Knospen und Blüthen öffnet *(aperit)*; der Mai war dem Mercur, dem Sohne der Maja, geweiht; der Junius der Juno; die folgenden Monate wurden mit Zahlen bezeichnet: Quintilis (5.), Sextilis (6.), September (7.), October (8.), November (9.), December (10.); später erhielt der fünfte den Namen Julius nach Julius Caesar, der sechste den Namen Augustus nach dem Titel des ersten römischen Kaisers.

Der folgende König, Tullus Hostilius, von lateinischer Abkunft, nahm den Krieg wieder auf, aber auch sein Nachfolger, Ancus Marcius, ein Tochtersohn des Numa, musste Krieg führen.

Diesem folgte der oben erwähnte Etrusker Tarquinius der Aeltere, welcher etruskische Sitten und Einrichtungen nach Rom verpflanzte. Er liess Cloaken und Wassergewölbe bauen, durch welche das Forum und einige andere Theile der Stadt trocken gelegt wurden und die das spätere Rom als Riesenwerke anstaunte. Er umgab die Stadt mit einer Mauer von Quadersteinen, liess auf der Spitze des capitolinischen Hügels eine grosse Fläche ebnen und legte hier den Grund zu einem ungeheuren Tempel, den erst der zweite seiner Nachfolger vollendete. Auch liess er das Forum zu einem Markte und Versammlungsort der Bürger herrichten und erbaute den Circus maximus oder das zu grossen öffentlichen Wettspielen bestimmte Gebäude. Die Folge der Einwanderung dieser Etrusker war eine Vermehrung der Zahl der Senatoren auf 300; um diese Zeit kam auch der zwischen Patriciern und Plebejern stehende Stand der Ritter auf. Obgleich Tarquin viel für die Pracht Roms that, traf ihn doch des Romulus Schicksal, die Söhne des Ancus Martius ermordeten den Usurpator.

Ihm folgte Servius Tullius, der eine neue, auf dem Vermögen beruhende Eintheilung des Volkes vornahm. In die erste Classe theilte er die Bürger mit mehr als 100.000 Ass (2300 Thaler) Vermögen, sie umfasste 80 Centurien schwerbewaffneten Fussvolkes, sowie den aus den reichsten Plebejern gebildeten und aus 18 Centurien bestehenden Ritterstand, in die zweite Classe kamen die Bürger mit 75.000, in die dritte die mit 50.000, in die vierte die mit 25.000, in die fünfte die mit 12.500 und in die sechste die Bürger mit geringerem Vermögen; die zweite, dritte und vierte Classe bestand aus je 20 Centurien, die zweite war noch schwer bewaffnet, die beiden anderen bildeten den Uebergang zu den leichten Truppen, die fünfte Classe bildeten

30 Centurien leichten Fussvolkes, die sechste Classe bildete nur eine Centurie, bestand aber aus drei Abtheilungen, nämlich Accensi (Zugezählte) oder Velati (die mit einem Mantel bekleideten Unbewaffneten, welche im Felde warten mussten, bis Vorleute gefallen waren, derer Waffen sie sich bedienen konnten), dann Proletarier, welche im Stande waren, Kinder heranzuziehen, und Capite censi (die blos nach der Kopfzahl Geschätzten). Ausserdem wurden noch vier Centurien Handwerker (Zimmerleute und Waffenschmiede) und Musikanten ohne Rücksicht auf ihr Vermögen gebildet und den vier ersten Classen zugetheilt. Alle fünf Jahre *(Lustrum)* fand eine Schätzung statt, nach welcher die Veränderungen in der Zutheilung vorgenommen wurden. Die Versammlungen der Centurien (Comitien) hatten das Recht der Wahl der höheren Beamten, der Entscheidung über Krieg und Frieden und der Genehmigung oder Verwerfung der Gesetzesvorschläge des Senats; aber jede einzelne Centurie stimmte für sich ab und die Majorität der 193 Centurien-Stimmen entschied. Ausserdem blieben die plebejischen oder Tribus-Comitien und die patricischen oder Curien-Comitien bestehen, aber jene verhandelten nur ihre inneren Angelegenheiten, die patricischen ausserdem noch religiöse, zu welchen auch das Adoptions- und Testamentswesen gehörte, sie hatten ferner den in den Centurial-Comitien gewählten Beamten das Imperium oder Militär-Commando feierlich zu ertheilen.

Der folgende König Tarquinius Superbus glaubte sich, wie Romulus, über Senat und Volksversammlung hinwegsetzen zu können, er umgab sich mit einer Leibwache und suchte mit glänzenden Bauten und Kriegen das Volk zu gewinnen, aber von Griechenland herüber klangen die Nachrichten von der Verjagung der Tyrannen, es bedurfte nur eines Funkens, um den Aufruhr zu entzünden, und diesen lieferte die Schandthat eines seiner Söhne gegen Lucretia, die Gattin eines Officiers. Am 24. Februar 510 fand die Vertreibung der Tarquinier statt und Rom wurde eine Republik.

Die bürgerlichen Verhältnisse blieben von dieser Veränderung unberührt, der Adel hatte nur eine Familie vertrieben, die sich über ihn erheben wollte, die Plebejer glaubte man für ihre Theilnahme hinreichend bezahlt, wenn man unter sie die Güter der tarquinischen Familie vertheilte; ja, das Gesetz, welches Jeden mit dem Tode bedrohte, der nach dem Throne strebte, wurde fast nur in Anwendung gebracht, um Patricier oder selbst Plebejer zu beseitigen, welche für die Rechte des unterdrückten Volkes auftraten.

Schon in den ersten Jahren der Republik empfanden die Plebejer, dass die Umstände sich nicht zu ihren Gunsten geändert hatten. Der vertriebene König suchte mit fremder Hilfe seinen Thron wieder zu erlangen, und so folgte Krieg auf Krieg. Für die Patricier war dieser Krieg eine Lust: während sie im Felde waren, bestellten die Sklaven ihre Felder, Sklaven trugen ihnen die Waffen und Lebensmittel nach, bei Eroberungen wurde ein Theil des Landes unter sie vertheilt, ein anderer blieb Domäne des Staates und wurde um geringe Summen von ihnen gepachtet, bei den üblichen Plünderungen heimsten sie den besten Theil ein; kurz, der Krieg war für die Patricier ein Mittel, sich zu bereichern. Dagegen theilte der Plebejer mit ihnen wohl die Gefahr, aber nicht den Lohn, seine Geschäfte stockten während des Krieges, weil in seiner Familie die beste Manneskraft fehlte, Sold gab es bis zum Jahre 406 nicht, der Krieger musste sich selbst beköstigen, von dem eroberten Grundbesitz erhielt der Plebejer nichts, ihn stürzten die Kriege in Schulden, das Geld erhielt er nur von den Patriciern zu Wucherzinsen; konnte der Schuldner nicht zahlen, so musste er seine Kinder als Sklaven verkaufen und wurde schliesslich selbst in Schuldhaft und Frohndienst genommen und seinem Gläubiger gerichtlich als Sklave zugesprochen.

Um die Unruhen, welche diese Zustände hervorriefen, zu unterdrücken, gab es für die Patricier zwei Mittel: die Dictatur und den Krieg, dessen eiserne Disciplin die politische Bewegung erstickte. Die Dictatur war eigentlich eine Wiederherstellung der Königsmacht, allerdings nur auf sechs Monate; anstatt der beiden Consuln, welche nach der Vertreibung der Könige eingesetzt wurden und von denen jeder durch Widerspruch die Gebote des andern verhindern konnte, wurde ein Mann mit unbeschränkter Vollmacht vom Senat ernannt; der erste war Titus Lartius, zehn Jahre nach der Errichtung der Republik, als die durch Schulden gedrückte grosse Masse der Plebejer sich weigerte, gegen die mit Tarquinius verbündeten Latiner in's Feld zu rücken. Damals beugte die Furcht den Widerstand der Plebejer, aber 494, nachdem sie wiederholt getäuscht und mit leeren Versprechungen hingehalten waren, beschlossen die Plebejer auszuwandern, und auf einer Anhöhe, welche später den Namen des „heiligen Berges“ erhielt, 3000 Schritte vor Rom, eine neue Stadt zu gründen, wozu sie die Mittel hatten, da auch reiche und fremde adelige Familien, denen die römischen Patricier die Gleichstellung verweigert hatten, sich unter ihnen befanden. Um die durch eine solche Trennung

entstehende Schwächung des Staates zu verhindern, mussten die Patricier nachgeben. Was zur Regelung der Schuldverhältnisse geschah, ist unbekannt, wahrscheinlich wurden den Aermeren die Schulden erlassen, jedenfalls errangen die Plebejer ein wichtiges politisches Recht, nämlich aus ihrer Mitte zwei Beamte, Volkstribunen genannt, zu wählen, welche sie gegen den Missbrauch der patricischen Gewalt schützen sollten. Diese konnten den Sitzungen des Senats beiwohnen, durften zwar nicht an der Berathung und Abstimmung theilnehmen, konnten aber durch das Wort Veto (d. h. ich verbiete es) jeden Beschluss des Senates, insbesondere das Aufgebot der Plebejer zum Kriegsdienste und die Erhebung einer Kriegssteuer unwirksam machen, und sie konnten Volksversammlungen (Tribus-Comitien) einberufen, in denen ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen nach Köpfen abgestimmt wurde.

Dadurch, dass diese Volksversammlungen nicht so wie die Senats-Sitzungen und die Centuriats-Comitien mit Auspicien (Prophezeiung aus dem Vogelfluge) eröffnet wurden, waren sie den priesterlichen Einflüssen entzogen, welche durch vorgeblich ungünstige Anzeichen jene Versammlungen verhindern konnten, auch suchte man die Volkstribunen dadurch, dass sie als unverletzlich erklärt wurden, der Rache der Patricier zu entziehen. Wie gewissenlos Letztere ihre Privilegien schützten, beweisen das Schicksal des Cassius, der 486 verlangt hatte, dass die Plebejer Antheil an den Staatsdomänen erhalten sollten (er wurde angeklagt, nach der Alleinherrschaft zu streben, und hingerichtet); ferner das Schicksal des Genucius, der, weil er 473 alle Consuln seit 486 für die zugesagte, aber nicht bewerkstelligte Ausführung des Cassius'schen Antrages verantwortlich machen wollte, ermordet wurde. Sein Nachfolger Volero liess daher diese Ackerfrage fallen, setzte aber durch, dass die Volkstribunen, um die Wahl dem Einflusse der Reichen zu entziehen, in den Tribus-Comitien gewählt und dass Letztere das Recht erhielten, sich nicht nur mit den plebejischen, sondern mit allen Staatsangelegenheiten zu beschäftigen. 462 verlangte der Tribun Arsa eine schriftliche Gesetzgebung, damit das öffentliche Recht, dessen Kenntniss bis dahin Privilegium der Patricier war, zu Jedermanns Kenntniss gelange. So entstanden die Zwölftafelgesetze, welche von einer Zehnmänner-Commission (Decemvirn) ausgearbeitet, auf zwölf Tafeln eingegraben und öffentlich aufgestellt wurden. Es würde zu weit führen, diese Streitigkeiten einzeln zu verfolgen, es genügt zu bemerken, dass dieselben mit der Gleichstellung der Patricier und Plebejer endigten, zumal

auch 445 das Verbot der Ehe zwischen den beiden Ständen aufgehoben und 300 vor Christo den Plebejern selbst die Erlangung von Priesterstellen eingeräumt wurde.

Inzwischen hatten die Römer nach und nach sämmtliche italienische Völker unterjocht, sie jedoch nicht ihrem Staate einverleibt, sondern mit ihnen Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen, wodurch den italischen Völkern alle Lasten auferlegt wurden, ohne dass sie alle Rechte der römischen Bürger geniessen durften. Auch waren die Rechtsverhältnisse der einzelnen Staaten und Städte sehr verschieden, man unterschied hauptsächlich: 1. Municipien, das waren Städte, welche von der Grundsteuer befreit waren, ihre eigene vollständige Verwaltung hatten und das römische Bürgerrecht, meist jedoch mit gewissen Einschränkungen besassen (auch als römische Vollbürger konnten sie nur bei einer Anwesenheit in Rom an den Abstimmungen und Wahlen theilnehmen); 2. Präfecturen waren jene Städte, deren Rechtspflege oder auch deren ganze Verwaltung durch einen von den Römern ernannten Vorsteher (Präfecten) geleitet wurden; 3. Colonien waren nicht neu gegründete, sondern alte Städte, welche von den Römern erobert und mit römischen Bürgern besiedelt worden waren, sie hatten dieselbe Verfassung wie die Municipien, aber von ihren Grossen befand sich immer einer im römischen Senate und nahm sich daselbst ihrer Angelegenheiten an; die Bevölkerung der Seecolonien war vom Kriegsdienste frei, musste aber als Hafenbesatzung und auf der Flotte dienen. Die Bundesgenossen befanden sich Rom gegenüber in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Plebejer früher zu den Patriciern gestanden hatten; obwohl ihre Contingente oft den grösseren Theil des Heeres bildeten und den Römern an Kriegskunst und Tapferkeit nicht nachstanden, nahmen doch stets die Römer die Ehre und Früchte der Siege für sich in Anspruch; dabei wurden die italischen Länder zu wiederholtenmalen von fremden Völkern verheert, woran die Kriegslust der Römer oder die Unfähigkeit der römischen Feldherren die Schuld trug, so zu Anfang des 4. Jahrhunderts von den Galliern, welche auch Rom zerstörten, 280 erschien der König Pyrrhus von Epirus auf italienischem Boden, um die Bürger von Tarent gegen die Römer zu unterstützen, 218 erschien der karthagische Feldherr Hannibal über die Alpen eindringend in Italien und blieb daselbst 15 Jahre, alle Gegenden mit seinem Heere durchziehend und verheerend, und 135 empörten sich die zahlreichen misshandelten Sklaven und verübten drei Jahre lang masslose

Gräuel. Allerdings blieben die Römer Sieger, aber der Schaden wurde den Bundesgenossen nicht ersetzt; ausgesogen von römischen Steuerbeamten, verwüstet von fremden Armeen, verarmten die einst blühenden italischen Gefilde, die Bauern verliessen die Feldarbeit und verkauften ihre Grundstücke spottwohlfeil an die reichen Römer, welche ungeheure Landstrecken (Latifundien) auf diese Weise erwarben und von ihren Sklaven bearbeiten liessen. So entstand ein grosser Reichthum neben erdrückender Armuth, in den Städten häufte sich ein Pöbel auf, der einestheils beschäftigungslos in den Strassen lungerte und zu jeder Unthat bereit war, anderntheils sich als Söldner anwerben liess, wodurch das frühere Bürgerheer ersetzt und eine Soldateska geschaffen wurde, welche ihren Generalen als blindes Werkzeug folgte, stets bereit, auch gegen die Römer selbst die Waffen zu kehren, welche sie beschützen sollten. Vergebens hatte der edle Tiberius Gracchus als Volkstribun beantragt, ein unausgeführtes früheres Gesetz, wonach Niemand mehr als 500 Morgen Staatsgut besitzen sollte, durchzuführen und den Bundesgenossen die Gleichberechtigung zu verleihen, vergebens rief er den Römern zu, dass die wilden Thiere in Italien ihre Höhlen und Lager hätten, aber nicht die Männer, welche für Italien kämpften und starben, die Herren des Erdkreises genannt würden, allein nicht eine Scholle ihr Eigenthum nennen könnten; er, wie sein Bruder Cajus Sempronius büssten ihre Gerechtigkeitsliebe mit dem Leben, erst musste noch ein furchtbarer Krieg mit den italischen Bundesgenossen durchgekämpft werden, bevor man ihnen das römische Bürgerrecht einräumte.

Freilich konnte um diese Zeit auch das römische Bürgerrecht vor den ärgsten Vergewaltigungen nicht schützen; Rom hatte seine Habgier auf den grössten Theil der damals bekannten Welt ausgedehnt, die fortwährenden Kriege hatten seine Kriegskunst geübt, es hatte den verschiedensten Völkern ihre Fechtarten abgelernt, die Organisation seiner Heere und die altererbte Tapferkeit seiner Soldaten hatte ihm das westliche und südliche Europa, Kleinasien und Nordafrika unterworfen, die eroberten Länder wurden von Feldherren, Prätoren (Statthaltern) und Quästoren (Finanzbeamten) ausgeplündert und ausgesaugt, wobei zwischen Freund und Feind wenig Unterschied gemacht wurde (171 vor Christo baten die Gesandten der spanischen Provinzen den römischen Senat fussfällig, doch nicht zuzulassen, dass man gegen sie, die Bundesgenossen, schlimmer verfahre als gegen die Feinde), der erpresste

Reichthum wanderte nach Rom, um die Bürger zu bestechen, den Senat zu corrumpiren und mit Geld und Gewalt ehrgeizigen und habsüchtigen Menschen zur Herrschaft zu verhelfen. In früherer Zeit waren einzelne Volksführer ermordet worden, in dem mächtig gewordenen Rom fand die Ermordung der Bürger massenhaft statt, alle Bande des Blutes und der Freundschaft hörten auf und selbst der Besitz grossen Vermögens führte zur Hinrichtung, da die Gütereinziehung die Mittel verschaffen musste, die beutegierigen Truppen zu befriedigen, zu deren Bestechung die Silberminen Spaniens und die Reichthümer Asiens nicht ausreichten. Sulla allein liess 40.000 Römer ermorden. darunter 2600 Ritter, 90 Senatoren und 15 Männer, welche früher das Consulat bekleidet hatten. Um diese Zeit hatte die Republik thatsächlich ihr Ende erreicht, denn wenn auch republikanische Formen noch bestanden, so herrschten doch thatsächlich die Generale kraft ihrer Gewalt und kümmerten sich wenig um Recht und Gesetz. Marius, Sulla, Pompejus, Crassus, Antonius, Caesar waren Usurpatoren, welche nur mit einem Senate, der längst seine Würde verloren hatte, eine verächtliche Komödie spielten, indem sie sich zu Dictatoren ernennen liessen. In Brutus, Cassius und ihren Genossen flammte noch einmal das altrömische Gewissen auf, als sie an Julius Caesar das valerische Gesetz zur Ausführung brachten, welches jeden nach der Alleinherrschaft Strebenden zum Tode verurtheilte; doch war die römische Republik nicht mehr zu retten, sie war an der Beute ihrer Eroberungen erstickt, ihre Bürger an Müssiggang und alle Laster und Ausschweifungen gewöhnt, Alles, was ein gesundes Volk schafft: Arbeitsamkeit, Mässigkeit. Sittsamkeit, war verloren gegangen, und selbst Brutus griff zum verwerflichsten aller Mittel, zum Meuchelmord.

Rom bietet ein abschreckendes Beispiel, dass der Weg der Eroberungen ein Volk nicht zum Glücke führt; freilich ist dasselbe wenig gewürdigt worden. noch vor kurzem glaubte ein französischer Kaiser das Leben Julius Caesar's als Muster aufstellen zu können, er musste aber bald darauf die Erfahrung machen, dass er kein gutes Muster gewählt hatte, denn wenn er auch eines natürlichen Todes starb, so verlor er doch die Herrschaft und hinterliess den Franzosen nichts als eine stets zum Bürgerkriege geneigte Partei.

Wir haben bisher die Römer nur in ihrem öffentlichen Leben kennen gelernt, das Bild wäre aber unvollständig, wenn wir nicht auch einen Blick in ihr Familienleben würfen. Als das Muster eines echten, von orientalischer

Ueppigkeit noch nicht angekränkelten Römers kann uns Marcus Cato der Aeltere dienen. Der Sohn wenig bemittelter patricischer Eltern, hatte er seinen Körper von Jugend auf an Arbeit, mässige Lebensweise und Kriegsdienst gewöhnt, zugleich auch die Kunst der Rede geübt, indem er als Sachwalter für Jeden in den benachbarten Dörfern, der seinen Beistand begehrte, auftrat und eine Bezahlung dieses Dienstes nicht annahm. Kehrte er dann nach der Gerichtssitzung auf sein Gütchen zurück, so arbeitete er mit seinen Knechten Winters im Unterkleide ohne Aermel, Sommers nackt, ass mit ihnen im Kreise sitzend dieselbe Kost und trank denselben Wein. Keines seiner Landhäuser war getüncht, einen gewirkten babylonischen Teppich, der ihm durch eine Erbschaft zufiel, verkaufte er sofort. Für einen Sklaven gab er nie mehr als 36 Thaler, denn er sah nicht auf Schönheit des Körpers, sondern auf Kraft, wie sie Pferdeknechte und Ochsentreiber brauchen, wurden sie alt, so verkaufte er sie, um keinen Unnützen zu füttern; die Sklaven mussten entweder arbeiten oder schlafen, dabei erhielt er fortwährend Uneinigkeit und Streit unter ihnen, weil er ihre Eintracht für verdächtig und gefährlich hielt. Im Kriege liess er sich nur von einem Diener begleiten, der die nöthigen Lebensmittel trug, seine Waffen trug er selbst. Als er sich mit Eifer auf Erwerb zu legen begann, fand er, dass der Landbau mehr eine angenehme Unterhaltung als eine Geldquelle sei. Um daher seine Capitalien nutzbringend anzulegen, kaufte er Teiche, warme Quellen, freie Plätze, die sich für Walker und andere Arbeiter dieser Art eigneten, auch Güter, die zu Weideplätzen taugten und Gehölze hatten; davon zog er viele Einkünfte, denen, wie er selbst sagte, nicht einmal Jupiter etwas anhaben könne. Er lieh auch auf Seezins, die verhassteste Art des Wuchers, wobei er folgendermassen verfuhr: die Borgenden mussten immer viele zur Theilnahme bewegen; waren es nun ihrer fünfzig und eine gleiche Zahl Schiffe, so nahm Cato einen Theil für sich durch seinen freigelassenen Quintio, der die Geschäfte besorgte und die Schuldner auf der Fahrt begleitete. Er wagte also nicht das Ganze, sondern nur einen kleinen Theil gegen grossen Gewinn. Bei der Wahl seiner Gattin sah er mehr auf Familie als auf Reichthum, er war dabei überzeugt, dass zwar eines wie das andere die Frauen stolz und hochfahrend mache, dass aber die von edler Abkunft sich des Niedrigen mehr schämen und deshalb ihren Männern in allen löblichen Dingen williger gehorchen. (Doch heirathete er, als seine erste Frau gestorben war, die Tochter eines seiner Freigelassenen, wobei zu bemerken

ist, dass Töchter von Clienten sich nicht ohne Einwilligung ihres Patrons, hier des Cato, verheirathen durften.) Wer Gattin oder Kinder schlage, sagte er, vergreife sich an den ehrwürdigsten Heiligthümern. Wenn nicht Staatsgeschäfte ihn abhielten, war er stets zugegen, wenn seine Frau seinen Sohn badete und einwickelte; sie nährte diesen selbst und oft legte sie auch die Säuglinge der Sklaven an ihre Brust, um ihnen durch die gleiche Nahrung Liebe zu ihrem Sohne einzuflössen. Sobald derselbe zu begreifen anfing, nahm ihn der Vater selbst in Unterricht, wiewohl er einen geschickten Elementarlehrer an seinem Sklaven Chilon hatte, der viele Knaben unterrichtete. Allein, wie er sich selbst äusserte, er wollte nicht, dass sein Sohn von einem Sklaven gescholten oder am Ohr gezupft werde, wenn er zu langsam lernte; auch sollte er nicht dem Sklaven für so wichtigen Dienst verpflichtet sein. Deswegen war denn Cato selbst sein Elementarlehrer, selbst sein Gesetzlehrer, selbst sein Turnmeister; und was das letztere betrifft, so unterwies er den Sohn nicht blos im Gerwerfen, im Kampfe mit schweren Waffen und im Reiten, sondern auch im Faustkampfe, im Ertragen von Hitze und Kälte und im Schwimmen durch die Wirbel und gegen den reissenden Strom. Auch die Geschichte zeichnete er eigenhändig mit grossen Buchstaben auf, damit sich der Knabe zu Hause über die Thaten und Sitten der Altvordern belehren könne. Dieser einfache Mann zeichnete sich gleichwohl als Staatsmann und Feldherr aus.

Cato's Lebensweise mag seinen Zeitgenossen (er starb 149 vor Christo), die schon den Luxus lieben gelernt hatten, absonderlich vorgekommen sein, aber sie war nur altväterisch; mit ihr stimmt überein, dass Marius Curius, welcher drei Triumphe gefeiert hat, von den samnitischen Gesandten mit eigener Hand an seinem Herde Rüben kochend gefunden wurde (S. 327), und dass die Abgesandten des Senats, welche dem Cincinnatus die Dictatur antrugen, ihn auf dem Felde pflügend fanden. Es war nicht gerade Armuth, sondern Verachtung des Luxus, was uns in dieser einfachen Lebensweise entgegentritt (im Jahre 195 erregten die Frauen einen Aufstand, um die Aufhebung von Gesetzen zu erlangen, welche den Luxus beschränkten). Dieselbe Gesinnung herrschte bei vielen Völkern Europas im Alterthum, welche als halbwilde Barbaren verschrien sind, weil sie nicht dem Luxus fröhnten, und doch waren die verzärtelten Herren der römischen Kaiserzeit, die nicht schlafen konnten, wenn sich ein Rosenblättchen auf ihrem Lager gefaltet hatte, aber

Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen liebten, Knabenliebe trieben, zu Brechmitteln griffen, um doppelt und dreifach essen und trinken zu können, viel mehr Barbaren als der Germane, der, wenn auch mit seinen Schweinen unter demselben Dache, züchtig mit seiner Frau lebte und sich mit einem einfachen Rausch begnügte.

Fig. 257. Kaiser Lucius Verus und die jüngere Faustina.

Auch die alten Römer glichen nicht alle dem Cato in seiner Mässigkeit; sie hatten schon in der Königszeit den Luxus kennen gelernt, und zu der Zeit, wo die Griechen sich noch mit Lorbeer-, Fichten- und Epheukränzen als Siegeszeichen in Wettkämpfen begnügten, war bei den Römern die goldene Krone als Ehrenzeichen der Tapferkeit im Gebrauche. Die Poesie der alten Römer bestand in Festliedern bei Opfern, Spottliedern, dramatischen Possenspielen mit Charaktermasken und Sittensprüchen. Pferderennen und Kampfspiele waren schon in alter Zeit ein Vergnügen, ebenso Trinkgelage und volle Tafeln, selbst Cato liebte Tischgesellschaften, wenn auch bei ihm nur billiger Wein mässig aus kleinen Bechern getrunken wurde.

Ueber die Stellung der übrigen Stände giebt Cicero in seinem Buche von den Pflichten folgende Auskunft: „Bescholten sind zunächst die Erwerbszweige, wobei man den Hass des Publikums sich zuzieht, wie die der Zolleinnehmer und der Geldverleiher. Unanständig und gemein ist auch das

Geschäft der Lohnarbeiter, denen ihre körperliche, nicht ihre Geistesarbeit bezahlt wird; denn für diesen selben Lohn verkaufen sie sich gleichsam in die Sklaverei. Gemeine Leute sind auch die von dem Kaufmann zu sofortigem Verschleisse einkaufenden Trödler, denn sie kommen nicht fort, wenn sie nicht über alle Massen lügen, und nichts ist minder ehrenhaft als der Schwindel. Auch die Handwerker treiben sämmtlich gemeine Geschäfte, denn man kann nicht Gentleman sein in der Werkstatt. Am wenigsten ehrbar sind die Handwerker, die der Schlemmerei an die Hand gehen, z. B. Wurstmacher, Salzfischhändler, Köche, Geflügelverkäufer, Fischer, dazu noch etwa die Parfümeriehändler, die Tanzkünstler und die ganze Insassenschaft der Spielbuden. Diejenigen Erwerbszweige aber, welche entweder eine höhere Bildung voraussetzen, oder einen nicht geringen Ertrag abwerfen, wie die Heilkunst, die Baukunst, der Unterricht in anständigen Gegenständen, sind anständig für Diejenigen, deren Stande sie angemessen sind. Der Handel aber, wenn er Kleinhandel ist, ist gemein; wenn er Grosshandel ist und aus den verschiedensten Ländern eine Menge von Waaren einführt und sie an eine Menge von Leuten ohne Schwindel absetzt, so ist er nicht gerade sehr zu schelten; ja, wenn er, des Gewinnstes satt oder vielmehr mit dem Gewinnste zufrieden, wie oft zuvor vom Meere in den Hafen, so schliesslich aus dem Hafen selbst zu Grundbesitz gelangt, so darf man wohl mit gutem Rechte ihn loben. Aber unter allen Erwerbszweigen ist keiner besser, keiner erfreulicher, keiner dem freien Manne anständiger, als der Gutsbesitz.“

Das Wohnhaus der Römer bestand in ältester Zeit aus einem viereckigen Gebäude, welches in der Mitte des Daches eine Oeffnung hatte, um

Fig. 258. Römisches Wohnhaus.

den Rauch des Herdes abziehen zu lassen, dasselbe hat sich in dem Atrium des späteren Wohnhauses, welches Figur 258 zeigt, erhalten. Links ist der

Gez. u lith. v. H. Breuer

Pompejanisches Wandgemälde.

(Nach Zahn.)

von der Strasse in das Haus führende Flur, dann folgt das Atrium, dessen Decke von zwei Säulen getragen wird, neben der zweiten Säule befindet sich eine Cisterne; an das Atrium stösst das Tablinum, ein gedeckter Saal, dessen Wände mit schönen Malereien geziert wurden, von denen Tafel XII eine Probe aus Pompeji zeigt; dieser Saal war der Aufenthaltsort des Hausherrn, der, da der Saal nach zwei Seiten offen war, den vordern und hintern Theil des Hauses übersehen konnte, hier wurden Documente und Geld aufbewahrt; auch deuten einige Spuren an den verschiebbaren Thürtafeln darauf hin, dass dieser Raum abgeschlossen werden konnte; hinter demselben befand sich der oft von Säulen getragene Hof (Peristylium), der durch schmale Gänge zu beiden Seiten des Tablinums mit dem Atrium in Verbindung stand, so dass die Sklaven aus diesem in das Peristylium gelangen konnten, ohne das Tablinum zu betreten; in diesem Hofe befand sich ein Garten und unter demselben zeigt unsere Figur 258 kellerartige Räume. Diese Räumlichkeiten wurden in den Wohnungen der Vornehmen durch vielerlei Baulichkeiten erweitert, wie Figur 259 zeigt, welche nach einem pompejanischen Wandgemälde die Villa eines vornehmen Römers am Meeresufer darstellt. Die Wohnungen der unbemittelten Leute blieben natürlich im primitivsten Zustande.

Fig. 259. Villa am Meeresufer.

Luxusbauten scheinen in der altrepublikanischen Zeit nicht aufgeführt worden zu sein, dagegen viele nützliche öffentliche Bauten, besonders Heerstrassen und Brücken. Appius Claudius liess im Jahre 312 eine Heerstrasse von Rom nach Capua anlegen, dieselbe war mit Steinen gepflastert, mit Kies überworfen und so breit, dass zwei Wagen bequem ausweichen konnten; sie war mit Einkehrhäusern, Meilenzeigern und Steinen zum Aufsteigen auf das Pferd versehen, auch wurden schöne Grabmäler an der Strasse angebracht, um das Andenken der Todten zu bewahren.

Nach dem Muster dieser Via Appia wurden später alle Heerstrassen gebaut und dieselben waren die steten Begleiter der Ausbreitung des römischen Reichs. Auch in den Städten wurden die Strassen gepflastert, Abzugscanäle für Wasser und Cloaken angelegt und Wasserleitungen ausgeführt, um aus den Gebirgen gutes Trinkwasser herbeizuschaffen. Dagegen zeigen die krummen Strassen Roms, als es nach der Zerstörung durch die Gallier wieder aufgebaut wurde, dass die Römer damals keinen Sinn für Regelmässigkeit der Architektur hatten, denn die Eile des Baues kann die Krummheit der Gassen nicht entschuldigen. Erst unter Kaiser Nero erhielt Rom nach einem grossen Brande, bezüglich dessen man Nero selbst als Anstifter im Verdachte hatte, breite und gerade Strassen mit palastähnlichen Wohnhäusern und die meisten Staats- und Tempelbauten stammen aus der Kaiserzeit.

Fig. 260. Via Appia.

Obgleich die Römer Gewerbe und Kleinhandel verachteten, so haben wir doch bei Cato gesehen, dass auch die Patricier gern mit Grosshandel Geld verdienten; in der That wurde bereits im ersten Jahre der Republik ein Handelsvertrag mit Karthago geschlossen, und wenn auch die Römer bis zum punischen Kriege (mit Karthago) keine grosse See-

Fig. 261. Wasserleitung bei Volci.

macht besassen, so hatten sie doch Handels- und einige Kriegsschiffe; auch bauten sie künstliche Seehäfen, indem sie durch Dämme, welche in's Meer hinausgeführt wurden, sowie durch Inseln, welche vor der Oeffnung des Hafens angeschüttet wurden, die natürlichen Anlagen verbesserten, wie

Fig. 262. Römischer Seehafen.

Figur 262 nach einem Wandgemälde zu Pompeji zeigt. Im Schiffbau können die Römer anderen Nationen umsoweniger nachgestanden sein, als die Sklaverei zur nothwendigen Folge hatte, dass sich Handwerksvortheile und Kunstfertigkeiten überall hin verbreiteten, jedenfalls aber in Rom concentrirten; es konnte ihnen daher nicht schwer fallen, während des karthagischen Krieges in 60 Tagen 120 Kriegsschiffe zu bauen, welche sich mit den punischen messen konnten.

Die geistige Thätigkeit der Römer stand der anderer Völker wenig nach, wenn sie auch die Verfeinerung und Spitzfindigkeit der Griechen nicht zeigt. Die Religion Numa's war später durch etruskische Lehren erweitert worden, das Haruspicium oder die Eingeweideschau bei Opferthieren war etruskischen Ursprungs; die zwölf Götter des Thierkreises können nicht von den Griechen entlehnt sein, da sie eigene lateinische Namen haben, ausserdem verehrten die Römer Naturkräfte und persönliche Eigenschaften göttlich, wie den

Schrecken, die Eintracht, die Jugend, die Wohlfahrt, die Angst, die Saat, die Blüthe u. s. w., errichteten ihnen Tempel und brachten Opfer dar, um sich dieselben günstig zu stimmen. Abergläubisch waren die Römer in hohem Grade, kein wichtiges Geschäft wurde unternommen, ohne die Götter zu befragen, doch scheinen die Vornehmen, welche in alle Priesterkünste eingeweiht waren, selbst weniger geglaubt, als vielmehr die Religion benützt zu haben, das Volk zu täuschen. So berathschlagte der Senat am Ende des zweiten punischen Krieges lange und ängstlich über die Steine und Kräuter, welche bei den Friedensceremonien gebraucht werden sollten; schnell kamen aber die Berathungen zu Ende, als der Krieg mit Antiochus III. ausbrach und Eile noththat. Als Scipio Africanus politische Gründe hatte, auf einem Marsche längere Zeit Halt zu machen, gab er vor, dass er als salischer Priester während der dem Mars geweihten Festtage nicht reisen dürfe u. s. w. Dagegen war es wohl aufrichtiger Aberglaube, wenn Cato in seinem Werke über Landbau und Hauswirthschaft sympathetische Curen empfahl.

In der Rechtswissenschaft haben die Römer das Meiste geleistet, ihr Recht wird noch jetzt studirt; der Errichtung von Testamenten wurde grosse Sorgfalt zugewendet und die Wichtigkeit der Eigenthums- und Verlassenschaftsfragen stieg mit dem zunehmenden Reichthum, ausserdem waren die Beziehungen zu den Bundesgenossen äusserst verwickelt, da man bei Rechten, die man ihnen einräumte, sich stets nach dem Entgegenkommen richtete, welches sie gezeigt hatten. Die Beredsamkeit war der spartanischen ähnlich: kurz und treffend; als aber im Jahre 156 eine atheniensische Gesandtschaft, bestehend aus den besten Philosophen Griechenlands, in Rom ihre Redekünste spielen liess, wurden die Römer in die griechische Rhetorik ganz vernarrt und Cato empfahl dem Senat, den Griechen nur schnell ihre Wünsche zu gewähren, damit die römische Jugend nicht verdorben werde. Seit dieser Zeit waren griechische Rhetoren und Sophisten in Rom gesuchte und mit Gold überschüttete Leute. Cicero wusste die griechische Redefertigkeit mit dem römischen Geiste zu verbinden und schuf so die Blüthe der römischen Beredsamkeit, freilich zu einer Zeit, wo die öffentliche Beredsamkeit den Boden verlor, denn die Folge war: schweigen und gehorchen.

Im Rechnen konnten die Römer nicht unbewandert sein, da sie alle fünf Jahre den Census, d. h. die Aufnahme des Vermögensstandes eines Jeden (mit Inbegriff seiner Sklaven und seines Viehes) durchführten, um danach die

Steuer zu bemessen; ebenso mussten sie Kenntnisse in der Mathematik und Geometrie besitzen, wie ihre Strassen- und Wasserbauten, ihre Kriegslager und Belagerungen bezeugen.

Als Rom sich durch die Eroberung Spaniens, durch die karthagische Beute und durch die Eroberung Makedoniens (welches allein 8 Millionen Thaler als Beute in die Staatscasse lieferte) bereichert hatte und von den jährlichen Staatseinnahmen nach Bestreitung aller Ausgaben noch 726.000 Pfund Silber und 92.000 Pfund Gold übrig blieben, fing Rom an, Prachtbauten zu errichten und glänzende Spiele zu veranstalten; insbesondere waren es die siegreichen Feldherren, welche mit der Veranstaltung von Gladiatorenspielen und Thierkämpfen prunkten. Diese Spiele dauerten nicht nur vom Morgen bis zum Abend, Scipio Asiaticus liess dieselben sogar einmal zehn Tage dauern und bestritt die Kosten mit den Erpressungen, welche er in Asien verübt hatte. Der Aufwand dieser Spiele war so gross, dass einige Jahre darauf ein Gesetz erlassen werden musste, welches bestimmte, wie viel Geld höchstens auf öffentliche Spiele verwendet werden dürfe; aber die Sache war durch kein Gesetz mehr zu hemmen.

Wie die Feldherren, so bereicherten sich auch die Officiere und Soldaten durch Plünderungen und Erpressungen, denn für den Fremden gab es in Rom kein Recht und durch den mageren Sold allein waren die Soldaten nicht zu verlocken, in fremde Länder zu ziehen. Aber dadurch verloren die Soldaten auch den Vaterlandssinn und es war ihnen zuletzt gleich, ob sie gegen Syrer oder Römer kämpften; auch wurden sie dem Ackerbau so entfremdet, dass sie selbst nach vollendeter Dienstzeit, wenn ihnen ein Land zur Bearbeitung zugewiesen wurde, meistens dasselbe sofort verkauften und sich auf's neue anwerben liessen. Ohne Familie, verprassten sie das Geld mit Dirnen, deren Geschäft desto mehr florirte, je mehr der bürgerliche Wohlstand zugrunde ging.

Ausser den Kriegern betheiligten sich auch die Ritter an der allgemeinen Weltplünderung; diese waren jedoch zu dieser Zeit keine Reiter mehr, sondern reiche Plebejer, welche in den Provinzen die Staatseinnahmen pachteten, die Ausführung von öffentlichen Gebäuden, Strassen und Wasserleitungen übernahmen und den unterworfenen Fürsten und Städten die von den Römern verlangten Contributionen gegen ungeheure Zinsen und Verpfändung ihrer Güter vorschossen. Dieser Ritterstand glich ganz unseren Banquiers, sowohl in der Art des Erwerbes wie in der Art des Lebens, auch in dem Ehrgeiz,

zur senatorischen Würde zu gelangen; gleichwohl befanden sich unter ihnen keine Juden, ein Beweis, wie unrecht es ist, ein einzelnes Volk oder eine Religion für sociale Erscheinungen verantwortlich zu machen, die in der Entwicklung der politischen Verhältnisse liegen.

In Rom standen sich um diese Zeit zwei Parteien principiell gegenüber, die Vertheidiger der republikanischen Einfachheit unter Cato's Führung und die Anhänger des Luxus, die Nachahmer fremder Sitten, die Vertreter der Liederlichkeit, der Bestechlichkeit, der Erpressung und des Schmarotzerthums unter Führung der Scipionen. Der herrschende Reichthum half der letzteren Partei zum Siege. Die Hauptlehrer des Luxus waren die Griechen, aber nicht alles Griechische gefiel in Rom, denn als Cneus Naevius versuchte, Komödien in aristophanischer Art auf die Bühne zu bringen und die Metelle, Scipione und andere Männer ersten Ranges zu verspotten, wurde er eingesperrt und aus Rom verbannt. Ueberhaupt fand das römische Publikum an griechischen Schauspielen keinen Geschmack und lief aus dem Theater zu den Gladiatorenkämpfen. Nur die vornehmen Römer beschäftigten sich mit der griechischen Literatur, zumal Quintus Ennius ihnen eingeredet hatte, die griechische Sprache sei wegen ihrer engen Verwandtschaft mit der lateinischen und oskischen nothwendig zum gründlichen Verständniss der römischen. In der Folge wurde wohl die lateinische Sprache verfeinert und es entstand jener classische Styl, der noch jetzt ein Entzücken unserer Philologen ist, aber von einem wohlthätigen Einfluss der griechischen Bildung findet man keine Spur: Sulla, einer der grössten Räuber und Mörder, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, war mit griechischer Bildung ebenso durchtränkt, wie der grausame Dyonis von Syrakus. Lucius Quintius, der mit den griechischen Lehren auch das Laster der griechischen Knabenliebe angenommen hatte, liess auf die Rede eines Knaben, der bei einem Gastmahl an seiner Seite lag: „Ich liebe dich so sehr, dass ich Fechterspiele, die man zu Hause gab, ein ganz neues Schauspiel für mich, versäumt habe, um zu dir zu kommen, so gross auch mein Wunsch ist, einen Menschen umbringen zu sehen“, einen Gefangenen hereinführen und ihm den Kopf abschlagen oder schlug ihm, wie Livius versichert, selbst den Kopf ab. Cato verstiess ihn deshalb aus dem Senate, aber es gab bald keine Catone mehr.

Als Octavian, unter dem Schmeichelnamen Augustus (der Erhabene oder Heilige) im Jahre 29 vor Christo die Alleinherrschaft im römischen

Reiche antrat, mochten viele Römer, müde der Unruhen und Bürgerkriege, welche seit Marius' Dictatur geherrscht hatten, eine schönere Zeit erhoffen, wo sie im Genusse ihrer Reichthümer nicht durch politische Angelegenheiten oder gar durch die Furcht, geköpft zu werden, gestört würden, und in der That trat mit der neuen Herrschaft Ruhe und Ordnung ein. Octavian reducirte das Heer auf 200.000 Mann, setzte den Sold, den Cäsar um das Doppelte erhöht hatte, wieder herab, verlegte die Legionen an die Grenze in stehende Lager, erhielt den Pöbel durch Geldvertheilungen und Spiele in Ruhe, besoldete die Statthalter und die Beamten aus der Staatscasse, um die Erpressungen

Fig. 263. Römische Krieger über eine Schiffbrücke ziehend.

zu beenden und die Provinzen in Ruhe zu erhalten, und obgleich die neue Verwaltung weit grössere Summen erforderte, als die Verwaltung in republikanischer Zeit benöthigt hatte, genügte doch schon das Aufhören der Bürgerkriege, um Ackerbau, Handel und Industrie zu heben und einträglicher zu machen; insbesondere erholten sich die Provinzen, deren Rom damals 24 besass: Sicilien, Sardinien und Corsica, Afrika, Numidien und Mauritanien, Kyrenaika, Aegypten, Kreta, Syrien mit Palästina, Cilicien, Bithynien, Asien (Kleinasien), Thrakien, Makedonien, Achaja und Griechenland, Mösien oder die unteren Donauländer, Pannonien oder das heutige Niederungarn, Dalmatien oder Illyricum, Noricum oder das jetzige Oesterreich, Steiermark und Kärnten nebst einem Theil von Salzburg und Krain, Rhätien oder Graubündten, das venetianische oder italienische Tyrol, Vindelicien (zwischen Rhätien, dem Bodensee, der Donau und dem Inn), Spanien und Gallien.

Doch schon sein Nachfolger Tiberius war ein Mensch, dessen vorherrschende Eigenschaften Neid, Misstrauen, Sinnlichkeit und Grausamkeit waren;

um sich bei seinem Stiefvater Octavian einzuschmeicheln, hatte er sich von Jugend auf an Verstellung gewöhnt und behielt diese auch später bei, weil der Argwohn, vertrieben oder ermordet zu werden, ihn fortan beherrschte. Grausame Verfolgungen und blutige Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, seine eigene Familie, seine Günstlinge waren ihm verdächtig, ein Netz von Spionen war über das Land verbreitet, kein Mensch war seiner Freiheit und seines Lebens sicher, er selbst, durch unnatürliche Laster entstellt, verkroch sich auf eine Insel, wo er von seinem Grossneffen und Nachfolger Caligula ermordet wurde. Seine einzige Tugend war die Sparsamkeit gewesen, er hatte während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung 126 Millionen Thaler aufgehäuft, welche Caligula in einem einzigen Jahr vergeudete. Dieser war noch grausamer als Tiberius; Singen, Tanzen und Zuschauen bei Hinrichtungen und Folterungen waren bisher seine Lieblingsunterhaltungen gewesen, er erfüllte als Kaiser die schlimmsten Befürchtungen, mordete nicht blos aus Grausamkeit, sondern auch, um das Vermögen der Hingerichteten zu confisciren, zwang Private, die durch seine Verschwendung erschöpfte Staatscasse zu füllen, nöthigte Reiche, ihn zum Erben ihres Vermögens einzusetzen, errichtete in seinem Palaste eine Spielbank und drückte nicht blos die Reichen, sondern zwang selbst die Lastträger, den achten Theil ihres täglichen Verdienstes ihm zu zahlen, besteuerte alle Lebensmittel, erhob von jedem Processe den vierzigsten Theil der streitigen Summe, liess sich von jedem Kaufe oder Verkaufe den vierzigsten Pfennig zahlen u. dgl. m. Nach vier Jahren wurde er von seinen Höflingen, die ebenfalls ihres Lebens nicht mehr sicher waren, erschlagen, nur bedauert von seiner deutschen Garde, welche seine Verschwendung bereichert hatte.

Der folgende Kaiser Claudius war bereits 50 Jahre alt, als er die Herrschaft antrat, er soll grosse Gelehrsamkeit in der lateinischen und griechischen Sprache und in den Alterthümern besessen haben, aber die Herrschaft führte weniger er, als sein buhlerisches Weib Messalina. Claudius selbst scheint gute Pläne gehabt zu haben, ihm verdankt Rom den an der Tiber-Mündung gelegenen Hafen von Ostia, aber er war so schwachsinnig und vergesslich, dass er wenige Tage, nachdem er Messalina, weil sie sich öffentlich mit einem Anderen verehelicht hatte, hinrichten liess, frug, warum sie nicht beim Abendessen erscheine. Seine zweite Gemahlin war stolz und herrschsüchtig und liess ihren Gemahl ermorden. Claudius hatte bei seiner

Thronbesteigung der Garde (den Prätorianern) ein Geldgeschenk gemacht, wovon 680 Thaler auf jeden Soldaten entfielen, sein Nachfolger Nero erneuerte dasselbe und fortan wurde fast bei jeder Thronbesteigung der Staatsschatz in gleicher Weise geplündert. Nero war ein eitler und grausamer Narr, der als Schauspieler zu glänzen liebte; er liess seinen Bruder, seine Mutter, seine Gemahlinnen und eine Masse seiner Unterthanen ermorden, zuletzt empörten sich seine Truppen und er liess sich von einem Freigelassenen erstechen, um den Empörern nicht in die Hände zu fallen. Mit ihm starb Augustus' Geschlecht, die Caesaren des julischen Hauses, im Jahre 68 nach Ch. aus.

Von jetzt ab beriefen die Truppen Feldherren auf den Thron. Zuerst herrschte Galba, er wurde nach sieben Monaten von Otho gestürzt und getödtet; dieser regierte drei Monate und wurde von den Unterfeldherren des Vitellius gestürzt, welcher in den acht Monaten seiner Herrschaft 41 Millionen Thaler in Tafelgenüssen verprasste. Auf diesen folgte Vespasian, der zehn Jahre mit Ernst und Würde regierte; auch sein Sohn Titus, obwohl er sich früher schwelgerisch und habsüchtig gezeigt hatte, benahm sich in den zwei Jahren seiner Herrschaft freundlich und mild; dagegen wiederholten sich unter dessen jüngerem Bruder Domitian, der fünfzehn Jahre regierte, die Grausamkeiten, Tollheiten und Verschwendungen der julischen Kaiser. Ausnahmsweise kam jetzt ein Senator, Nerva, auf den Thron, er sah aber bald ein, dass die Soldateska nur durch einen General gebändigt werden konnte und ernannte Trajan, einen gebornen Spanier, zum Mitregenten und Nachfolger, der neunzehn Jahre das Land musterhaft verwaltete. Nach ihm folgte noch eine Reihe guter und schlechter Kaiser, deren Namen für uns von wenig Interesse sind; auch die Thaten der oben angeführten wurden nur erwähnt, weil sie den Culturzustand dieser Zeit recht klar erkennen lassen.

Neuere Historiker haben diese Zustände benützt, um sich über den Werth zweier Regierungsformen, der Republik und der Monarchie, zu streiten; Rom war aber von Marius' Dictatur an bis zu Octavian keine Republik mehr und von Galba an bis zum Ende des römischen Reiches keine erbliche Monarchie, es hatte so lange andere Völker unterjocht, bis es einer Soldatenherrschaft in die Hände gefallen war, bei der selbst die römische Abstammung Nebensache war. Auf den Spanier Trajan folgten noch andere Nichtrömer, Diocletian war ein Dalmatiner, Justinus I. sogar slavischen Ursprungs, und Fremde herrschten, wenn auch nicht dem Namen nach, schon früher, wie

z. B. die deutsche Garde, welche die Herrschaft des Caligula stützte. Das war gewiss nicht die Erfüllung der Hoffnungen, mit denen die reichen und vornehmen Römer Octavians' Alleinherrschaft begrüsst hatten, aber die Nachkommen der stolzen Patricier waren so entartet, dass der Senat, den einst der Minister des Pyrrhus als eine Versammlung von Königen gepriesen hatte, in sklavischer Kriecherei alle Schandthaten unfähiger und verrückter Kaiser guthiess und dass Senatoren sich wie Schafe zur Schlachtbank führen liessen. Wohl flammte hie und da der alte Römerstolz auf, wie in Valerius Asiaticus, der vor Claudius sich gegen die Anschuldigungen der Messalina so männlich vertheidigte, dass letztere das Zimmer verliess, oder in Arria, der Gemahlin des Caecina Patus, die sich den Dolch in die Brust stiess, um mit ihrem verurtheilten Gemahl zu sterben, in Cremutius Cordus, der in einem Geschichtswerke Cassius den letzten Römer genannt hatte, und nachdem er sich vor dem Senate vertheidigt und das Schmachvolle der herrschenden Zustände gegeisselt hatte, sich selbst den Tod gab, um seinen Henkern zuvorzukommen; aber dies Alles waren nur die Funken eines erlöschenden Feuers, die Verzweiflung der Ohnmacht, die auch Coccejus Nerva, einen Günstling des Tiberius, zum Selbstmorde trieb, weil ihn die allgemeine Niederträchtigkeit anekelte.

Nun wird freilich behauptet, die Gräuel hätten nur die Hauptstadt betroffen, die Bewohner der Provinzen hätten sich eines angenehmen Lebens erfreut; aber dies ist sehr unwahrscheinlich. Wohl mochten manche blutige Verfügungen, bevor sie die Grenzen des Reiches erreichten, abgestumpft oder unwirksam werden, der allmächtige Caesar in Rom hatte vielleicht in Syrien oder Gallien keinen Einzigen, der seine Befehle ohne Genehmigung des Feldherrn ausführte, aber daraus folgt auch, dass die Provinzen ganz von der Willkür der Generale abhingen und allen Erpressungen der Soldateska, die dort gewiss nicht weniger geldgierig waren als in Rom, preisgegeben waren. Wenn Vitellius in Rom binnen acht Monaten 41 Millionen Thaler verprasste, so wird er in seinem früheren Aufenthalte, am Niederrhein, nicht mässiger gewesen sein, zumal er sich nicht beeilte, in Rom einzuziehen, sondern in Lyon, Cremona und Bologna rastete, um Schmausereien zu halten und den Gladiatorenspielen zuzusehen. Wenn Caligula selbst den Lastträger in Rom besteuerte, um Geld für seine Verschwendungen zu erhalten, so ist es doch unglaublich, dass er die Provinzbewohner nicht gebrandschatzt habe. Wenn unfähige Feldherren in den Provinzen zu Kaisern ausgerufen wurden, so

können sie sich die Liebe ihrer Soldaten nur in gleicher Weise erworben haben wie die Caesaren in Rom, nämlich durch Bestechung der Truppen, und die Mittel zu diesen Bestechungen lieferten nur die Erpressungen in den Provinzen. Den unwiderleglichen Beweis dafür liefern die Aufstände der gallischen Bauern unter Diocletian, welche beweisen, dass das Elend in den Provinzen unerträglich war. Seit Menschen existiren, haben die Laster immer leichtere und allgemeinere Nachahmung gefunden als die Tugenden, und das römische Reich hat keine Ausnahme davon gemacht, nicht nur Rom, sondern auch die Provinzen befanden sich in den Händen einer Räuberbande, welche nur durch die im Interesse der eigenen Sicherheit gehandhabte Kriegszucht verhindert wurde, die Städte in Trümmerhaufen und die Länder in Wüsten zu verwandeln. (Unter dem Kaiser Theodosius musste in dem von Natur fruchtreichen Campanien für 528.042 Morgen wüstes und unangebautes Land Steuerfreiheit zugestanden werden.)

Dass das römische Kaiserreich in Italien fünfhundert Jahre, in Byzanz fast tausend Jahre länger bestand, ist nur ein Beweis, dass staatliche Organismen, wenn sie nicht von aussen her zerstört werden, in der Gewohnheit einen Halt haben, welcher die schlimmste Corruption von oben und unten überdauert, und dass es sehr irrig ist, im Auftreten neuer Parteien den Bestand eines Staates bedroht zu sehen. Dagegen ist es unzweifelhaft, dass die Corruption in den höchsten Kreisen Rom durch eine Kette von Demüthigungen geschleift hat, welche ihm erspart geblieben wären, wenn es einen selbstbewussten Bürgerstand besessen hätte. Aber Selbstachtung und Vaterlandsliebe waren von den Caesaren systematisch ausgerottet und die kriegerischen Römer ein feiges Geschlecht geworden, das sogar durch Verstümmelungen dem Kriegsdienste zu entgehen suchte; selbst die fremden Söldner, welche zuerst Caesar in das römische Heer aufgenommen hatte, verloren ihre Kriegstüchtigkeit in diesem verlotterten Staatswesen, welches einzelne einsichtsvolle und kräftige Herrscher, wie Nerva, Trajan, Hadrian, Antonius Pius, Marcus Aurelius und Diocletian vergeblich zu regeneriren suchten. Als Odoaker mit seinen Gothen den letzten römischen Caesar Romulus Augustus absetzte, beseitigte er nur den Schatten einer Herrschaft, deren Wesen längst verloren gegangen war; er hätte sich selbst zum Kaiser von Rom machen können, aber er verzichtete auf diesen Titel und nannte sich nur König von Italien, und als später das römische Kaiserthum wieder erneuert ward, war es nicht

ein Römer, sondern ein fränkischer Fürst, der nicht zum Heile seines Volkes diesen Schatten wieder zu beleben suchte. Dagegen wurde auf den alten Stamm ein neues Reis gepfropft, welches, üppig aufschiessend, die Römer unter anderer Form wieder zur Weltherrschaft führte, als die römischen Senatoren das Schwert mit dem Gebetbuche vertauscht hatten und der Pontifex maximus den christlichen Glauben angenommen hatte. Diese zweite Weltherrschaft wird im folgenden Abschnitte geschildert werden, vorher wollen wir noch die vorstehende Skizze durch einen Blick auf die socialen Zustände unter der Kaiserherrschaft vervollständigen.

Das römische Volk bestand zur Kaiserzeit aus einer überaus reichen Aristokratie, aus einer Unmasse von dieser gehörigen Sklaven, aus vielen Freigelassenen, welche vom Adel abhängig blieben, aus einer Masse besitzlosen Pöbels und aus den Soldaten. Die Paläste und Landhäuser des Adels strotzten von Luxus, silberne Hausgötter und Gemälde schmückten die Eingangshalle, in den nächsten Zimmern befand sich eine ganze Kanzlei von Dienern, welche die Leitung und das Rechnungswesen der Haushaltung besorgten; in den Besuchszimmern, welche kostbare Teppiche, auserlesene Meubles und die aus Griechenland geraubten Statuen schmückten (wie die Ausgrabungen zu Pompeji bezeugen), wimmelte es von Sklaven, die in Alexandrien abgerichtet worden waren, weil man dort allein die feinste Art, Jemanden zu bedienen, lernen konnte. Die Schwelgerei im Essen und Trinken wurde bis auf's äusserste getrieben; man verschwendete ungeheure Summen, um die feinsten und seltensten Gerüchte aus allen Weltgegenden zusammenzubringen, studirte Alles aus, um die Speisen mannigfaltig zu machen, und griff zu Brechmitteln, um mehrmals nacheinander essen zu können. Zur Kleidung wurden die feinsten und kostbarsten Stoffe verwendet und eine Anzahl Kosmeten waren in jedem vornehmen Hause beschäftigt, die Herren und Damen nicht blos zu frisiren, sondern auch zu bemalen, Runzeln zu glätten, entstellte Züge zu verdecken und falsche Zähne einzusetzen; mit den rothblonden Haaren armer germanischer Mädchen schmückten die stolzen Römerinnen ihre haarlosen Scheitel. Nicht minder wollte man auch mit dem Geiste glänzen, ein Bibliothekszimmer durfte nicht fehlen, wissenschaftliche Gespräche waren beliebt, und ernsthaft disputirte Tiberius an der Tafel mit seinen Hofgelehrten darüber, wer die Mutter der trojanischen Königin Hekuba gewesen sei und was die Sirenen gesungen hätten. Das Vergnügen war so sehr Haupt-

zweck des Lebens geworden, dass Schauspieler grössere Gehalte als Minister erhielten (der tragische Schauspieler Clodius Aesopus besass eine Schüssel im Werthe von 100.000 Sestertien, in welcher er seinen Gästen Singvögel auftischte, welche er einzeln zu 6000 Sestertien zusammengekauft hatte), die Aufführung eines neuen Schauspieles mehr Interesse erregte, als die Siege und Niederlagen eines Heeres oder die Ermordung eines Kaisers; und dennoch musste die Ausstattung der Stücke den Mangel inneren Gehaltes verdecken: wenn 600 Maulesel auf der Bühne erschienen, mehrere Tausend vergoldete Schilde vor dem Publikum vorübergetragen wurden, ganze Züge Reiterei und Fussvolk auf dem Theater manövrirten, dann war die Schaulust befriedigt, ebenso mussten Monstre-Concerte durch Massenlärm die erschlafften Nerven aufregen; aber einen grösseren Genuss fanden die feinen Damen und Herren Roms doch darin, wenn Hunderte von Menschen sich thatsächlich vor ihren Augen abschlachteten oder von wilden Thieren zerrissen wurden; wenn verstümmelte Menschen sich im Todeskampfe wandten, Angstschreie in ihre Ohren tönten und ihre Nasen warmes Menschenblut rochen, dann verschwand der Unterschied zwischen Adel und Pöbel und das gemeinsame Jauchzen von den Sitzen der Senatoren bis zu der Höhe, wo die Hefe des Volkes thronte, übertönte das Gebrüll der Löwen. Hierauf begab man sich in die warmen Bäder, wo Gaukler und Rhetoren den Römern die Zeit vertrieben, jeder Sinnenkitzel geboten war und von denen man behauptete, dass kein Mädchen sie als Jungfrau verlassen habe. Grausamkeit, Wollust und Weichlichkeit waren die Giftblumen, welche sich schillernd, aber verderblich auf dem Sumpfe des Kaiserreiches entfalteten. Der Prophet dieser feinen Gesellschaft war der Philosoph Seneca, der die Verachtung des Reichthums lehrte, aber ein Vermögen von 16 Millionen Thaler gesammelt hatte, Menschenwürde predigte und schmeichelnd vor dem Hofe kroch, der Erzieher des Nero, der den Beweis eines guten Verständnisses seines Meisters ihm damit gab, dass er ihn hinrichten liess.

Den intelligentesten Theil der Römer scheinen die Freigelassenen gebildet zu haben, denn nur durch ihre besonderen Fähigkeiten konnten sie die Mittel erwerben, sich loszukaufen und die Steuer an den Staat, welche den zwanzigsten Theil des Geldwerthes betrug, zu zahlen. Wir finden sie in allen Verhältnissen des Lebens, als Handwerker, Künstler, Gelehrte und selbst als allmächtige Günstlinge und Minister des Kaisers Claudius.

Das Los der Sklaven war verschieden, je nachdem sie mehr oder weniger um die Person ihres Herrn waren; im ersteren Falle beherrschten sie ihre Gebieter, indem sie deren Lüsten schmeichelten, ägyptische und griechische Sklaven wurden am meisten geschätzt, sie waren die gebildetsten, aber auch die nichtswürdigsten; die meisten übrigen Sklaven wurden zum Ackerbau oder zu industriellen Beschäftigungen verwendet, letztere glichen unseren Fabriksarbeitern, vor denen sie den Schutz vor dem Hunger voraus hatten, dagegen waren sie jeder körperlichen Züchtigung unterworfen.

Der Pöbel war nächst den Soldaten der wichtigste politische Factor des Staates, Octavian und seine Nachfolger beschenkten regelmässig 200.000 arme römische Bürger mit Geld und Korn. In Massen in schlechten Wohnungen lebend, denn die Wohnzinse in Rom waren theuer, verbrachten diese Nachkommen der Plebejer ihre Tage in Müssiggang auf der Strasse und mit Zusehen bei den Spielen, zu denen ihnen unentgeltlich der Eintritt gewährt war. Wenn die Fütterung eines müssigen Pöbels als Liebe zum Volke aufgefasst werden kann, dann mag man diese Kaiser volksfreundlich nennen, im Grunde waren aber diese Schenkungen nichts als Bestechungen, mit denen schlechte Regierungen die Ruhe des Pöbels während ihrer Misswirthschaft erkauften. Unter diesen Umständen konnte keine Revolution von den Bürgern ausgehen, sie waren vom Pöbel und von ihren Sklaven, die ihren Herren gern die Demüthigungen und Hinrichtungen gönnten, im Schach gehalten und machtlos gegenüber den Soldaten, deren Wildheit sie überdies fürchteten. Aber die Revolution ist auch nicht die Correctur socialer Uebel, zumal wenn, wie es in Rom der Fall war, der Militarismus das Bürgerthum zu gleicher Zeit unterdrückt und corrumpirt.

Da es aber auf der Welt keine absolut schlechte Sache giebt, so ist es nur billig, auch das Gute zu erwähnen, was der römische Militärstaat geleistet hat. In erster Reihe ist hier die Erhaltung der Eroberungen der Republik zu nennen. Grosse Reiche zersetzen den engherzigen Stammsinn, der im Angehörigen des Nachbarstammes schon einen Feind sieht; die Grenzen zwischen Völkern sind meist auch Hemmnisse der Culturverbreitung. Die Militärherrschaft der Römer lehrte die feindlichen Stämme der verschiedensten Nationen friedlich neben einander leben; ruhig wohnten die Aegypter neben den Syrern, diese neben den Griechen, Iberer neben Galliern; die griechischen Städte und Staaten hörten auf, sich gegenseitig zu zerfleischen, als die Römer

sie gleichmässig gefesselt hatten. Noch besser half das Soldatenleben die Völkergegensätze abzuschleifen; die Verlegung der Legionen an die Grenzen des Reiches und der öftere Wechsel der Standquartiere brachte Cultur in arme Länder und gab vielen römischen Officieren Gelegenheit, sich von der heimischen Verweichlichung zu curiren. Gute Fürsten waren jene, welche die Länder und das in denselben herrschende Elend mit eigenen Augen gesehen und in der Schule des Krieges den Segen der Mässigkeit kennen gelernt hatten; daneben legten die Römer überall, wo sie hinkamen, befestigte und gesunde Lager an, aus denen später Städte entstanden, bauten gute Heerstrassen und Wasserleitungen und suchten überall nach Gesundbrunnen, da sie Liebhaber warmer Bäder waren. In Rom strömte nicht nur aller Luxus und alle Liederlichkeit, sondern auch alles Schöne und Nützliche zusammen, Pompejus führte aus Asien die Wind- und Wassermühlen ein, da die Römer nur Handmühlen hatten, Lucullus brachte den Kirschbaum nach Europa, fast alle edlen Obst-, Getreide- und Gemüsearten dankt Europa dem römischen Weltreiche. Endlich hat auch in der Wissenschaft die römische Herrschaft Gutes geleistet; auf diesem Gebiete haben die Römer nicht durch besondere Originalität geglänzt, aber ihr Sammeleifer hat der Nachwelt wichtige Geistesschätze erhalten, Plinius' Naturgeschichte war im ganzen deutschen Mittelalter ein vielgelesenes Buch, die unter Theodosius gesammelten Rechtslehren, sind, wie bereits erwähnt, noch jetzt ein eifriges Studium unserer Rechtsbeflissenen, aus Tacitus' Germania haben die Deutschen die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Vorzeit ihres Volkes erhalten, Geometrie, Mathematik, Astronomie und Medicin waren den nordischen Völkern lange Zeit nur aus römischen Quellen bekannt.

IV. DAS CHRISTENTHUM.

Jesus soll zwar nach seiner Auferstehung seinen Jüngern gesagt haben: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie"; nach dem, was die Apostelgeschichte aber berichtet, waren die meisten seiner Jünger der Ueberzeugung, dass nur Juden berufen seien, die neue Lehre anzunehmen, Petrus musste sich auf eine himmlische Erscheinung berufen, um sich wegen der Taufe eines römischen Hauptmannes zu rechtfertigen; Paulus, einem Juden aus Tarsis, der, weil er viel mit Heiden (das Wort bedeutet Bilderverehrer und wurde von

den Christen für alle Nichtjuden gebraucht) verkehrte und bestrebt war, diese für den neuen Glauben zu gewinnen, gelang es nur mit Mühe durchzusetzen, dass man von den Aeusserlichkeiten, welche den Heiden am anstössigsten waren, nämlich von der Beschneidung und dem Verbot gewisser Fleischspeisen, absah und den Beschluss fasste, die Neubekehrten sollten sich nur „vom Götzenopfer, vom Blut, vom Erstickten und von dem Venusdienst enthalten". So entwickelte das Christenthum gleich nach Jesu Tode die Eigenschaft, die ihm sehr zum äusseren Vortheil geworden ist: sich den Verhältnissen anzupassen. Mit dem Namen Christen (von *Christus* „der Gesalbte"), der nach der Apostelgeschichte zuerst in Antiochia aufkam, war der Bruch mit dem Judenthum vollzogen, wenn auch die ersten Christen sich noch lange zu den Juden hielten und Paulus vorzugsweise in den jüdischen Synagogen als Prediger auftrat.

Aus der Apostelgeschichte geht ferner hervor, dass ein Unterschied zwischen Priestern und Laien bei den Christen von vornherein bestand; Jesus hatte zwölf Jünger „auserwählt" und ihnen vorzugsweise seine Lehren mitgetheilt; nachdem einer von ihnen, Judas Iskhariot, sich erhenkt hatte, weil er Jesum verrathen, ergänzten die übrigen sich auf zwölf wieder dadurch, dass sie zwei Anhänger Jesu auserwählten und das Los zwischen ihnen entscheiden liessen; endlich wird erzählt, dass sie mit dem heiligen Geiste die Gabe, zu predigen und Wunder zu thun, empfingen, und diese Gabe Anderen dadurch mittheilten, dass sie die Hände auf sie legten. Als Philippus sich in Samaria aufhielt, bekehrte er Viele und taufte sie; als dies in Jerusalem bekannt wurde, gingen Petrus und Johannes dahin, um Priester zu machen, „denn er (der heilige Geist) war noch auf keinen gefallen, sondern waren allein getauft in dem Namen Jesu Christi". Dass diese Priesterweihe nicht Jedem, der getauft war, ertheilt wurde, beweist die Erzählung von Simon dem Zauberer; auch er war getauft worden, auch er verlangte geweiht zu werden, indem er den Aposteln Geld dafür anbot, aber Petrus wies ihn ab. Von daher kommt das Wort „Simonie" für den Kauf geistlicher Stellen, der wahrscheinlich bei den Heiden üblich war und als rechtmässiges Honorar für die Mittheilungen von Zaubermitteln und Zauberkünsten galt, von den Christen aber verabscheut wurde, obgleich er auch bei ihnen sich einzunisten suchte (im Jahre 260 sollte eine reiche Matrone Lucilla das Bisthum Karthago für ihren Diener Majorinus um 15.000 Thaler gekauft haben).

Die Lehre der Apostel scheint sich im wesentlichen darauf beschränkt zu haben, dass Jesus Gottes Sohn gewesen sei, und dass Alle, welche dies glaubten, nach ihrem Tode zu Jesu in den Himmel kämen. Paulus, als er sich vor dem jüdischen Hohen Rathe deshalb verantworten sollte, wusste seine Richter dadurch zu verwirren, dass er darauf hinwies, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sei nicht neu, die Pharisäer, zu denen er nach Abstammung (als Sohn eines Pharisäers) und Glauben gehöre, erkenneten sie auch an, worauf die Pharisäer erklärt haben sollen: „Wir finden nichts Arges an diesem Menschen“; obgleich doch für die Juden das Anstössigste der neuen Lehre nicht in dieser Unsterblichkeitslehre, sondern darin bestand, dass die Christen lehrten, Jesus sei Gottes Sohn gewesen. Zur Unterstützung dieser Lehre erzählten die Apostel die Wunder, welche Jesus gethan habe, und aus diesen Erzählungen entstanden später die Evangelien, welche bei den Versammlungen der Gläubigen in der Weise vorgelesen wurden, wie in den jüdischen Synagogen Stücke des mosaischen Gesetzes vorgelesen und erklärt wurden. Ueber die Glaubwürdigkeit dieser Evangelien ist schon oben Seite 473 gesprochen worden.

Jesus hatte mit seinen Jüngern auf gemeinschaftliche Kosten gelebt, obgleich er dies nicht als Lehrsatz aufstellte; aber man hängt so gern an Aeusserlichkeiten, dass die ersten Christengemeinden ganz communistisch gebildet wurden. Viele Gläubige machten ihr Vermögen zu Gelde und gaben es in die Gemeindecasse, woraus Alle gleichmässig betheiligt wurden; als später Missstimmung darüber entstand, dass die Witwen der heidnischen Christen den jüdischen nachgesetzt wurden, wurde eine Commission von sieben Männern mit der Vertheilung der Gaben betraut, und dies dürfte der Ursprung der Presbyter gewesen sein, d. h. der Aeltesten, welche den Gemeinden vorstanden, ohne dass sie Priester waren.

Die Kunde von der neuen Religion und von den neuen Wunderthätern verbreitete sich schnell in allen Judengemeinden, welche sich damals in fast allen Städten Kleinasiens und Griechenlands angesiedelt hatten, und Paulus, sowie die übrigen Sendboten fanden bei ihren Wanderungen die Neugier nach ihren Mittheilungen schon vor, doch vermochten sie immer nur einzelne für die neue Lehre zu gewinnen, der grösste Theil der Juden verspottete sie oder nahm Aergerniss an der Verletzung ihrer alten Satzungen und „bewegte die andächtigen und ehrbaren Weiber und der Stadt Obersten“, dass die fremden

Lehrer vertrieben wurden; selbst die Bekehrten liessen oft die Sache wieder fallen und es mussten zu wiederholten Malen Missionen entsendet werden, bis kräftigere Gemeinden gebildet wurden.

Und doch waren die Verhältnisse für die Verbreitung der neuen Religion sehr geeignet: durch die Vereinigung so vieler Länder zu einem römischen Kaiserreich war die Freizügigkeit sehr befördert, Paulus als römischer Bürger durfte sich überall aufhalten und nur entstehende Unruhen konnten einzelne Stadtobrigkeiten zwingen, ihn als gefährlich für die Ruhe aus einer Stadt zu verweisen; die gänzliche Vernichtung des politischen Lebens machte die Völker geneigter, sich mit theologischen Fragen zu beschäftigen, denen sie in früher Zeit kaum eine Aufmerksamkeit geschenkt hätten, der Polytheismus war fremden Göttern nicht feindlich, und geschickt knüpfte Paulus in Athen an die Widmung eines Altars, welche lautete „dem unbekannten Gott“ die allerdings kühne Behauptung, „dieser unbekannte Gott“ sei Jesus von Nazareth, den er verkünde; der Communismus verschaffte den Gemeinden Anhänger im Volke und der Wunderglaube Anhänger unter den Vornehmen, die gern ihre irdischen Güter opferten, um „selig zu werden“, ja selbst einzelne Verfolgungen und Hinrichtungen, wie die des Stephanus, beförderten die Verbreitung, denn die Glaubensfreudigkeit dieser Märtyrer steckte an.

In Rom hatte die neue Lehre zeitig Eingang gefunden und Paulus konnte, als er wegen seiner Berufung an den Kaiser gefangen nach Rom kam, sich der Befestigung derselben widmen, denn er „blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge, und nahm auf Alle, die zu ihm einkamen“. Die Behörden legten den Christen anfangs nichts in den Weg, sie mochten den Streit der Juden mit Paulus so beurtheilen, wie der Landpfleger Festus: „Sie hatten aber etliche Fragen wider ihn von ihrem Aberglauben, und von einem verstorbenen Jesus, von welchem Paulus sagte, er lebe“; demnach hatten die Christen Zeit, vornehme Familien für sich zu gewinnen, welche der Gemeinde Grundstücke zu Begräbnissen (die Katakomben) schenkten und die Propaganda unter den Armen durch Almosen ermöglichten. Mit Ausnahme der Verfolgung unter Nero, hervorgerufen durch die Beschuldigung, die Christen hätten den grossen Brand angestiftet, welcher den grössten Theil Roms verzehrte, verlief das 1. Jahrhundert für die Christen ziemlich unangefochten, zumal sie die bestehenden Verhältnisse respectirten und die Sklaverei nicht angriffen, vielmehr die Sklaven, wie Paulus in dem Briefe an die Epheser, ermahnten, ihren

Herren gehorsam zu sein: „und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, er sei ein Knecht oder ein Freier“.

Dass dieser Friede nicht lange bestehen konnte, dafür sorgten die Christen selbst. Wie den Juden war ihnen die Verehrung der Götter und die heidnischen Opfer ein Gräuel, aber während die Juden gesondert für sich blieben und alle Beschäftigungen mieden, welche sie mit heidnischen Ceremonien in Verbindung bringen konnten, machten die Christen unter allen Ständen Propaganda und brachten namentlich Staatsdiener in Conflicte zwischen ihren Pflichten und ihrem Glauben, die immer zu Ungunsten der ersteren ausfielen, da die Hoffnung auf das Himmelreich sie über alle Unannehmlichkeiten tröstete, welche sie sich durch ihr Benehmen zuzogen; auch die Priester wurden kühner, je grösser ihr Anhang, je vornehmere Mitglieder ihre Gemeinde umfasste (zur Zeit des Alexander Severus, im 3. Jahrhundert, hatte das Christenthum schon in Hofkreisen Eingang gefunden, und die Mutter dieses Kaisers, Mammäa, liess, als sie sich zu Antiochia aufhielt, den Kirchenlehrer Origines zu sich kommen, um sich mit ihm über das Christenthum zu besprechen). Der Staat konnte nicht ruhig zusehen, wenn z. B. Tertullian († 220) die Soldaten aufforderte, den Dienst zu verweigern und die Waffen wegzuwerfen und ein Hauptmann (Centurio), Namens Marcellus, an einem Festtage seine Waffen und seine Auszeichnungen öffentlich wegwarf und laut ausrief, dass er keinen anderen Befehlen mehr dienen werde, als denen Christi, und nicht mehr jenen eines götzendienerischen Herrn; ferner wenn die christlichen Geistlichen erklärten, die römische Staatsreligion, welche mit den Einrichtungen, den Gesetzen und der Regierung innig verbunden war, sei ein Werk des Teufels und von diesem zu seiner eigenen Verehrung eingerichtet, oder wenn sie Vaterlandsliebe und Bürgerpflichten missachteten. Sagte doch derselbe Tertullian: „So lange ich Heide war, glaubte ich zwar, der Mensch sei sich dem Vaterlande, den Reichsangelegenheiten und seinen eigenen äusseren Verhältnissen schuldig; allein Niemand wird für andere geboren, um für sich selbst todt zu sein“. Gerade die besten und kräftigsten Kaiser, wie Marc Aurel und Diocletian, sahen sich genöthigt, mit gesetzlichen Mitteln gegen eine Lehre einzuschreiten, welche die Grundlagen des ohnehin zerrütteten Staates, die Verwaltung und das Heer bedrohte. Damit erweckten sie aber einen Fanatismus, der zur Verbreitung des Christenthums viel beitrug. Viele Christen drängten sich förmlich, hingerichtet zu werden, in dem Glauben

dadurch sicherer die ewige Seligkeit zu erlangen, sie wollten sein, wie Jesus, der für seine Lehre am Kreuze starb, freiwillig gaben sie sich als Christen an und höhnten die Gerichte, die sie verurtheilten. Die Bewunderung, welche sie fanden, weckte die Nachahmung, der religiöse Wahnsinn ergriff die Gemeinden und zugleich das den Hinrichtungen beiwohnende Volk, welches die Ueberreizungen eines krankhaften Gemüthes für Seelengrösse, Muth und Selbstverleugnung hielt, somit für Tugenden, welche im römischen Reiche selten geworden waren.

Die wachsende Verbreitung des Christenthums konnte nicht ohne Einfluss auf den Cultus und auf die Lehre bleiben. Während Paulus auf seinen Reisen sich noch als Teppichmacher seinen Unterhalt erwarb, wurde weltliche Beschäftigung für Priester bald als unpassend gehalten und eine monatliche Steuer eingeführt, um diesen, welche übrigens auch gern auf das mosaische Gesetz des Priester-Zehnten hinwiesen, eine sicherere Einnahme zu verschaffen. Die Priester der grossen Gemeinden erhielten ferner eine geistliche Autorität über die Priester der kleineren, meist von jenen gegründeten Gemeinden, sie wurden „Aufseher“ (*Episcopus,* aus welchem Ausdrucke das deutsche Wort „Bischof“ entstanden ist); den obersten Rang nahmen die Kirchen in den damaligen Hauptstädten der römischen Welt: Rom, Jerusalem, Antiochia, Alexandrien, Ephesus und Korinth, ein, sie wurden „apostolische Kirchen“ genannt. So bildete sich früh eine Priesterherrschaft (Hierarchie) heran und diese verlockte ehrgeizige Gelehrte, das Heidenthum mit dem Christenthum zu vertauschen; denn im Staatsdienste des ersteren waren sie doch nur Diener eines nach Willkür herrschenden Kaisers, als Bischöfe aber waren sie Herren blind gehorchender Gemeinden.

Bei diesen Männern wurden mit dem Taufwasser keineswegs die alten Anschauungen abgewaschen, im Gegentheile suchten sie den christlichen Glauben ihrer Philosophie anzupassen, und sie fanden darin umsoweniger Widerspruch, als die vornehmen Christen es gerne sahen, wenn viele gelehrte Männer dem neuen Glauben gewonnen wurden. Schon im Evangelium Johannis tritt uns die alte Philosophie im christlichen Gewande entgegen. Clemens und Origenes versuchten in Plato's Manier Poesie und Philosophie mit einander zu verschmelzen und die Lehren des Christenthums als übereinstimmend mit dem Sinne der alten Mythologie und mit dem Geiste der alten besseren Dichter hinzustellen. Dadurch erhielt die christliche Lehre eine

geistreiche und gelehrte Form, welche auch eine Kaiserin-Mutter (s. S. 563) befriedigen konnte. Ein späterer christlicher Schriftsteller erklärte begeistert, Origenes habe die Tiefen der Gottheit durchforscht, ihre Geheimnisse ergründet und das, was allen früheren Philosophen dunkel geblieben sei, an's Licht gebracht; selbst der ungläubige Cultusminister der französischen Republik, Dupuis, liess sich verführen, diese Mystik für die Sache selbst zu nehmen und zu beweisen, Jesus sei die Sonne in ihrem Kreislauf um die Erde. Freilich war es den Gelehrten des Alterthums, welche in allen Künsten der Dialektik und Rhetorik bewandert waren, ein Leichtes, Symbol und Factum so zu verschmelzen, dass es unmöglich ist, anzugeben, wo das eine aufhört und das andere anfängt, oder was zur esotherischen und zur exotherischen Lehre zu rechnen ist. Mit der Mystik der Philosophen strömten eine Menge Symbole in die christliche Lehre, Petrus, der Fels, wurde die Grundlage der Kirche, man gab ihm die Schlüssel des Himmelreichs in die Hand, welche die ägyptischen Götter trugen, das ägyptische Zepter, der Hirtenstab (in Rom der Augurenstab), wurde das Zeichen der Bischöfe, welche die Macht „zu binden und zu lösen“ erhielten und den Ring des Fischers trugen, aus alten Symbolen entstand die Bischofsmütze wie die Tiara des Papstes, und mit dem Zeichen des Kreuzes verknüpfte man uralte Ideen auf's neue. In die Verehrung der Märtyrer mischte man die der Beschützer der Tage aus dem Kalender, alte Gottheiten wurden Heilige, welche letztere nun dieselben Elemente, Länder und Städte beschützen mussten, welche jene beschützt hatten. Manche Legenden mögen eher aus den Symbolen entstanden sein, welche gewisse Bilder trugen, als auf Thatsachen beruhen, denn der Kenner vermag viele Namen und Symbole der christlichen Kirche aus der Symbolik besser zu erklären, als die Legenden es vermögen. Auch die Feste erhielten einen symbolischen Charakter, und insbesondere erklären sich die beweglichen Feste dadurch, dass sie weniger Feier bestimmter Ereignisse waren, als vielmehr mit Naturerscheinungen

Fig. 264.
Christus als Orpheus in den römischen Katakomben.

in Verbindung gesetzt wurden, wie z. B. das Osterfest erst nach dem ersten Vollmond gefeiert wird, der nach dem Frühlings-Aequinoctium erscheint. Führte doch der Bischof Gregorius in seinem Vaterlande Pontus ein Fest der um des Glaubens willen gestorbenen Christen mit denselben Lustbarkeiten und Schmausereien ein, wie sie bei heidnischen Festen gebräuchlich waren, weil er die Neigung der Menschen zu sinnlichen Vergnügungen kannte und die Meinung hegte, dass die grosse Menge dadurch dem Christenthume leichter werde gewonnen werden.

Während auf diese Weise eine Partei das Christenthum mit einer Menge tiefsinniger Symbole und heiterer Feste zu umgeben suchte, entwickelte sich eine andere Partei, welche den finstern Geist der Askese und des Mönchswesens einführte. Paulus von Theben soll der Erste gewesen sein, welcher Einsiedler wurde; als Stifter des eigentlichen Mönchswesens aber gelten Antonius, der in Aegypten im Jahre 251 geboren wurde, und sein Zeitgenosse Pachomius, der unter der Leitung seiner Schwester ein Nonnenkloster stiftete. Ein solcher Einsiedler hiess *monachus,* woraus das Wort Mönch entstanden ist, *nonna* bedeutet im Koptischen „die Keusche", das Zusammenleben mehrerer Einsiedler hiess *coenobium,* d. h. Verein, lateinisch *claustra* (Einschliessung), wovon das Wort Kloster entstanden ist, noch menschenfeindlicher waren die Anachoreten (Zurückweicher), die in Wüsten und auf Felsen vor den Menschen flohen, oder durch absonderliche Bussübungen, wie Stehen auf einer Säule, Aufsehen zu erregen suchten. Anfangs blieben die Klöster auf den Orient beschränkt, wo sie in Aegypten, Palästina und Syrien massenhaft sich ausbreiteten, später gingen sie auch auf das Abendland über. Der 379 gestorbene Basilius verfasste die ersten Mönchsregeln. Diese Mönche und Nonnen glaubten dadurch, dass sie aus dem bürgerlichen Leben traten und sich zu gemeinschaftlichen Buss- und Andachtsübungen vereinten, die ewige Seligkeit sicherer zu erreichen, als wenn sie sich verehelichten, Kinder zeugten und im Schweisse ihres Angesichtes sich und ihren Nachkommen den Unterhalt verdienten, sie legten das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab, manche beschäftigten sich mit nützlichen Dingen, andere zogen es jedoch vor, von der Mildthätigkeit zu leben; manche mag wohl inniger Glaube in's Kloster getrieben haben, viele zogen jedoch aus Arbeitsscheu und um dem Militärdienste zu entgehen, in die Klöster, andere wurden hineingesteckt, damit ihr Vermögen der Kirche oder den Verwandten zufalle, und im Mittelalter wurden

die Klöster nicht selten zu politischen Zwecken missbraucht, um unbequeme Prätendenten und Nebenbuhler los zu werden. Es ist natürlich, dass unter diesen Umständen nicht immer heiliges Leben in diesen Klöstern herrschte, die Leidenschaften wanderten mit in die Mauern, welche die Menschen vom Leben abschliessen sollten, manche Untugenden, die im Treiben des bürgerlichen Lebens erstickt wären, keimten auf in dieser Atmosphäre des Nichtsthuns, der Scheinheiligkeit und des Weihrauchduftes. Nur der Glaube, die Weltordnung verkehren und die Naturanlagen nach Willkür verändern zu können, vermochte diese Gefangenenhäuser zu errichten, aber die ziemlich unsaubere Geschichte der Klosterzucht, auf welche wir nicht eingehen wollen, da sie nicht nothwendig zur Culturgeschichte gehört, hat gezeigt, dass nur Wenige die Kraft haben, ihre Natur zu unterdrücken; aber auch bei diesen Wenigen waren häufig Hochmuth, Härte und Grausamkeit die Folgen der inneren Kämpfe. Gleichwohl erwarben sich die Mönche den Geruch der Heiligkeit, aus ihrer Mitte wählte man vorzugsweise die Bischöfe, die Rathgeber der Fürsten, die Erzieher der Prinzen, und während die Heiden ihre Tempel mit schönen Männer- und Frauengestalten schmückten, füllte man die christlichen Kirchen mit den Statuen von Mönchen und Nonnen an, die mit ihren unförmlichen Trachten und asketischen Gesichtern jener Zeit ihren Stempel aufdrückten, welche man mit Recht das finstere Mittelalter nennt. Merkwürdigerweise befreundete sich das Mönchswesen sehr schnell mit den Uebertragungen aus der griechischen Zeit, die Dialektik und die Mystik gab den Mönchen Gelegenheit, sich mit Grübeln die Zeit zu vertreiben oder mit Visionen das Einerlei des Klosterlebens zu versüssen, und im Prunk der Feste suchten sie eine Entschädigung für die Lebensfreuden, denen sie entsagt hatten. Basilius und sein Zeitgenosse Gregorius von Nazianz wandten auf die geistliche Beredsamkeit jene Künste an, welche die griechischen Sophisten für die Schulberedsamkeit erfunden hatten. Gregorius versuchte sich auch in der Dichtkunst und verfasste ein Heldengedicht, in welchem er die Hauptrolle spielt; sein Drama, welches den leidenden Christus darstellt, ist das Muster der geistlichen Schauspiele des Mittelalters geworden.

Soweit waren die Verhältnisse gediehen, als der römische Kaiser Constantin in der Beschützung der christlichen Lehre ein Mittel erblickte, seine Herrschaft fester zu gründen. Er war Zeit seines Lebens ein Heide und römischer Oberpriester (Pontifex maximus als Kaiser), weil er auf Anrathen seiner

christlichen Hofgeistlichen die Taufe bis zu seinem Tode aufschob, um mit derselben alle Sünden abzuwaschen, aber gleichwohl glaubte er sich berechtigt, auch die religiösen Angelegenheiten seiner christlichen Unterthanen zu leiten. Constantin verlegte seine Residenz nach Byzanz, welches er (326 bis 330) erweiterte, zu einer neuen, und zwar christlichen Hauptstadt der Welt erhob und Neu-Rom nannte, wogegen noch während seines Lebens dafür der Name Constantinopel (Stadt des Constantin) entstand. Er schmückte diese Stadt mit christlichen Kirchen und Palästen, liess aus ganz Griechenland Statuen und andere Kunstwerke zusammenschleppen und umgab sich mit dem Prunk und dem Hofstaat eines orientalischen Herrschers. Das Wort Byzantinismus ist seit dieser Zeit der Ausdruck für höfische Schmeichelei und Kriecherei geworden.

Unter Constantin und seinem Nachfolger war das Ideal der Kirche erreicht: Constantin befreite die Geistlichen und Klöster von allen Staatslasten, übergab ihnen die Aufsicht über den Unterricht, alle Angelegenheiten des Staates wurden vom kirchlichen Standpunkte aus geleitet; aber weit entfernt, dass jetzt Ruhe und Friede im Reiche geherrscht hätten, wurden jetzt Kirchenstreitigkeiten, die sonst in engeren Kreisen sich abgewickelt hatten, Staatsangelegenheiten und Ursachen weitgreifender politischer Kämpfe.

Die erste Ursache dazu gab der Umstand, dass im Jahre 311 Cäcilianus zum Bischof von Karthago gewählt und von einem Bischof geweiht wurde, welcher zu jenen Geistlichen gehört hatte, die in der diocletianischen Christenverfolgung ihr Leben durch Auslieferung der heiligen Bücher gerettet hatten. Eine strenge Partei, an deren Spitze der Bischof Donatus stand, hatte diese Geistlichen, welche Traditoren genannt wurden, von aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und erkannte daher die Erhebung des Cäcilianus nicht an. Constantin übergab diese Streitfrage dem Bischof von Rom und einigen anderen Geistlichen zur Prüfung, diese sowie einige folgende Concilien erkannten Cäcilianus an, Donatus aber protestirte gegen diese Beschlüsse und erregte einen Aufruhr, der zwar, nachdem Constantin den Donatisten Duldung gewährt hatte, einige Zeit ruhete, aber nach Constantin's Tode auf's neue losbrach und so lange währte, bis die Vandalen sich Nordafrikas bemächtigten und in ihren Verheerungen den Streit erstickten.

Um dieselbe Zeit hatte Arius, ein Presbyter zu Alexandria, die Meinung ausgesprochen, Christus sei durch den göttlichen Willen geschaffen und daher

nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Wesens mit Gott. Der dortige Bischof Alexander bestritt diese Meinung und behauptete, Christus sei gleichen Wesens mit Gott; jeder von ihnen vertrat mit Hartnäckigkeit seine Meinung, und so entstand eine Spaltung, welche Constantin dadurch beizulegen suchte, dass er die Streitfrage einer allgemeinen Kirchenversammlung, welche im Jahre 325 zu Nikäa in Bithynien stattfand, unterbreitete. Zu diesem Concilium wurden 250—318 Bischöfe in Begleitung einer Menge Geistlichen aus allen Enden des römischen Reiches auf Kosten des Staates nach Nikäa gebracht und hier glänzend bewirthet. Die Mehrzahl derselben entschied für Alexander. Arius und seine Anhänger wurden verdammt und er selbst nach Illyrien verbannt. Athanasius, der Nachfolger Alexander's, setzte eine Verfolgung der Arianer in's Werk, doch wusste Arius später eine Partei am Hofe für sich zu gewinnen und in Folge dessen wurde Athanasius abgesetzt und nach Gallien verbannt, während Arius gefeiert wurde. Constans, der Nachfolger Constantin's, schützte wiederum die athanasische Partei, dessen Nachfolger Constantius die arianische, demnach hing die Rechtgläubigkeit des Volkes stets von der Partei ab, welche am Hofe die herrschende war, der Hof selbst aber war in den Händen der Geistlichen, und so entschieden zufällige Machtverhältnisse über die Rechtgläubigkeit; Niemand konnte wissen, ob er morgen ein heiliger Rechtgläubiger oder ein Häretiker (Irrgläubiger) war. Diese Fragen bewegten nicht nur den Hof und die Geistlichkeit, die kurze Zeit der kirchlichen Herrschaft hatte genügt, die Anschauungen des Volkes umzugestalten; Tertullian's Aeusserung, dass Vaterlandsliebe und Bürgerpflichten ihm als Christen fremd geworden seien, war die allgemein herrschende Anschauung in Byzanz geworden; fast theilnahmslos sahen Hof und Volk zu Constantinopel das Reich von Hunnen, Gothen und anderen Völkern bedroht, dagegen setzte der Zwist der Bischöfe sich bis in die Familien fort und um den Streit über die Gottgleichheit oder Gottähnlichkeit Jesu entzweiten sich die besten Freunde, Eltern und Kinder und die Geschwister untereinander. Dieser Umschwung in den Anschauungen des Volkes war theils durch die neue Erziehungsmethode, theils durch die Predigten bewirkt worden; die Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber des Alterthums waren aus der Schule verbannt und durch die Schriften des Alten und Neuen Testaments ersetzt worden, man erzog demüthige Menschen in der Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts und im Glauben an die durch

Gebete, Busse und Kirchengehen zu erlangende Gnade Gottes. Die Geistlichen hatten sich, wie oben erwähnt, die Kunst der Sophisten angeeignet, die Prediger strebten nach hübschem Klingklang der Worte, nach spitzfindigen Redewendungen und nach bestechenden Beweisführungen. Wie in den Hörsälen der Sophisten wurde das Nachschreiben der Reden eifrig betrieben, man beklatschte die Prediger, wie man früher die Sophisten beklatscht hatte, und der Beifall galt bald als eine so nothwendige Begleitung einer guten Predigt, dass die Prediger Leute bezahlten, welche an gewissen Stellen lärmenden Beifall spenden und das Publikum zu gleichen Aeusserungen seiner Zustimmung fortreissen mussten.

Man würde sich jedoch irren, wenn man glauben möchte, dass in gleicher Kraft mit diesen Glaubensstreitigkeiten jene Tugenden, welche Jesus empfohlen hatte, geübt worden seien. Constantin tödtete seinen Schwager Licinius auf eine höchst treulose Weise, liess das Haupt eines anderen Schwagers, Maxentius, bei seinem Einzuge in Rom vor sich hertragen und liess seinen Sohn Crispus und dessen Gemahlin Fausta umbringen, ohne dass einer seiner Hofgeistlichen Einsprache dagegen that, Constantin wurde zum Heiligen erhoben. Sein Nachfolger Constantius liess bei seinem Regierungsantritte sogleich seine beiden Vetter und Miterben, seine zwei Oheime von väterlicher Seite, sowie fünf andere Verwandte und die vertrautesten Freunde seines Vaters umbringen; sein Bruder Constans schwelgte in Genüssen jeder Art, übte ganz nach Laune Unrecht und Gewalt und sah ruhig mit an, dass seine Lieblinge und Lustgenossen mit rücksichtsloser Willkür die Regierung leiteten; er wurde von seinen empörten Truppen erschlagen, aber Athanasius, den er beschützt hatte, nannte ihn einen Gebenedeiten und Märtyrer. Constantius starb ohne Nachkommen, in dem Gemetzel, welches er bei seiner Thronbesteigung veranstaltet hatte, waren nur zwei Neffen Constantin's verschont geblieben, welche von den Geistlichen erzogen wurden. Der eine, Gallus, ward durch dumpfes Dahinbrüten und blinden Glauben finster und tyrannisch, er führte, als Constantius ihn mit seiner Schwester Constantina vermählt und zum Mitregenten ernannt hatte, in Antiochia ein willkürliches und grausames Regiment, erweckte aber auch den Argwohn des Hofes und ward, nachdem er einige an ihn abgesandte Hofdamen ermordet hatte, an den Hof gelockt und getödtet; der andere, Julian, wurde durch die Sitten der Geistlichkeit dem Christenthum abwendig gemacht und führte, nachdem er

zur Regierung gelangt war, das Heidenthum wieder als Staatsreligion ein, fiel jedoch bald in einem Kriege gegen die Perser, und da keine Erben mehr vorhanden waren, blieb die Wahl eines neuen Kaisers wieder dem Heere überlassen. Wir finden hier also ähnliche Verhältnisse wie zur Zeit der julischen Kaiser in Rom, von einem civilisatorischen Einflusse des Christenthums ist keine Spur zu bemerken, ja, Julian Apostata (der Abtrünnige) war der Einzige seines Hauses, unter welchem sich alle christlichen Secten der gleichen Duldung erfreuten.

Auch von einem sittigenden Einfluss des Christenthums auf andere Völker dieser Zeit ist nicht viel zu bemerken, Vulfila, von Geburt ein Gothe, aber in Griechenland erzogen, übersetzte die Bibel in die gothische Sprache, doch die christlichen Gothen plünderten die Griechen und Römer in gleicher Weise, wie es die heidnischen Gothen gethan hatten, und die Vandalen, deren Namen gleichbedeutend geworden ist mit Zerstörern, waren Christen. Uebrigens würden diese Völker von den Schriftstellern jener Zeit vielleicht günstiger beurtheilt worden sein, wenn sie nicht Arianer, die Römer aber Athanasianer gewesen wären.

Nur die rein menschliche Liebe vermochte zuweilen diese Kluft zu überbrücken. Der Kaiser Valentinian I., ein athanasianischer Christ, verliebte sich in die schöne arianische Justina und heirathete sie, nachdem sie eingewilligt hatte, athanasianische Kirchen zu besuchen. Nach seinem Tode zur Vormünderin des jungen Valentinian II. ernannt, glaubte sie, ihren Glaubensgenossen einige Kirchen einräumen zu können, erregte aber dadurch die Erbitterung der Athanasianer, und Ambrosius, der Erzbischof von Mailand, regte seine Gemeinde und den oströmischen Kaiser Theodosius wider sie auf. Dieser verliebte sich aber in ihre Tochter Galla, welche die Schönheit ihrer Mutter geerbt hatte, und vermählte sich mit der Arianerin im Jahre 386, was ihn übrigens nicht hinderte, die weniger schönen Arianer auf's heftigste zu verfolgen.

Schon früher, im Jahre 380, hatte dieser Theodosius folgende Verfügung erlassen: „Wir befehlen, dass alle Völker, welche Unsere Milde und Mässigung regiert, in derjenigen Religion leben, welche der heilige Apostel Petrus den Römern gelehrt hat, ... und Wir erklären, dass alle Uebrigen als irrsinnige und wahnwitzige Häretiker ein infames Dogma behaupten. Ihre Conventikel sollen nicht den Namen von Kirchen führen, und sie haben nächst

der göttlichen Rache die Strafe zu erwarten, welche Unser Wille, gelenkt von der himmlischen Weisheit, ihnen auferlegen wird.“ (Unter seinem Sohne und Nachfolger Honorius entstanden förmliche geistliche Inquisitionsgerichte.)

Dieser Theodosius gab der Welt das Schauspiel eines Kaisers, dem öffentlich von einem Priester der Eintritt in die Kirche verboten wurde, bevor er nicht Busse thue. Es war dies nach der Unterdrückung eines Aufstandes in Thessalonich, wobei der Kaiser die grausamsten Strafen gegen die Theilnehmer verordnet hatte. Man könnte in diesem Vorgehen des Priesters eine muthige Vertretung der mit Füssen getretenen Menschlichkeit erblicken, wenn es nicht derselbe Ambrosius gewesen wäre, den wir oben als Aufwiegler gegen seine Fürstin kennen gelernt haben; unter diesem Umstande erscheint aber die Demüthigung des Kaisers nur als ein Ausfluss geistlicher Ueberhebung, zu der die blinde Folgsamkeit des Kaisers, der alle Häretiker für ehrlos und unfähig über ihre Güter zu testiren erklärt hatte, den Anreiz gab.

Indessen die römischen Kaiser ihre Länder mit Glaubensverfolgungen verwirrten, arbeiteten sie den nordischen Völkern, welche an den Grenzen ihres Reiches sassen, in die Hände. Wir vermeiden es, diese Völker mit dem landläufigen Namen „Barbaren“ zu belegen, weil dadurch ein sittlicher Unterschied von den Römern gegeben wäre, der zum mindesten nicht vorhanden war. Die Römer haben sich keiner anderen Mittel zur Eroberung der Welt bedient, als die Franken, Gothen, Hunnen und Vandalen, und in der Ehrlichkeit haben die nordischen Völker die Römer übertroffen. Auch in der Zeit, von der wir jetzt reden, hielten die Römer jeden Treubruch, jede Hinterlist den nordischen Völkern gegenüber für erlaubt, überfielen die Fürsten, die zu Friedensunterhandlungen kamen, meuchlerisch, und mussten es als Strafe dahin nehmen, wenn jene sich durch Raub- und Plünderungszüge für den Treubruch rächten. Als im Jahre 375 einem Theile der Gothen bewilligt wurde, sich in den verödeten und unbewohnten Strichen der Bulgarei niederzulassen, erpressten die römischen Beamten von denselben die theuersten Preise für die schlechtesten Nahrungsmittel, und es konnte nicht wundernehmen, dass die Gothen, nachdem sie ihre Sklaven und selbst ihre Kinder verkauft hatten, um nicht Hungers zu sterben, raubend das Land durchzogen, zumal die bestechlichen Beamten vielen von ihnen die Erlaubniss, ihre Waffen zu behalten, verkauft hatten. Auch war es ein römischer Feldherr, der die Vandalen nach Afrika rief, nachdem er sich gegen seinen Kaiser empört hatte; andererseits waren

es 40.000 nordische Sklaven, welche zur Zeit, als Alarich Rom belagerte, aus dieser Stadt ausbrachen und ihm Nachrichten über die Zustände in der Stadt gaben. Das römische Reich litt in Folge seiner eigenen Sünden.

Tausende von Griechen und Römern, besonders Künstler und Gewerbetreibende, liessen sich freiwillig im Reiche des als Barbaren verschrieenen Hunnenfürsten Attila nieder, um den religiösen Verfolgungen und den Erpressungen der römischen Beamten zu entgehen; dieser handhabte Gerechtigkeit, liess den unterworfenen Nationen ihre gewohnten Verfassungen und Einrichtungen und verpflichtete sie nur zur Heerfolge, zu welcher ja auch die Römer ihre Bundesgenossen gezwungen hatten. Wenn Attila den alten skytischen Sitten treu blieb, aus hölzernen Schalen ass und trank und die Kleidung eines mongolischen Hirten trug, so that er nur dasselbe, was später Mohammed und die ersten Khalifen thaten. Nebenbei bemerkt, ist es zweifelhaft, was seine Zeitgenossen unter mongolischer Hirtenkleidung verstanden, eine Bildsäule am Wiener Thor zu Hainburg (Hunnaburg), dessen unterster Tract noch von den Hunnen herrühren soll, zeigt einen Mann im Panzerhemd mit darüber befindlichem einfachen Kleide (Fig. 265), welcher, und wohl nicht mit Unrecht, für Attila gehalten worden ist; Panzerhemden waren bei den Parthern gebräuchlich und sie können daher den Hunnen nicht unbekannt geblieben sein. Lebte aber Attila sehr einfach, so war doch sein Hoflager mit dem Luxus der Höfe von Constantinopel und Ravenna ausgestattet, seine Generale, Hofbeamte und seine zahlreichen Weiber hatten Teppiche, Bäder und Prachtgemächer, speisten beim festlichen Mahle von silbernen Schüsseln, hatten griechische Köche und schmückten sich und ihre Pferde mit den verschiedenartigsten Kostbarkeiten. Beachten wir, dass das deutsche Volk das Gedächtniss dieses Attila (als Etzel im Nibelungen-Liede) viel ehrenvoller bewahrte als die römischen Geschichtsschreiber, so scheint auch hier der Hass gegen den Ungläubigen die römischen Berichte ebenso beeinflusst zu haben, wie in den Schilderungen der Gothen, Vandalen u. s. w. Nur durch die Abschaffung der Menschenopfer und die Vielweiberei unterschieden sich die christlichen Römer von diesen Heiden, und wenn manches in den Sitten der letzteren noch roh war, so besassen sie andererseits auch nicht die Laster, welche die römische Civili-

Fig. 265. Attila.

sation begleiteten. Wenn insbesondere die christlichen Kirchen in diesen Kriegen sehr litten, so war die Schuld daran die Anhäufung der vielen goldenen Geräthe und Schmucksachen, welche zum Raube verlockten.

Barbarei war es auch, dass die Söhne des Theodosius, Arkadius und Honorius die alten Kunstwerke der Griechen zerstören, die alten Tempel niederreissen oder in christliche Kirchen verwandeln und selbst die Bildsäulen und Grabmäler verdienter Männer nicht verschonen liessen; in neuerer Zeit ist die Vermuthung aufgetaucht, dass die alexandrinische Bibliothek nicht erst von dem Araber Omar, sondern schon früher von christlichen Fanatikern zerstört worden sei, und wie wenig selbst die neutralen Wissenschaften geschont wurden, beweist der Umstand, dass Justinian im 6. Jahrhundert die letzten Philosophenschulen zu Athen schloss; sieben Lehrer, die noch übrig geblieben waren, wanderten nach Persien, wo sie Khosros Anoširwan aufnahm, die mit ihnen geretteten Schätze alter Wissenschaft gelangten von den Persern zu den Arabern und erst von diesen wieder nach Europa zurück.

Indessen dauerten die Religionsstreitigkeiten fort, und Nestorius, Patriarch von Constantinopel, gab ihnen neue Nahrung. Dieser hatte im Jahre 430 die Lehre aufgestellt, dass in Jesu zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, zu unterscheiden seien, dem widersprach Cyrillus, der Patriarch von Alexandria, und wieder zerfiel die Kirche in zwei Secten, da man, als die Gründe nicht mehr ausreichten, zur Gewalt griff. Die Nestorianer wurden vertrieben und verfolgt, sie mussten, wie die griechischen Philosophen, zu den Persern flüchten, um ungestört ihrer harmlosen Meinung huldigen zu können, zugleich verbreiteten sie das Christenthum bis an die chinesische Grenze, aber das half Alles nichts, sie blieben verdammte Häretiker.

Mehr als ein volles Jahrhundert beschäftigte das oströmische Reich ein Kirchenstreit, der das Abendland ganz kalt liess. Leo der Isaurier nahm daran Anstoss, dass das Volk die Heiligenbilder geradezu anbetete, wie es die alten Götterbilder angebetet hatte, er befahl zuerst die Bilder so hoch über den Altar zu hängen, dass sie nicht berührt werden konnten, und verbot 728 alle Bilder bei schwerer Strafe. Sofort bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine dem bilderstürmenden Kaiser Widerstand leistete und denselben zu Gewaltmassregeln veranlasste. Der römische Papst Gregor II., um seine Meinung befragt, machte geltend, dass zwar im jüdischen Alterthum Gott Vater nicht habe dargestellt werden können, das dies aber bei Jesu, den

Aposteln und Heiligen sehr wohl der Fall sei. Doch der Kaiser blieb bei seinem Verbote und seine Nachfolger hielten dasselbe aufrecht. Thronbewerber benützten die Gegenpartei zu ihren Zwecken, selbst der arabische Khalif Motassem verwendete diesen Streit, um seine Gegner zu schwächen, doch das Heer bestand fast blos aus Bilderfeinden, und als die Kaiserin Irene im Jahre 786 eine Synode zu dem Zwecke veranstaltete, um die Bilderverehrung wieder einzuführen, wurde dieselbe von der Gegenpartei mit Hilfe der Soldaten auseinandergejagt. Erst der Kaiserin Theodora gelang es 842, die Wiederherstellung des Bilderdienstes endgiltig durchzusetzen.

Bald darauf erfolgte der Bruch zwischen der abendländischen unter dem römischen Papste und unter der morgenländischen unter dem Patriarchen von Constantinopel stehenden Kirche, welcher sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dieses grosse Weltereigniss wurde jedoch nicht durch Verschiedenheiten der Glaubensansichten, sondern durch eine Liebschaft des Kaisers Leo herbeigeführt, welcher, obgleich er durch ein bürgerliches Gesetz eine dritte Heirath verboten hatte, sogar eine vierte Ehe mit seiner Geliebten Zoë zu schliessen wünschte. Der Patriarch Nikolaus wusste zu verhindern, dass der Kaiser einen Geistlichen fand, der diese Ehe einsegnete, aber Leo wendete sich um ein Gutachten an den römischen Papst, und dieser fand nach den Grundsätzen seiner Kirche eine solche Ehe nicht unerlaubt. Darauf setzte Leo den Patriarchen Nikolaus ab und einen andern ein, der den Kaiser wieder in die Kirchengemeinschaft aufnahm und sogar den Sohn der Zoë, Constantin VII., als Mitregenten krönte; auf dem Sterbebette empfand Leo Gewissensangst und rief Nikolaus zurück, dieser verdammte und verfluchte nach Leo's Tode das Verfahren seines Vorgängers und forderte den Papst Johann X. auf, dasselbe zu thun. Letzterer weigerte sich und die Verbindung zwischen den beiden Hauptkirchen war zerrissen.

Die römischen Bischöfe waren bisher wenig hervorgetreten, da der erste kaiserliche Beschützer der Christen, Constantin, den Schwerpunkt des römischen Reiches nach Byzanz verlegt hatte. Dennoch war der altrömische Stolz auf sie übergegangen, sie behaupteten, ihre Kirche sei von Petrus gegründet worden, dem Jesus selbst die Leitung der Christenheit anvertraut habe, und wenn sie auch noch nicht Macht genug besassen, den Primat anzustreben, so erwirkten sie doch auf dem Concil zu Nikäa (381), dass ihnen das Abendland als Aufsichtssprengel zugewiesen wurde. Gelasius (492—496)

nannte die Bischöfe nicht mehr „Brüder“, sondern „Söhne“, und Symmachus (498—514) stellte den Satz auf, dass der Bischof von Rom ausser Gott keinen Richter habe.

Um diese Zeit fanden in Rom zwei Geistesströmungen Eingang, welche der römischen Kirche durch viele Jahrhunderte die Herrschaft sicherten.

Im Jahre 341 war durch Athanasius dem Mönchsthum in Rom Eingang verschafft worden, Benedikt von Nursia (geboren 480) setzte Klosterregeln fest, welche mehr auf die klimatischen Verhältnisse Europas Rücksicht nahmen als die basilianischen; Mönche wurden ausgesendet, um die Heiden zu bekehren und damit zugleich der Herrschaft des Papstes zu unterwerfen. Patrik führte 432 das Christenthum in Irland ein, 496 nahm der Frankenkönig Chlodwig das Christenthum an, Gregor I. sendete zu Anfang des 6. Jahrhunderts, da den Angelsachsen die Askese der irischen Mönche nicht behagte, italienische Mönche nach England, um die Angelsachsen für das Christenthum zu gewinnen, und nahm den König der in Spanien sesshaften arianischen Westgothen, Reccared, in die katholische Gemeinschaft auf; von England kamen anfangs irische, dann angelsächsische Mönche nach Deutschland, unter denen besonders Winfried, auch Bonifacius genannt, durch seine Kenntniss der Landessprache die Friesen (716) und andere deutsche Stämme für das Christenthum zu gewinnen wusste; auf der ersten deutschen Synode (743) schwuren die Bischöfe dem Papste Gehorsam.

Diese Mönche waren die Soldaten des Papstthums, und es wäre unbillig, von ihnen zu erwarten, dass sie feinere Cultur verbreitet hätten. Männer, welche sich unter fremde Völker wagten und dem Tode trotzten, konnten nur wilde Fanatiker sein, welche das Heidenthum mit Hass verfolgten und die heidnische Literatur vernichteten. Patrik soll dreihundert Rollen heidnischer Lieder verbrannt haben, und dass die deutschen Mönche nicht anders verfuhren, beweisen die geringen Ueberbleibsel, die von dem germanischen Runenwesen übrig geblieben sind, nur mündlich haben sich einige Heldensagen der germanischen Vorzeit erhalten. Selbst in Italien verschwand der grösste Theil der römischen Literatur, und diese wäre ganz verschwunden, wenn sich nicht unter den Christen einige Männer gefunden hätten, welche Wissenschätze des Alterthums gerettet hätten, denn das Christenthum als solches ist der Wissenschaft Feind und das vierte Concil von Karthago hatte den Bischöfen verboten, weltliche Bücher zu lesen.

Wir haben oben (S. 564) gesehen, wie im Orient heidnisches Wesen in das Christenthum drang, im Abendlande waren es Augustinus und Ambrosius, welche eine christliche Wissenschaft, Poesie und Kunst zu begründen suchten, namentlich ist der Letztere der Einführer des Kirchengesanges und Verfasser geistlicher Lieder. Cassiodorus empfahl für die Geistlichen die Kenntniss der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, sowie Beschäftigung mit der Landwirthschaft und Ackerbau, auch empfahl er das Abschreiben von Büchern. Boëthius behandelte Geometrie, Arithmetik, Musik, Rhetorik und Dialektik in besonderen Büchern, welche im Mittelalter die Grundlage des Schulunterrichtes wurden, er übersetzte auch die Schriften des Aristoteles in's Lateinische und mit diesen Uebersetzungen mussten sich die Gelehrten des Mittelalters begnügen, bis gegen das 12. Jahrhundert durch die Araber auch die anderen Schriften dieses Philosophen bekannt wurden. Boëthius, welcher im Jahre 525 von Theodorich, dem ostgothischen Könige von Italien, aus politischen Gründen hingerichtet wurde, verfasste im Kerker ein „Buch des Trostes“, welches im Mittelalter viel gelesen wurde, obgleich die darin niedergelegten Trostgründe sich nicht auf die Bibel, sondern auf die Philosophie stützten.

Fig. 266.
Ein Mönch als Bücherabschreiber.

Man muss diese beiden Geistesrichtungen, die asketische und die philosophische, auseinanderhalten, um gerecht über die Beziehung der Klöster zur Wissenschaft zu urtheilen, die asketische Partei zerstörte die Classiker, die philosophische erhielt sie; eine dritte Partei, welche an Zahl wohl die stärkste war, betrachtete das Kloster nur als eine ruhige Stätte üppigen Lebens, suchte sich durch einige Ceremonien mit den Pflichten abzufinden, und war der Wissenschaft gegenüber völlig gleichgiltig; sie zerstörte keine alten Schriften, aber wenn unter ihrem Schutze ein Werk erhalten wurde, so geschah es nur in der Weise, wie das des Römers Properz erhalten blieb, welches im Jahre 1440 als Unterlage eines Weinfasses aufgefunden wurde. Im Allgemeinen waren die Klöster im Abendlande weniger culturfeindlich als im Orient, denn in Europa stand dem

Christenthum keine überlegene Wissenschaft gegenüber, im Gegentheile war hier Vieles nachzuholen. Selbst der Ackerbau stand auf tiefer Stufe; die Heiligkeit, welche die Wälder umgab, hinderte die Nutzbarmachung eines grösseren Theiles culturfähigen Bodens; die Mönche siedelten sich zunächst auf solchen Gebieten an, welche keinem bestimmten Herrn gehörten, rodeten die Wälder aus und führten den Gartenbau, die Obstbaumzucht und die Weincultur ein; ferner, obgleich sie sich meist aus Grundbesitzern recrutirten, welche ihre Güter dem Kloster zubrachten, suchten sie sich doch auch intelligente Kinder anzueignen, und entnahmen dieselben auch aus dem Volke. Diese Kinder hätten bei der strengen Abgeschlossenheit der weltlichen Gesellschaftsclassen nie lesen und schreiben gelernt; wie bei den Orientalen Eunuchen sich aus dem Sklavenleben zu hohen Staatsstellen emporarbeiteten, so war es im Mittelalter das Gelübde der Ehelosigkeit, welches den intelligenten Sohn des Volkes von der Knechtschaft befreite und ihm (allerdings sehr selten) den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnete; die geistige Knechtschaft hob die leibliche auf und die Priesterweihe verlieh einen Adel, welcher an Selbstbewusstsein dem weltlichen nicht nachstand.

Unter diesen Umständen musste auch hier, wie im Orient, eine Vermischung von Heidenthum und Christenthum stattfinden. Der patriarchalische Gott der Juden wurde hier zum Herrgott, Jesus das Ideal des sich selbst opfernden Heldenkönigs, seine Mutter Maria aber, welche im Orient wenig beachtet worden war, als „Unsere liebe Frau“ die Himmelskönigin, der Glaube zur Minne. Die Spuren dieser Vermischung mögen bis in die ersten Zeiten des Christenthums hineinreichen, wo germanische Söldner die Heere der Caesaren bildeten, während der Bekehrung der Deutschen erhielt dieselbe aber ihre schärfste Ausprägung. Bei keinem Volke der Welt war die Hochhaltung der Frauen und der Jungfräulichkeit so ausgebildet wie bei den Deutschen, bei den Franken musste der Mord einer wehrlosen Frau mit 600 Solidi (Schillingen) oder Kühen (eine Kuh kostete einen Solidus) gesühnt werden, schon das unehrerbietige Betasten ihrer Brust wurde mit 45 Solidi gebüsst, während die Sühne für einen getödteten Mann 200 Solidi, für einen zinspflichtigen Römer 45 Solidi betrug. Niemand konnte sich daher so, wie die Deutschen für die Jungfräulichkeit der Maria, der „reinen Magd“ begeistern; im Osten fand das Christenthum nur Mönche und politische Kaiser als Verfechter, im Abendlande den Ritterstand.

Während so die Ideale des Christenthums germanisch ausgeprägt wurden, fand auch die Lehre vom Teufel ein verständnissinniges Publikum bei den Deutschen. Noch lange nach der Bekehrung fanden auf den germanischen Höhen heimliche bacchische Orgien zu Ehren des bocksfüssigen Liebesgottes Phol (Phallus?) statt, welcher letztere fortan die Verkörperung des Bösen wurde; ebenso war den Germanen die Taufe bekannt und der Glaube, dass ungetaufte Kinder keine Ruhe im Grabe hätten, rührt von ihnen her. Mit Hexen und Zaubereien war das Hirn aller Deutschen angefüllt und blieb es auch nach ihrer Bekehrung. Das heidnische Weihnachtsfest wurde mit der Geburt Christi verschmolzen, das Lichtmessfest, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt schliessen sich an germanische Gebräuche und an die klimatischen Verhältnisse Europas an.

Dagegen brachten die römischen Mönche Anschauungen zu den Heiden, welche diesen bisher fremd waren und das bürgerliche Leben gänzlich umgestalteten. Hatte Tacitus die Germanen noch in einzelne Stämme zersplittert gefunden, so hatte schon der Sturm der Völkerwanderung zu Völkerbündnissen geführt. Nach Ende derselben finden wir ein Reich der Westgothen, welches sich über den grössten Theil Spaniens und Frankreichs ausdehnte, ein Reich der Sueven im Nordwesten Spaniens; ein Reich der Burgunder an der Rhone, in Italien das Reich der Ostgothen, welches später durch die Longobarden zerstört wurde, auf welche noch heute der Name Lombardei hinweist, um den Oberrhein sassen die Alemannen, um den Niederrhein die Franken, an der Nordsee die Friesen, an der Niederelbe die Sachsen, östlich von ihnen die Thüringer, in England hatten sich die Angelsachsen niedergelassen, im Osten von Deutschland wohnten die Longobarden. Ganz Europa war damals von Germanen oder von Völkern bewohnt, welche mit ihnen in Sprache und Sitte eng verwandt waren. In Spanien, Frankreich und Italien hatten sie eine zahlreiche römische Bevölkerung unterworfen und zinspflichtig gemacht, hier nahmen sie viel von deren Sprache an, und so entstanden die romanischen Sprachen; nur in Deutschland, wo die Römer wenig festen Fuss gefasst hatten, blieb die alte Sprache herrschend.

Die römischen Mönche begünstigten die Staatenbildungen in jeder Weise. So lange die Stämme zersplittert waren, blieben sie mässig bemittelt, freiheitsliebend und boten den Klöstern wenig Gelegenheit, sich zu bereichern, letztere hatten zu viele Herren zu fürchten und fanden zu wenig Schutz bei

den Einzelnen, das Freiheitsgefühl war ihnen unverständlich, die an einen absoluten Priesterstaat gewöhnt waren, in welchem die Mönche von dem Abte unumschränkt beherrscht wurden, die Aebte von dem Bischof und die Bischöfe vom Papste. In der Kirche war der römische Caesarismus im Entstehen, aber der Papst hatte keine Legionen und kein Geld, das Christenthum musste ihm beides schaffen, und daher begünstigten die Päpste die Entstehung von Fürstenherrschaften und die Bereicherung des Adels in den germanischen Ländern, da mit dem letzteren auch die Klöster und Bischöfe sich bereicherten.

Die genannten Völker zu dieser Zeit bestanden aus Edelleuten und Freibauern, die auf ihrem Allod (das bei der Besitzergreifung des Landes ihnen zugetheilte Los) sassen. Sitten und Gebräuche der Freibauern scheinen sich in vielen Gegenden unverändert erhalten zu haben: der älteste Sohn war Erbe des Hauses und Gutes, seine jüngeren Brüder waren seine Knechte und Kriegsgefangene seine Sklaven; Letztere, welche nur zur Feldarbeit verwendet wurden, fielen mit der Besitzveränderung neuen Herren anheim, und so bildete sich das Verhältniss aus, wonach diese „Hörigen“ nicht als persönliche Sklaven, sondern als zum Grundbesitze gehörig betrachtet wurden. Es kam öfter vor, dass ein Freibauer im Würfelspiel, nachdem er Haus und Hof verspielt hatte, zuletzt seine Freiheit einsetzte, aber Tacitus erwähnt ausdrücklich, dass die so zu Sklaven Gewordenen ausser Landes verkauft wurden, um sich das Beschämende dieses Verhältnisses zu ersparen.

Die Adeligen müssen schon frühzeitig Vorrang gehabt haben, sie konnten im Kriege zu Pferde und gerüstet (Kriegswagen und Rüstungen erwähnt schon Tacitus bei den Germanen) mehr leisten als die Freibauern, sie besassen ein Gefolge, welches sie im Kriege unterstützte, und es ist daher unmöglich, dass das Land gleichmässig unter Edle und Freie vertheilt worden wäre. Eine Gütergleichheit war demnach nicht vorhanden und der Unterschied zwischen Reich und Arm wurde durch die Geldbussen, mit denen Vergehen und Verbrechen gesühnt werden mussten, sowie durch das Würfelspiel schroffer. Dem auf diese Weise verarmten Freien blieb nichts übrig, als sich zum Edelmann zu begeben und von diesem Geld oder Gut zum Lehen (Feudum) zu nehmen, wofür er sich zu persönlichen Dienstleistungen oder zu Abgaben verpflichtete. Es kann kein Zweifel sein, dass die Gefolgschaften der Adeligen aus Vasallen bestanden, die zwar ihrer Person nach frei, für ihren Unterhalt aber dienstpflichtig waren, ebenso wie die römischen Clienten gegenüber den

Römisch-deutscher Kaiserornat.

(Nach Bock.)

Patriciern. Als die Franken Gallien besetzten, fanden sie hier das ausgebildete römische Latifundiensystem vor, sowie die Staatsdomänen, welche Einrichtungen sie gern annahmen.

Das fränkische Fürstengeschlecht, welches ursprünglich nur ein mit priesterlichen Privilegien ausgestattetes Adelsgeschlecht war, gelangte theils durch Eroberungen, theils durch Verwandtenmorde zu grossem Reichthum; so finden wir bei den Merovingern schon Vasallen als Majordomus oder Hausmaier mit der Verwaltung der königlichen Güter und der Anführung der übrigen Vasallen betraut, und später sogar so mächtig werden, dass einer derselben, Pipin der Kleine, die rechtmässigen Thronfolger in's Kloster schickte und sich der Königswürde bemächtigte. Der römische Papst, den Pipin von dem Andringen der Longobarden befreit, und dem er überdies einen Küstenstrich am Adriatischen Meere (den Anfang des späteren Kirchenstaates) geschenkt hatte, billigte die Usurpation, und als Pipin's Sohn, Karl, der den Beinamen „der Grosse“ erhielt, das Frankenreich bis an die Elbe im Osten, bis an das Atlantische Meer im Westen, bis über Rom hinaus und bis an die Pyrenäen im Süden erweitert hatte, erklärte Papst Leo III. das römische Kaiserthum wieder hergestellt, übertrug dasselbe auf Karl und setzte diesem am Weihnachtsfeste 800 die Krone auf. Der römische Papst herrschte zwar nicht dem Namen nach, aber factisch durch den Kaiser über das ganze westliche Europa.

Unsere Tafel XIII zeigt den Kaiserornat, der bei der Krönung von dem deutschen Kaiser getragen wurde, und dessen Pracht die grosse Ausbildung der Stickerei zeigt; die Abbildung ist eine Verkleinerung nach dem von Bock herausgegebenen und in der Wiener Staatsdruckerei gedruckten Werke „Die Reichsinsignien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“.

Der neue Imperator suchte, dem Rathe seiner Geistlichen folgend, die Kaiserherrschaft auch durch die Gesetzgebung zu begründen, er schaffte die Herzogswürde ab, theilte das Land in Gaue, deren jedem ein von ihm ernannter Graf als höchster königlicher Beamter und Richter vorgestellt war; unter diesen standen Centgrafen. Ausser diesen ständigen Gerichten ernannte Karl Sendgrafen, deren alle drei Monate je zwei (ein weltlicher und ein geistlicher) in Gemeinschaft mit dem Grafen des Bezirkes an vier verschiedenen Orten öffentliche Versammlungen veranstalten, Beschwerden schlichten und überhaupt die Zustände des Reiches untersuchen mussten. Noch konnte jeder

nur durch seines Gleichen (*pares*, woraus später der Titel „Peers“ entstand) gerichtet werden, aber bereits wurden durch die Einführung der Appellation an eine höhere Instanz die Unterthanen gewöhnt, bei der Obrigkeit ihr Recht zu suchen. Und auch dadurch unterschied sich die neue Einrichtung von der früheren, dass die Richter nicht mehr zeitweilig zur Erledigung der Rechtsfrage berufen, sondern dauernd als Schöffen angestellt wurden.

Unter dem Schutze des Kaisers gewann am meisten die Geistlichkeit. Der dreissigjährige Krieg mit den Sachsen war nur deshalb so langwierig geworden, weil Karl ausser dem Christenthum auch den Zehnten für die Geistlichkeit eingeführt hatte, der den heidnischen Sachsen neu war. Uebrigens brauchte der Staat nur die Kirche gewähren zu lassen, sie wusste sich selbst Reichthümer zu verschaffen. In der Nähe der Klöster verschwand meist das freie Eigenthum. Die Mönche wussten die Bauern zu veranlassen, ihre Güter dem Kloster zu schenken, um sie als Lehen von diesem zurückzuempfangen. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts besass das Kloster Luxovicum 15.000 Bauerngüter. Zugleich war die von Papst Leo I. in die Dogmatik eingeführte Lehre vom Fegefeuer die Ursache, dass viele Schenkungen und Vermächtnisse den Klöstern zuflossen und Unmassen von Messen gestiftet wurden, damit die Mönche für die Erlösung der Seelen aus dem Fegefeuer beteten.

Noch mehr stieg die Macht der Kirche unter den schwachen Nachfolgern Karl's. Unter Ludwig dem Frommen behaupteten einige Bischöfe, dass, da sie von Gott eingesetzt seien, um die Sünder zu regieren, sie auch die Könige absetzen könnten, wenn diese sich unempfänglich für ihre Mahnungen zeigten. Um diese Zeit erschienen auch die sogenannten Isidorischen Decretalien. Bischof Isidor von Sevilla († 636) hatte nämlich eine Sammlung wichtiger Concilsbeschlüsse und besonders bemerkenswerther Entscheidungen römischer Bischöfe verfasst, deren man sich vielfach bediente. Auf einmal kam in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts diese Sammlung vermehrt mit vielen früher nicht bekannten Urkunden zum Vorschein. Die neu aufgeführten Documente stellten den Papst als Statthalter Christi und Oberhaupt der Kirche dar, unterordneten ihm die gesammte Geistlichkeit, namentlich auch alle anderen Bischöfe und Erzbischöfe, und schrieben ihm die Befugniss zu, Concilien zu berufen und deren Beschlüsse zu bestätigen oder zu verwerfen. Wohl fanden sich manche Zweifler an der Echtheit dieser Decrete, aber sie vermochten die Falschheit nicht zu beweisen (erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

wurde die Fälschung nachgewiesen, und zwar sollen die falschen Decrete von einem Geistlichen der Mainzer Diöcese fabricirt worden sein), Nikolaus I. erklärte im Jahre 863 diese Schriften für echt, und denselben wurde von nun an überall Geltung verschafft.

Während Papst und Geistlicheit nach Macht und Reichthum strebten, blieb auch der Adel nicht müssig. Die Staatswürden, welche unter den fränkischen Königen und Kaisern anfangs zeitlich oder lebenslänglich mit den als Sold zu ihnen gehörigen Domänen verliehen wurden, wurden bald als erblich betrachtet, die Domänen als Lehen Anhängern verliehen, welche die Macht des Feudalherrn vermehrten, oft auch mit Gewalt Freibauern zu Hörigen gemacht, wenn sie nicht freiwillig in den Dienst der Herren treten wollten. Nicht immer gelang es den Bauern, wie den Ditmarsen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und so entstanden in Frankreich die mächtigen Seigneurs, in Deutschland die reichen Grafengeschlechter, während in England die Normannen durch Eroberung das ganze sächsische Land in Feudalgüter verwandelten.

Die Folge dieser Uebermacht des Adels war das Faust- und Fehderecht. Dasselbe fand ursprünglich nur dann statt, wenn der Geklagte sich dem richterlichen Spruche nicht unterwarf oder sich weigerte, vor Gericht zu erscheinen; in diesem Falle konnte der Kläger seinen Gegner befehden, ohne sich hierdurch eines Friedensbruches schuldig zu machen. Bei dem späteren Vasallenwesen konnte ein Vasall seine Peers gegen seinen eigenen Lehnsherrn, den König, aufbieten, um ihn zu bekriegen, falls derselbe einen vom Lehnsgerichte gesprochenen Urtheile keine Folge geben wollte oder Recht zu sprechen verweigerte. Je mächtiger der Adel wurde, desto mehr wurden die Gerichtsformen nur zum Vorwand genommen, um Gewalt zu gebrauchen, und schliesslich befehdete man sich auch ohne gerichtliches Verfahren.

Hatten früher die Könige und Kaiser die Machtstrebungen des Adels begünstigt, um sich selbst zu erheben, so wurden bald die Feudalherren dem Staatsoberhaupte selbst gefährlich; es hing nur vom guten Willen der Letzteren ab, ob sie dem Kaiser Heerfolge leisten wollten oder nicht, und dieser Zustand wurde von den Päpsten benützt, auch sich von der Oberherrschaft der Kaiser loszumachen. Die einzige Waffe der Päpste, der Bannfluch, wäre trotz aller Frömmigkeit der Zeit machtlos an den trotzigen Kriegern abgeprallt, wenn nicht sein unmoralisches Gefolge, die Entbindung vom Eid der Treue,

empörungslustigen Vasallen Gelegenheit gegeben hätte, ihrem Oberherrn den Gehorsam aufzukündigen, ohne sich dem Vorwurfe der Infamie preiszugeben. Nur aus dem Streite zwischen den Vasallen und ihren Fürsten zogen die Päpste ihre Macht; ihre Bannflüche blieben erfolglos, wenn der Fürst seine Vasallen zu gewinnen wusste, sie machten den Fürsten ohnmächtig und zwangen den Kaiser Heinrich IV. zu dem demüthigen Bussgange nach Canossa (1077), wenn die Vasallen mit ihrem Oberhaupte unzufrieden waren; daher konnte auch Heinrich IV. schon fünf Jahre später an der Spitze eines Heeres vor Rom erscheinen und den Papst absetzen, der durch sein übermüthiges Benehmen nicht nur den Kaiser, sondern auch das Reich beschimpft hatte. Man könnte für die Kämpfe der Päpste mit den Kaisern Sympathien empfinden, wenn es Kämpfe der überlegenen Cultur gegen die rohe Gewalt gewesen wären; aber sie waren leider nur Kämpfe um die politische Macht.

Um diese Zeit ereignete sich ein Nachspiel zu den alten Völkerwanderungen. Palästina war in die Hände der türkischen Seldschuken gefallen, welche dem Christenthum feindlicher gegenüberstanden als die Araber; die christlichen Pilger, welche nach Jerusalem zogen, wurden misshandelt und verhöhnt, und dies veranlasste den Mönch Peter von Amiens, dem Papste Urban II. den Vorschlag zu machen, Palästina durch ein europäisches Ritterheer erobern zu lassen. Den Päpsten war zwar Jerusalem an sich sehr gleichgiltig, da ihr Streben nach politischer Macht nicht im fernen Palästina, sondern nur in der alten Welthauptstadt Rom einen Stützpunkt fand, aber die Hoffnung, die Fürsten von ihrem Streite mit dem Papste dadurch abzulenken, dass ihnen ein anderes Ziel ihres Ehrgeizes gesteckt wurde, bewog Urban II. schliesslich, auf die Idee des Mönches einzugehen und die christliche Ritterschaft zu einem Kriegszuge gegen die Mohammedaner aufzurufen, der nach dem angenommenen Feldzeichen des Kreuzes ein Kreuzzug genannt wurde. Dank der Uneinigkeit der seldschukischen Stämme, gelang es den Christen, am 7. Juni 1099 Jerusalem zu erobern, aber nachdem dieses Ziel erreicht war, fing auch im christlichen Lager die Uneinigkeit an, ihr Haupt zu erheben, andererseits einigte die Noth die türkischen Stämme, und sie fanden in Salah-Eddin (gewöhnlich Saladin genannt) einen tüchtigen Führer, welcher 1187 Jerusalem den Christen entriss, und alle folgenden Kreuzzüge vermochten nicht, dasselbe wieder zu erobern. Mit den Kreuzzügen entfaltete sich die Pracht des Ritterthums.

In früherer Zeit erhob sich neben den Behausungen der Bauern, welche aus Wohnhaus, Scheune und Viehstall bestanden, das nur durch seinen grösseren Umfang sich auszeichnende Gehöfte des Adeligen, welches das Herrenhaus, das Kellerhaus, das Badhaus, die Speicher, den Kornboden, den Pferde- und Viehstall, den Schafstall und den Schweinestall umfasste, die Frauen wohnten mit den Mägden (ursprünglich weiblichen Sklaven) in einem abgesonderten Hause (*Genicium* oder *Screona*, d. i. Schrein), in welchem sie der Beschäftigung mit Spindel und Webstuhl oblagen, weshalb das Frauenhaus auch kurzweg Arbeitshaus oder Webstätte genannt wurde. Von der Bauernmagd bis zur Königstochter war es die Aufgabe aller Mädchen und Frauen, das Gewand für sich und die Männer herzustellen, und der angelsächsische Mönch Beda erzählt, dass mitunter Nonnen schon im 7. Jahrhundert ihre Meisterschaft in der Weberei benützten, ihre Liebhaber mit kostbaren Gewändern zu beschenken. In Figur 267 ist die Wohnung eines angelsächsischen Edlen, der Almosen austheilt, abgebildet.

Fig. 267. Wohnung eines angelsächsischen Edlen.

Die Klöster lehnten sich in ihrer Einrichtung an die Herrenhäuser an, sie pflegten nebenbei verschiedene Gewerbe, namentlich Kunstgewerbe, und benützten die Kirchenfeste, um an die zuströmenden Landleute Crucifixe, Heiligenbilder, Rosenkränze u. dergl. zu verkaufen; so entstanden die Märkte, wie sie noch gegenwärtig in den Landgemeinden abgehalten werden, und auch die grossen Handelsmessen haben noch von der Kirchenfeierlichkeit, an welche sie sich knüpften, ihre Namen. Da Kirchen und Klöster durch den Reichthum ihrer Prachtgewänder und heiligen Gefässe ein stetes Ziel der Raubsucht waren, so wurden sie wie Festungen erbaut und der Kirchenthurm, der in

den römischen Tempeln nicht vorkam, lehnte sich an den Wartthurm der adeligen Burgen an. Als ein Beispiel alten Kirchenbaues zeigt Figur 268 die alte Kirche in Sievering bei Wien, welcher Ort seinen Namen nach dem Mönch Severinus hat, der im 5. Jahrhundert bei Wien lebte. Wir finden hier die Strebepfeiler wieder, welche wir schon bei altbabylonischen Bauwerken getroffen haben, und welche bei den meisten Bauten des nördlichen Europas sich im Mittelalter erhalten haben, während die römischen Bauwerke dieselben nicht zeigen. Durch diese Strebepfeiler unterscheidet sich der gothische von dem romanischen Baustyl.

Fig. 268. Kirche in Sievering bei Wien

Von dem Leben der Bauern berichtet ein alter Autor im 16. Jahrhundert folgendes: „Der viert Stand ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin (Weilern) und werden genennt Bawern, darumb das sie das Feld bauwen und das zu der Frucht bereitent. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Ertrich

gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiss ist schwarz rucken Brot (Roggenbrot), Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Ein Zwilchgippe, zwen Buntschuch (der Bundschuh war das Wappen der aufständischen Bauern zur Reformationszeit) und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leut haben nimmer Ruh. Früw und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkauffen was sie Nutzung über kommen auf dem Feld und von dem Viech und kauffen ihn dagegen was sie bedörffen. Dann sie haben keine oder gar wenig Handwerklewt bei ihnen sitzen. Ihren Herren müssen sie offt durch das Jahr dienen, das Feld bawen, säen, die Frucht abschneiden und in die Schewer führen, Holz hawen, und Gräben machen. Do ist nichts das das arm Volk nitt thun muss und on Verlust nitt auffschieben darff." Der Name des Dorfvorstehers „Schultheiss" oder Schulze weist noch auf das Hörigkeitsverhältniss hin, er hatte die Frohnden, welche der Gutsherr heischte, auf die einzelnen Dorfbewohner zu vertheilen, und war für die pünktliche Ausführung derselben verantwortlich.

Fig. 269. Bauern im 12. Jahrhundert.

Das düstere Bild des Bauernlebens, welches hier geliefert wurde, hatte jedoch auch Lichtblicke. Die Mühseligkeit der Beschäftigung, welche mit Ausnahme der jetzt durch die auch nicht leichten Staatssteuern ersetzten Frohnen, sich bis heute erhalten hat, vermochte nicht, den heiteren Sinn des an Bedürfnissen armen Volkes zu ersticken; an grossen Festtagen, namentlich an Kirchweihtagen, wurde die Entbehrung in Schmausereien und Tänzen vergessen, welche letztere allerdings, da die Bauern auch mit dem Schwert an der Seite zum Tanz gingen, meist in mörderische Raufereien übergingen. Schon im 14. Jahrhundert hören wir von solchen Raufereien, indem z. B. einmal 32 Bauern in Oesterreich todt auf dem Tanzplatze

blieben, und von Festen, wo die Tische sich unter der Last von Fleischspeisen und Backwerk bogen und der Wein in Strömen floss. Aber selbst an den Werktagen wurde das Schwarzbrot, wenigstens von der Jugend, mit heiteren Liedern gewürzt. Der Mönch Otfried, welcher im 9. Jahrhundert die Evangelien in deutscher Sprache umgedichtet hatte, rechtfertigte sich in einem Briefe an den Bischof von Mainz gegen den Vorwurf, dass er bäurisch-deutsch anstatt lateinisch geschrieben habe, mit der Versicherung, er habe die deutschen unnützen und unzüchtigen Lieder verdrängen wollen. Hieraus geht hervor, dass das deutsche Volkslied schon damals bestand und seine Tendenz dieselbe war, wie sie in den bis jetzt erhaltenen Volksliedern und in den alltäglich entstehenden „G'sangeln" der Alpenbewohner vorkommt: der Liebe Lust und Leid, sinnlich, übermüthig, aber auch durchdrungen von einer Gemüthstiefe, welche die Leichtlebigkeit der vornehmen Kreise vergebens nachzuahmen strebt. Die deutschen Märchen, welche die Gebrüder Grimm gesammelt haben, sind vorzugsweise in den Bauernhütten erhalten geblieben und reichen doch weit in die Heidenzeit hinein; aus den vielen Reimversuchen, welche sich in ihnen finden, lässt sich schliessen, dass die späteren höfischen Reimdichtungen nicht aus der Fremde gekommen sind, sondern im Volksmunde ihren Ursprung haben, die Stabreimpoesie konnte nur im heidnischen Priestermunde entstehen. Eine scharfe Beobachtung der Natur zeigen die Bauernregeln und reiche Lebenserfahrung die kernigen Sprichwörter.

Fig. 270. Bauerntanz.

Die Städte waren, soweit sie inner der Grenzen des ehemaligen römischen Reiches waren, meist römischen Ursprungs und den römischen Municipien nachgebildet, so in Italien, Frankreich, Spanien, Dalmatien und Süddeutschland, aber selbst im Norden fanden die christlichen Missionäre Herzogspfalzen und Städte, wie bei den Thüringern, und Burgen, wie bei den Sachsen, in welche sich das Volk in Kriegsnöthen zurückzog. König Heinrich I., der die Ungarn am Lechfelde besiegt hatte, gründete eine grosse Anzahl neuer

Städte, wahrscheinlich in der Weise, dass er offene Dörfer und Märkte mit Mauern umgeben liess, damit das Landvolk hier Schutz bei dem Eindringen fremder Kriegsvölker fände. Die Städte waren entweder freie Städte, welche in keinem Lehensverhältnisse standen, nur den Kaiser als Reichsoberhaupt Gehorsam schuldeten und ihre Verwaltung selbst besorgten, wie die italienischen Städte und in Deutschland Mainz, Strassburg, Worms, Speier, Regensburg, Basel u. s. w., oder Reichsstädte, welche zum Kaiser im Lehensverhältnisse standen und durch kaiserliche Beamte regiert wurden, oder Landstädte, welche unter Fürsten, Bischöfen und Aebten standen.

Im Mittelalter waren die Städte die Sitze der höheren Geistlichkeit, der Kaufleute und der Handwerker; der Adel zog es vor, inmitten seiner Güter auf seinen Schlössern zu hausen, doch wohnten auch viele freie Familien in Städten und bildeten hier wie einst in Rom, den bevorrechteten Stand der Patricier, welche in älterer Zeit die Verwaltung ausschliesslich besorgten; die Handwerker konnten ihre Gleichberechtigung erst nach und nach erringen, ähnlich wie die Plebejer im alten Rom.

Wie es im Alterthum keine Stadt ohne Tempel gab, so gab es in christlicher Zeit keine Stadt ohne Kirche, grössere Städte waren Bischofssitze, auch Klöster siedelten sich gern in Städten an. Die Geistlichen, welche an den Kirchen zur Besorgung des Gottesdienstes angestellt waren und zum Unterschiede von den Mönchen Weltgeistliche hiessen, waren in früherer Zeit, namentlich in den nordischen Ländern, verehelicht; doch verordnete schon im Jahre 760 der Bischof Chrodegang von Metz, dass die zu einer Kirche gehörenden Cleriker sich zu einem erbaulichen, oder, wie man es nach den Canones oder Satzungen der Kirche zu nennen pflegte, canonischen Leben vereinigen sollten. Sie hatten sich in einem bestimmten Gebäude, welches oft als Monasterium (Kloster, woraus der Name „Münster“ entstand) bezeichnet wird, zum Beten und Singen, zum Speisen und meist auch zum Schlafen zusammenzufinden, ihre Versammlungen hiessen Capitel nach den dabei vorzulesenden Abschnitten der Bibel, sie leisteten jedoch kein Mönchsgelübde und Privatbesitz war ihnen gestattet. Diese Vereinigungen wurden später theils als Domstifte, theils als Collegiatstifte und ihre Mitglieder als „regulirte“ bezeichnet. Als Gregor III., um auch die Weltgeistlichkeit schärfer von den Laien zu trennen, die Priesterehen verbot und Innocenz III., der im Jahre 1197 Papst geworden war, diese Massregel entschieden durchführte,

schwand der Unterschied zwischen der Weltgeistlichkeit und den Klostergeistlichen noch mehr und bildete nur mehr das Privateigenthum einen Unterschied. Das Verbot der Priesterehe konnte aber nur in formeller Beziehung durchgeführt werden, an die Stelle der Gattin trat eine andere Person, und es kam im Mittelalter vor, dass Gemeinden nur Pfarrer aufnahmen, welche eine Concubine hielten, damit ihre Frauen und Töchter vor Anfechtungen gesichert seien.

Für die Diener der römischen Kirche war die römische Sprache in allen Ländern Vorschrift, sei es, dass man die Einheit des Glaubens besser gemacht hielt, wenn die Liturgie aller Kirchen identisch war, sei es, dass auch nur die Bequemlichkeit des Verkehrs zwischen Rom und den Geistlichen aller Länder massgebend war; nur die slavischen Missionäre erwirkten die Erlaubniss, die Liturgie in den Landessprachen anwenden zu dürfen. Diese Einführung einer allgemeinen lateinischen Kirchensprache hatte für die Entwicklung der Wissenschaften im Mittelalter grosse Vortheile. Da Jeder, der in den Klosterschulen oder in den städtischen Laienschulen unterrichtet wurde, das Lateinische als Elementarwissen lernen musste, so wurden alle wissenschaftlichen Werke in dieser Sprache abgefasst, und während in den einzelnen Ländern sich im Volksmunde die spanische, die französische und die italienische Sprache aus der Vermischung romanischer und germanischer Elemente bildeten, gab es im ganzen westlichen Europa eine gemeinsame Cultur- und Gelehrtensprache, in welcher sich der Deutsche mit dem Spanier, der Franzose mit dem Italiener verständigen konnte. Es mag unerörtert bleiben, ob es der Kirche bei der Macht, welche sie im Mittelalter besass, nicht möglich gewesen wäre, die Kirchensprache zur allgemeinen Volkssprache Europas zu machen, wenn sie dem Volksunterricht grössern Eifer gewidmet und die grosse moralische Bedeutung einer Universalsprache erkannt hätte. Thatsache ist, dass nicht einmal die Mönche alle die lateinische Sprache, ja selbst Lesen und Schreiben lernten und unverstanden die lateinischen Gebete hermurmelten, wie die mongolischen Buddhapriestsr die tibetanischen. Das gemeine Volk mochte respectvoll die lateinischen Phrasen anhören, die es nicht verstand, aber in diesem Unverstande schöpfte es aus den kirchlichen Einrichtungen keinen Nutzen, sondern nur den Aberglauben, und dieser drang von unten nach oben, Diejenigen beherrschend, welche zu herrschen vermeinten.

Neben den Geistlichen nahmen die Patricier den ersten Rang in der städtischen Bevölkerung ein. In den ursprünglich römischen Städten ausserhalb Italiens waren die Patricier theils römische Bürger, Eques, welche die Soldaten als Lieferanten begleiteten, auch wohl ausgediente Soldaten, welche das ihnen verliehene Land selbst bebauten; der Ursprung der germanischen Patricier ist dunkel. sie waren jedenfalls freie Grundbesitzer. doch ist auch bei den germanischen Völkern der Handel uralt, der Bernstein wanderte von Stamm zu Stamm bis zu den phönikischen Handelscolonien im Süden, nach Tacitus wurden die in Sklaverei gerathenen Freien an ausländische Sklavenhändler verkauft, die Zieraten der Edelleute wurden meist auf dem Handelswege erworben, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch bei den Germanen, wie bei anderen Völkern des Alterthums und bei den Negern noch jetzt, der Handel das Monopol des Stammhäuptlings war. Es wäre sehr irrig, sich die germanischen Völker als abgeschlossen von aller übrigen Welt

Fig. 271. Frachtwagen im Mittelalter.

zu denken, zu allen Zeiten hat die Gewinnsucht zu Handels-Expeditionen in ferne Länder verlockt und am meisten mussten sich die Händler zu einem Volke hingezogen fühlen, welches treu das gegebene Wort hielt und Lüge und Trug verachtete. Bei der Gründung von Städten lieferten die Kaufleute die ersten Ansiedler, welche hier Niederlagen errichteten, mit den Kreuzzügen erhielt der Handel den grössten Aufschwung, die italienischen Seestädte Venedig, Genua, Pisa, Amalfi etc. verdienten grosse Summen mit der Ueberfahrt der Kreuzritter und ihres Gefolges nach Palästina und brachten

von dort aus der Beute massenhaft orientalische Luxusgegenstände nach Európa, welche von Italien weiter nach Norden und Westen, nach Deutschland, Frankreich und England befördert wurden. Ein solcher Handel konnte nicht von Kleinkrämern betrieben werden, schon der Ankauf der Waaren erforderte bedeutende Summen, aber der Transport verlangte noch weitere Geldopfer. Abgesehen davon, dass die Strassen in schlechtem Zustande waren und die Fracht vieler Pferde bedurfte, fehlte auch die Sicherheit des Verkehrs; jeder Fürst oder Graf oder Grossgrundbesitzer gestattete den Durchzug durch sein Gebiet nur gegen die Entrichtung eines Zolls und gegen Entlohnung eine Sicherheitswache (Fig. 271), nicht selten suchte er auch die Güter gewaltsam wegzunehmen, so dass die Städte die Waaren von eigenen Söldnern begleiten lassen mussten. Daher bot der Handel eine Gefahr, die ihm etwas Ritterliches gab, und so finden wir im Mittelalter dieselben Ehrbegriffe, wie sie nach Cicero bei den Römern vorhanden waren, wonach der Grosshandel dem Patricier nicht unerlaubt war. In grösseren Städten besassen fremde Kaufleute eigene Häuser als Absteigquartiere und Niederlagen ihrer Waaren. So bestand in Wien ein Regensburger, Kölner, Passauer Hof. (Fig. 272.)

Fig. 272. Regensburger Hof in Wien.

Minder geachtet waren die Handwerker, und es wird angenommen, dass diese ursprünglich Sklaven waren. Wenn aber Karl der Grosse im Jahre 801 seinen Verwaltern, die über die Meierhöfe und Flecken Aufsicht hatten, befahl, „gute Künstler“ in ihre Dienste zu bringen, als: Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller, Seifensieder, Brater, Bäcker u. dergl., so ist doch hier offenbar von einem Ankauf von Sklaven keine Rede. Vielmehr scheint die Wanderschaft, welche sich bis auf unsere Tage als ein den Handwerkern eigenthümlicher, bei den Bauern nicht vorkommender Brauch bewahrt hat, schon im Alterthum auch im nördlichen Europa heimisch gewesen zu sein, wie sie in Afrika auch bei den Wanderschmieden vorkommt. Solche reisende Handwerker

waren weder Freie noch Sklaven, sondern sie verdingten sich gegen Lohn und nahmen daher die sociale Mittelstellung ein, die sie auch bei den Römern hatten. So erklärt es sich, dass Zünfte, wie sie im alten Rom schon zu Numa's Zeiten vorhanden waren, aber später gegenüber den zahlreichen kunstgeübten Sklaven, welche Rom durch seine Kriege erwarb, in den Hintergrund traten, in den Städten des Mittelalters mit grosser Exclusivität verbunden auftraten. Diese Zünfte mit ihren Handwerkszeichen, geheimen Erkennungszeichen und sonderbaren Gebräuchen hatten etwas Priestermässiges, das ursprünglich heidnisch war und erst später christlich wurde. Schon die Asen benöthigten einen Baumeister, der ihnen die Burg Asgard baute; Odhin verkauft einen Schleifstein an die Schnitter; nach der Frithjof-Sage wurden beim Disablot Götterbilder gebacken und mit Oel gesalbt, wobei ein Haus, da ein gebackener Gott in's Feuer fiel, in Flammen gerieth; unsere Lebzelter verkaufen noch jetzt neben dem vormals heiligen Meth altnordische Götterbilder, deren Bedeutung zwar vergessen ist, deren Form aber wie die des Reiters Odhin und der Sonne Freyja uralt sind; den heidnischen Schimmelreiter begleitet nach der Sage der Schmied, der den Pferden nach den Hufen sehen musste; Wieland, dem Schmied, wurden vom Schwedenkönige die Sehnen zerschnitten, damit er nicht fortwandern konnte; Elfenkönige galten als die besten Schmiede und „Schmied" hatte im Alterthum eine weitere Bedeutung als jetzt, es bedeutete wie das lateinische *faber* den kunstreichen Verfertiger; als Bierbrauer siegt Odhin im Wettstreit über seine Gemahlin Freyja; die Metzger waren bei den Götterfesten betheiligt, sie hatten die Opferung zu vollbringen, wie noch jetzt die Bauern nicht selbst ihr Schwein schlachten, insbesondere waren die Würste offenbar ursprünglich Opfergaben; die Weber hatten das Schiff der Isis auszurüsten und mit ihm das Land zu durchziehen, überall wo sie mit diesem Schiffe hinkam, wurden Feste veranstaltet, sie waren daher jedenfalls ursprünglich Isispriester, ebenso waren die Spielleute Nachfolger der Priester als Herolde und bei den Götterfesten; endlich deuten die Bracteaten mit heidnischen Runen auf das Vorhandensein von Münzwerkstätten in vorchristlicher Zeit hin.

Alle Gebräuche der Handwerker wurden christlich, die alten Götter wurden christliche Schutzpatrone oder durch solche ersetzt, am Jahrestage wurde ein Messopfer am Bruderschaftsaltar gebracht, wozu alle Innungsbrüder, Meister und Gesellen, im feierlichen Aufzug erscheinen mussten. Man

hat, hierdurch verleitet, angenommen, dass die Innungen Nachbildungen der Klosterordnungen gewesen seien, und auch das Beisammenwohnen der Handwerker in bestimmten Gassen als mönchische Abgeschlossenheit betrachtet, aber diese Handwerkergassen findet man auch in China, und es ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, dass die Tradition der Bauhütten, wonach die Entstehung derselben in's hohe Alterthum hinaufreiche, nicht unbegründet ist. Die Kirchen des Mittelalters unterscheiden sich wesentlich von den griechischen und römischen Tempeln, welche die ersten Christen ohneweiters zu ihrem Gottesdienste verwendeten, durch ihren eigenthümlichen, den sogenannten gothischen Baustyl, der mit seinen Strebepfeilern, seinen Spitzbögen, seiner phantastischen, an die Eisblumen erinnernden Sculptur und seinen als Dachtraufen verwendeten Thiergestalten nichts Griechisches, Römisches, überhaupt nichts Südliches zeigt. Allerdings konnte die Baukunst ihre Prachtwerke erst entfalten, als der Reichthum der Städte die Mittel dazu bot.

Die Handwerkstechnik erfuhr durch die Kreuzzüge eine grosse Vervollkommnung, die reichen Stoffe des Orients eiferten die abendländischen Handwerker zur Nachbildung an, aber der heimische Kunstsinn begnügte sich nicht mit der Nachahmung, er fasste die fremden Vorbilder nur als Anregung zu eigenem künstlerischen Schaffen auf und der Wetteifer der Städte schuf jene Kunstperiode der Stein-, Holz-, Eisen-, Gold- und Gewebe-Arbeiter, welche noch jetzt die Bewunderung hervorruft.

Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II., schildert Wien im 15. Jahrhundert in folgender Weise:

„Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritt, aber sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls ein mächtiger Wall und Graben einschliesst. Der Graben der Stadt ist breit, der Wall sehr hoch, die Mauer dick und erhaben, mit häufigen Thürmen und Bollwerken zur Vertheidigung trefflich.

„Der Bürger Häuser sind hoch und geräumig, wohl geziert, gut und fest gebaut, ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heizen, denn der Winter ist sehr rauh. Ueberall sind Fenster von Glas und Thüren und Gitter meist von Eisen; die Vögel singen in den Stuben und man erblickt zahlreiches und köstliches Geräth. Den Rossen und jeglicher Gattung Zugvieh öffnen sie weite Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen

und aussen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meist von Schindeln, wenige mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger gehst, meinst du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Häuser der Prälaten und des hohen Adels sind frei und der Stadtmagistrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller sind so tief und weit, dass das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Strassen und Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht.

Fig. 273. Wien im 15. Jahrhundert (vom Marchfeld aus gesehen).

„Dem Herrn des Himmels und seinen Heiligen sind herrliche Kirchen gebaut, aus gehauenen Steinen, gross und hell und mit herrlichen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, mit Gold, Silber und Edelgestein, reichem Kleinod und Kirchengeräth. Die Geistlichkeit ist reich gestiftet. Der Probst bei St. Stefan untersteht dem Heiligen Stuhl unmittelbar. Die Stadt ist im Passauer Sprengel, aber die Tochter ist grösser als ihre Mutter. Viele Häuser der Stadt haben eigene Kirchen, Kapellen und Priester. Es sind vier Bettelorden da, aber sie sind vom Betteln weit entfernt. Die Schotten und die

regulirten Chorherren St. Augustins gelten für reich. Es sind auch Nonnenklöster da und gottgeweihte Jungfrauen, auch ein Kloster St. Hieronymus. In dieses werden Frauenspersonen aufgenommen, die vom Sündenleben sich zu Gott wenden wollen. Sie singen Tag und Nacht Hymnen in deutscher Sprache. Fällt eine von ihnen wieder in ihren vorigen Wandel zurück, so wird sie in die Donau gestürzt. Aber Scham und Frömmigkeit bezeichnen ihre Tritte. Selten hört man eine Lästerung gegen sie.

„Wien hat auch eine Hochschule. Es werden die freien Künste gelehrt, das kanonische Recht, die Theologie; letzteres Studium ist neuer und vom Papste dazu bewilligt. Es fliesst hier eine grosse Masse Studierender zusammen aus Ungarn und dem gesammten Oberdeutschland. Dieser grossen Anstalt Gebrechen ist aber wohl, dass zu grosse Mühe und Zeit auf die Spitzfindigkeiten der Dialektik und anderes unfruchtbare Nebenwerk zersplittert wird. Daraus werden auch die Meister der freien Künste vorzugsweise geprüft, ohne gleiche Sorgfalt auf Redekunst, Verskunst, Tonkunst zu verwenden, wenn sie auch manchmal Episteln und Reime, die Andere gemacht haben, vorzutragen angehalten werden. Der Schmuck der Rede und der Dichtkunst finden noch zu wenig Begeisterung, unnütze Streitfragen verzehren viel Höheres und Edleres. Wohl ist Aristoteles und mancher der alten Philosophen bekannt, aber doch bedienen sie sich viel mehr der Commentatoren. Die Studenten ergeben sich übrigens den Lüsten mehr als der Gelehrsamkeit, werden mit zu wenig Strenge gezügelt, laufen Tag und Nacht herum und üben viel Muthwillen an den Bürgern, meist durch die arge Zunge und den Leichtsinn der Weiber verführt. In der Stadt zählt man 50.000 Communicanten. Es wird ein Rath von 18 Männern durch die Wahl der Bürger erkoren, dann der Stadrichter, der zu Gericht sitzt, und der Bürgermeister, dem die Obhut der ganzen Stadt empfohlen ist. Der Fürst nimmt jene, die er für die ihm Ergebensten hält, und sie müssen ihm schwören. Von anderen Obrigkeiten besteht nur der Tranksteuer-Einnehmer und die Gewalt wechselt alle Jahre.

„Unglaublich ist die Zahl der Lebensmittel, die täglich in die Stadt geführt werden. Viele Wagen voll Eier und Krebse, gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl, und schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen. Die Weinlese dauert vierzig Tage. Jeden Tag kommen zwei- bis dreimal dreihundert Weinwagen in die Stadt und man braucht wohl täglich an

1200 Pferden. Bis Martini steht es den Bürgern frei, von ihren Landhäusern und Weinbergen den Wein in die Stadt zu führen. Die Menge dessen ist unglaublich. Sehr viel wird auch mit grosser Anstrengung stromaufwärts geführt. Von dem kleinweis in der Stadt Wien verkauften Wein erhält der Fürst die Abgabe des zehnten Pfennigs, und dies schafft der Kammer jährlich an 12.000 Goldgulden. Im Uebrigen haben die Bürger wenig Lasten zu tragen.

„Aber in dieser herrlichen und edlen Stadt geschehen andere, sehr arge Dinge. Nacht für Nacht giebt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte; bald die Handwerker wider die Studenten, bald die Hofleute gegen die Handwerksleute, bald die Taglöhner gegen die Bürger. Selten läuft eine grosse Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wenn solch arger Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn beilegt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst.

„In Wien ist es keine Unehre, einen Weinschank im Hause zu haben. Fast alle Bürger halten Tabernen, heizen die Stuben, halten gute Küche, laden leichtes Volk zu sich und geben ihm die Speisen umsonst, damit es desto besser trinke. Dafür verkürzen sie selbes in Mass und Gewicht. Das Volk hält sehr viel auf Speise und Trank. Was es die ganze Woche über verdient hat, das wird am ersten Feiertag wieder verzehrt.

„Ueberhaupt ist das Volk etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr gross und auch den Weibern scheint es eben nicht das Liebste zu sein, dass sie nur einen einzigen Mann haben. Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen. Die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen und gehen dann aus dem Hause weg. Viele Mädchen schreiten zur Ehe ohne Zustimmung der Väter, und die Witwen halten sich nicht an das Trauerjahr gebunden. Von wenigen Geschlechtern sind die Ureltern bekannt, und alte Bürgerfamilien sind selten, meist alles Fremde und Emporkömmlinge. Die alten, reichen Kaufleute heirathen gewöhnlich ihre jungen Mägde und hinterlassen sie bald als Witwen, welche sich sodann gemeiniglich mit ihren früheren Liebhabern vermählen, so dass man viele steinreiche Leute findet, welche gestern noch blutarm gewesen sind. Dagegen schreiten auch die Witwer rasch zu einer zweiten Ehe, und es giebt selten Söhne, welche den Vater beerben. Es giebt ein Gesetz unter ihnen, das jedem überlebenden Ehegatten die Hälfte vom Nachlasse des Verstorbenen zusichert,

übrigens können sie frei testiren und die Eheleute können einander Alles vermachen. Die Erbschleicherei ist ziemlich häufig. Es giebt dienstfertige Leute, welche Ehemänner, die ihren Gattinnen zu lange leben, aus dem Wege räumen, und mancher Bürger, der sein Weib bedrohte, wurde von dem Liebhaber erstochen, der ein Ritter am Hofe war.

„Uebrigens leben die Wiener ohne alle geschriebenen Gesetze, nach Sitte, Herkommen und Gewohnheit, die sie so oft nach Belieben drehen und deuten. Der Mächtige bleibt immer straflos, während die Hand der Gerechtigkeit nur auf Diejenigen fällt, die weder Geld, noch Freunde haben. Denn das Recht ist käuflich. Die Eide sind feierlich und in Ehren.

„Die Wiener leihen Geld auf bestimmte Frist, und haben sie dabei Schaden, so sind sie zum Schwure zugelassen, wodurch die Schuldner oft in Unheil kommen. Was die Pfänder bringen, achten sie nicht; den Kirchenbann aber nur insoferne, als er dem Leumund oder dem zeitlichen Gute Nachtheil bringt. Das gestohlene Gut, das man beim Diebe findet, fällt dem Richter zu. Die Feiertage ehren sie wenig. An jedem Feste ist öffentlicher Fleischmarkt und die Fuhrleute feiern keinen Tag."

Es bleibe dahingestellt, inwiefern dieser Bericht genau ist, manche Vorfälle scheinen von Piccolomini zu sehr verallgemeinert zu sein; im Grossen und Ganzen dürfte aber das Leben in den Städten des deutschen Mittelalters dasselbe gewesen sein, wie es hier geschildert ist.

Die Tracht der Bürger war eine sehr wechselnde, der Reichthum liebte sich zu zeigen, theils in der Kostbarkeit des Stoffes, theils im Uebermass desselben, die Schuhe erhielten eine solche Länge, dass die Schnäbel aufgebunden werden mussten, die Kleider waren geschlitzt, um mit dem Reichthum der Unterkleider prangen zu können, die Frauen trugen lange Schleppen und vergebens suchten Luxusgesetze und Kleiderordnungen dem Uebermass zu steuern.

Den grössten Umschwung übten die Kreuzzüge auf die Sitten des Adels; schon vorher hatten die spanischen und fränkischen Ritter in ihren Kämpfen mit den Mauren manche feine Sitte derselben angenommen, und auch der Bau der Burgen dürfte von den maurischen Schlössern viel Anregung erhalten haben, wenigstens bieten die späteren Ritterburgen ein ganz anderes Bild als die Höfe des angelsächsischen Adels und wenige Ruinen reichen über das 11. Jahrhundert hinaus. Die Mittel zur Erbauung dieser

Burgen lieferte meist der aufblühende Handel mit seinem Ertrage von Zöllen und Begleitgeldern, daher erhoben sich auch die meisten Burgen an den grossen Strassen und an den Flüssen wie die in Figur 274 abgebildete Burg Dürrenstein, in welcher König Richard von England kurze Zeit in Haft war. Die äusserste Ummauerung einer Burg bildeten die sogenannten Zingeln. Zwischen oder neben zwei niedrigen und etwas vorstehenden, zur Vertheidigung dieses

Fig. 274. Dürrenstein an der Donau.

Aussenwerkes bestimmten Thürmen war der Thoreingang angebracht. Hatte man dieses Aussenthor passirt, so beschritt man den Zwingelhof oder Zwinger, auch Viehhof geheissen, weil sich hier die Wirthschafts- und Stallgebäude befanden. Zwischen dem Zwinger und der eigentlichen Burg lag ein tiefer Graben, der rund um die letztere lief und der mittelst einer Zugbrücke überschritten wurde. So gelangte man zu einer Pforte, über welche eine mit

Zinnen gekrönte Mauer aufragte. Die Pforte hinter der Brücke führte in einen hallenartigen Durchgang, welcher vermittelst eines Fallgitters versperrt werden konnte. Dieser innere oder Ehrenhof war mit einem Rasenplatz, einem Brunnen und einer Linde geschmückt. Den innern Hof umschlossen die eigentlichen Burggebäude, das Herrenhaus und der Berchfrit (ein hoher Wartthurm, welcher getrennt von den übrigen Baulichkeiten an der Mauer aufragte, dem Burgwart zur Wohnung und Ausschau diente und bei Erstürmung der Burg den Insassen einen letzten Zufluchtsort bot). Das Herrenhaus oder Palas (ursprünglich Pfalz, jetzt Palais) hatte einen Hauptraum und verschiedene Kemenaten (Kammern). Der erstere wurde bei festlichen Gelegenheiten mit Teppichen bedeckt. Möbel waren Tische, Stühle, Bänke und Kleidertruhen, oft mit Schnitzarbeit bedeckt. Den Betten widmete man grosse Sorgfalt. Zu dem mächtigen Quadratgestell des ehelichen Lagers oder des Gastbettes (oft war es ein und dasselbe) führten eine oder mehrere Stufen empor und gewöhnlich war es mit einem „Himmel“ überwölbt, von dessen Rändern Gardinen herabhingen.

In den Schmausereien und Trinkgelagen übertrafen die Ritter die Bürger, die Forste lieferten reiches Wildbret und die Flüsse und Bäche Fische in Fülle, der Wein, meist stark gewürzt, wurde aus Humpen getrunken, welche $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mass fassten, und diese fleissig, oft mit einem Zug geleert. Auch in der Tracht übertrafen die Ritter die Bürger an Prunk und eigenthümlich waren ihnen die Schellen, mit denen sie (wie auch schon die Hohepriester der Juden) ihre Kleider verzierten. Zur Zeit der Kreuzzüge verwandelte sich die Kriegstracht immer mehr in Eisen, Panzerhemden und Eisenschienen bedeckten den ganzen Körper und auch die Pferde wurden mit einem Harnisch versehen. Der Ritter des Mittelalters glich so sehr dem persischen Panzerreiter (Fig. 238), dass der orientalische Ursprung dieser Rüstungen sehr wahrscheinlich ist.

Die Kreuzzüge weisen gegen die frühere Zeit eine auffallende Verfeinerung der Sitten nach; die religiöse Idee, welche viele tausend Ritter in den Orient trieb, übte noch lange ihre Nachwirkung, und wie in Palästina Ritterorden entstanden, so bekam auch das europäische Ritterthum ein geistliches Gepräge. Nachdem der Knabe einem andern Ritter als Knappe gedient hatte und in allen adeligen Fertigkeiten, wozu indessen Lesen und Schreiben selten gerechnet wurden, unterrichtet worden war, wurde er in die Ritterschaft

aufgenommen. Der Aufzunehmende betete, fastete, wachte, beichtete, nahm ein Bad, legte ein weisses Kleid an und hörte dann, das Schwert am Halse, zwischen zwei „Taufpäthen“ die Messe mit an. Nach derselben zog er seinen Handschuh aus und schwor auf's Evangelium, den Schwachen und Unterdrückten zu vertheidigen. Sodann schlug ihn der mit der Aufnahme beauftragte Lehensherr dreimal mit seinem Schwerte im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Nach diesen, unter dem Namen Accolade bekannten, von einem Kusse begleiteten Ritterschlägen schnallten die Pathen ihm die goldenen Sporne an.

Unter ähnlichen Vorbereitungen hatten die Ritter die Kreuzzüge angetreten; fand sich keine Gelegenheit mehr, an einem solchen theilzunehmen, so zog der junge Ritter doch in die Welt hinaus, irgend eine Gelegenheit zu suchen, sich mit seiner Gewandtheit in der Waffenführung nützlich zu machen. Das Reisen war ihm leicht gemacht, da ihm jede Burg zur gastlichen Herberge offen stand, und gab es keine Fehde, so brachten wenigstens die im 12. Jahrhundert aufgekommenen Turniere Gelegenheit, sich auszuzeichnen. So nutzlos uns diese Ritterspiele erscheinen mögen, so hatten sie doch das Gute, dass bei ihnen jede Hinterlist verpönt war, die Ritter konnten nur durch Gewandtheit und Kraft siegen und das Ehrgefühl wurde dadurch mächtig gehoben. Eine andere Beschäftigung der Ritter war die Jagd mit Falken auf Vögel, mit Waffen auf Vierfüssler, welche sorgfältig gehegt wurden; der Bauer durfte das Wild nicht erlegen, welches seine Saaten zerstörte.

Ausser der Gewandtheit in der Waffenführung galten um diese Zeit auch Zierlichkeit des Betragens und Fertigkeit im Dichten, Singen und in der Musik als nothwendige Eigenschaften eines guten Ritters. Die Wiege des Ritterliedes war die Provence, vielleicht wohl das maurische Spanien, die Musikinstrumente, deren sich die Ritter bedienten, waren die Harfe, die Viole und die Cither, während eine niedere Classe von Musikern (Jongleurs) sich noch anderer Instrumente bediente. (Figur 275 zeigt das Titelbild eines Psalters, König David mit musikalischer Umgebung, welche Musikinstrumente des Mittelalters in den Händen hat.) Meistens dichteten und sangen die Ritter Liebeslieder, doch auch die Heldensagen aus alter Zeit feierten in diesen Kreisen ihre Auferstehung. In dieser Beziehung thaten sich hervor: die provençalischen Troubadours Bertrand de Born und Raimund von Toulouse um 1190, Chrétien von Troyes (Lanzelot) und die Deutschen: Heinrich von

Veldeke (Aeneide) um dieselbe Zeit, Wolfram von Eschenbach (Parcival) und Walther von der Vogelweide um 1205, Gottfried von Strassburg (Tristan) um 1210, der österreichische Dichter Kürenberger, der muthmassliche Dichter des Nibelungen-Liedes. Um diese Zeit lebte auch der isländische Sammler der eddischen Lieder: Snorri Sturluson († 1241).

Fig. 275. Instrumente der Minnesänger.

Dieser Prunk der Ritterfeste überstieg aber bald das Vermögen des Adels, der keine anderen Einkünfte hatte als die Frohnen der Bauern; zunächst war eine stärkere Bedrückung der Letzteren die Folge, die Frohnen wurden immer höher geschraubt, und je lärmender die Feste in den Burgen wurden, desto elender wurde das Leben der Hörigen, die ausserdem noch den Zehnten an die Kirche entrichten mussten, von zahlreichen Bettelmönchen heimgesucht wurden und in den häufigen Fehden der Ritter oft das Haus in Flammen aufgehen sahen. Ein Markgraf von Brandenburg hat in seinen Fehden nicht weniger als 170 Dörfer in Asche gelegt. War von den Bauern nichts mehr herauszuschinden, so presste man den Kaufmann, die Zölle genügten nicht mehr, der adelige Grundbesitzer wurde zum Raubritter, die Karawanen der Kaufleute konnten nur mehr unter eigener bewaffneter Bedeckung das Land durchziehen, die Städte hatten unaufhörlich Fehden mit den Rittern zu führen, wobei die ersteren aber ihrer Kraft immer mehr bewusst wurden, zumal die Gemeinsamkeit der Interessen zu Bündnissen führte. So erstarkten in Italien die städtischen Republiken, in Deutschland entstand der Bund der Hansa, dessen Kern die Handelsstädte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln waren, der rheinische Städtebund mit Mainz, Strassburg, Speyr und Worms an der Spitze und der schwäbisch-fränkische Bund, dessen wichtigste Glieder Regensburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm waren. In Westfalen aber erhob sich zur Abwehr gegen die ritter-

lichen Uebergriffe das altgermanische Volksgericht der Vehme, gebildet aus freien Bauern, welche die Raubritter, die Erpresser und Mörder mit Dolch und Strick verfolgte.

Aus diesen anarchischen Zuständen wussten kluge Fürsten Vortheil zu ziehen, indem sie ihre Hausmacht bereicherten und sich von dem Einflusse des Grossadels unabhängig machten. Die fahrenden Ritter fanden an den Fürstenhöfen die gastlichste Aufnahme und verstärkten den Heerbann der Fürsten. Philipp August, König von Frankreich (1180—1226), zog alle vacanten Lehensherrschaften ein, ebenso Ludwig IX.; unter Karl VII. führte der Krieg mit den Engländern zur Aufstellung stehender Truppen, anfangs nur 1500 Reitern, *gens d'armes,* welche aber Ludwig XI. auf 4000 erhöhte. In Deutschland begründete der nach einem achtzehnjährigen Interregnum 1273 zum Kaiser gewählte Rudolf die habsburgische Hausmacht, und, obgleich das Wahlreich sich hier am dauerndsten erhalten hat, verstanden es doch seine Nachfolger, dasselbe mit der Erbfolge im Hause Habsburg dauernd zu verbinden. Maximilian I., der auch ein Gesetz gegen die Raubritter erliess, führte gleichfalls stehende Truppen, die Landsknechte, ein; das kräftigste Mittel gegen den Uebermuth der Ritter lieferte aber 1330 der Mönch Berthold Schwarz, der zufällig die Sprengkraft des Schiesspulvers kennen lernte. Hatte schon früher der schwere Panzer in den Kämpfen mit den Schweizer Bauern sich nicht als unbesiegbar erwiesen, da ein vom Pferde gestürzter Ritter nur schwer wieder auf die Beine kommen konnte und bei der Flucht sich die Ritter selbst überritten, so brach jetzt das Pulver auch ihre für unbezwinglich gehaltenen Festungen. Das Faustrecht hatte sein Ende erreicht, weniger durch den Landfrieden Maximilian's, als vielmehr durch den Geist einer neuen Zeit, welche jetzt heranbrach.

Die Erfindung des Pulvers war wohl ein Product des Zufalls, aber nur ein Glied in der Kette von Ereignissen, welche mit Naturnothwendigkeit aufeinander folgten. So lange das Christenthum mit dem Heidenthum kämpfte, waren alle Geister auf diese Gegnerschaft gerichtet; nachdem dieser Kampf beendet war, fanden sie Musse, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, und die altrömischen Autoren fanden neben den Evangelien und Kirchenvätern wieder Leser und Erklärer. Wie im alten Griechenland und Rom versammelten Gelehrte Schülerkreise um sich, wie im 11. Jahrhundert Abälard in Paris, im 12. Jahrhundert die Mediciner in Salerno und die Lehrer des

römischen Rechtes in Bologna, zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Theologen zu Paris. Diese Schulen waren Specialschulen, aber schon 1224 wurde vom Kaiser Friedrich II. zu Neapel eine Hochschule für alle Wissenszweige, als *Universitas literarum* gestiftet, und dieses Beispiel fand bald Nachahmung. 1348 wurde die Universität zu Prag, 1365 die zu Wien gestiftet. So beschränkt der Unterricht an diesen Universitäten auch sein mochte, so weckte er doch mächtig den Drang des Wissens, man beschäftigte sich nicht nur mit Theologie, es herrschte auch das Streben, die Natur zu erkennen, und wenn sich dieses anfangs auf Irrwegen befand, so erwuchsen doch aus den Täuschungen der Alchemie manche Erfindungen, wie die oben erwähnte Erfindung des Pulvers, und aus den Irrthümern der Astrologie entstand allmählich die reine Wissenschaft der Astronomie, welche in letzter Consequenz den christlichen Himmel mit seinen Seelen, seinen Heiligen und seinen Teufeln zerstörte.

Weniger durch diese Wissenschaften, als vielmehr durch den von den Wissenschaften geweckten Geist des Zweifels sah schon früher der Papst seine Herrschaft als Stellvertreter Gottes bedroht. Das Studium der Evangelien führte auf den Unterschied, welcher zwischen der einfachen Gestalt des Religionsstifters und der prunkvollen Herrschaft der Päpste bestand. Von Peter Waldus im 12. Jahrhundert bis zu Luther am Ende des 15. erhob sich eine Reihe von Männern, welche die Bibel als einzige Quelle des Glaubens erklärten und die Einfachheit der alten Lehre wiederherstellen wollten. Die Päpste, in der Meinung, durch Gewaltmassregeln diesen Widerstand brechen zu können, liessen den Kreuzzug gegen die Katharer (woraus das Wort Ketzer entstand) die Anhänger des Waldus, predigen, und der französische König ergriff begierig diese Gelegenheit, um die Provence zu erobern; aber der neue Geist liess sich nicht bändigen; in der Provence unterdrückt, flammte er an anderen Orten auf, bis er schliesslich im 16. Jahrhundert mit einem Bruch in der christlichen Kirche und der Entstehung der zwei grossen Parteien, der Katholiken und Protestanten, endigte.

Die Ketzerverfolgungen wären nicht, oder wenigstens nicht in dem Umfange, den sie erhielten, möglich gewesen, wenn die germanische Rechtspflege beibehalten worden wäre, daher führte Papst Innocenz III. im 12. Jahrhundert für die Glaubensgerichte das römische Rechtsverfahren ein, wonach der Angeklagte, wenn er nicht die Anschuldigung zugestand, peinlich verhört, d. h. gefoltert wurde; dieses Verfahren hiess nach dem Verhör: Inquisition.

Da kein Angeklagter verurtheilt werden durfte, der nicht ein Geständniss abgelegt hatte, so wurde die ursprüngliche Verfügung, dass er nur einmal gefoltert werden dürfe, bald ausser Acht gelassen, der Fanatismus liess von dem Opfer meist nur ab, wenn es entweder auf der Folter starb oder gestand. Angeklagt zu werden, war fast gleichbedeutend mit einem Todesurtheil, und Viele zogen das letztere den Qualen der Folter vor. Auch die Inquisition war eine Folge der Kreuzzüge; nur der Fanatismus, der im Kampfe mit den Mohammedanern in Spanien wie in Palästina entstanden war, konnte ein so barbarisches Verfahren aufkommen und sogar bis zu den höchsten Ständen hinauf zur Durchführung gelangen lassen. Selbst Kaiser Friedrich II., der ausgezeichnetste Herrscher aus dem Hause der Hohenstaufen, liess sich 1224 zur Erlassung eines Gesetzes bewegen, in welchem es heisst: „Wer Ketzern Schutz oder Beistand gewährt, verfällt in die gleiche Strafe, wie diese. Ueber die Rückfälligen ist jedenfalls Todesstrafe zu verhängen. Da das Majestätsverbrechen gegen Gott grösser ist, als das gegen Menschen, und da Gott die Sünden der Väter an ihren Kindern heimsucht, so sollen die Kinder der Ketzer aller öffentlichen Aemter und Ehrenstellen unfähig sein, mit Ausnahme derjenigen dieser Kinder, welche ihren Vater angegeben haben werden.“ Dadurch, dass der Name des Angebers geheim gehalten, das Vermögen der Verurtheilten confiscirt wurde und ein Theil desselben dem Angeber zufiel, war der leichtsinnigsten und frevelhaftesten Anklage Thür und Thor geöffnet, wie andererseits die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, die leere Formalität der Religionshandlungen nur zu häufig zu unvorsichtigen Aeusserungen verlockte. So wurde noch im Jahre 1781 folgende Denunciation eingereicht: „Ich, Antonio Zannon, behufs Entlastung meines Gewissens, beschuldige den Battista Cochetti, der, so oft er nach Venedig kommt, bei seinem Bruder, dem Abate in der Calle della Malvasia, wohnt, dass er in meiner Gegenwart die nachstehenden Worte gesprochen: Es gebe keine Sünde und er glaube nichts von dem, was die Priester lehren, denn es sei Alles Betrug dieser Letzteren, die Beichte sei barer Unsinn und es nütze nichts, zur Beichte zu gehen. Man könne ferner am Freitag und Samstag Fleisch essen. Die Messe heisse gar nichts, denn im Kelche und in der Hostie sei gar nichts, sondern Alles sei Pfaffentrug. Zur weiteren Entlastung meines Gewissens beschuldige ich auch den oben erwähnten Bruder, Abate Cochetti, der in meinem Beisein sich äusserte, er lese niemals das Brevier, er besitze gar

keines und er esse gleichfalls am Freitag und Samstag Fleisch. Ergebenster Diener Jesu Christi und wahrhaft römischer Katholik Antonio Zannon. Mai 1781, Venedig.“ Die Kirche wusch zwar ihre Hände in Unschuld, ihr war es verboten, Blut zu vergiessen, die Diener der Kirche übernahmen nur das Verhör und überlieferten den Geständigen der weltlichen Obrigkeit, welche das Todesurtheil vollstreckte, aber es waren ihre Priester, welche zur Verfolgung der Andersgläubigen aufforderten, dem Henker das Foltern befahlen, die Hinrichtungen verursachten, und ihre Anschauung, dass ein Ketzer ein Begräbniss nicht verdiene, veranlasste die qualvollste Todesart dieser Unglücklichen, das Lebendigverbranntwerden. In Spanien, Frankreich, Deutschland, England, soweit der Arm der römischen Kirche reichte, brannten auf den Scheiterhaufen Menschen, von denen Schiller den Marquis Posa zu Philipp II. sagen lässt: „Der Bürger, den Sie verloren für den Glauben, war ihr Edelster.“

Alle diese Grausamkeiten erwiesen sich nutzlos, die Ketzerei entstand aus den Verhältnissen, aus der Verweltlichung der Kirche, aus dem Luxus der Geistlichkeit, aus ihrer Sittenlosigkeit, ihrer Entfernung von der evangelischen Lehre und dem Formalismus ihrer Gebräuche. Als der prachtliebende Papst Leo X. zum Bau der gewaltigen Peterskirche zu Rom Geld benöthigte und dasselbe im Jahre 1517 aus den „deutschen Sünden“ dadurch erzielen wollte, dass er Ablassbriefe gegen bares Geld verkaufen liess, entflammte der Oppositionsgeist in dem Augustinermönche Dr. Martin Luther, der an der Universität Wittenberg lehrte, dass er 95 Sätze (Theses) gegen den Ablasshandel und was damit zusammen hing, insbesondere über die Nutzlosigkeit der guten Werke ohne den rechtfertigenden Glauben, an der Schlosskirche zu Wittenberg anschlug und damit nach damaliger Sitte seine Gegner zur Disputation herausforderte. Luther fand Freunde an den norddeutschen Fürsten, vielen Adeligen und Städten, und aus einem Mönchsgezänk entstand bald eine politische Reichsangelegenheit, der alte Streit des deutschen Staates gegen den römischen Papst, nur in veränderter Form. Den grössten Erfolg erlangte Luther durch die von ihm veranstaltete Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache; keiner von seinen Zeitgenossen wusste diese Sprache so kernig und formgewandt zu handhaben wie er, der gleichsam der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden ist. Die lateinischen Disputationen wären wirkungslos in den Gelehrtenkreisen verhallt, indem sich Luther in deutscher

Biblia: das ist:
Die gantze Heilige
Schrifft: Deudsch
Auffs New zugericht.
D. Mart. Luth.
Begnadet mit Kür-
fürstlicher zu Sachsen Freiheit.
Gedrückt zu Wittem-
berg / Durch Hans Lufft.
M. D. XLI.

Titelblatt der Luther-Bibel.

(Photographisch nachgebildet und auf Büttenpapier gedruckt.)

Die den Titel umgebenden Bilder stellen oben links die Erscheinung Jehovah's und die Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moses dar, deren Anblick vor den Folgen des Schlangenbisses bewahren sollte, mehrere Todte liegen neben Schlangen am Boden. Rechts ist die Empfängniss der Maria und die Verkündigung der Geburt Jesu an die Hirten dargestellt. Darunter befinden sich links die Darstellung des Sündenfalls und rechts die Ueberwindung des Todes durch Jesus. Unten ist links die Höllenfahrt eines Sünders, rechts die Erlösung der Menschen durch Jesus dargestellt, dessen Blut die Menschen reinigt; in der Ecke ist das Lamm mit der Kreuzesfahne als Symbol Jesu.

A. Hartleben's Verlag in Wien. — Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Sprache an das deutsche Volk wendete, verstand er es, dasselbe in seiner Tiefe aufzuwühlen und zu einem begeisterten Heerbann gegen den Papst zu gestalten, sein deutsches Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ wurde zum Sturmlied gegen die römische Kirche. Die Facsimile-Beilage Nr. 4 giebt eine photographische Nachbildung des Titels der Lutherbibel. Der damalige Kaiser Karl V. suchte zu vermitteln; obgleich ein kluger Politiker, verstand er den Kern des Streites nicht, der seine Länder von der päpstlichen Oberherrschaft hätte befreien können, die Versuche, die neue Lehre gewaltsam zu unterdrücken, führte unter ihm und seinen Nachfolgern zu einem dreissigjährigen Kriege, der die blühenden Gefilde Deutschlands furchtbar verheerte, zu einer schrecklichen Verwilderung des Volkes führte und damit endigte, dass die deutsche Kaisermacht zu einer leeren Würde herabsank, während die Fürsten sich unabhängig machten. In kirchlicher Beziehung hatte der Streit die Folge, dass in den lutherischen oder (wie sie nach einem Protest gegen einen mit Stimmenmehrheit gefassten und die Unterdrückung der neuen Lehre anstrebenden Reichstagbeschlusse vom Jahre 1529 genannt wurden) protestantischen Ländern der Landesfürst Oberhaupt der Landeskirche wurde, dass den Priestern die Ehe gestattet, die kirchlichen Ceremonien auf ein Minimum beschränkt, die Bibel als alleiniges Glaubensgesetz anerkannt und die Klöster aufgehoben wurden. Es war eine Reformation der Kirche auf Grundlage der evangelischen Lehre.

Die Glaubensfreiheit, welche Luther in Anspruch nahm, als er gegen den Papst und die Lehren der katholischen Kirche auftrat, gestand er aber keineswegs anderen zu; mit dem Züricher Geistlichen, Ulrich Zwingli, der gleich ihm die Missbräuche in der Kirche bekämpfte, und einem anderen Geistlichen, Carlstadt, gerieth er in einen erbitterten Streit darüber, ob das Abendmahl Christi Leib und Blut sei oder nur bedeute, und so entstand eine Trennung der Protestanten in die wortgläubige Partei der Augsburger Confession und die Partei der helvetischen Confession, welche das Abendmahl nur zum Gedächtniss Jesu feiert. Die verschiedene Auslegung, welche das „Wort Gottes“ erfuhr, wurde überhaupt zur Ursache der Entstehung einer Anzahl Secten, von denen die Wiedertäufer wegen ihrer communistischen Tendenzen bald unterdrückt wurden. In England trennte sich Heinrich VIII. ebenfalls von der römischen Kirche, schloss sich jedoch an Luther nicht an, sondern begründete eine eigene anglikanische Kirche.

In die Zeit Luther's fiel eine blutige Episode, welche die socialen Verhältnisse dieser Zeit grell beleuchtete. Wie bereits erwähnt wurde, hatte der Luxus der Ritterzeit eine Verarmung des Adels herbeigeführt, welche zu einer grösseren Bedrückung der Bauern mit Frohnen und Giebigkeiten führte. Als nun Luther mit der Lehre auftrat, dass nur die Bibel das allein massgebende Gesetz sei, fanden denkende Bauern, dass ihre Bedrückung nach diesem Gesetze nicht berechtigt sei, und sie stellten folgende Forderungen auf: 1. Jede Gemeinde soll ihren Pfarrer selbst wählen, ebenso auch entlassen können; er hat das reine Evangelium zu predigen. 2. Der Hauptzehnt soll, weil im Alten Testamente festgesetzt, entrichtet werden. Davon ist zunächst für ein genügendes Auskommen des Pfarrers zu sorgen, der Ueberschuss aber für die Ortsarmen zu verwenden. 3. Die Leibeigenschaft hat aufzuhören, da Christus Alle mit seinem kostbaren vergossenen Blute erlöst und erkauft hat, den niederen Hirten ebensowohl als den Allerhöchsten. 4. Gegen das Hegen des Wildes; was Gott dem Menschen zu Nutz habe wachsen lassen, würde von den unvernünftigen Thieren zu Unnutz muthwillig verfressen. 5. Die Waldungen, welche nicht durch Kauf erworben wurden, sollen der Gesammtgemeinde anheimfallen zum Nutzen Aller, doch so, dass keine Ausrodung des Waldes erfolge. 6. Die persönlichen Dienste sollen nicht gemehrt werden; wie unsere Eltern gedient haben, so soll es bleiben. 7. Weitere Lasten als die ursprünglichen sollen überhaupt nur für gelegene Zeit und gegen Vergütung auferlegt werden. 8. Die Gült sei vielfach so hoch, dass der Bauer dabei nicht bestehen könne, die Herrschaft möge dies durch ehrbare Leute untersuchen und den Betrag nach Billigkeit bestimmen lassen. 9. Strafen nach neuen Ansätzen oder nach Willkür und Parteilichkeit sollen nicht mehr stattfinden. 10. Wiesen und Aecker, die man den Gemeinden ohne Vergütung genommen, werden zurückgefordert. 11. Die Abgabe bei Todesfällen sei unbedingt abzuschaffen. 12. Man möge diese Artikel sämmtlich nach der Heiligen Schrift prüfen, erweise sich einer oder der andere danach als Unrecht, so soll derselbe zurückgenommen werden. Luther, an welchen sich die Bauern um Unterstützung ihrer Forderungen wendeten, vertröstete sie auf die Gnade Gottes, und als die Bauern auf diese nicht warteten, sondern sich selbst zu helfen versuchten, als ein Aufstand derselben am Oberrhein ausbrach und sich über einen grossen Theil Deutschlands verbreitete, erliess er eine Brandschrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“,

worin er die Fürsten und Herren aufforderte, die Forderungen der Bauern, denen nur Haberstroh gebühre, mit der Büchse zu beantworten, „sie machen's sonst hundertmal ärger". Die Fürsten und Herren bedurften dieser Hetzerei des Bergmannssohnes, der in dem Wohlleben der Städte und unter dem Schutze der Fürsten seines Ursprungs vergessen hatte und durch die Bauernunruhen eine Schädigung seiner Kirchenreformation fürchtete, nicht; ihren wohlgerüsteten Schaaren vermochten die undisciplinirten und schlecht bewaffneten Haufen der Bauern nicht zu widerstehen, der Niederlage folgte ein fürchterliches Blutgericht und ärgere Bedrückung als vorher. Gegen die Kathederweisheit, welche spricht: „Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient", protestirt das furchtbare Elend jedes niedergeworfenen Aufstandes als eine grausame Verhöhnung des Unglücks.

Gegenüber der Agitation der protestantischen Prediger, welche, wie einst die Apostel, die Länder durchzogen und mit ihren in der Landessprache gehaltenen, die Missbräuche ihrer Gegner geisselnden und sich auf die Bibel als Gottes Wort stützenden Reden die Gemüther entflammten, fand die römische Kirche ein kräftiges Gegengewicht in dem von Ignatius Loyola gestifteten und am 27. September 1540 bestätigten Orden der Gesellschaft Jesu (den Jesuiten). Dieser Orden, dessen Mitglieder ausser den üblichen Ordensgelübden sich noch zu unbedingtem Gehorsam gegen den Papst verpflichteten, überragte bald alle andern Orden an Einfluss und Bedeutung. Von den Päpsten mit besonderen Privilegien ausgestattet, durften die Jesuiten von allen Sünden und Kirchenstrafen absolviren, was selbst den Bischöfen in solcher Ausdehnung nicht gewährt war; sie durften die Gelübde der Laien verwandeln, Kirchen und Güter erwerben, wo es ihnen beliebte, es war ihnen gestattet, überall Ordenshäuser anzulegen, in allen Kirchen und selbst auf den Strassen zu predigen. Das ganze Gebäude des Jesuitismus wurde begründet auf tiefe Kenntniss und schlaue Benützung der menschlichen Schwächen und die gesammte Organisation zielte ab auf Erlangung der Herrschaft über Staaten und Völker. Der eigentliche Begründer des Jesuitismus war jedoch nicht Loyola, sondern der schon im Jahre 1529 gestorbene florentinische Staatsmann Macchiavelli, der in seinem dem Fürsten Lorenzo von Medici gewidmeten Werke „Der Fürst" Weisungen gab, wie neu empor gekommene Fürsten ihre Stellung befestigen und erweitern könnten. Treulosigkeiten jeder Art, Eidesbruch, gegenseitige Verhetzung Derer, die man zusammen verderben

will, Justizmorde im eigenen Lande, Meuchelmorde zur Beseitigung im Wege stehender Nachbarn, Alles unter dem Scheine weichherziger Milde und Ehrbarkeit, deren Mahnungen nur vor der unabweisbaren Nothwendigkeit hätten verstummen sollen: das sind die Mittel, welche die Schrift als ganz berechtigt erkennt, dafern sich das zu erstrebende Ziel auf andere Weise nicht gleich und sicher erreichen lasse. Der Erfolg decke Alles und an Rechtfertigungen könne es nicht fehlen, denn in der Welt gäbe es fast nichts als Pöbel, welcher nach der Aussenseite der Dinge urtheile. Obgleich Macchiavelli's Leben schon selbst die Nichtigkeit dieser Theorien bewies (denn er wurde seinem eigenen Herrn verdächtig, der ihn wegen Verdachtes einer Verschwörung erst foltern liess und dann verbannte, konnte auch, obgleich die Verweisung bald zurückgenommen wurde, weder die Gunst seines Fürsten, noch das Vertrauen seiner Mitbürger wiedergewinnen), fanden seine Lehren doch in den folgenden Jahrhunderten viele Anhänger und Nachahmer; Niemand aber wusste sie so zu verwerthen, wie die Obern des Jesuitenordens, welche in ihren Ordensgliedern die gefügigsten Werkzeuge zur Ausführung einer solchen Politik besassen. Jedem eigenen Willen entsagend, mussten diese die Befehle ausführen, die ihnen zu Theil wurden. Sie wurden zu wilden Völkern geschickt, um sie zu bekehren, und an die Höfe der Fürsten, um diese zu leiten, sie bemächtigten sich des Unterrichtes von den untersten bis zu den höchsten Stufen, erdachten eigene Lehrmethoden und waren als Lehrer der exacten Wissenschaften berühmt, ihre Probabilitätslehre gestattete ihnen, sich in alle Verhältnisse zu schicken, nie um ein Auskunftsmittel verlegen zu sein; abwechselnd demüthig und herrschsüchtig, nachsichtig oder streng gegen die Sünden, war ihnen jedes Mittel recht und erlaubt, welches zu ihrem Zwecke, der unbeschränkten Herrschaft der Kirche führen konnte. Alles Raffinement war in diesem Orden vereint, die Geschichte der Menschheit kennt kein Beispiel einer ähnlichen Organisation; wenn die Jesuiten trotzdem ihr Ziel nicht erreichen konnten, ja, sich den Hass selbst der Katholiken in dem Masse zuzogen, dass man sie nach und nach aus allen Ländern vertrieb und der Orden 1773 vom Papste Clemens XIV. sogar aufgehoben wurde, so ist dies ein Beweis, dass die Klugheit allein nicht ausreicht, die Menschen zu beherrschen.

Im 1. Jahrhundert ihres Bestehens leisteten die Jesuiten der römischen Kirche wesentliche Dienste, ihrem Einflusse dankte sie, dass der Protestantismus in Baiern und Oesterreich ausgerottet wurde, dass derselbe in

Frankreich wenig festen Fuss fassen konnte und in Spanien nicht aufkam. Weniger nützlich erwiesen sie sich den Fürsten, das habsburgische Haus verdankt ihnen den Verlust der deutschen Kaiserkrone und Spanien den Abfall der Niederlande.

Die theologischen Streitigkeiten und Religionskriege, welche das 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ausfüllten, verfehlten nicht, ihre Wirkungen auf die Völker zu äussern. Je unbarmherziger die römische Kirche gegen die Ketzer auftrat, desto nachsichtiger war sie gegen die Sünden der Gläubigen, sie verlangte nur die Erfüllung der Formalien, fleissiges Messehören und Beichten, aber in der Messe bot sie prächtige Musik, süssen Weihrauchduft und glänzende Pracht, in der Beichte gewährte sie Vergebung der Sünden, in ihren Kirchenfesten und Prozessionen gab sie der persönlichen Würde Gelegenheit, sich zu fühlen. In Spanien wechselten Ketzerverbrennungen und Stiergefechte mit Lustgelagen und Liebesaffairen wie in der römischen Kaiserzeit Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen mit Gelagen, Buhlereien und Theater; im ganzen Bereiche der römischen Kirche entwickelte sich ein sinnliches, gedankenloses, lustiges Leben, welches irrig dem Einflusse des südlichen Himmels zugeschrieben wird, denn Rom und Griechenland zeigten in den ältesten Zeiten ein ernstes, arbeitsames Wesen. In den protestantischen Ländern hingegen zog mit der Bibel, deren alttestamentarischer Theil mehr gelesen wurde als das Neue Testament, ein altjüdischer zelotischer Ernst ein; Luther hatte mit seinen geistlichen Liedern einen Anstoss gegeben, der viele und talentvolle Nachahmung fand, geistliche Choräle ertönten häufiger als lustige Lieder, und die englischen Puritaner waren mehr davidische Krieger als Christen. Die Rechtfertigung durch den Glauben, welche Luther gepredigt hatte, gab der ganzen Lebensweise einen düstern strengen Anstrich, Sittsamkeit, Arbeit und Gebet machten allein den frommen Menschen aus, die Lustbarkeit war eine Verlockung des Teufels, den Luther gleichfalls als leibhaftes Wesen producirt hatte, und damit dem südlichen Scheiterhaufen der nordische Abglanz nicht fehlte, griff eine Hexenverfolgung und Hexenverbrennung statt, wie sie nur der pure Wahnsinn erfinden konnte. In dieser Beziehung reichten sich Katholiken und Protestanten die Hände auf dem Boden des gemeinsamen romanischen Inquisitionsverfahrens, welches durch Karl's V. Strafgesetz ganz in das bürgerliche Gerichtswesen übergegangen war und dessen Folter die unsinnigsten Aussagen erpresste.

Um die Kette der Ereignisse nicht zu stören, konnte bisher einer Erfindung nicht gedacht werden, welche gleichwohl die religiöse Bewegung im 16. Jahrhundert ungemein gefördert hat. Im Jahre 1440 erfand der Mainzer Patricier Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Figur 276 zeigt eine Buchdruckerei nach einem alten Holzschnitte. Rechts sitzt vor einem vielfächerigen Kasten, in welchem sich die Lettern befinden, der Setzer, vor sich das Manuscript, an einem Stabe befestigt, links zieht der Drucker den „Bengel" der Presse an, die nach dem Muster einer Weinpresse gebaut ist und deren Gewinde den an einem Deckel befestigten Papierbogen auf die Letternform drückt, hinter ihm steht sein Genosse, zwei Ballen, die in neuerer Zeit durch bequeme Walzen ersetzt sind, zum Schwärzen der Lettern in der Hand. Die Mühe, welche bisher das Abschreiben der Bücher verursachte, übertrug sich jetzt auf die einmalige Arbeit des Setzers, während von der fertigen Form in kurzer Zeit hunderte und tausende von Bogen gedruckt werden. Die erste grössere Arbeit, welche der fromme Gutenberg „zur Ehre Gottes" auf der Buchdruckpresse herstellte, war der Druck der Bibel, desselben Buches, welches in den Händen der Protestanten eine so mächtige Waffe gegen das Papstthum wurde. Die nächste Folge war das Erwachen der Lernlust, um das „Wort Gottes" lesen zu können; besonders waren es hier wieder die Protestanten, welche dieser Leselust durch Errichtung von Volksschulen entgegenkamen und dadurch den Grund zu der allgemeinen Volksbildung legten, durch welche die protestantischen Länder die katholischen überflügelten.

Fig. 276.
Buchdruckerei (nach einem alten Holzschnitte).

Schnell verbreitete sich die Buchdruckerkunst in alle Länder Europas. Aller Eifer, den bisher einzelne Fürsten an der Beförderung der Wissenschaften an

den Tag gelegt hatten, blieb weit an Erfolg zurück gegen die Verbreitung der Wissenschaften, welche der Nahrungstrieb der Buchdrucker schuf. Was irgend ein Interesse für Leser bot, wurde gedruckt, die alten römischen Werke fanden eine Auferstehung, die griechischen Autoren, welche man in Italien fand, gelangten auf dem Wege des Buchdrucks nach Deutschland und dazwischen flatterten Hunderte von Flugschriften in alle Kreise des Volkes, welches auf diese Weise schnell von allen Neuigkeiten unterrichtet und zur Parteinahme angeregt wurde. Bald genügte der auf Jahrmärkten betriebene Hausirhandel mit Flugschriften und Büchern nicht mehr; in Frankfurt am Main, welches damals „das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden“ war, etablirte sich ein Büchermarkt, auf welchen alle neu erschienenen Bücher gesendet und wo dieselben mittelst der seit dem Jahre 1564 erschienenen Messkataloge bekannt gemacht wurden. Aus einem neuerdings aufgefundenen Mess-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michael Harder vom Jahre 1569 ersehen wir nicht nur, was für Bücher er verkaufte, sondern auch aus der Zahl der abgesetzten Exemplare, welche die gangbarsten waren; ferner, wohin sie gingen und wieviel sie kosteten. Gerne gelesen waren die Ritterromane, am besten jedoch gingen die Sammlungen von belehrenden Erzählungen und Schwänken. Die praktische und unterhaltende Lectüre wiegt durchaus vor, die ernste Weltgeschichte ist in Harders Register wenig vertreten, die deutsche Heldensage vorhanden, aber wenig verlangt. Neben Adam Riese's noch im Volksmunde fortlebendem Rechenbuche und den in Bearbeitungen aller Art noch jetzt verbreiteten Volksbüchern: Melusine, Magellone, Octavianus, Fortunatus u. s. w. ist besonders wichtig durch seinen Einfluss des Albertus Magnus Buch von den Geheimnissen der Frauen und von den Heilkräften der Kräuter, Thiere und Edelsteine. Zahlreich waren auch die gegen verschiedene Laster der Zeit gerichteten „Teufel“ (Trinken, Kleiderluxus, Ehestandsnoth, Spielen und Fluchen), die sich eines guten Absatzes erfreuten. Von der Leselust des damaligen Volkes zeigt der Umstand, dass dieser Buchhändler auf jener Messe allein 5918 Bücher, meist volksthümlichen Inhaltes, verkaufen konnte.

Die obenerwähnten Flugschriften bildeten den Uebergang zu den in der neuesten Zeit zum mächtigsten Einflusse gelangten Zeitungen. Im Jahre 1563 erschienen zu Venedig regelmässige Nachrichten über den gegen die Türken geführten Krieg, welche mit einer kleinen Münze, Gazetta genannt, bezahlt wurden, deren Name später auf das Blatt selbst übertragen wurde. In England

liess der Minister Burleigh 1558 solche Nachrichten drucken, um das Volk gegen die spanische Inquisition einzunehmen, in Deutschland erschien im Jahre 1615 das Frankfurter Journal. Diese Zeitungen erweckten schon frühzeitig den Argwohn des päpstlichen Stuhles, so dass Gregor XIII (1572—1585) eine Bulle gegen die Zeitungsschreiber erliess. Das Zeitungswesen wurde erst ermöglicht durch die Einführung eines regelmässigen Postverkehres, welcher von Ludwig XI. im Jahre 1464 gegründet und von Franz von Taxis 1516 auf Deutschland übertragen wurde, indem er mit Genehmigung des Kaisers einen Postcurs zwischen Wien und Brüssel berstellte und diesen Verkehr zu erweitern suchte. 1615 erhielt der Reichsgraf Lamoral von Taxis zur Belohnung für seinen eigenen sowie seiner Vorfahren Verdienste um das deutsche Postwesen das Reichs-Generalpostmeisteramt.

Fig. 277. Alter Kalenderholzschnitt.

Um diese Zeit gewannen auch die mathematischen Wissenschaften einen grossen Aufschwung. Zunächst lag das Kalenderwesen im Argen, da das bis dahin geltende julianische Jahr um $11\frac{4}{5}$ Minuten grösser war als das tropische; so kam es, dass sich der Frühlingsanfang seit dem Nikäischen Concil immer mehr vom 21. März entfernte und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon auf den 11. März fiel. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes ordnete der Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 auf den Rath des Arztes Aloys Lili zu Verona an, dass in diesem Jahre nach dem 4. October 10 Tage ausfallen sollten, dass nicht nur, wie bisher, jedes vierte Jahr, dessen Zahl sich ohne Rest durch die Zahl 4 theilen lässt, ein Schaltjahr sein solle. sondern dass auch jedes Jahr, dessen Zahl durch 100 ohne Rest theilbar sei (1700, 1800, 1900) ein gemeines Jahr, jedes Jahr aber, dessen Zahl durch 700 ohne Rest theilbar sei, ein Schaltjahr sein solle. Auf diese Weise wurde die Differenz soweit beseitigt, dass erst nach je 4000 Jahren ein Tag weggelassen zu werden braucht. Mit welcher Zähigkeit sich alte Ideen fortpflanzen,

beweist der in Figur 277 abgedruckte alte Kalenderholzschnitt, welcher eine Beziehung der Gestirne auf die Glieder des Menschen darstellt, wobei BES den „bösen", MIT den „mittleren", GVT den „guten" Charakter der Sternbilder bedeutet. In gleicher Weise brachten die Mexikaner die Sternbilder mit den Gliedmassen des Menschen in Verbindung, und wie bei diesen die Schlange, so wird hier der Skorpion auf die Genitalien bezogen. Ebenso beschützten bei den Egyptern und bei den Indern Götter die Körpertheile (S. 350), bei den letzteren Agni, dessen Name Seite 331 mit dem Widder in Verbindung gebracht wurde, den Kopf.

Fig. 278. Entdeckung Amerikas (nach einem alten Holzschnitte).

Von den Arabern hatten die Europäer das indische Decimalsystem mit den Maghreb-Ziffern angenommen, welches beim Rechnen gegenüber den römischen Ziffern grosse Vortheile gewährt; von den Arabern erhielten sie auch die zuerst von den Griechen aufgestellte, von den Bibelgläubigen aber abgelehnte Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde, welche im Jahre 1492 Christoph Columbus zu der Schifffahrt nach Westen veranlasste, um Indien zu suchen und Amerika zu finden. Copernikus (1473—1543), welcher durch eine Andeutung Cicero's auf die Lehre von der Bewegung der Erde aufmerksam gemacht worden war, führte diese Theorie weiter, indem er die Bewegung der Erde und der Planeten um die Sonne lehrte; die astronomischen Kenntnisse wurden durch Kepler und Galilei vervollkommt, welche von den Holländern Hans und Zacharias Jansen, die 1610 die Glasschleiferei erfanden, verbesserte Gläser zu ihren Fernröhren erhielten, endlich legte der Engländer Isaac Newton (1642—1727) durch seine Lehre von der Gravitation und Attraction den Grund zur Erklärung der wichtigsten astronomischen Phänomene.

Die so fast gleichzeitig erweiterte Kenntniss der Erde und des Himmels war von den weittragendsten Folgen. Zunächst machten sich die Folgen der Entdeckung Amerikas und die vorhergegangene Umseglung Afrikas durch die Portugiesen dadurch geltend, dass der Schwerpunkt des Handels, der bisher in Italien lag, nach Westen verlegt wurde; Portugal und Spanien wurden über Nacht reich, Holland, welches sich von Spanien losgerissen und als Republik erklärt hatte, und England begründeten ihre Marinen. Die Glaubensverfolgungen führten viele fleissige Hände nach Amerika, diesem Welttheile zu einer neuen Cultur verhelfend, welche bald mit der europäischen einen edlen Wetteifer in Erfindungen jeder Art entwickelte. Von Amerika kam die Kartoffel nach Europa, desgleichen der Tabak, fast um dieselbe Zeit, als aus dem Orient der Kaffee und aus China Thee und Porzellan in Europa Eingang fanden.

Mit dem Verfalle des Ritterthums starb in Deutschland das ritterliche Minnelied aus, die Poesie wurde bürgerlich oder geistlich, im ersteren Falle gerieth sie in die Hände der bürgerlichen Meistersänger, deren hervorragendster Hans Sachs (1494—1576) war, hier wurden die Verse nach der Elle gemessen, abgedrechselt, feingeschmiedet, abgehobelt, zugehauen, zusammengekleistert und über den Gesang nach den Regeln der Gewerbeordnung abgeurtheilt; dichterischen Schwung zeigte nur das geistliche Lied, wie denn der ganze Protestantismus für seine irdische bürdevolle Tugend die Belohnung im Himmel erwartete. Dagegen blühte im katholischen Süden die Lebenslust in Lied und Prosa. In Italien dichtete Dante Alighieri (1265—1321) seine „göttliche Comödie“, die allerdings noch der mönchischen Scholastik voll war, Petrarca (1304—1374) seine Rime (lyrischen Lieder), Boccaccio (1313—1375) sammelte seine heiteren und oft sehr schlüpfrigen Erzählungen (Dekamerone), Lodovico Ariosto (1474—1533) sang den rasenden Roland und Torquato Tasso (1544—1547) das befreite Jerusalem; in Spanien schrieb Miguel de Cervantes (1547—1616) den Don Quixote, und Calderon (1601—1683) verfertigte ausser Oden, Liedern und Romanzen seine zahlreichen Dramen; in Portugal dichtete Luis de Comoens (1524—1570) seine Lusiaden; in England schuf William Shakespeare (1564—1616) seine historischen Schauspiele und seine Lustspiele, und in Frankreich Corneille (1606—1648) Trauerspiele. Diese Geisteswerke, von denen die meisten noch heute bewundert werden, hatten noch eine andere Bedeutung, sie verdrängten die lateinische Sprache, verfeinerten die heimische Bauernsprache

und führten sie in die Literatur ein; diese Literatursprache erhob sich über die Dialekte, die italienische Sprache ist erst von Dante geschaffen worden, wie die neuhochdeutsche Sprache von Luther. Neben den Dichtern glänzten die Satiriker, in Deutschland Sebastian Brant (1494) durch sein Narrenschiff, in Frankreich Franz Rabelais (1483—1533) durch seine satirischen Romane.

102

Fig. 279. Holzschnitt aus dem Theuerdank (photographisch verkleinert).

In diese Zeit fällt die Blüthe der Malerei. Von jeher hatte die christliche Kirche die Malerei, Sculptur und Architektur begünstigt, welcher Künste sie zur Ausschmückung ihrer Gotteshäuser bedurfte und, wie oben bereits erwähnt wurde, gab die wenig scrupulöse Weise, mit welcher die Mittel zum

Baue der prächtigen Peterskirche in Rom beschafft werden sollten, den Anstoss zur Reformation. Die Blüthe der Malerei begann in Italien mit dem Auftreten des Leonardo da Vinci (1452 — 1519) und des Michelangelo Buonarotti (1474 — 1564), welche beide Maler, Bildhauer und Architekten waren, ihnen folgten Rafael Sanzio von Urbino (1483 — 1520), Correggio (1494 — 1534), Tizian (1477 — 1576), Paul Veronese (1528 — 1588), Guido Reni (1575 bis 1642), in Deutschland malten Hans Holbein (1495 — 1543), Albrecht Dürer (1471 — 1528) und Lucas Kranach (1472 — 1553), in den Niederlanden die Brüder van Eyck (1366 — 1440), Peter Paul Rubens (1577 — 1640), Rembrandt (1608 — 1674) u. A. Die Schöpfungen dieser Maler übten einen veredelnden Einfluss auf alle zeichnenden Künstler, insbesondere hob Albrecht Dürer die Kunst des populären Holzschnittes, von welcher Figur 279 eine Probe aus dem „Theuerdank" giebt, welche einen Zweikampf des Kaisers Max darstellt; der um diese Zeit allgemein herrschende Sinn für Formenschönheit brachte auch im Bücherdruck eine Vollendung hervor, welche erst in der jüngsten Zeit wieder erreicht worden ist. Proben der Malerei in Nachbildungen vorzuführen, ist unstatthaft, da keine Nachbildung die Kunst des Originals wiedergeben kann, sie ist auch insoferne überflüssig, als alle Bildergallerien der Hauptstädte Originalwerke dieser Meister besitzen, dagegen dürfte es von Interesse sein, eine Probe der damaligen decorativen Geschmacksrichtung kennen zu lernen, und in diesem Sinne ist die Tafel XIV, welche zwei Muster italienischer Wandmalereien aus dieser Zeit enthält, aufzufassen.

Die Werke der oben genannten Maler beschränken sich nicht auf biblische und christliche Darstellungen, neben Christus und den Heiligen tritt auch der griechische Olymp mit seinen Göttern hervor, neben den Kutten der Mönche die Nacktheit der griechischen Ideale, und dieser Umstand zeugt von einer Geistes- und Geschmacksveränderung, welche für die Culturentwicklung der folgenden Jahrhunderte von grosser Bedeutung war. Europa war vom Christenthum übersättigt und sehnte sich nach Abwechslung, welche es in den griechischen Mythen fand. Diese Geschmacksveränderung war zuerst in Griechenland selbst aufgetaucht, wo man unter dem Kaiserhause der Komnenen (seit 1057) und der Paläologen (seit 1261) wieder zu dem Studium der alten Autoren zurückgekehrt war. Von Griechenland gelangte diese Geistesrichtung nach Italien, wohin schon 1396 der griechische Gelehrte Emanuel Chrysoloras übergesiedelt war, nach der Eroberung Constantinopels

Italienische Wandmalerei aus dem XVI. Jahrhundert.

(Nach Zahn.)

durch die Türken (1453) fand die Auswanderung griechischer Gelehrter in Masse statt und ihre Werke fanden besonders in Deutschland begeisterte Aufnahme, wo der Protestantismus das Bibelstudium nach den Urquellen (des Alten Testaments nach den hebräischen und des Neuen Testaments nach den griechischen Büchern) eifrig betrieb; die meisten Reformatoren waren Kenner der griechischen Sprache, besonders Luther's Freund und Berather, Philipp Melanchthon, wogegen der grösste Kenner der griechischen Sprache, Erasmus von Rotterdam, sich von dem protestantischen Zelotismus abgestossen fühlte und den Katholicismus vorzog. Man hat der neuen Richtung den bezeichnenden Namen Humanismus (von *humanus* „menschlich") gegeben; gegenüber der Himmelssehnsucht, welche die Erde nur als eine Bussstation betrachtete, wo man die Folgen einer Erbsünde abschütteln müsse, fand die Lust am unbedingten Menschendasein und am heiteren Lebensgenuss wieder Boden; je weniger diese Richtung sich aber oppositionell gegen irgend eine Kirche verhielt, da man derselben nur als einer müssigen Spielerei folgte und keineswegs daran dachte, das Christenthum aufzugeben, um die alten Götter, deren Nichtigkeit Niemand bezweifelte, anzubeten, desto sicherer untergrub der Humanismus das Christenthum. Man kann nicht neben seiner Ehegattin noch eine Geliebte haben, ohne gegen die erstere zum mindesten gleichgiltig zu werden, und wie in den Kunstwerken der Maler die schmerzerfüllte Mater dolorosa nebst ihrem todten Sohne immer milder, menschlicher, lieblicher wurde, je mehr die sinnenberückende Aphrodite und der jugendschöne Apollo der Griechen die Herzen einnahmen, destomehr schwand der Geschmack an Ketzerverfolgungen und destoweniger liessen sich die Gemüther gegen Andersgläubige aufregen. Man fing an, die Menschen nicht mehr nach ihrem Glauben, sondern nach ihren Handlungen zu beurtheilen, die Katholiken fanden, dass es auch rechtschaffene Protestanten gebe, die Protestanten bemerkten, dass der bilderanbetende Katholik auch ein ehrlicher Mensch sein könne, und die Christen zusammen erkannten, dass es auch unter den Juden gemüthliche und edle Menschen gebe. So fand der von seinen zelotischen Glaubensgenossen in den Bann gethane Jude Spinoza (1650) mit seinen philosophischen Schriften bei den Christen Anklang, denen er die geläuterte Gottesidee als Pantheismus, der den Teufel entthront, vortrug und lehrte, dass die Seligkeit nicht eine Belohnung der Tugend, sondern eine Eigenschaft der Tugend selbst sei. Die mächtige Wirkung, welche der Huma-

nismus im Stillen ausübte, geht daraus hervor, dass während des 17. und 18. Jahrhunderts der Streit zwischen Staat und Kirche fast ganz ruhte.

Im 18. Jahrhundert fand in den gebildeten Kreisen der Unglaube, welcher sich aus dem Pantheismus als Opposition gegen die Kirche entwickelte, grosse Verbreitung; er ging von England aus, wo der häufige Wechsel zwischen katholischen und protestantischen Dynastien, sowie das Studium der heidnischen Philosophen zuerst zur offenen Auflehnung gegen die kirchlichen Satzungen führte. John Locke (†1704), der in seiner Schrift über „das vernünftige Christenthum" alles Uebernatürliche ausschloss, seine Zeitgenossen Boyle, John Toland (†1722), Mathias Tindal, der die „falschen Kirchen" angriff, William Wolaston (†1724), „der Glück, Wahrheit und Vernunft" als die Grundlage der Religionsanschauung aufstellte, Bernhard v. Mandeville († 1733) in seiner „Fabel von den Bienen" und Bolingbroke (†1751) waren die Vorkämpfer der Aufklärung; in Frankreich folgte Montesquieu, der in seinen „persischen Briefen" die Hierachie, den Aberglauben und das Lehr- und Regierungssystem der damaligen Zeit auf's schärfste angriff und in seinem „Geist der Gesetze" die Ständeverfassung befürwortete, d'Alembert und Diderot, welche in ihrer 1751 begründeten Encyklopädie die Aufklärung auf allen Gebieten des Wissens anstrebten, endlich der aus einer Jesuitenschule hervorgegangene Voltaire (†1794), welcher die Kirche mit dem bittersten Spotte verfolgte. In Deutschland suchte Thomasius († 1728) nur einer freieren Richtung der Theologie Bahn zu brechen, er wurde wegen seines Eifers gegen die Tortur und die Hexenprocesse 1690 aus Sachsen verwiesen, und als er aus dem Thore der Stadt Leipzig auszog, wurde ihm als „Irrlehrer" das Armensünderglöckchen nachgeläutet. Thomasius erklärte auch der lateinischen Sprache als Gelehrtensprache den Krieg und lehrte in deutscher Sprache an der Universität. Directer griff Lessing (1729 — 1781) in seinem Streite mit dem Pastor Göze den Buchstabenglauben des protestantischen Kirchenthums an, während er in seinem Lustspiele „Die Juden" und namentlich in seinem Drama „Nathan" für die verachteten Juden eintrat, nachdem er in Mendelssohn einen der edelsten Vertreter dieses Volkes kennen gelernt hatte.

In politischer Beziehung bildet das 17. und 18. Jahrhundert die Zeit des fürstlichen Absolutismus. Seit dem dreissigjährigen Kriege nahmen die stehenden Heere immer mehr an Umfang zu, der Adel konnte gegenüber den

Schiessgewehren sich nicht mehr auf seine persönliche Tapferkeit und Selbständigkeit stützen, er zog es vor, von den Fürsten Officiersstellen, Hof- und Verwaltungsstellen anzunehmen und dafür Privilegien gegenüber den niederen Ständen einzutauschen, wie die alleinige Befähigung zur Anstellung in höheren Aemtern, das Recht, Waffen zu tragen, welches allerdings nur zu einer unsinnigen Duellwuth führte, und die Erhaltung aller Feudalrechte des Mittelalters gegenüber den Bauern. Die freien Städte verloren ihr Ansehen, nachdem sich die Städtebündnisse aufgelöst hatten, sie hatten in den Kriegen ihren früheren Wohlstand eingebüsst, die Bürger, welche selbst schon die Vertheidigung ihrer Mauern den Söldnern überlassen hatten, verloren das Recht, Waffen zu tragen und waren ganz der Willkür der fürstlichen Beamten anheimgegeben, in deren Kreisen sich der Bureaukratismus, die Vermehrung unnützer Schreibereien und der Unfehlbarkeitsglaube ausbildeten. Die Bauern wurden mit Frohnen nach wie vor überlastet und sahen noch immer ihre Felder den Verwüstungen des zahlreichen Wildstandes preisgegeben, welches der Adel zu seinem Jagdvergnügungen hielt. Die Kirche, die katholische wie die protestantische, weit entfernt, diesen Bedrückungen entgegenzutreten, ermunterte die Fürsten in ihrem Despotismus; die protestantischen Theologen wendeten die alttestamentarischen Traditionen auf den modernen Staat an, sie erklärten den Fürsten als den Vertreter Gottes, dem die Unterthanen unweigerlich Gehorsam schuldig seien (noch unter Napoleon's I. Herrschaft wurde in einem deutschen Katechismus gelehrt, dass man auch diesem Eroberer Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsdienst und alle Abgaben schuldig sei, weil Gott die Fürsten zum Oberhaupte und zu seinem Ebenbilde auf Erden aufgestellt habe, und Diejenigen, welche an diesen Pflichten treulos handeln würden, der ewigen Verdammniss anheimfielen); in den katholischen Ländern predigten die Jesuiten die nämliche unbedingte Ergebenheit gegen die von ihnen protegirten Fürsten, und es waren besonders zwei Cardinäle, Richelieu (1624—1643) und Mazarin (1643—1661), welche unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. den Grossadel demüthigten und die absolute Herrschaft der genannten Könige begründeten; selbst in England schützten weder das Parlament, noch die Geschworenengerichte, noch die zum Schutze gegen willkürliche Verhaftungen erwirkte *Habeas corpus*-Acte vor Uebergriffen und Gewaltmassregeln der Regierung, der Geist des Absolutismus herrschte in ganz Europa. Erst unter Wilhelm von Oranien (1688) begann in England

die Achtung des Parlaments, hörte die Beeinflussung der Geschwornen auf und wurde die *Habeas corpus*-Acte respectirt. Es geht hieraus hervor, dass weder Gesetze, noch Verfassungsformen Bürgschaft bieten, wenn die Umstände den Machthabern Gewalt verleihen, sich über jene hinwegzusetzen.

Die unumschränkte Monarchie bietet dem Fürsten eine ungeheure Macht sie legt ihm aber auch eine Masse von Arbeit und eine Fülle von Pflichten auf, und die Geschichte lehrt, dass die meisten Fürsten weder Lust zur Arbeit, noch ein Verständniss ihrer Pflichten hatten; sie überliessen ihre Arbeit ihren Ministern und Günstlingen und widmeten ihre Zeit den Vergnügungen, welche die Steuern ihrer Unterthanen verschlangen. Jagden, welche nur Comödien der alten Zeit waren, da das Wild von den Frohnbauern schussgerecht vor die Jäger getrieben wurde, Ballette und italienische Opern, welche von Castraten aufgeführt wurden, Feuerwerke, in denen Unmassen von Pulver verpufft wurden, um den Hof durch Farbenspiele zu ergötzen, und dies Alles überwiegend eine sittenlose Maitressenwirthschaft mit einem Schweif von Schmarotzern, welche mit Sinecuren bedacht wurden, das füllte das Leben Derjenigen, welche sich als die Stellvertreter Gottes auf Erden, als sein Ebenbild betrachteten. Nicht einmal der Friede war die Folge dieses Absolutismus, vielmehr ist die Zeit desselben von unaufhörlichen Kriegen ausgefüllt, welche theils durch die Ländersucht, theils durch die Erbfolgestreitigkeiten der Fürsten hervorgerufen wurden, an denen übrigens sie selbst (mit wenigen Ausnahmen) persönlich nicht theilnahmen; die Völker mordeten sich, verheerten gegenseitig die Länder, ohne zu wissen warum, während die Fürsten sich amüsirten.

Nur wenige Fürsten machten eine Ausnahme; in Preussen war Friedrich Wilhelm I., obgleich ein roher Mensch und Soldatenliebhaber, doch ein grosser Sparmeister; sein Sohn Friedrich II., obwohl seine Kriege um Schlesien sein Land bedrückten, suchte doch in Friedenszeiten den Wohlstand seines Volkes zu heben, auch gewährte er in religiösen Dingen grosse Pressfreiheit. In Oesterreich fügte die Kaiserin Maria Theresia, ohne Gewalt, nur durch die Festigkeit ihres Charakters, die lose verknüpften Länder ihrer Krone zu einem festen Reiche und erfüllte die Regentenpflichten mit grosser Gewissenhaftigkeit; ihr Sohn Josef II. suchte sein Reich nicht blos wirthschaftlich, sondern auch geistig zu heben, er milderte die Leibeigenschaft der Bauern zur Erbunterthänigkeit, hob die meisten Klöster auf und bestimmte

deren Revenuen zum Unterrichte des Volkes, er gewährte, allerdings nur den Protestanten und Juden, Toleranz in Glaubenssachen, bildete die Justiz in humaner Weise um, schuf Humanitätsanstalten, nahm persönlich die Bittschriften seiner Unterthanen entgegen, um die Beamten zu controliren, und erledigte alle Regierungsangelegenheiten selbst; leider schnitt der Tod seinen Lebensfaden früh ab, es fehlte ihm die Zeit, seine Entwürfe durchzuführen und diese Erkenntniss, verbunden mit den Einwirkungen seiner Krankheit, mochten ihn veranlasst haben, vor seinem Tode einen grossen Theil seiner Neuerungen zu widerrufen. Es ist daraus der Schluss gezogen worden, dass seine Pläne nicht ausführbar gewesen seien, allein mit Ausdauer und Energie ist Alles erreichbar, auch die Veredlung eines Volkes; sie ist nur schwerer durchzuführen als die Corrumpirung desselben, weil zur Veredlung nur wenige, zur Corrumpirung aber viele Helfer sich finden. Das liebevolle Andenken, in welchem Josef II. im Herzen seines Volkes fortlebt, dürfte trotz seines Missgeschickes einen Sporn für Fürsten bilden, seinem Beispiele nachzuahmen; wenn Fürsten im Kriege ihr Leben und ihre Krone auf's Spiel setzen, so ist es nur analog, aber viel edler, das gleiche Opfer der Hebung des Volkswohles zu bringen. In Baiern strebte Kurfürst Maximilian Josef in gleicher Richtung zu wirken, er trat den Ansprüchen des Adels und der Kirche entgegen, wirkte für Verbesserung der Schulen und unterstützte den Gewerbefleiss in jeder Weise. In Russland suchte Peter I. sein Volk nach westeuropäischem Muster zu civilisiren. Zwar hatten schon einige seiner Vorgänger in dieser Richtung gearbeitet; Iwan Wasiljewitsch I. (1462—1505), der mit einer Nichte des letzten christlichen Kaisers von Constantinopel vermählt war, liess Handwerker und Bauleute aus Deutschland und Italien kommen, von denen er unter anderem auch den Kreml in Moskau bauen liess, sein Enkel Iwan Wasiljewitsch II. zog gleichfalls deutsche Künstler, Gelehrte und Handwerker in's Land, legte Buchdruckereien an und begründete durch die Errichtung der Opritschriki (Trabanten) oder Strjelzi (Scharfschützen, von *strjela* „der Pfeil") eine stehende Kriegsmacht. Diese erwies sich bald als anmassend im Frieden und unbrauchbar im Felde, weshalb Czar Michael (1613—1645) durch den Schotten Leslie fremde Söldner anwerben liess, aber erst Peter I. (1689—1725) vernichtete die stets zu Aufruhr geneigten Strelitzen und bildete eine Armee nach westeuropäischem Muster; er durchreiste das westliche Europa und legte durch seine Einrichtungen den Grund

zur Grösse des heutigen russischen Reiches. Unter seinen Nachfolgern setzte Katharina II., eine deutsche Prinzessin von Geburt, seine Bestrebungen fort, und die Verehelichung der russischen Kaiserin Anna mit einem deutschen Prinzen, sowie der späteren russischen Monarchen mit deutschen Fürstentöchtern unterhielt die Verbindung mit dem Westen.

Der westeuropäische Despotismus wurde zuerst im Jahre 1789 in Frankreich gebrochen. Ludwig XVI. hatte von seinen Vorfahren einen durch die unsinnigste Verschwendung an Mitteln entblössten Staat geerbt; als keine Aussicht mehr vorhanden war, Geld auf andere Weise aufzubringen, entschied er sich für die Einberufung der Stände, deren Steuerbewilligungsrecht früher ignorirt worden war. Der dritte Stand jedoch, unter der Führung Mirabeau's, wollte sich nicht zur einfachen Steuerbewilligungsmaschine missbrauchen lassen; unterstützt durch mehrere Fehler der Regierung, wusste er sich zum massgebenden Organe des Staates zu machen und dictirte der Regierung seine Forderungen als Gesetze, deren einfache Aufzählung mehr als jede andere Schilderung die Schäden der damaligen Zeit blosslegt: Losgebung von den Feudalrechten, Aufhebung der persönlichen Dienstbarkeit, Ablösung des Zehnten und dessen Verwandlung in eine Geldtaxe, Aufhebung des ausschliesslichen Jagdrechtes, Abschaffung der Gutsgerichtsbarkeit, der Verkäuflichkeit der obrigkeitlichen Aemter, des Zunftzwanges, der Abgabenfreiheit und der Ungleichheit in der Besteuerung, der Stolgebühren der Geistlichen, der Jahresabgaben an den römischen Stuhl, des grössten Theils der Pfründen, der unverdienten Pensionen u. s. w. Hierzu trat später das Verlangen nach Aufhebung sämmtlicher Orden und Klöster, Gleichberechtigung der Juden und nach gänzlicher Aufhebung des Zehntrechtes, vorgeschlagen von einem Geistlichen, dem Bischof von Auton, Talleyrand. Mit dem Misstrauen, welches die Haltung des Königs erregte, wuchsen die Forderungen, die Constitution vom Jahre 1791 enthielt: 1. die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, 2. die Unterordnung der Menschen unter die Macht der Gesetze, 3. die Unverletzlichkeit des Königs, 4. die Ministerverantwortlichkeit, 5. die aus freier Wahl hervorgegangene gesetzgebende Versammlung, deren Beschlüssen der König nur ein aufschiebendes Veto entgegenstellen kann, 6. das Geschwornengericht, 7. die Nationalbewaffnung, 8. feierliche Gewährung der materiellen, bürgerlichen und persönlichen Rechte, insbesondere des Eigenthums, der persönlichen Freiheit und Gleichheit, der Gewissenfreiheit und jene der

Presse, Abschaffung aller Feudal- und hierarchischen Lasten. — Viele von diesen Forderungen hatte Kaiser Josef II. seinen Völkern aus eigener Initiative gewähren wollen, in Frankreich standen ihrer Gewährung noch grössere Hindernisse entgegen, als in Oesterreich, da der König Ludwig XVI. nur gezwungen seine Einwilligung gab, und im Falle einer Erstarkung der königlichen Autorität diese Einwilligung entweder selbst zurückgenommen hätte oder von dem Adel zur Zurücknahme derselben gezwungen worden wäre. Wenn die französische Revolution mit der Abschaffung der mittelalterlichen Feudalzustände endigte, so lag die Ursache zum grossen Theile in den erfolglosen Demonstrationen der fremden Heere an den Grenzen, welche die Franzosen erbitterten, die rücksichtslosen Vertreter des Jakobiner-Clubs zur Herrschaft brachten, die Hinrichtung des Königs, den Verkauf der adeligen Güter und jenes furchtbare Blutbad zur Folge hatten, welches mit allen bestandenen Zuständen so gründlich aufräumte, dass eine Wiederherstellung der früheren unmöglich wurde.

Es giebt Ereignisse in der Weltgeschichte, welche aller Berechnung spotten. Obgleich alle Einzelheiten der Ereignisse bekannt sind, glaubt man doch seinen Augen nicht zu trauen, wenn man liest, wie das Parlament dem König das Schwert aus der Hand winden, wie Paris und wenige ihm anhängliche Departements der vereinigten Macht Europas und dem Aufruhr von 63 Departements gegenüber sich erhalten, wie die zusammengerafften Haufen der französischen Revolutionsheere die gut ausgerüsteten und disciplinirten Truppen der Verbündeten besiegen konnten; allerdings war dem Absolutismus in den Pariser Terroristen ein Gegner entstanden, der gleich rücksichtslos wie jener war, aber auf seiner Seite den grösseren Enthusiasmus und die grösseren Talente hatte, welche selten an den Höfen wachsen. Der Sieg der Revolution war nicht der Erfolg des Liberalismus, denn seine Anhänger, die Girondisten, wurden ebenfalls die Opfer derselben; ihr Schicksal wäre übrigens kein besseres gewesen, wenn die Reaction gesiegt hätte, sie wären von dieser geköpft worden; in dem Streite der Leidenschaften wird die Mittelpartei stets zu Boden getreten. Doch hatten die den Untergang ihrer Partei überlebenden Girondisten die Genugthuung, ihre Ideen siegen zu sehen, nachdem der Schaum der Leidenschaften sich gesetzt hatte.

Die französische Revolution zertrümmerte nur in Frankreich das Bestehende, aus ihr entstand aber die Dictatur Napoleon's, der diese Zertrüm-

merung auch auf den Boden des benachbarten Deutschlands und Spaniens übertrug. Er war das Gegentheil eines Apostels der Freiheit und Gleichheit, aber als Eroberer musste auch er die alten Einrichtungen zerstören. Das deutsche Reich löste sich 1806 auf, die deutschen Fürsten wurden theils mediatisirt, theils als souverän erklärt, und diese Souveränität erhielt sich auch nach Napoleon's Sturz. Preussen, auf's tiefste niedergedrückt, musste in einer Regeneration des Staates die Mittel zur Erstarkung suchen, auf Stein's Rath erfolgte 1807 die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, 1808 eine neue Städteordnung, ferner die Aufhebung aller Standesrechte, wodurch der Bürgerliche dem Adeligen gleichgestellt wurde, und die Einführung der Gewerbefreiheit.

Die Herrschaft Napoleon's in Deutschland hatte tiefgreifende Folgen. Früher waren die Deutschen die eifrigsten Nachahmer der Franzosen gewesen, die Letzteren galten als die Lehrer der feinen Lebensart, französische Sprachlehrer, Tanzmeister, Schneider, Köche, Friseure u. dergl. wurden gut bezahlt, die französische Literatur massenhaft gekauft, die deutsche Sprache war mit französischen Wörtern überfüllt. Der Uebermuth der französischen Soldaten bewirkte einen völligen Umschwung. Klopstock's Teutonismus kam zu Ehren, an die Stelle des leichten Sinnes, der Stutzertracht und der Freigeisterei trat Alterthümelei, Fremdenhass und inniger Kirchenglaube. Körner sang: „Der Himmel hilft, die Hölle muss uns weichen“, Arndt: „Deutsche Freiheit, deutscher Gott, deutscher Glaube ohne Spott, deutsches Herz und deutscher Stahl, sind vier Helden allzumal“, die deutschen Studenten: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet“ u. s. w. Allerdings war diese Stimmung auch gegen die Fürsten gerichtet, die Teutonen verlangten einen Kaiser wie Karl den Grossen, um Deutschland gegen die Wiederkehr eines Eroberers zu sichern, der im deutschen Particularismus ein Mittel gefunden hatte, sich in Deutschland einzunisten, und die deutschen Fürsten bangten davor, dass die Begeisterung, welche sich so mächtig gegen Napoleon erhoben hatte, sich auch gegen sie richten könne. Daher folgte auf die Fremdherrschaft eine eiserne einheimische Polizeiherrschaft, eine strenge Unterdrückung politischer Meinungen und die Begünstigung der kirchlichen Orthodoxie. Die Monarchen der mächtigsten Staaten Europas: Russlands, Oesterreichs und Preussens, verbanden sich feierlich, in ganz Europa die Ruhe des Grabes zu erhalten. Unter diesen Umständen hielt die römische Kirche

die Zeit gekommen, ihre Herrschaftspläne wieder praktisch durchzuführen, der Jesuitenorden wurde wieder hergestellt und still, aber emsig an einer Beeinflussung des Volkes zu Gunsten der katholischen Kirche gearbeitet. Im Jahre 1840 wurde mit der öffentlichen Ausstellung des „heiligen Rockes“ zu Trier Europa an den Puls gefühlt, und es zeigte sich, dass der Wiederherstellung der römischen Obmacht kein ernster Widerstand entgegengesetzt werde.

Während aber die Fürsten ängstlich darüber wachten, dass kein Lebender die Ruhe ihrer Staaten störte, hatte ein Todter dafür gesorgt, dass die Ideen der politischen und Gewissensfreiheit nicht verkümmerten. Friedrich Schiller (†1805) hatte in flammenden Versen diese Ideen besungen, und an ihnen entzündete sich immer auf's Neue die Begeisterung der deutschen Jugend. In „Wilhelm Tell“ wurde die politische Freiheit gepredigt, in „Don Carlos“ der Fanatismus gegeisselt, in „Kabale und Liebe“ die sittenlosen Höfe des 18. Jahrhunderts an den Pranger gestellt und in seinen Gedichten gegenüber dem düsteren Kirchenglauben die heitere Natur der griechischen Götter gefeiert. Die Fürsten ahnten zwar nicht, welchen grossen Dienst ihnen selbst Schiller erwiesen hatte, indem er dafür sorgte, dass im deutschen Volke der Sinn für das Edle und Schöne, für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Manneswürde und Frauenehre erhalten blieb, aber sie wagten auch nicht, die Schriften eines Mannes zu verbieten, der der Liebling seines Volkes geworden war. So entfaltete sich auch die Revolution des Jahres 1848, welche wie mit einem Zauberstabe die ganze fürstliche Autorität lähmte, in ruhiger Entwicklung zur Proclamation eines deutschen Kaiserreiches auf liberaler Grundlage, und wie viel besser die viel verspotteten Professoren des deutschen Parlaments die Richtung ihrer Zeit verstanden, beweist der Umstand, dass dieses Kaiserreich, allerdings erst aus einem Haufen von Leichen im französisch-deutschen Kriege im Jahre 1871 doch erstand; ebenso haben sich die liberal-politischen Grundsätze, wie sie in der deutschen Reichsverfassung im Jahre 1849, allerdings nur theoretisch, niedergelegt wurden, nach und nach in allen deutschen Ländern verbreitet; das Jahr 1848 beseitigte die Erbunterthänigkeit der Bauern in ganz Deutschland. Politische Verfassungen sind zwar noch keine Bürgschaft des Volkswohles, aber der Constitutionalismus ist eine Erscheinung, welche den Beweis liefert, dass die Idee der Gleichheit alle Völker des westlichen Europas durchdrungen hat. Geburt und Vermögen sind nur noch günstige Gaben, welche das Schicksal einzelnen Menschen-

kindern in die Wiege legt, nicht mehr die Bollwerke, hinter denen die Unfähigkeit und Trägheit vor dem Anstreben des Talentes gesichert ist. Mit dem Aufhören der Adelsprivilegien ist dem frischen Strome des Volksblutes der Weg bis in die höchsten Kreise geöffnet, und die fähigen Minister bürgerlichen Ursprungs, welche in jüngster Zeit die Geschicke der Staaten lenkten, beweisen, dass das bürgerliche Element eine kräftige Stütze der Staaten geworden ist.

Das 19. Jahrhundert ist so reich an Erfindungen und Bereicherungen der Wissenschaft, dass der vorgesteckte Raum selbst zu einer Aufzählung derselben nicht ausreicht. Es sei daher nur darauf hingewiesen, dass die Naturkunde, die wichtigste von allen Wissenschaften, weil sie das Verhältniss des Menschen zum Weltall klarstellt, in der neuesten Zeit zum grossen Theile erst geschaffen wurde. Die Astronomie durchforschte die Räume des Himmels und bestimmte selbst die Bahn der von der Unwissenheit einst so gefürchteten Kometen. Die geographischen Entdeckungen haben die Erde bis zu jenen Punkten kennen gelehrt, wo das Eis jedes weitere Vordringen verbietet, die Kugelform der Erde ist nicht nur bewiesen, sondern auch gemessen, man wird die Erde nicht mehr für eine Glocke halten können. Die Geologie hat die Entstehung der Erde nachgewiesen und aus dem Schoose derselben eine Menge von nutzbaren Producten an's Licht gebracht. Die Mathematik ist derart vervollkommt worden, dass sie die kühnsten Bauwerke ermöglicht. Die neu geschaffene Chemie giebt eine richtige Auffassung von den Processen des Werdens und Vergehens; unterstützt von dem Mikroskop, bekämpft sie alle den Menschen schädlichen Ereignisse, und hat die Heilkunde in den Stand gesetzt, selbst jene furchtbaren Epidemien zu mildern und zu verhüten, welche einst ganze Völker decimirte und im Orient noch jetzt decimirt, während die übrigen Krankheiten leichter erkannt und geheilt werden, als es früher der Fall war. Die Pflege dieser Wissenschaften ist so innig mit dem Staatswesen verbunden, dass keine Regierung derselben entrathen kann, ja dieselben zum Theile schon in den Mittelschulen lehren lassen muss, obschon sie ein gefährlicherer Feind des Kirchenglaubens sind, als alle Philosophie des 18. Jahrhunderts, denn Denker können sich irren und selbst am Producte ihrer Gedanken irre werden, sie können daher von der Dialektik bekämpft und durch Widerruf blossgestellt werden, aber die Thatsachen. welche die Experimente der Forscher hervorrufen, kann keine Dialektik widerlegen, sie können nicht widerrufen werden, sie sind unantastbar.

Noch sind die exacten Wissenschaften zu jung, um ihre Wirkung auf die Cultur des Herzens und der Sitten, die mit der äusseren Cultur nicht identisch ist, klar erkennen zu lassen, doch ist schon jetzt kein Zweifel, dass die allgemeine Milderung der Sitten, welche die unbefangene Prüfung der Neuzeit zugestehen muss, ihnen zuzuschreiben ist. Der Verstand, welcher die Ursachen der Erscheinungen erforscht, kann sich der Erkenntniss nicht verschliessen, dass Müssiggang, Lüge, Trug, Unsittlichkeit, Schwelgerei, Grausamkeit und Bedrückung schädliche Folgen erzeugen, welche auf den Schuldigen und sein Geschlecht früher oder später zurückwirken, und dass Thätigkeit, Aufrichtigkeit, Mässigkeit und Gerechtigkeit die Ruhe des Gemüthes bewahren, welche auch unverdientem Unglück gegenüber sich bewährt. Daher hat jener gesunde Egoismus, der in der Vorbeugung oder Linderung des Unglückes Anderer das beste Mittel des eigenen Wohlergehens sucht, eine Reihe von gemeinnützigen Anstalten hervorgerufen, welche, wie: Armenhäuser, Krankenhäuser, Findelhäuser, Versicherungen von Geld bei Unglücks- und Todesfällen, Spar- und Vorschussvereine, Krankenkassen, Feuerwehren, Sanitätspolizei u. dergl. viele Ursachen beseitigt, die in früherer Zeit zu grossem Elend und zur Verwilderung der Armuth geführt haben.

Aus denselben Grundsätzen ging die Verbesserung des Gerichtswesens hervor. Im 18. Jahrhundert nahm die Strafrechtspflege einen neuen Aufschwung. Einzelne Staaten erliessen umfassende Strafgesetzbücher, so Baiern 1751, Oesterreich 1768, Preussen 1794. Dem humaneren Zeitgeiste trugen die Landesfürsten insoferne Rechnung, als sie eine neue Strafart, die Zucht- und Arbeitshäuser einführten, so dass die grausamen Strafen des Mittelalters, die Verstümmelungen und massenhaften Hinrichtungen (oft wegen geringer Verbrechen) bald ganz ausser Anwendung kamen; die Folter wurde in Preussen 1755, in Oesterreich 1776 aufgehoben, in manchen Ländern hat sie sich aber bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten. Die dadurch entstandene Lücke suchte man auf andere Weise auszufüllen; in Preussen und Sachsen wurde die sogenannte ausserordentliche Strafe des Verdachtes eingeführt; war nämlich der Angeklagte zu einem Geständnisse nicht zu bewegen, lag auch kein vollständiger, sondern nur halber Beweis durch Zeugen-Aussagen vor, oder hielt man ihn blos auf Grund von Indicien überführt, so wurde derselbe wegen Verdachtes zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt, und oft liess man den eines schweren Verbrechens Verdächtigen zeitlebens im Zucht-

hause schmachten, bei leichteren Vergehen erkannte man dem Angeklagten einen Reinigungseid zu. In Süddeutschland wurde dem Richter die Ermächtigung ertheilt, über den Angeschuldigten die volle gesetzliche Strafe zu verhängen, wenn der Process so viel Verdachtsmomente ergeben hatte, dass ein vollständiger Beweis von der Schuld des Angeklagten logisch construirt werden konnte; war das nicht möglich, so wurde der Angeklagte wegen vorhandenen Verdachtes nicht völlig freigesprochen, sondern nur von der Instanz entbunden, mit welcher Art Freisprechung der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden war. Auch die bürgerliche Rechtspflege wurde geregelter, freilich aber auch die Processführung immer verwickelter und kostspieliger, je mehr man der einfachen Rechtsprechung und etwaigen Irrthümern des Richters ausweichen wollte. Es entstand ein eigener Stand gerichtlicher Vormünder oder Advocaten, welcher die Interessen des rechtsunkundigen Publikums zu vertreten hat, und der, bewandert in den Künsten der Dialektik und Sophistik, es dem gesunden Menschenverstande unmöglich macht, sein Recht selbst zu vertreten. Zu gleicher Zeit bildete sich das Institut der Notare aus, welche für eine den Rechtsvorschriften entsprechende Abfassung von Urkunden zu sorgen haben, um entstehenden Besitzstreitigkeiten vorzubeugen. Durch Anlegung gerichtlicher Grundbücher wurde der Grundbesitz geschützt.

In neuester Zeit (seit den Fünfziger Jahren) erhielt in Deutschland der Strafprocess eine ganz neue Richtung. Der alte geheime und schriftliche Inquisitionsprocess wurde abgeschafft und ein öffentliches mündliches Verfahren mit dem Institute der Staatsanwaltschaften eingeführt, und zwar entweder vor Geschwornen, wie in Preussen, Baiern, Oesterreich u. s. w., oder vor gelehrten Richtern. Nicht mehr hinter verschlossenen Thüren wird der Angeklagte processirt, sondern der Zutritt zu den Verhandlungen ist Jedem, soweit es die Räumlichkeiten des Gerichtes gestatten, erlaubt. Das ganze Verfahren ist ein öffentliches, wer Zeit und Lust hat, mag zusehen und zuhören, wie die Richter über den Angeklagten zu Gericht sitzen und Recht sprechen. Die Hauptverhandlung ist mündlich, die Zeugen müssen ihre in der Voruntersuchung gemachten Aussagen öffentlich wiederholen und sich von dem Richter und dem Vertheidiger über jeden Umstand befragen lassen. Eine eigene Beweistheorie kennt der heutige Strafprocess nicht. Die Richter fällen ihr Urtheil auf Grund ihrer aus der ganzen Verhandlung geschöpften

Ueberzeugung von der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, wie sie es bei ihrem Pflichteide vor ihrem Gewissen verantworten können; die Geschwornen (unbescholtene Bürger, die zur Rechtsprechung herangezogen werden) fällen das Urtheil ohne Angabe der Gründe, während die gelehrten Richter ihren Urtheilsspruch motiviren müssen. Nur ein solches auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit gestütztes Strafverfahren macht eine wahrhaft gerechte Strafrechtspflege möglich.

Den grössten Umschwung haben die Industrie und die Landwirthschaft durch die Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik erfahren. Schon im 17. Jahrhundert lernte der Franzose Papin eine neue Naturkraft, die Dampfkraft, kennen, doch wurde seine Erfindung wenig beachtet; die Engländer Thomas Savery (1699) und Newcome (1705) verwendeten sie, um Maschinen zur Entwässerung der Bergwerke herzustellen, Watt (1763) aber schuf auf dieser Grundlage die verbesserte Dampfmaschine, welche bald als Motor auf andere Gewerbe angewendet wurde. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wetteiferten die Mechaniker, allerlei sinnreiche Maschinen zu erfinden, es entstanden Spinn- und Webemaschinen, Papiermaschinen, Schnellpressen für den Buchdruck, Dampfwagen und Dampfschiffe, die von Napoleon verhängte Continentalsperre führte zur Erfindung des Rübenzuckers und zur Anlegung von Zuckerfabriken, mit fieberhafter Thätigkeit wurden alle Naturstoffe bis auf die Abfälle herab untersucht, ob nicht daraus neue Fabrikate gewonnen werden könnten, selbst die Lumpen erhielten einen so hohen Preis, dass die Papierfabriken zu Holzstoffen griffen, um billiges Papier zu erzeugen.

Die Folge war die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinenarbeit, die Theilung der Arbeit, die Erzeugung der Waaren im Grossen, die Anfüllung der Magazine mit Waaren, für welche der Handel im Auslande Absatzwege suchen musste, da sie das Inland nicht consumiren konnte, die Association des Capitals in Form von Actiengesellschaften, welche die Ersparnisse der kleinen Capitalisten aufnahmen und mit grösseren als den bisher üblichen Zinsen zu bezahlen versprachen, ein grosser Aufschwung des Handels, Verbesserung des Postwesens, billigeres Porto für Briefe und Waaren, Anlegung von Eisenbahnen (leider auch die Vernachlässigung der Wasserwege) und in jüngster Zeit die Erfindung des elektrischen Telegraphen, der mit Blitzesschnelle die Botschaften nicht nur zwischen Ländern, sondern selbst über den Ocean befördert.

Mit der Dampfkraft ist ein neuer Geist auf die Erde gekommen, der mehr als alle politischen Verhältnisse die Feudalzustände zerstörte. Die früher verachtete Industrie wurde Herrscherin der Erde, selbst der stolze Adel wurde Fabrikant, Präsident und Verwaltungsrath der Actiengesellschaften, der Grossgrundbesitz verwendet die Wasserkräfte seines Bodens zur Anlegung von Fabriken, und während er im Mittelalter Schreiben und Lesen verachtet hatte, studirt er jetzt den Curszettel der Börsen und beschäftigt sich mit Zollsätzen und Handelsfragen wie der Kaufmann der Stadt. Der Dampf beseitigt die Standesverhältnisse, er kennt nur Einen Werthmesser: das Geld; der Adelige benützt, wie der Taglöhner, denselben Eisenbahnzug, der nur nach der Höhe des Tarifs in verschieden möblirte Wagenclassen getheilt ist und nicht nach dem Willen der Passagiere, sondern nur an den bestimmten Stationen hält. Auch die Regierungen konnten sich dem Einflusse des Dampfes nicht entziehen, die Staaten sind Industriestaaten geworden, und Handelsinteressen beherrschen die Politik mindestens ebenso sehr als die Eroberungssucht, ohne indess friedlichere Zeiten herbeizuführen. Um Geld für diese Kriege, für die Anlegung von Eisenbahnen etc. zu erhalten, wendeten sich die Regierungen an den Geldmarkt, um Anlehen aufzunehmen, oder sie überboten das Actienwesen, indem sie unverzinsliches Papiergeld niederster Sorte ausgaben und sich damit bis zu den geringsten Unterthanen um Credit wendeten, nöthigenfalls sich denselben durch Zwangscurs verschafften; Milliarden von Gulden, Mark, Francs etc. existiren nur in der Form bedruckter Zettel, deren Werth von den Zufällen der Ereignisse abhängt. Allerdings sind mit Hilfe dieses fingirten Capitals Wunderwerke der Baukunst, der Verbesserung des Verkehrs u. s. w. geschaffen worden, allerdings hat das bequeme Papiergeld mächtig fördernd auf den Verkehr eingewirkt, aber etwas unheimlich ist doch der Gedanke, dass der Reichthum der europäischen Culturstaaten zu einem grossen Theile nur ein fingirter ist, dass der Wohlstand derselben auf Credit beruht, den ein Windhauch vernichten kann.

Vermögensverluste durch den Handel waren schon im Alterthum und im Mittelalter vorgekommen, wenn Schiffe zugrunde gegangen oder von Seeräubern gekapert worden waren, aber die Geldkrisen der Neuzeit verbreiten ihre verheerenden Folgen in einem grossen Theile der Bevölkerung und die Folgen von Staatsbankerotten treffen jeden Besitz. Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte eine vom Schotten Law in Paris gegründete,

anfangs klug angelegte und Gewinn verheissende Actienunternehmung zu einem argen Schwindel geführt und mit einem furchtbaren Bankerott geendigt, im jetzigen Jahrhundert sind die Geldkrisen chronisch geworden und verheeren von Zeit zu Zeit den Wohlstand der Länder; ihr Beginn wird selbst von den gewiegtesten Börsenkennern nicht vorausgesehen und sie entwickeln sich in Folge des einreissenden Mangels an Vertrauen mit rasender Schnelligkeit. Im Jahre 1810 fallirte in England die Hälfte aller Geschäftshäuser, im Jahre 1815 fand in demselben Lande eine Krisis mit 3552 Bankerotten statt, im Jahre 1825 stellten 80 Landbanken ihre Zahlungen ein, und die Bank von England, in welcher selbst continentale Fürsten ihr Vermögen anlegen, um im Falle eines Thronverlustes vor materiellen Sorgen gesichert zu sein, kam in Gefahr. Zu Ende der Dreissiger Jahre und 1847 kamen Krisen im geringeren Masse vor, aber 1857 erfolgten in Amerika 5132 Bankerotte mit 300 Millionen Dollars Passiven, in England 207 Bankerotte mit 60 Millionen Pfund und auf dem Continent 145 Bankerotte mit 500 Millionen Mark Passiven. Die Krisis des Jahres 1873 steht noch im frischen Gedächtniss.

Dieser Industriestaat hat eine neue Classe der Bevölkerung geschaffen, den Arbeiterstand. Die Industrie hat das Handwerk zerstört, die kleinen Meister gehen zugrunde, die reichen werden Fabrikanten; sie hat ihre zersetzende Macht selbst auf den Bauernstand erstreckt, mit ihren landwirthschaftlichen Maschinen richtet sie den Kleinbauern zugrunde und macht aus dem reichen Bauer einen Fabrikanten. Wie Oel auf dem Wasser, sondert sich das Capital von der Besitzlosigkeit, dort Geld, hier Arbeit, und welche Arbeit! Die Dampfmaschine kennt keine Müdigkeit, sie arbeitet Tag und Nacht, sie verlangt nur Geld, sie braucht nur Kohlen und Wasser, und mit ihr müssen die Menschen arbeiten Tag und Nacht; der Sonntag, der Ruhetag, droht ausser Gebrauch zu kommen, denn Zeit ist Geld und ein arbeitsloser Tag dem Fabrikanten so und so viel Entgang am Gewinn. Die Maschine bedarf grosser Aufmerksamkeit, bei dem Schnauben ihres Dampfes, beim Schnurren ihrer Räder, beim Rasseln ihrer Kolben verstummt ohnehin jeder fröhliche Gesang, jenes muntere Plaudern, welches die Arbeit in den Werkstätten des Handwerkers versüsste. Wenn die Maschine ihre Räder in Bewegung setzt, müssen alle Hilfsarbeiter an ihrem Platze sein und der Fabrikherr muss mit Geldstrafen die ohnehin kärglich bezahlten Arbeiter an Pünktlichkeit gewöhnen. Bei den eisernen Maschinen herrscht die eiserne Nothwendigkeit.

Dennoch ist es unrichtig, von „Sclaven“ zu sprechen, das was alle Mühsal der Fabrikarbeit versüsst, ist die Freiheit des Arbeiters, der seinen Platz nach Belieben wechseln, der über seine freie Zeit nach Willkür verfügen und der sich in jüngster Zeit mit seinen Genossen ungehindert verabreden kann, die Arbeit in Masse einzustellen und dadurch den Fabrikbesitzer zu höheren Löhnen zu zwingen, wenn er glaubt, dass sein Lohn den Umständen nicht entspricht. Wie hoch steht der europäische Arbeiter über dem Sclaven des Alterthums, der in Ketten arbeiten musste, willkürlich geschlagen und gefoltert wurde, den man mit Sclavinnen sich paaren liess, ohne ihm die Freuden der Familie zu gönnen, da die Früchte dieses Concubinats nicht als seine Kinder, sondern als neues Eigenthum seines Herrn galten, und der endlich alt und abgerackert, schliesslich an einen anderen Herrn verkauft wurde, der seine letzten Kräfte ausnützte! Viele junge Mädchen ziehen sogar die Fabrikarbeit dem Dienstverhältnisse vor, das ihnen bei besserer Verköstigung besseren Lohn gewährt, aber freilich nicht gestattet, Abends spazieren zu gehen und halbe Nächte im Wirthshause zu verbringen, und Gesellen ziehen die Fabrikarbeit der Werkstatt des kleinen Handwerkers vor, weil sie ihnen grösseren Lohn bietet. Es ist unrichtig, dass die Armuth zur Prostitution treibt, nur der Leichtsinn treibt dazu, die Mehrzahl unserer städtischen und ländlichen Arbeiter lebt ein zwar an Entbehrungen reiches, aber durch Freude an den Kindern versüsstes Familienleben und entschliesst sich leichter zur Ehe, als viele Angehörige des Mittelstandes, welche aus Furcht, sich in ihren Genüssen beschränken zu müssen, auf die Gründung einer Familie verzichten.

Auf die Landwirthschaft hat die aufwuchernde Industrie noch einen anderen Einfluss geübt. Der Ackerbau beschäftigt sich heute nicht blos mit dem Anbau von Nahrungsmitteln, es wird auch eine grössere Anzahl von Producten für die Industrie angebaut; deshalb ist der Getreidebau zurückgedrängt, ausserdem sind viele Flächen, welche früher zu Viehweiden dienten, zum Ackerbau verwendet worden, zumal die Erfindungen der Chemie eine grössere Ausbeutung des Bodens ermöglichen. Dadurch sind Brot und Fleisch ungeheuer im Werthe gestiegen, zumal die Bodenproduction des westlichen Europas nicht ausreicht, um den Consum zu decken und Getreide wie Vieh aus Amerika und Russland importirt werden muss; zugleich ist das Geld durch die Entdeckung vieler Goldgruben in Amerika, Afrika und

Australien im Werthe gesunken. Die Löhne der Arbeiter und die Gehalte der Beamten sind nicht im gleichen Masse gestiegen. und es ist unzweifelhaft, dass in neuerer Zeit mehr gearbeitet werden muss, um den Lebensunterhalt zu gewinnen, als früher. Aber dieser Import verhindert auch jene furchtbaren Hungerjahre, welche in früherer Zeit oft auf Jahre des Ueberflusses folgten, das Leben ist ernster, aber gleichmässiger geworden, man stirbt nicht mehr Hungers, denn wie oben (S. 629) erwähnt, schützen zahlreiche gemeinnützige Anstalten vor Elend.

Dass in diesem Leben der Arbeit, in diesem Jagen nach Gewinn, welches den Industriestaat der Neuzeit kennzeichnet, nicht das geistige Leben verkümmert, sondern im Gegentheile immer reiner sich entfaltet, dafür sorgt Gutenberg's segensreiche Erfindung, welche sich ebenfalls zur Grossindustrie entfaltet hat. Wenn es die Aufgabe des Staates ist, das Volk zu bilden und zu bessern, so finden die Regierungen einen grossen Theil dieser Aufgabe durch den Buchhandel und die Zeitungspresse nicht nur unentgeltlich besorgt, sie beziehen ausserdem noch aus den Steuern derselben einen reichen Gewinn. Mehr als die Sorgfalt der Regierung arbeitet der Egoismus der Buchhändler an der Verbesserung der Lehrbücher, an der Verwohlfeilerung des Wissens, an der allgemeinen Verbreitung gemeinnütziger und populärer Schriften, nachdem die Regierungen durch den unentgeltlichen und obligaten Volksunterricht Jeden zwingen, sich wenigstens die Elementarkenntnisse anzueignen. Trägt auch die Gewinnsucht manchem verirrten Geschmacke Rechnung, so ist dies doch in verschwindend kleinem Masse der Fall, während andererseits der Ehrgeiz den Buchhandel selbst zur Herausgabe wissenschaftlicher Werke antreibt, welche keinen reichen Gewinn versprechen. Zwischen diesen beiden Extremen fliesst aber ein breiter Strom veredelnder Bücher, deren Einfluss sich mit der Zeit immer wohlthätiger für die allgemeine Gesittung erweisen wird.

Noch intensiver als der Buchhandel arbeitet die Zeitungspresse an der Bildung des Volkes. Wir haben oben (S. 613) ihre Entstehung kennen gelernt, schon damals erweckte sie den Argwohn des Papstes, seither war sie fortwährend den Massregelungen der Regierungen ausgesetzt, aber dabei ist sie unaufhaltsam gediehen. Die Presse ist der Spiegel der Volksseele, sie steht jeder Partei zur Verfügung, der liberalen wie der conservativen und der Reaction. Wenn die liberale Presse, welche die Arbeit der Humanisten fort-

setzt, über die besten Arbeiter, über die grösseren Mittel und über den grösseren Leserkreis verfügt, so beweist dies eben, dass der liberale Gedanke am tiefsten Wurzel gefasst und die grösste geistige Bedeutung hat; daher ist die Presse ein besserer Barometer der Volksstimmung als die oft künstlich zusammengesetzten Volksvertretungen. Uebrigens wird die Gefährlichkeit der Presse von den Regierungen überschätzt; der Journalist Börne urtheilte darüber bescheidener, indem er in seinen Sodener Badebriefen sagt: „Ein liberales Rind hat mit seinem Kopfe ein Loch in die Mauer gestossen, so gross, dass es Stirn und Schnauze hindurch stecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und geniesst unbeschränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, dass dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füssen aus dem Stalle zu befreien, lässt darum das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen.“ Diese Worte waren auf Frankreich gemünzt und wenige Tage vor den königlichen Ordonnanzen geschrieben, welche dieser Brummfreiheit ein Ende machen sollten. Diese Ordonnanzen und nicht die Zeitungen waren die Ursache der Revolution des Jahres 1830, wie auch die Censur im Jahre 1848 die deutsche Revolution nicht hinderte. Keine einzige Revolution ist durch die Zeitungen hervorgerufen worden, im Gegentheile ist die freie Presse ein Sicherheitsventil, welches die viel gefährlicheren Verschwörungen und Explosionen verhütet. Gegen die Ausschreitungen der Presse schützen die bürgerlichen Gesetze, welche auch in den freiesten Ländern die Aufforderung zum Aufruhr, die Verleumdung und die Unsittlichkeit bestrafen, und zwar je härter, je öffentlicher die Vergehen oder Verbrechen begangen wurden.

Aber die Discussion der Regierungsmassregeln ist nur ein Theil einer Zeitung, der grössere Raum ist den Vorkommnissen des täglichen Lebens, den Gerichtsverhandlungen, populären Aufsätzen aus allen Gebieten des Wissens, volkswirthschaftlichen Nachrichten und den Anzeigen gewidmet, welche den Verkehr zwischen Producenten und Consumenten vermitteln. Die Dienste, welche die Zeitungen durch schnelle Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen der Rechtspflege leisten, sind wiederholt von Gerichtshöfen anerkannt worden; dass diese Veröffentlichungen manche unmoralische That verhüten, ist weniger bekannt, aber Thatsache ist, dass die Zeitungen den abgeschafften Pranger in wirksamerer Weise ersetzen, sowie dass die Ver-

öffentlichung schlechter Handlungen abschreckender wirkt und dem Betreffenden schmerzlicher ist als die gerichtlichen Strafen; selbst wenn die Geschwornen sich weigern, das die Strafe herbeiführende Schuldig zu sprechen, ist der Uebelthäter dem öffentlichen Urtheile verfallen. Die Einwirkungen der Zeitungen auf die öffentliche Wohlthätigkeit bei Unglücksfällen sind unübertrefflich, sie sind sogar international; keine Kanzelberedsamkeit kann so viel wirken als der journalistische Appell an die Wohlthätigkeit. Durch das rege Interesse, welches die Presse den Fortschritten der Wissenschaften und der Cultur widmet, verbreitet sie die Cultur in allen Kreisen des Volkes, die Presse setzt die Arbeit der Schule fort, sie ist die Lehrerin des Volkes und sie wirkt desto tiefer, je weniger sie die Moral im Munde führt, je weniger sie mit unerreichbaren Idealen flunkert und je weniger die Person des Journalisten in den Vordergrund tritt. Aber selbst in ihren Schattenseiten ist die Presse nicht die Schöpferin, sondern das Geschöpf der wirthschaftlichen und moralischen Zustände, und die schlimmsten derselben sind es nicht, welche sich an das Licht der Oeffentlichkeit wagen.

Es ist nicht die Aufgabe des Geschichtsschreibers, die Zukunft zu verkünden. Ob Europa in den Aberglauben zurücksinken oder siegreich die Bahn der Cultur verfolgen wird, muss der Zukunft überlassen bleiben; wir können nur die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen und in dieser Beziehung constatiren, dass mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit (welche ihre Privilegien wanken, nicht fallen sehen) keine Gesellschaftsclasse in Europa Ursache hat, über die Neuzeit zu klagen. Könnte und sollte auch Manches besser sein, als es ist, eine Vergleichung mit der Vergangenheit lehrt, dass es besser ist, als es war.

Die Geschichte der Culturstaaten lehrt, dass die Zukunft der Staaten wesentlich von der Culturpflege abhängt. Es ist nicht richtig, dass Völker wie die Menschen wachsen und vergehen müssen. Ein Volk erneuert sich fortwährend, wie die Natur sich mit jedem Jahre verjüngt, wenn seine Gesetze und Sitten diese Erneuerung befördern; es geht unter, wenn die Sitten und Gesetze den Bedingungen des Gedeihens nicht entsprechen, wie ein Feld von Unkraut überwuchert wird, wenn die sorgsame Bodenpflege mangelt.

China ist ein solches Beispiel der völkererhaltenden Wirkung guter Gesetze und Einrichtungen, sein Rückgang datirt erst seit den Einwirkungen des versumpfenden Buddhismus, wie alle Staaten mit dem Beginne geistiger Reaction die schiefe Ebene betraten, welche zum politischen Untergang führt.

Wenn aber auch der Patriot in die Lage kommen kann, trauernd seine Nation dem Niedergange zueilen zu sehen, dem Freunde der Cultur bleibt die tröstende Gewissheit, dass die Cultur die Politik überlebt. Staaten sind aufgestiegen und untergegangen, aber die Cultur im Allgemeinen hat stetig zugenommen und ihre Lichtseiten haben ihre Schattenseiten stets überstrahlt.

Mögen daher Diejenigen, welche ihr Leben und die Kraft ihres Geistes und Körpers dem Fortschritte der Menschheit widmen, daraus die Ermuthigung schöpfen, dass ihr Wirken nicht verloren ist, auch wenn der Erfolg sich verzögert. Schnell blühen und schnell verwelken die Blumen des Feldes, der Baum braucht Zeit zu wachsen und Früchte zu tragen, und oft erntet sie der nicht, der den Baum gepflanzt hat. Aber die wahre Tugend rechnet nicht auf den Lohn, sie fühlt sich beglückt in ihrem Wirken und das Streben ist allezeit der Dank der Lebenden an die Todten, die ihrer Bildung vorgearbeitet haben. Tragen wir daher unsere Schuld an unsere Vorfahren ab, indem wir das kostbare Erbe ihres Wissens pflegen und vermehren; was unsere Erben mit unserer Arbeit machen werden, ist ihre Sache. In diesem Sinne schliessen wir mit den schönen Worten Jesu: „Sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

REGISTER.

Verzeichniss der Illustrationen.

I. Nachbildungen antiker Bilder und Sculpturen.

II. Moderne Gegenstände.